This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

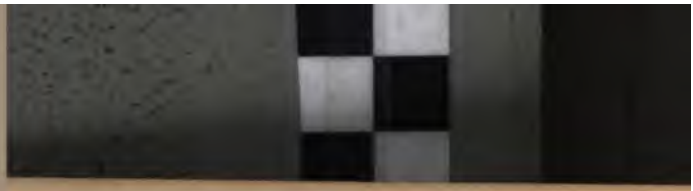
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel

von

Missionar **P. Steiner.**

1895. — Neunundreißigster Jahrgang. — 1895.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1895.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 5 1969

Inhalt.

Seite

Korea 1. 59
Eine japanische Sekte 15
Zweiundvierzig Jahre unter den Indianern u. Eskimo 18. 73. 111
Einiges aus dem Kapitel von der Missionsfürbitte. Von P. Eppler, Pfr. 49. 97
Die Mission unter den Mohammedanern 108
Madagaskar. Ein bedrohtes evang. Missionsland. Von Dr. H. Christ 129. 177
Ein Missionsjubiläum 150
Die Ureinwohner von Japan 160. 206
Im Nordosten von Kamerun. Von Miss. Fr. Autenrieth 196. 461. 510
Missionssinn und theologisches Studium. Von Prof. D. Jul. Grill 225
Ein Missionspionier. Lebensskizze des wesleyanischen Missionars Th. Freeman 236. 275. 330. 377
Ein mohammedanisches Familienfest 251
Die Bekehrung Indiens 257
Tage des Herrn in China. Von Miss. M. Schaub . . . 269
Die madagassischen Märtyrer. Von L. Dahle 290
Mohammed als Religionsstifter. Von P. Wurm . . . 305
Züge aus der Formosa-Mission 317
Die Basler Mission im Jahr 1895 353
Die ärztliche Mission unter den Negern. Von Dr. Fisch . 371
Tibet. Ein verschlossenes Land 389. 441. 485
Ursprung der bedeutendsten Umwälzung in Alt-China. Von Miss. M. Schaub 402
Unruhen in der chinesischen Provinz Kanton . . . 406
Die Kalahariwüste und ihre Bewohner 417
Die Ermordung der englischen Missionare in Kutscheng . 424
Der Aufruhr in der chinesischen Provinz Sztschuen . . 431
Missionslehrkurse, ein neues Mittel zur Verbreitung und Belebung des Missionsinteresses. Von J. Haller 437
Aus der Missionsarbeit unter den Cheyenne-Indianern 453
Die Zerstörung der Basler Missionsstation Moilim in China 495
Ueber die Wirkung des Alkohols in den Gebieten der evangelischen Heidenmission. Von Dr. H. Christ 505
Erläuterung zu der Karte: Basler Missionsgebiet in China . 28
Erläuterungen zu den Bildern:
Mekka-Karawane 83
Auf dem Mongo-Fluß (Kamerun) 212
Ein westafrikanischer Häuptling mit Tragstuhl und Tragkorb . . 295
Toda-Leute auf den Blauen Bergen (Indien) 385
Festmahl auf der Insel Tahiti 514

Missions-Zeitung.

a) Rundschau: Seite

Das Kongogebiet 33
Deutsch-Südwestafrika 84
Die deutschen Missionen in Südafrika 214
Die evangelischen Missionen in Ostafrika 341
Hinterindien: Siam, Barma und Assam 473

b) Neuestes und Vermischtes: Siehe das Register.

Bücheranzeigen:

Album der Basler Missionsgesellschaft 303
Aller Heiden Trost. Kleine Schriften für Heidenmissionn . . . 484
Bender, P. Was trennt uns von Rom? 304
Buchner E. Acht Monate in Südafrika 96
Coape H. C. Im Netze der Jesuiten 516
Dalton H. Auf Missionspfaden in Japan 301
Eger, Pfr. Wegweiser durch die volkstümliche Missionslitteratur . 176
Forts of Darkness and Soldiers of Light 304
Grundemann, D. Neuer Missionsatlas in 35 Karten 388
Hardeland O. Geschichte der lutherischen Mission 48
Heilmann, Dr. Der Missionsunterricht nach Theorie und Praxis 304
Hirt's Bilderschatz zur Länder- und Völkerkunde 302
Horne S. C. The Story of the L. M. S., 1795—1895 . . . 176
Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1895 . . 128
Kausch und Hahn. 50 Bilder aus der Goßnerschen Kols-Mission . 47
Keller S. Mosaik 176
Kranz P. Eine Missionsreise auf dem Yang tze kiang in China . 96
Kratzenstein, D. Kurze Geschichte der Berliner Mission in Süd- und Ostafrika 48
Kreuz und Halbmond. Kleine Schriften für Indianermission . . 484
Lenk, P. Was ist die Bibel 304
Londoner Spatzen 516
Lovett R. James Gilmour of Mongolia 303
Merensky A. Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika . . 48
— Das deutsche Reich und die Sklaverei in Afrika . 304
Mitteilungen aus der Brüdergemeine 128
Mutterwort, ein 176
Orelli v., D. Wider unberechtigte Machtsprüche heutiger Kritiker . 304
Petrich H. Hermann Theodor Wangemann 484
Prentiß E. Die Perle der Familie 516
Ratzel, Dr. Völkerkunde I. Band 175
— II. " 302
Schmidt. Die Gleichnisse Jesu " 516
Schreiber, Dr. Fünf Monate in Südafrika 303
Stosch, P. Die Aufgabe der Mission in Indien nach ihrer inneren Gestalt 484
Vahl J. Missions to the Heathens in 1892 and 1893 . . . 304

Bibelblätter:

Nr. 1. Die Mission unter den Völkern des Islam. — Die Bibel am kaiserlichen Hofe in Peking. — Aus Japan. — Bücheranzeige.

Nr. 2. Die Bibel unter den japanischen Truppen. — Auf einer Bibelreise im Nordosten von Borneo. — Kolporteur und Blindenlehrer in China.

Nr. 3. Die Bibel in fernen Landen: 1. Auf einer Bibelreise nach Australien. 2. Die Bibel in Madagaskar. 3. Das Buch der Bücher für Chinas Millionen.

Nr. 4. Unter Arabern und Juden in der algerischen Sahara. — Bücheranzeige.

30'
114°
30'
Wuṅ,nyen,
Tšhoṅ,len,
24°
FUT,KOṄ,TŠU,
Lyuṅ,mun,
Phyan,len,
Tshyuṅ,fa,
30'
Wendekreis des Krebses
Kit,ts'
Pak,thoṅ,
Nyen,
Phai'mu
CANTON
Phan,yi,
Tuṅ,koṅ,od.
Pok,lo,
Koṅ'fo
FUT'TŠU,FU'
Šak,luṅ,
Tuṅ,kou'
Yun,phin,
Nai,tham,
Yun,fu,
23°

Korea.

*

1. Das Land. Geschichtliches und Politisches.

Als der amerikanische Missionar Gilmore*) einem Studienfreund mitteilte, er habe im Sinne nach Korea zu gehen, antwortete dieser: Ich habe eine dunkle Erinnerung, daß es weit hinten in Ostasien ein Land dieses Namens giebt, aber ich muß es in meinem Atlas aufsuchen, damit ich doch weiß, wo es eigentlich liegt.

Noch vor wenigen Monaten hätte vielleicht mancher, der sonst in der Geographie nicht ganz unbewandert ist, eine ähnliche Antwort gegeben, denn wenn auch Korea seit bald zwei Jahrzehnten kein verschlossenes Land mehr ist, so haben doch erst die Kriegsereignisse der letzten Zeit allgemeines Interesse dafür erweckt.

Bis vor achtzehn Jahren war Korea thatsächlich unzugänglich für alle Fremden; selbst der chinesische Gesandte, der von Zeit zu Zeit die Hauptstadt Söul besuchte, durfte nur wenige Begleiter mit über die koreanische Grenze nehmen. Seeleute, die an der Küste des ungastlichen Landes Schiffbruch litten, wurden ins Gefängnis geworfen, damit sie nicht heimkehren und in ihrer Heimat etwas über Korea erzählen könnten. Auf drei Seiten vom Meere umspült, die Küste durch Inseln und gefährliche Riffe, der Zugang von der Landseite durch ein hohes Gebirge geschützt, hat das Land bei dem Bestreben, die Fremden fern zu halten, einen Bundesgenossen in den geographischen Verhältnissen gefunden.

Warum aber seit Jahrhunderten diese strenge Abschließung gegen die Außenwelt? Die Antwort giebt uns die koreanische Geschichte, für die es chinesische und japanische Quellen giebt, die bis ins 12. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zurückgehen.

*) Verfasser des lesenswerten Buches: Korea from its Capital.

In den ältesten Zeiten war Korea Jahrhunderte lang unter der Herrschaft Chinas, dem es im wesentlichen seine Kultur verdankt und von dem es auch seine Religion bekommen hat. Seit dem 10. Jahrhundert nach Christus ist es ein selbständiges Reich. Nach einer längeren Periode innerer Ruhe und Blüte wurde es wiederholt von chinesischen und japanischen Heeren überschwemmt. Bald wollte eins der beiden ostasiatischen Reiche das Land für sich erobern, bald benützten die eifersüchtigen Mächte den neutralen Boden Koreas, um da ihre Streitigkeiten auszufechten. Dazu kamen noch Raubzüge, die japanische Seeräuber an den Küsten entlang machten. Die Koreaner aber dachten: Wenn unsere Vettern, die Japaner und Chinesen, uns so behandeln, was werden wir erst von fremden Barbaren zu gewärtigen haben? und beschlossen deshalb, daß künftig kein Fremder mehr den Boden ihres Landes betreten dürfe.

Am Ende des 16. Jahrhunderts schloß Korea Frieden mit seinen Nachbarn und blieb seither ziemlich unbehelligt; nur mußte es einen Tribut an China bezahlen. Die Japaner hatten freilich den Koreanern einen dauernden Schaden zugefügt, denn bei ihrem letzten Einfall hatten sie die koreanischen Künstler und Handwerker mit fortgenommen. Die koreanische Industrie hat sich von diesem Schlag nicht wieder erholt.

Seit etwa zwanzig Jahren hat Japan versucht, Korea allmählich von China zu lösen und enger mit sich zu verbinden. Aber erst im Jahr 1876 ließ sich die Regierung von Korea herbei, einen Vertrag mit Japan zu schließen, dem in den folgenden Jahren (1882) Verträge mit den Vereinigten Staaten, mit England, Deutschland, Italien, Rußland und Frankreich folgten. Drei Häfen, Tschimulpo im Westen, Fusan im Süden und Wönsan im Osten, wurden dem Verkehr freigegeben. Auch in der Hauptstadt dürfen sich jetzt Ausländer niederlassen, für den Aufenthalt sonst im Land ist ein besonderer Paß erforderlich. Man könnte sich eigentlich wundern, daß es den Koreanern möglich war, ihr Absperrungssystem so lange durchzuführen. Korea ist nicht ganz halb so groß wie Deutschland und hat 12 bis 15 Millionen Einwohner, ist also recht klein im Vergleich mit seinen mächtigen Nachbarn China und Rußland. Auch Japan ist nach Umfang und Einwohnerzahl bedeutend größer, ganz abgesehen von der

Uebermacht, die ihm seine überlegene Kultur verleiht. Daß die andern ostasiatischen Mächte Korea so lange in Ruhe ließen, kommt daher, daß jede ein Interesse an der Unabhängigkeit des kleinen Landes hat, weil dadurch die Grenzgebiete zwischen Rußland, China und Japan geschützt sind. Korea nimmt in Ostasien eine ähnliche Stellung ein wie die Schweiz in Mitteleuropa.

China behauptet allerdings, Korea sei sein Vasallenstaat, und der König von Korea hat — aus Furcht vor dem mächtigen Nachbar — manches gethan, was diesen Anspruch zu bestätigen scheint. Aber in Wirklichkeit liegen die Verhältnisse doch etwas anders. Wenn auch China in alten Zeiten als der Stärkere über Korea geherrscht und auch noch in neuerer Zeit Tribut von ihm gefordert hat, so weiß man andrerseits, daß verschiedene chinesische Kaiser sich im Sinne der Unabhängigkeit Koreas ausgesprochen haben. So hat man folgendes Kaiserwort aus dem 17. Jahrhundert: „Korea ist ein kleines Land im Osten und steht nicht unter der Botmäßigkeit des Reichs der Mitte."

In der neueren Zeit hat China nicht verhindert, daß Korea wie ein souveräner Staat mit andern Staaten Verträge schloß, ja es hat selbst einen solchen Vertrag mit Korea geschlossen und damit thatsächlich dessen Unabhängigkeit anerkannt. Hinterher hat die Regierung Chinas freilich versucht, durch allerhand Nörgeleien diese Thatsache zu verdunkeln; sie hat sogar gefälschte Abschriften des Vertrags zwischen den Vereinigten Staaten und Korea fertigen lassen, in denen ein ursprünglich nicht vorhandener Artikel, der die Suzeränität Chinas über Korea behauptet, eingeschoben ist; aber dadurch kann der durch die Verträge geschaffene Zustand nicht mehr rückgängig gemacht werden.

Wenn nun auch China keine Herrscherrechte in Korea besitzt, so hat es doch einen starken und sehr unheilvollen Einfluß auf das Land geübt. Der chinesische Gesandte hat bei der Regierung von Korea immer im Sinne einer fortschritt- und fremdenfeindlichen Politik gewirkt. Oft ist das von Natur gutmütige und gastfreundliche koreanische Volk durch Chinesen gegen die Ausländer aufgehetzt worden. Chinesen haben jene auch in China mit Vorliebe erzählten und geglaubten abgeschmackten Fabeln verbreitet, wie z. B. die, daß die Ausländer Kinder raubten und töteten, um aus ihren Augen Arznei zu machen und dgl. Wahrscheinlich ist

dieſes Treiben der Chineſen mit ſchuld an dem gegenwärtigen Krieg, denn Japan, durch deſſen Vermittlung Korea dem Ausland geöffnet worden iſt, betrachtet ſich gewiſſermaßen als Hüter und Vormund des Landes und will nicht dulden, daß eine andere Macht deſſen Unabhängigkeit gefährdet und ſeinen Fortſchritt hemmt.

Es ſind jetzt gerade 300 Jahre, daß in Korea ein blutiger, ſiebenjähriger Krieg zwiſchen China und Japan ausgefochten wurde. Japan war anfangs ſiegreich und eroberte die ganze Halbinſel, ſpäter aber hatte es Unglück und mußte ſich zurückziehen. Keine der beiden Mächte hat dieſen Krieg vergeſſen und im Jahr 1882 wurde die Feindſchaft neu angefacht. Damals ſchickte China Truppen nach Korea, — angeblich, um einem ruſſiſchen Einfall zuvorzukommen, in Wirklichkeit aber um Koreas Fortſchritt in der Civiliſation zu hindern. Im Jahr 1884 gab es dann Unruhen, bei denen die chineſiſchen Soldaten arge Grauſamkeiten begingen. Der König von Korea erbat bei der japaniſchen Geſandtſchaft Truppen zu ſeinem Schutz. Darauf rückte das chineſiſche Militär vor den Palaſt und es erfolgte ein blutiger Kampf, in dem die japaniſchen Truppen den kürzern zogen. Ein paar Monate ſpäter ſchloß der Mikado mit dem Kaiſer von China einen Vertrag, in dem beide Teile verſprachen, ihre Truppen zurückzuziehen und nicht wieder Militär nach Korea zu ſchicken, ohne es der andern Regierung anzuzeigen. Nun brach aber im Jahr 1894 eine Empörung im Süden von Korea aus, über die der König nicht Herr wurde. Er bat den Kaiſer von China um Hilfe und dieſer ſandte Truppen, — wie es heißt, ohne dies der japaniſchen Regierung anzuzeigen. Der liberale koreaniſche Staatsmann Kim-Ok-Kiun, der an den Unruhen im Jahr 1884 beteiligt war, hatte ſich nach Japan geflüchtet und lebte dort bis zum Frühling 1894 als politiſcher Flüchtling. Da wurde er nach Schanghai gelockt und auf Befehl der koreaniſchen und mit Erlaubnis der chineſiſchen Regierung ermordet. Auch ſeine nächſten Angehörigen wurden niedergemetzelt.

So kam mancherlei zuſammen, um den ſchon lange glimmenden Zündſtoff zur Flamme anzufachen. Man mag nun über den gegenwärtigen Krieg und Japans Recht oder Unrecht denken wie man will, aber daß Korea unter japaniſchem Einfluß beſſer daran ſein wird als unter chineſiſchem, das dürfte kaum zweifel-

haft sein. Von der evangelischen Mission und ihren Aussichten wollen wir später sprechen; hier sei einstweilen nur gesagt, daß von dem japanischen Einfluß mehr religiöse Duldsamkeit zu hoffen ist, als von dem chinesischen.

Vielleicht steht Korea jetzt an einem Wendepunkt seines Geschicks. In früheren Jahrhunderten haben feindliche Horden mordend und zerstörend in dem armen Land gehaust, aber neue Geschlechter sind statt der vernichteten herangewachsen und haben von neuem gepflanzt und gebaut. Jetzt kommt in friedlichem Gewande die moderne Kultur, und vor ihr können die mittelalterlichen Zustände Koreas nicht stand halten.

Zunächst merkt das Volk nicht viel von den Segnungen dieser Kultur. Die Industrie geht sehr zurück. Die im Haus gewobenen und gefärbten Kleiderstoffe werden von den billigen Baumwollwaren des Auslands verdrängt; ebenso die einheimischen Metallarbeiten von den aus Japan eingeführten. Das aus Rizinusbohnen bereitete Lampenöl weicht einem billigen amerikanischen Erdöl und die leeren Erdölkannen treten an die Stelle einheimischen Geschirrs. Der Reis, das Hauptnahrungsmittel des Volks, steigt im Preis, seit die Häfen für die Ausfuhr geöffnet sind. So verarmt das ohnehin schon arme Volk immer mehr. Die Reichen hingegen werden immer üppiger; sie begehren alle möglichen abendländischen Luxusgegenstände und das Geld dazu erpressen sie von dem Volk. Ein Glück ist nur, daß Schaumwein und andre geistige Getränke zu den teuren ausländischen Waren gehören, so daß das Volk sie nicht kaufen kann und somit wenigstens der Gefahr entgeht, sich von der abendländischen Kultur in erster Linie die Trunksucht anzueignen. Die Koreaner könnten viel wohlhabender sein, wenn sie durch eine vernünftige Regierung dazu angeleitet würden, die Hilfsquellen des an Naturgaben keineswegs armen Landes zu entwickeln. Im Norden und Westen sind die Berge mit herrlichen Wäldern bedeckt. (Im Süden und Osten hat man allerdings die Wälder zerstört.) Was die Berge im Innern hegen, ist noch nicht genügend erforscht, wahrscheinlich aber ist das Land reich an Mineralien, die nur der Hebung harren. Schon jetzt wird — freilich mit ungenügenden Hilfsmitteln und darum in ungenügender Menge — eine sehr gute Antrazitkohle zu Tage gefördert. Außerdem findet man Eisen, Kupfer, Silber, auch Goldstaub.

Manche Teile des Landes haben einen strengen Winter, aber das Klima ist doch gemäßigt und es gedeihen die Früchte der gemäßigten Zone. Korea ist besonders reich an Obst. Das Hauptgetreide ist der Reis. Der Ackerbau ist sehr mühsam, denn die Geräte sind noch von der ursprünglichsten Art. Es ist weit nicht alles anbaufähige Land bebaut.

Von Haustieren hat Korea hauptsächlich sehr kleine Pferde und große, schöne Rinder. Diese werden nur als Lasttiere benutzt, da die Koreaner weder Milch noch Butter gebrauchen.

Die Regierung hat wohl manchmal versucht, etwas zur Hebung von Gewerbe und Landwirtschaft zu thun, aber es blieb bis jetzt immer beim Versuch. So wurde viel Geld ausgegeben, um eine Münze mit europäischen Maschinen einzurichten; aber man prägte nur einige Probemünzen und fing dann wieder an, mit den alten, schwerfälligen Maschinen zu arbeiten. Ein Unternehmen, vernünftig nach Kohlen zu graben, scheiterte an der Eifersucht gegen die Ausländer, die den Bergbau betreiben wollten, und ähnlich ging es mit manchem andern.

Das Heerwesen stand eine Zeitlang unter der Leitung amerikanischer Offiziere. Die Soldaten haben teils moderne, teils noch mittelalterliche Waffen. Die für militärische Zwecke unpraktische koreanische Tracht ist durch eine nach amerikanischem Vorbild hergestellte Uniform von etwas zweifelhaftem Schnitt ersetzt. Noch zweifelhafter ist die Farbe, da der Baumwollstoff unter dem Einfluß von Wind und Wetter bald in allen Schattierungen prangt. Die Truppe macht also keineswegs einen strammen Eindruck.

Im Jahr 1884 wollte sich Korea dem Weltpostverein anschließen. Schon waren die Briefmarken gedruckt, und im Auswärtigen Amt wurde das Ereignis durch ein Bankett gefeiert. Da brach ein Aufstand aus. Er wurde zwar bald unterdrückt, aber unterdessen war der Eifer für den Weltpostverein erkaltet. Die japanische Regierung besitzt und verwaltet jetzt einige Postämter in Korea.

Mit dem bisherigen soll nicht gesagt sein, daß Korea nicht einige wirkliche Fortschritte gemacht habe. Unter diese gehören vor allem, daß es diplomatische Beziehungen zu Amerika und verschiedenen europäischen Staaten unterhält und daß die erbliche Sklaverei abgeschafft ist. Auch des Telegraphen müssen wir ge-

denken, der — nicht zur Freude der kleinen einheimischen Kaufleute — den Handel der großen ausländischen Geschäfte fördert.

Wir müssen auch noch etwas über die Regierung von Korea sagen, aber vorher einen Blick auf ihren Sitz, die Hauptstadt Söul, werfen (das Wort Söul bedeutet Hauptstadt; der eigentliche Name der Stadt ist Kjung-gi-do). Wie das Land Korea noch tief im Mittelalter steckt, so macht auch seine Hauptstadt einen mittelalterlichen Eindruck. Sie mag — die außerhalb der Mauer liegenden Vorstädte eingerechnet — etwa 300 000 Einwohner haben. Die eigentliche Stadt ist von einer 22 bis 30 Fuß hohen und 3 Fuß dicken Mauer umgeben, die, obgleich schon 500 Jahre alt, noch in gutem Stand ist; allnächtlich werden die Thore geschlossen und dann herrscht tiefe Stille in den Straßen. Wer aber doch ausgehen will, thut gut, eine Laterne mitzunehmen, denn eine Straßenbeleuchtung giebts nicht. Söul hat nur drei breite Straßen und auch von diesen sind zwei durch Buden und Läden verbaut. Die andern Straßen waren ursprünglich breit angelegt, mit einem erhöhten Fahrdamm in der Mitte, aber als die Einwohnerzahl sich vermehrte, fingen die Leute an, ihre Häuser in die Straße hineinzubauen. Jetzt sind die Gassen so eng, daß zwei Leute nur mit Mühe aneinander vorbeikönnen. Der König hat drei Paläste in der Stadt, zu denen viele Nebengebäude, Gärten u. s. w. gehören; es ist aber nur einer bewohnt, die andern sind ziemlich verfallen. Auf den Bergen, an die sich die Stadt lehnt, sieht man abends, wenns dunkel ist, nacheinander vier Feuer aufleuchten. Diese Feuer sind die Schlußglieder von Ketten von Feuern, die sich durch das ganze Land ziehen und die dem König von den entferntesten Provinzen die Nachricht bringen, daß alles in Ordnung ist und Friede im Lande herrscht.

Der König ist Selbstherrscher und ernennt seine Minister, die in seinem Namen die Regierungsgeschäfte besorgen. Die Minister haben dann wieder verschiedene Klassen von Beamten unter sich, von denen leider nicht viel Gutes zu sagen ist. Es giebt wohl kaum irgendwo nichtsnutzigere, bestechlichere Beamte als in Korea. Der König mag die besten Absichten haben — die Beamten sorgen meistens dafür, daß nichts Gutes zustande kommt. Er erfährt selten etwas von dem schändlichen Treiben dieser Menschen, denn sie hängen an einander wie Kletten und es wird nicht leicht einer

den andern verklagen, oder es geschehen lassen, daß jemand eine Klage über einen von ihnen vor den König bringt. Seine Majestät soll ohnedies möglichst wenig mit unangenehmen Dingen behelligt werden. Diese Beamten sind hauptsächlich schuld daran, daß die große Masse des koreanischen Volks so arm und träge ist. Die Koreaner haben kein Interesse vorwärts zu kommen und etwas zu ersparen, denn sobald es bekannt wird, daß einer ein kleines Vermögen erworben hat, findet sich ein Beamter, der es ihm unter irgend einem Vorwand abschwindelt oder auch mit Gewalt nimmt. Der Koch von Missionar Gilmore hatte es in seinem Dienst zu etwas gebracht, so daß er zwei Häuser und ein kleines Kapital besaß. Er erklärte aber, er wolle trotzdem immer im Dienst eines Amerikaners bleiben, weil er da denselben Schutz genieße wie die Amerikaner. Andernfalls, sagte er, würde bald ein Beamter kommen und ihn nötigen, ihm eine Summe Geldes zu leihen, würde aber das Entlehnte niemals zurückgeben. Solche Erpressungen, bei denen im Notfall auch Gefängnis und Prügel angewandt werden, sind sehr gewöhnlich. Und es ist nicht nur das Geld, nach dem die Beamten ihre gierigen Hände ausstrecken. Es kommt einem vornehmen Herrn auch nicht darauf an, einem armen Mann seine Frau zu rauben, wenn er gerade Lust dazu hat.

Da nur ein erfolgreiches Examen die Beamtenlaufbahn eröffnet und dadurch einem Mann zu Ehren und Würden verhilft, sollte man eigentlich denken, die Beamten seien die besten Männer der Nation; aber man muß nur wissen, wie es bei diesem Examen zugeht. Die Bewerber dazu kommen von allen Teilen des Landes, oft über tausend an der Zahl, von jedem Stand und Alter, der Jüngling, wie der Greis am Stabe, der unbärtige Knabe, der hoffnungsvoll seinen ersten Gang wagt, und der alte Mann, dessen Hoffnung schon oft getäuscht wurde und der nun noch einen letzten Versuch macht. Da sitzen sie alle auf einer Wiese, hier ein paar ohne Schutz vor der brennenden Sonne, dort einige zusammengedrängt unter einem großen Regenschirm, die Wohlhabenden unter Zelten. Jeder hat einen beinahe meterbreiten, nach einer bestimmten Regel zusammengefalteten Bogen Papier auf dem Schoß und neben sich einen hohlen Stein mit etwas Wasser, um sich die Tusche zu reiben. Als Feder dient ihm ein Pinsel, mit dessen Hilfe er seinen Bogen mit kunstvollen, sorgfältig ausgeführten

Schriftzeichen bemalt. Die Examensfragen sind aus den chinesischen Klassikern genommen, und machen ziemliche Ansprüche an das Gedächtnis, das ja bei der chinesischen Unterrichtsmethode, zum Schaden der andern Geisteskräfte, fast ausschließlich geübt wird. Eine solche Frage kann z. B. lauten: Was sagt Ji-King*) über die Pflichten der Kinder nach dem Tode der Eltern?

Ueber den Erfolg des Examens entscheidet der König, aber natürlich kann er nicht die 1000 oder mehr Arbeiten lesen. So legen ihm die Beamten vor, was ihnen beliebt, und wenn ein Kandidat nicht das Glück hat, ein Sohn oder doch ein Verwandter eines Würdenträgers zu sein, so wird er es, wenn seine Mittel es erlauben, zweckmäßig finden, einem Beamten in die allzeit offene Hand etwas zu drücken, das es ihm erleichtert, die betreffende Arbeit herauszufinden und dem König vorzulegen. Manche reiche Leute schicken auch einen gelehrten Verwandten, der dadurch ein hübsches Stück Geld verdienen kann, an ihrer Stelle ins Examen, und es kommt vor, daß ein gewandter Mann mehrere Examensarbeiten, die er in andrer Leute Namen gemacht hat, in den durch Schranken abgegrenzten Platz wirft, wo die Arbeiten durch die Beamten abgeholt werden. Es giebt ja auch ehrliche Leute, die es verschmähen, durch Betrug ein Amt zu erlangen; manchmal durchschaut auch der König die Ränke seiner Beamten und sieht selbst zum rechten, und besonders bei den Prüfungen für niedere Beamtenstellen gelingt es manchem armen tüchtigen Mann, ein Amt zu bekommen; aber im allgemeinen betreten die Leute ihre Beamtenlaufbahn schon mit einer Unredlichkeit, und Bestechlichkeit und Nepotismus erben sich in den Beamtenkreisen von Geschlecht zu Geschlecht wie eine ewige Krankheit fort.

Kein Wunder, daß sich in dem so jämmerlich regierten Land eine revolutionäre Partei, die Tong-Haks, gebildet hat, die den Sturz des gegenwärtigen Herrschergeschlechts anstrebt. Diese Partei ist übrigens daneben konservativ und fremdenfeindlich und huldigt dem Grundsatz: Korea für die Koreaner. Ein Teil des japanischen Heeres hat kürzlich einen Aufstand der Tong-Haks niedergeschlagen.

*) Ein chinesischer Klassiker.

2. Die Koreaner.

Wenn ein Fremder zu der Zeit, wo Korea sich dem Ausland öffnete, dorthin kam mit der Erwartung, in den Bewohnern halbnackte, grausame Wilde zu finden, so wurde er jedenfalls angenehm enttäuscht. Schon bei dem ersten Anblick sieht man, daß die von Kopf zu Fuß sehr anständig, wenn auch nicht gerade anmutig gekleideten Menschen keine Wilden sein können. Eine weite, kurze Jacke, weite, unten durch Gamaschen gehaltene Hosen, ein weiter Mantel mit ungeheuren Aermeln sind die Hauptstücke des Anzugs bei Männern und Frauen. Zu der vollständigen Kleidung eines Mannes gehört auch Geldbeutel, Messer, Tabaksbeutel, Pfeife und Feuerzeug. Alles das trägt er in den Aermeln, die ihm zugleich als Taschen dienen. Der kleine Beamte hat auch noch Fächer, Taschentuch und Schreibzeug darin; ein vornehmer, reicher Mann aber hält es unter seiner Würde, auch nur seine Pfeife selbst zu tragen; dazu hat er ja seine Diener. Die Kleider sind meist aus Baumwollstoff und die vorherrschende Farbe, besonders bei Männerkleidern, ist weiß; bei Frauen sieht man auch blaue, bei Kindern rote und rosa Kleider.

Die Koreaner stehen — und was die Wohnungen anbetrifft nicht mit Unrecht — im Ruf großer Unreinlichkeit; aber in Beziehung auf den Anzug sind sie besser als ihr Ruf. Die weißen Kleider sehen eben bald schmutzig aus, besonders bei den Knaben, denen ein mit schwarzem Fett behandelter Zopf über den Rücken hängt. Aber die Frauen geben sich viele Mühe mit dem Waschen, das eigentlich ihre Hauptarbeit ist. In aller Morgenfrühe geht die Koreanerin, ein Bündel Wäsche auf dem Kopf, hinaus an den nächsten Bach oder Fluß; selbst im strengen Winter, wenn sie das Eis erst aufschlagen muß, läßt sie sich nicht abhalten. Sie taucht die Kleider ins Wasser, schlägt sie mit einem hölzernen Schlegel auf einem Stein, bis sie rein sind, und legt sie dann zum Trocknen aufs Gras. Die trockenen Stücke werden fest um eine hölzerne Rolle gewickelt und mit einem Stock geklopft, bis sie ganz glatt sind. Dieses Bügeln oder Mangen geschieht meistens bei Nacht, und das taktmäßige Klopfen der Bügelstäbe unterbricht zuweilen die nächtliche Stille der Straßen von Söul.

Wollene Kleider besitzen die Koreaner nicht, da es in Korea

keine Schafzucht giebt; dagegen wird neben der Baumwolle auch Seide getragen, sowohl die geringe einheimische, als auch, — von den Wohlhabenden — die japanische und chinesische. Im Winter hat man wattierte Kleider. Die Strümpfe, aus Baumwoll- oder Seidenzeug, sind jederzeit wattiert. Dies ist notwendig, denn die koreanischen Schuhe, seien sie nun von Zeug oder Leder, oder seien es schwere hölzerne Regenschuhe, haben innen so viele Unebenheiten, daß man den Fuß durch ein Polster schützen muß.

Korea ist das Land der Hüte. Es giebt Hüte für gewöhnliche Menschen und für solche, die ein Examen gemacht haben, Hüte für Mönche, für Mandarinen, für Kulis u. s. w., auch besondre Trauerhüte. Diese, sowie die Hüte der Kulis und der Mönche, sind sehr groß; der Rand ist oft mehr als zwei Fuß breit. Manchmal trägt ein Mann zwei Hüte übereinander und bei Regenwetter stülpt er noch ein Regendach von Oelpapier, das in Korea sehr gut hergestellt wird, darüber. Hat er dann auch noch einen Regenmantel von Oelpapier und ein paar feste Holzschuhe, so kann er allen Unbilden der Witterung trotzen. Den langen Zopf schneidet man dem Knaben ab, wenn er ein Mann wird, d. h. wenn er sich verlobt, und das Haar wird dann in einem Knoten auf dem Kopf festgemacht. Die Frauen scheiteln ihr Haar in der Mitte und machen einen hübschen Knoten, den sie im Nacken mit einer Nadel befestigen. Es ist der Ehrgeiz jeder Koreanerin, eine echt silberne Haarnadel zu bekommen, und Mädchen, die bei Ausländern im Dienst sind, verwenden oft den ganzen Lohn der ersten Monate darauf, sich eine solche, oft reich mit Edelsteinen besetzte Nadel zu kaufen. Sehr sonderbar ist die Kopfbedeckung der Koreanerinnen. Sie besteht aus einem grünseidenen Jäckchen, das über Kopf und Gesicht gezogen wird, während die Aermel zu beiden Seiten des Kopfes herunterhängen. Begegnet man auf der Straße einer Frau, was aber während des Tages nur selten vorkommt, so verhüllt sie das Gesicht soviel wie möglich. Freilich, wenn der Begegnende ein Ausländer ist, so wird die Neugierde der Frau stärker sein als ihre Schüchternheit. Wenn er ein Stück weit gegangen ist und sich umsieht, hat die Dame wahrscheinlich wenigstens die Augen freigemacht, damit sie sich den merkwürdigen Mann besehen kann. Noch merkwürdiger ist ihr aber eine Ausländerin, die ungeniert, mit unverhülltem

sondern auch zwischen Ihr, Er und dem Sie der Einzahl, mag etwa ein Engländer in Deutschland ähnliche Schwierigkeiten gehabt haben, wie jetzt der Ausländer in Korea, nur daß hier die Unterschiede der Anrede noch viel mehr ausgetüftelt sind und daß sie sich nicht auf das Fürwort beschränken, sondern auch das Zeitwort in Mitleidenschaft ziehen. Im allgemeinen hängt man eine um so längere Endung an das Zeitwort, je vornehmer die angeredete Person ist; aber wenn man mit dem König spricht, schiebt man eine Silbe zwischen den Stamm und die Endung des Zeitworts ein.

Der Neuling macht oft recht komische Fehler. So wollte ein Ausländer einen ihn besuchenden Koreaner höflich bitten, vom Pferd zu steigen und einzutreten. Statt dessen befahl er ihm in gebieterischem Ton, abzusteigen und hereinzukommen. Umgekehrt pflegte eine Dame mit ihren Dienstboten in der höflichsten Form zu reden. Wenn sie z. B. wünschte, daß der Diener den Kohleneimer bringe, so gebrauchte sie Worte, die auf deutsch ungefähr lauten würden: Wollen Sie sich nicht gütigst so tief herablassen und den Kohleneimer bringen.

Für den Verkehr mit dem Volk ist es sehr wichtig, die richtige Anrede zu brauchen. Wenn z. B. ein Reisender seine Träger in der Form anredete, die man gegen Gleichstehende gebraucht, so würden ihn die Kuli als ihresgleichen ansehen und es an der nötigen Achtung fehlen lassen; seine Standesgenossen aber wären beleidigt, wenn er ihnen in der Anrede nicht mehr Höflichkeit erwiese als den Kulis.

Zum Glück sind die Koreaner selbst von der Schwierigkeit ihrer Sprache überzeugt und wundern sich viel mehr, wenn ein Europäer oder Amerikaner das Koreanische gut spricht, als wenn er Fehler macht. Wenn es dann nur mit dem Erlernen des Koreanischen gethan wäre! Wer aber, nachdem er dessen Schwierigkeiten überwunden hat, denkt, er sei nun geborgen, wird jedenfalls sehr enttäuscht sein, denn er wird finden, daß man, um Koreanisch zu können, auch Chinesisch verstehen muß. Das Chinesische spielt in Korea ungefähr dieselbe Rolle, wie in Europa im Mittelalter das Lateinische. Es giebt wohl koreanische Bücher, aber die höhere Litteratur, alles was auf Klassicität Anspruch macht, ist Chinesisch, ebenso die ganze wissenschaftliche Litteratur. Jeder, der für gebildet gelten will, muß Chinesisch lesen und schreiben können, und

ein solcher will natürlich auch seine Bildung im mündlichen Verkehr dadurch zeigen, daß er seine Muttersprache durch eingestreute chinesische Brocken verschönt, wie es bei uns früher die Gelehrten liebten, zuweilen etwas Latein in die deutsche Rede einzuflechten. So muß sich der Ausländer, der mit allen Schichten des Volks verkehren will, auch mit dem Chinesischen vertraut machen.

(Schluß folgt.)

Eine japanische Sekte.

Während das Christentum in Japan immer größere Kreise gewinnt und im Verein mit der eingedrungenen abendländischen Kultur neue Ideen, neue Verhältnisse im ehemals verschlossenen Inselreich geschaffen hat, sucht sich auch das Heidentum zu neuer Kraftentfaltung aufzuraffen. Dies geschieht nicht allein von seiten des Buddhismus, von dessen Reformbestrebungen wir im Missions-Magazin 1892, S. 495 berichtet haben, sondern auch der nationale Schintoismus, die alte Staatsreligion Japans, ist nicht unberührt geblieben von dem neuen Geist, der die Gemüter des Volkes nach und nach ergriffen hat. Japan kann und will nicht auf der Stufe der Vorzeit stehen bleiben, es will fortschreiten — auch auf religiösem Gebiet.

Als eine solche fortschrittliche Bestrebung ist wohl die Entstehung einer religiösen Sekte anzusehen, die aus dem Schintoismus, dem alten Heroendienst der Japaner, hervorgegangen ist und den Namen Tenrikyo führt. Der amerikanische Missionar Porter schreibt darüber in Church at home and abroad:

Tenrikyo ist der Name einer neuen Religionssekte, die besonders unter der Bauernbevölkerung Japans sehr volkstümlich zu werden beginnt. Obschon es kaum zehn Jahre her sind, daß man zum ersten Mal auf diese Erscheinung aufmerksam wurde, soll sie doch schon über zwei Millionen Anhänger zählen. Gründer der Sekte ist eine Frau, die vor etwa 40 oder 50 Jahren lebte und Omiki hieß. Nach der Aussage ihrer Verehrer soll sie eine Reihe von Offenbarungen gehabt haben, ja sogar eine Art von Menschwerdung der Gottheit gewesen sein. Der Gott der Sekte, Tenrio, ist eine Vereinigung von 10 Gottheiten, wozu besonders die Sonne, der Mond

und eine ganze Auslese der alten Götter der Schinto-Mythologie gehören.

Sonne und Mond werden als die höchsten Schöpfer des Weltalls angebetet, und es gab eine Zeit, da diese beiden Wesen allein existierten und in der See ihren Wohnsitz hatten. Erst als sie sich vornahmen, den Menschen zu erschaffen, entdeckten sie zwei weitere Wesen, von deren Existenz ihnen bis jetzt nichts bekannt gewesen war. Es war dies ein weißer Drache und eine Frau. Wie diese ins Dasein getreten seien, darüber verlautet nichts. Von diesen beiden Wesen entlehnten die Schöpfer das Modell für den Leib des Menschen, waren aber in großer Verlegenheit, wie sie ihm auch eine lebendige Seele geben sollten. Sie kamen schließlich auf den glücklichen Ausweg, 999 999 999 Breitlinge (Fische) zur Herstellung der Seele zu benützen.

So absurd diese Schöpfungsgeschichte klingt, so findet diese Religion doch eine sehr rasche und ausgedehnte Verbreitung — allerdings nur unter den unwissenden Klassen der ländlichen Bevölkerung. Was ihr aber besonders Anhang verschafft, ist der Umstand, daß sie auch Buße und Vergebung der Sünden lehrt und es mit der Moral weit strenger nimmt als der Buddhismus und der Schintoismus. Ihre Anhänger stellen deshalb den Tenrikyo hinsichtlich seiner Sittenlehre auf dieselbe Stufe wie das Christentum, nur mit dem Unterschied, daß sie ihn noch für höherstehend halten als letzteres, da er toleranter sei und andere Glaubenslehren zulasse. Ebenso lehren die Anhänger der Sekte, daß die Sünde verunreinige und daß sie eine geistliche Reinigung erfordere. Daher auch ihr häufigstes Gebet zu ihrem Gott Tenrio: Ashiki wo harel = nimm meine Sünden hinweg! Während sie diese Gebetsformel fortwährend wiederholen, machen sie mit den Händen, deren innere Flächen nach außen gekehrt sind, die Gebärde des von sich Stoßens. Dann wendet man die Handflächen nach innen, bewegt sie nach der Brust zu und spricht das Gebet: Kigomi tamae! d. i. mache mich rein!

Der Tenrikyo oder die „Lehre von der himmlischen Wahrheit" ist aber auch, wie sich denken läßt, mit allerlei Aberglauben verbunden und gewinnt besonders dadurch an Popularität, daß er „Glück" verheißt und Schutz in mancherlei Gefahr zu bieten vorgiebt. Er weiß Mittel anzugeben, um aus Krankheitsnöten zu retten und vor Erdbeben, Feuers- und Pestilenzgefahr zu schützen. Ja, er lehrt sogar etwas wie eine Art Glaubensheilung. So kam kürzlich, erzählt Miss. Porter, ein armes Weib zu einem der Priester und klagte ihm, daß sie sich in großer Not befinde und nichts zu essen habe; er solle ihr doch helfen. Der Priester sprach sein Befremden

aus, daß sie ihn nicht schon eher aufgesucht habe und schrieb ihr schließlich ein Gebet vor, das sie so und sovielmal wiederholen solle, worauf ihr geholfen sein werde. Dabei erzählte er ihr von einem Mann in Nagoya, wie dessen Gebete in gleicher Weise erhört worden seien. Während er noch sprach, erschien eine andere Frau mit einem kranken Kind und ging ihn um seine Hilfe an. Mit dem Versprechen, das Kind ungesäumt gesund zu machen, schrieb er ihr ebenfalls eine Gebetsformel vor und gab ihr ein Kraut, dessen Abkochung sie als Medizin benützen sollte. Beide Frauen gingen glücklich und getrost fort. Aerzte behaupten, daß manche Leute dieser Richtung nicht selten nur deswegen sterben, weil sie sich standhaft weigern, die geeigneten Arzneimittel zu nehmen und sich lieber auf das Gebet des Glaubens verlassen.

Bei ihren Gottesdiensten spielt allerlei Spektakel und Musik eine große Rolle. Auch werden unter Trommelschlag und Pfeifenklang allerlei Tänze aufgeführt. Sehr anzuerkennen ist die Mildthätigkeit, die unter ihnen zu herrschen scheint. Vor einem Jahr fand eine Versammlung dieser Leute statt, zu der etwa 20000 Personen zusammengekommen waren. Bei dieser Gelegenheit wurden viele hunderte von Säcken mit Reis unter die bedürftigen Mitglieder der Sekte landauf, landab verteilt. Als ein Zweig des Schintoismus ist der Tenrikyo von der Regierung Japans staatlich anerkannt, wird aber von den buddhistischen Priestern, deren Ansehen und Einfluß durch ihn sehr geschädigt wird, bekämpft und verfolgt.

Die Entstehung und rasche Verbreitung dieser Sekte giebt zu denken. Erstlich muß es einen wundernehmen, daß eine solche Religionsgemeinschaft, die auf dem Boden heidnischen Aberglaubens erwachsen ist, sich im heutigen Japan überhaupt nur halten kann. Aber man darf nicht vergessen, daß trotz allen Fortschritts, der sich in Japan seit zwei oder drei Jahrzehnten Bahn gebrochen hat, doch ein sehr großer Teil des Volkes wenig oder gar nicht mit der neuen Kultur und Civilisation in Berührung gekommen ist. Ja, die überwiegende Masse der Bauernbevölkerung und der ungebildeten Kreise auf dem Lande stehen in Wirklichkeit noch immer auf derselben Bildungsstufe wie vor einigen Jahrhunderten. Sie sind fleißig, gewerbthätig und rechtschaffen, aber äußerst abergläubisch.

Ferner muß man sich fragen, ob diese Erscheinung nicht eine der mancherlei Anzeichen sei, die darauf schließen lassen, daß die alten heidnischen Religionen Japans sich überlebt haben und in der Auflösung begriffen sind. Es unterliegt keinem Zweifel: Der Buddhismus hat in der That an Ansehen und Achtung unter dem Volk sehr verloren und zwar hauptsächlich wegen der Sittenlosigkeit seines

und eine ganze Auslese der alten Götter der Schinto-Mythologie gehören.

Sonne und Mond werden als die höchsten Schöpfer des Weltalls angebetet, und es gab eine Zeit, da diese beiden Wesen allein existierten und in der See ihren Wohnsitz hatten. Erst als sie sich vornahmen, den Menschen zu erschaffen, entdeckten sie zwei weitere Wesen, von deren Existenz ihnen bis jetzt nichts bekannt gewesen war. Es war dies ein weißer Drache und eine Frau. Wie diese ins Dasein getreten seien, darüber verlautet nichts. Von diesen beiden Wesen entlehnten die Schöpfer das Modell für den Leib des Menschen, waren aber in großer Verlegenheit, wie sie ihm auch eine lebendige Seele geben sollten. Sie kamen schließlich auf den glücklichen Ausweg, 999 999 999 Breitlinge (Fische) zur Herstellung der Seele zu benützen.

So absurd diese Schöpfungsgeschichte klingt, so findet diese Religion doch eine sehr rasche und ausgedehnte Verbreitung — allerdings nur unter den unwissenden Klassen der ländlichen Bevölkerung. Was ihr aber besonders Anhang verschafft, ist der Umstand, daß sie auch Buße und Vergebung der Sünden lehrt und es mit der Moral weit strenger nimmt als der Buddhismus und der Schintoismus. Ihre Anhänger stellen deshalb den Tenrikyo hinsichtlich seiner Sittenlehre auf dieselbe Stufe wie das Christentum, nur mit dem Unterschied, daß sie ihn noch für höherstehend halten als letzteres, da er toleranter sei und andere Glaubenslehren zulasse. Ebenso lehren die Anhänger der Sekte, daß die Sünde verunreinige und daß sie eine geistliche Reinigung erfordere. Daher auch ihr häufigstes Gebet zu ihrem Gott Tenrio: Ashiki wo harel = nimm meine Sünden hinweg! Während sie diese Gebetsformel fortwährend wiederholen, machen sie mit den Händen, deren innere Flächen nach außen gekehrt sind, die Gebärde des von sich Stoßens. Dann wendet man die Handflächen nach innen, bewegt sie nach der Brust zu und spricht das Gebet: Kigomi tamae! d. i. mache mich rein!

Der Tenrikyo oder die „Lehre von der himmlischen Wahrheit" ist aber auch, wie sich denken läßt, mit allerlei Aberglauben verbunden und gewinnt besonders dadurch an Popularität, daß er „Glück" verheißt und Schutz in mancherlei Gefahr zu bieten vorgiebt. Er weiß Mittel anzugeben, um aus Krankheitsnöten zu retten und vor Erdbeben, Feuers- und Pestilenzgefahr zu schützen. Ja, er lehrt sogar etwas wie eine Art Glaubensheilung. So kam kürzlich, erzählt Miss. Porter, ein armes Weib zu einem der Priester und klagte ihm, daß sie sich in großer Not befinde und nichts zu essen habe; er solle ihr doch helfen. Der Priester sprach sein Befremden

aus, daß sie ihn nicht schon eher aufgesucht habe und schrieb ihr schließlich ein Gebet vor, das sie so und sovielmal wiederholen solle, worauf ihr geholfen sein werde. Dabei erzählte er ihr von einem Mann in Nagoya, wie dessen Gebete in gleicher Weise erhört worden seien. Während er noch sprach, erschien eine andere Frau mit einem kranken Kind und ging ihn um seine Hilfe an. Mit dem Versprechen, das Kind ungesäumt gesund zu machen, schrieb er ihr ebenfalls eine Gebetsformel vor und gab ihr ein Kraut, dessen Abkochung sie als Medizin benützen sollte. Beide Frauen gingen glücklich und getrost fort. Aerzte behaupten, daß manche Leute dieser Richtung nicht selten nur deswegen sterben, weil sie sich standhaft weigern, die geeigneten Arzneimittel zu nehmen und sich lieber auf das Gebet des Glaubens verlassen.

Bei ihren Gottesdiensten spielt allerlei Spektakel und Musik eine große Rolle. Auch werden unter Trommelschlag und Pfeifenklang allerlei Tänze aufgeführt. Sehr anzuerkennen ist die Mildthätigkeit, die unter ihnen zu herrschen scheint. Vor einem Jahr fand eine Versammlung dieser Leute statt, zu der etwa 20000 Personen zusammengekommen waren. Bei dieser Gelegenheit wurden viele hunderte von Säcken mit Reis unter die bedürftigen Mitglieder der Sekte landauf, landab verteilt. Als ein Zweig des Schintoismus ist der Tenrikyo von der Regierung Japans staatlich anerkannt, wird aber von den buddhistischen Priestern, deren Ansehen und Einfluß durch ihn sehr geschädigt wird, bekämpft und verfolgt.

Die Entstehung und rasche Verbreitung dieser Sekte giebt zu denken. Erstlich muß es einen wundernehmen, daß eine solche Religionsgemeinschaft, die auf dem Boden heidnischen Aberglaubens erwachsen ist, sich im heutigen Japan überhaupt nur halten kann. Aber man darf nicht vergessen, daß trotz allen Fortschritts, der sich in Japan seit zwei oder drei Jahrzehnten Bahn gebrochen hat, doch ein sehr großer Teil des Volkes wenig oder gar nicht mit der neuen Kultur und Civilisation in Berührung gekommen ist. Ja, die überwiegende Masse der Bauernbevölkerung und der ungebildeten Kreise auf dem Lande stehen in Wirklichkeit noch immer auf derselben Bildungsstufe wie vor einigen Jahrhunderten. Sie sind fleißig, gewerbthätig und rechtschaffen, aber äußerst abergläubisch.

Ferner muß man sich fragen, ob diese Erscheinung nicht eine der mancherlei Anzeichen sei, die darauf schließen lassen, daß die alten heidnischen Religionen Japans sich überlebt haben und in der Auflösung begriffen sind. Es unterliegt keinem Zweifel: Der Buddhismus hat in der That an Ansehen und Achtung unter dem Volk sehr verloren und zwar hauptsächlich wegen der Sittenlosigkeit seines

Priesterstandes. Letzterer Umstand wird im ganzen Lande aufs tiefste empfunden und beklagt. Somit wird man wohl annehmen dürfen, daß der Tenrikyo ein aus dem Volk hervorgehender Versuch ist, eine sittliche Erneuerung, eine Reformation in dieser Richtung hervorzurufen.

Schließlich drängt sich aber auch die Frage auf: Ist damit nicht ein wichtiges Feld für die christliche Missionsthätigkeit unter dieser Klasse von Leuten gegeben? Wohl hat das Christentum unter dem Mittelstand des Volks — von der Studentenschaft an bis zum Kaufmanns- und Militärstand — eine weite Verbreitung gefunden; aber unter der Ackerbau treibenden Bevölkerung und unter den niederen Volksklassen Japans ist bis jetzt leider nicht viel in dieser Hinsicht geschehen. Hier steht ohne Zweifel der Mission noch ein weites Gebiet offen unter einer Bevölkerung, die für das Evangelium zugänglich ist und wo die Arbeit voraussichtlich nicht ohne Erfolg wäre.

Zweiundvierzig Jahre
unter den Indianern und Eskimo.

Bilder aus dem Leben und Wirken des Missionsbischofs J. Horden. *)

1. Nach Hudsonia.

Es war im Jahr 1670, daß einige Engländer von König Karl II. das Privilegium für den Handel in den Hudsonbai-Ländern erhielten. Die Kompagnie, mit einem Gouverneur an der Spitze, bestand damals nur aus etwa neun oder zehn Kaufherren. Der Handel bestand ausschließlich im Erwerb von Pelzwaren, die man von den Indianern jener öden und fast ganz unbekannten Gegenden Nordamerikas gegen englische Waren eintauschte. Die Kompagnie errichtete da und dort befestigte Plätze und legte eine kleine Garnison von schottischen Hochländern und Norwegern in dieselben. Für Engländer war das Klima zu rauh und die tägliche Nahrung zu schlecht. Die einzelnen Forts oder Posten lagen zirka 100 bis 200 englische Meilen von einander entfernt. Hier stellten sich dann jedes Früh-

*) Nach: Forty-two years amongst the Indians and Eskimo. Pictures from the life of the Right Rev. John Horden, first Bishop of Moosonee. By Beatrice Batty. Rel. Tract Soc. London.

jahr die Indianer mit ihrem erbeuteten Pelzwerk ein, gegen das sie Flinten, Munition, Tierfallen, Kochkessel, Aexte, wollene Decken und andere Gegenstände einhandelten.

Zu einer dieser Handelsstationen, nach dem am Südende der Hudsonbai gelegenen Moose Fort, zog im Jahr 1851 der Missionar und spätere Bischof J. Horden im Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft aus. Begleiten wir ihn auf seiner Fahrt dahin.

Unser Schiff, so schreibt er, das wir am 6. Juni 1851 in Gravesend bestiegen, war gut gebaut, mit doppelten Wänden und vorn am Bug mit gewaltigen Eisbrechern versehen. In Stromneß nahmen wir außer einigen Frachtgütern noch eine Anzahl Leute der Hudsonbai-Kompagnie an Bord. Es war eine überaus langweilige Fahrt. Auf der ganzen Seereise bekamen wir nur ein einziges Segelschiff in Sicht. Endlich erreichten wir die in die Bai führende Hudsonstraße. Wir hatten bisher sehr viel Nebel gehabt; jetzt erhob sich derselbe, die Sonne brach durch die Wolken und das prächtigste Rundgemälde stand vor unseren Augen. Wie ein Spiegel lag die unendliche See vor uns. Da und dort erhoben sich aus ihr die in der Sonne blinkenden Eismassen, die dem Strome folgend, dem Meere zutrieben. Zu beiden Seiten, aber in ziemlicher Entfernung, zeigte sich wild und wie erstorben einiges Land. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm war zu erblicken, nur Klippen und felsige Berghöhen mit Schneemassen bedeckt — ein Land der Einöde und des Todes. Der Kapitän wurde jetzt besorgt; denn nun begannen erst recht die Gefahren der Seereise. Ein etwa 8—9 Fuß hohes Gestell wurde an Deck als Auslug errichtet, auf dem die Schiffsoffiziere beständig auf- und abgingen. Ebenso stand Tag und Nacht ein Mann am Bugspriet auf Wache und doch erhielten wir ab und zu solche Stöße, daß die Schiffsglocke ertönte und wir in beständiger Furcht und Aufregung waren.

Wir hatten etwa den halben Weg durch die Hudsonstraße zurückgelegt, als wir die ersten Bewohner dieser traurigen Gegenden zu Gesicht bekamen. Es waren Eskimo, die uns ihr „Tschimo!" (Willkommen!) zuriefen. Eine Anzahl von niedlichen Kanoes, in denen je ein Mann saß, steuerte auf uns los. Ihnen folgte ein großes Boot voll Weiber und Kinder. Sie kamen längsseit des Schiffes und brachten Seehundsfelle, Walfischspeck, Fuchsfelle, Fischbein und Walroßzähne, die sie gegen Nadeln, Nägel und Eisenwaren austauschten. Diese Leutchen waren überaus schmutzig und trugen Röcke aus Seehundsfellen, Beinkleider aus Hundefellen und Stiefeln aus gutgegerbtem Seehundsleder. Männer und Frauen trugen sich gleich, nur daß die letzteren ein langes Ende, wie einen Schweif, hinten

am Rock herunterhängen hatten und eine Kapuze auf dem Rücken, in der ein kleines Kind steckte.

Wieder wurden die Segel gehißt und nach zwei oder drei Tagen hatten wir die Straße passiert. Wir waren nun in der Hudsonbai; aber die Gefahr war damit noch nicht vorüber. Im Gegenteil, die Schwierigkeiten sollten nun erst recht beginnen. Vor uns, soweit das Auge reichte, war nichts als Eis und wieder Eis zu sehen. Rings um uns her türmten sich Eismassen auf. So verging ein Tag nach dem andern und unsere Aussichten wurden immer trüber. Die Kälte stieg aufs höchste. Die Matrosen spielten Fußball auf der Eisfläche. Die Tage verstrichen und nahezu drei Wochen war das Schiff vom Eis eingeschlossen. Endlich kommt Bewegung in die Eismasse, sie öffnet sich und das Schiff wird klar. Alle Mann sind an Deck. Eiligst werden die Segel gehißt. Wohl kracht es auf allen Seiten, während sich das Schiff den Weg durch die Eisschollen bahnt, aber bald sind wir erlöst und in offener See.

Wenige Tage später, als eben der Abend hereinbrach, war große Geschäftigkeit an Bord. Wir näherten uns dem Ort unserer Bestimmung und um Mitternacht verkündete Kanonendonner, daß wir vor Anker lagen, nur wenige Meilen von Moose Fort entfernt.

2. Der Arbeit Anfang.

Horden und seine Frau waren nichts weniger als enttäuscht von dem Bild, das ihnen Moose Fort und seine nächste Umgebung darbot. Es war keineswegs die nordische Einöde, die sie erwartet hatten. Die kleine Kirche, die Reihen niedlicher Blockhäuser, die sich an den Ufern des Moose-Flusses hinzogen, gaben dem Platz fast das Aussehen eines englischen Dorfes. Alles überragend erhob sich malerisch das alte mit Schießscharten versehene Fort, das ehemals zum Schutz gegen die Angriffe der Indianer diente, jetzt aber nur noch als Warenhalle benützt wurde. Pappeln, Fichten und Wachholdersträuche bildeten den grünen Hintergrund. Die ganze Ansiedlung gewährte einen recht lieblichen Anblick, während die Ankömmlinge nur ein unfruchtbares und ödes Gestade erwartet hatten.

Horden wurde mit herzlicher Freude von den Ansiedlern willkommen geheißen, denn schon ein volles Jahr waren dieselben ohne Lehrer. Er fühlte sich auch sogleich heimisch unter den Indianern und ging mit Eifer an die Erlernung ihrer Sprache. Aber was für Schwierigkeiten bot dieselbe! Griechisch und Latein sind nur Kinderspiel im Vergleich mit Sakchao und Ketemakalemao, meinte

Horden. Doch es galt, möglichst bald den Indianern das Evangelium in ihrer eigenen Sprache zu predigen, Grund genug, um sich durch nichts abschrecken zu lassen. Jede Woche übersetzte er mit Hilfe eines Dolmetschers ein Stück aus dem kirchlichen Gebetbuch und las es so lange durch, bis es ziemlich im Gedächtnis saß. Am nächsten Sonntag wurde die Uebersetzung beim Gottesdienst benützt. Das Vaterunser und ein paar kirchliche Lieder fand er bereits übersetzt vor. Bibelabschnitte und Predigten wurden mit dem Dolmetscher Satz für Satz durchgegangen. In den Zelten der Indianer lauschte er aufmerksam den Erzählungen der letzteren und schrieb sich die Worte und Redewendungen auf. Zugleich trieb er allerlei Sprachübungen mit einem jungen Indianer, der etwas Englisch verstand. So kam der unermüdliche Mann in seinen Sprachstudien ziemlich rasch, wenn auch mühsam, voran, und groß war seine und der Indianer Freude, als er nach acht Monaten keines Dolmetschers mehr beim Gottesdienst bedurfte. Ja, kaum war ein Jahr verflossen, da dolmetschte er die Predigt von Bischof Anderson, die dieser den Indianern zu Albany hielt.

Doch ehe wir Horden weiter in seiner Arbeit in Moose Fort beobachten, ist es vielleicht von Interesse, etwas über seinen bisherigen Lebensgang zu hören, und wie er dazu kam, als Missionar nach Hudsonia zu gehen.

Horden wurde am 20. Januar 1828 zu Exeter in England in sehr bescheidenen Verhältnissen geboren, einfach erzogen und schon in seiner Kindheit zu einem Handwerk bestimmt. Er wünschte zwar sehnlichst zu studieren, aber die dürftigen Verhältnisse seiner Eltern ließen es nicht zu. Sein Vater, ein Drucker, gab ihn einem Schmied in die Lehre. Auch der Wunsch, einmal Missionar zu werden, fand keinen Anklang bei den Seinigen. So erlernte er das Schmiedehandwerk, ließ aber keine Gelegenheit vorübergehen, sich weiterzubilden. Er las viel, besuchte die Bibellesestunden am Abend und beteiligte sich an der Sonntagsschule. Als endlich seine Lehrzeit abgelaufen war, vertauschte er den Ambos mit dem Schreibpult. Er erhielt nach einiger Zeit den Posten eines Unterlehrers in einer Knabenschule. Nun war er unabhängig und meldete sich bei der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft als Laienmissionar für Indien. Er wurde angenommen, aber mit dem Bescheid, daß er noch warten solle, bis sich ein geeigneter Posten für ihn aufthun werde. Das könne aber noch zwei bis drei Jahre währen. Zum geduldigen Warten war er gerne bereit; doch sollte seine Geduld nicht lange auf die Probe gestellt werden. Die Missionsgesellschaft erfuhr um jene Zeit, daß die Wesleyaner sich von der Hudsonbai zurückgezogen hätten und Moose

Fort ohne Lehrer sei. Das war ein Platz für den jungen Horden. Sogleich telegraphierte man und berief ihn für dort. Hudsonbai war freilich nicht Indien; aber er sagte zu. Es hieß: es sei besser, daß er verheiratet auszöge und zwar müsse er in drei Wochen zur Abreise fertig sein. Eine gleichgesinnte Gattin war bald gefunden, die nötige Ausrüstung beschafft und zur gegebenen Zeit schiffte sich das junge Paar nach Hudsonia ein. Ein Jahr später erhielt er von Bischof Anderson in Fort Moose die Ordination zum Predigtamt. So stand er nun als Seelsorger und Lehrer an der kleinen Gemeinde von Moose Fort und waltete mit Treue und Hingebung seines Amtes.

Das Heim, das er mit seiner Familie bewohnte, war freilich sehr einfach. Die Wände waren nur aus rohem Fichtenholz gezimmert; aber es war eine traute Stätte. Das Häuschen lag inmitten eines Gartens, in welchem neben Kartoffeln, Rüben, Erbsen und etwas Gerste auch einige Blumen blühten; denn solche kommen immerhin noch dort vor. Besonders aber fanden sich Moosarten in reicher Fülle, und prächtige Baumgruppen bestanden eine Insel, die nur wenige Minuten von Hause entfernt lag. Während des Winters war es allerdings ein recht einsames Dasein. Da waren es außer der Familie des Missionars und etwa drei oder vier Beamten der Handelskompagnie nur noch einige kranke und alte Indianer und eine Anzahl Kinder, die in der Niederlassung lebten. Hordens Beschäftigung in dieser stillen Zeit bestand dann im Schulehalten, Uebersetzen und in allerlei Bauarbeiten. So baute er im Lauf der Jahre ein neues Schulhaus, eine Kirche und ein Wohnhaus. Nach der Mahlzeit war er stets an der Hobelbank zu finden, oder mit Hammer und Säge beschäftigt. Am Abend unterrichtete er einige junge Leute, die er sich zu Gehilfen heranziehen wollte.

Je stiller aber diese Zeit war, umsomehr Anforderungen stellte der kurze Sommer an den jungen Missionar; denn da galt es, eine Reihe von Indianerplätzen und Handelsniederlassungen zu besuchen, die hunderte von Meilen auseinander lagen und nur unter den größten Strapazen erreicht werden konnten.

3. Leben in Moose Fort.

Die vier Jahreszeiten werden in der Sprache der Indianer Sekwun, Nepin, Tukwaukin und Pepua genannt. Ersterer, der Frühling, nimmt erst Mitte oder Ende Mai seinen Anfang, wenn im Fluß das Eis aufzubrechen beginnt. Die Vegetation erscheint dann mit einem Schlag. In wenigen Tagen sind die Büsche grün

und in kurzer Frist stehen Flur und Waldung in ihrem Sommergewand da. Der Eisgang bringt aber auch bisweilen große Nöten mit sich. So erlebte die Niederlassung im Jahr 1860 eine fürchterliche Ueberschwemmung, die um so größere Verheerungen anrichtete, als die ganze Gegend um Moose Fort durchweg flach ist. Horden baute eben seine neue Kirche, deren Fachwerk bereits aufgerichtet war. Eines Sonntags Morgen wurde sie etwa eine (engl.) Meile weit hinweggeschwemmt und mußte mit Seilen, Hebebäumen und anderen Hilfsmitteln wieder an ihren früheren Standort zurückgezogen und hier befestigt werden. Als sich das Wasser wieder verlaufen hatte, fand Horden seinen Garten mit mächtigen Eisblöcken bedeckt, unter denen sich die Kartoffeln noch in der Erde befanden. Besonders schlimme Folgen aber kann eine solche Ueberschwemmung für die Indianer haben, wenn dadurch die Kaninchen, auf die sie hinsichtlich der Nahrung zum Teil angewiesen sind, massenhaft ihren Untergang finden. Das bringt die armen Leute oft in die äußerste Not, wenn es ihnen nicht gelingt, sich auf andere Weise vor dem Hungertode zu schützen.

Nepin, der Sommer, ist sehr veränderlich; bald außerordentlich warm, bald auch sehr kalt, wobei der Uebergang von einem Extrem ins andere sich ungemein rasch vollzieht. Die warme Temperatur bringt dann eine Unzahl von Moskitos und Sumpffliegen mit sich, die äußerst lästig sind. Dies ist auch die Jahreszeit, in der der Missionar gewöhnlich seine Reisen unternimmt, denn da kommen von allen Seiten die Indianer in ihren Kanoes zu den Handelsplätzen und bringen das im Winter erbeutete Pelzwerk zum Verkauf. Jedermann lebt dem Geschäft. Und neigt sich der kurze Sommer zu Ende, so langt auch das Schiff an, nach dem man schon lange mit Verlangen ausgeschaut hat und von dem so vieles abhängt. Es bringt die Vorräte fürs kommende Jahr: Mehl, Thee, Bekleidungsstücke, Bücher — kurz alles, ohne das der Europäer im hohen Norden nicht leben kann.

Der Herbst ist meist sehr stürmisch und rauh. Hagelwetter und Schneestürme sind nichts Seltenes. In dieser Zeit jagen die Indianer wilde Gänse, salzen sie ein und legen sie in Fässer für den Winter. Wenn dieser dann einzieht, haben sich die Indianer alle nach ihren Jagdgründen begeben, von wo sie erst im Frühling wieder zurückkehren.

Horden hatte ein sehr großes Gebiet zu bedienen, groß wenigstens was die Entfernungen betrifft, in denen die dazu gehörigen Plätze lagen. Um diese zu besuchen, gab es unsagbare Schwierigkeiten, Strapazen und Entbehrungen zu ertragen; denn ungeheure Strecken pfadloser Wildnisse dehnten sich zwischen den einzelnen Posten

aus, Einöden, die von Flüssen und Stromschnellen durchschnitten und von unabsehbaren Flächen Waldes ohne Weg und Steg bedeckt sind. Dazu kamen noch die entsetzlichen Stürme, die das Reisen oft ernstlich gefährdeten. Letzten Herbst, schreibt einmal Horden, unternahm ich eine Reise nach Kewuguniſſe. Es liegt 430 engl. Meilen entfernt, und auf dem ganzen Wege sah ich weder ein Zelt, noch eine Hütte, noch irgend ein menschliches Wesen, bis ich in der Nähe des Platzes anlangte. Es war, als ob ich durch ein vergessenes Land reise. Da sah man die ausgedehntesten Waldungen in strotzender Lebenskraft, aber auch Tausende von Baumstämmen, die erstorben waren und vermoderten. Ich erblickte majestätische Wasserfälle und hatte über tosende Stromschnellen hinunterzufahren; es gab endlose Strecken zurückzulegen und Tag für Tag schlug ich mein kleines Zelt in diesen unbewohnten Gegenden auf, ohne auch nur einmal ein neues Gesicht zu erblicken. In diesem ganzen weiten Bezirk, den ich durchreiste, jagen vielleicht nur ein Dutzend Indianerfamilien während des Winters. Und dabei gewährt ihnen derselbe bisweilen nicht einmal den allernötigsten Unterhalt; denn das Getier wird immer seltener durch die großen Waldbrände und so haben die armen, auf die Jagd angewiesenen Indianer oft den entsetzlichsten Mangel zu leiden. Ich habe hievon die traurigsten Beispiele erlebt. Da kam kürzlich ein Mann daher, hohlwangig und abgezehrt, der den Winter zuvor alle seine Kinder, sechs an der Zahl, verloren hatte. Fast alle waren aus Mangel an geeigneter Nahrung, mit der sie den quälenden Hunger zu stillen gesucht hatten, gestorben. Auf der Niederlassung, zu der er gehörte, erlagen von 120 Indianern allein 20 dem Hungertode.

Nicht selten trugen sich auch recht traurige Dinge in Moose Fort zu, während der Missionar seine Außenstationen besuchte und für längere Zeit von Hause fort war. Das war besonders der Fall, als er in dem kurzen Sommer 1858 mit Frau und Kindern eine Reise nach dem Walfluß zu den dortigen Eskimo machte. Es war nicht seine erste Reise dahin und er wußte, was ihrer wartete. Du wirst all deinen Mut zusammennehmen müssen, sagte er deshalb zu seiner Frau; aber sie und die Kinder waren froh, wieder einmal etwas anderes zu erleben, als die eintönigen Tage und Nächte des langen Winters in Moose Fort.

Die Familie Horden war noch nicht lange fort, als in diesem der Keuchhusten ausbrach. Jung und alt wurde davon ergriffen und viele starben. Die Krankheit trat so fürchterlich auf, daß das eine Mal nur ein einziger Mann arbeitsfähig war, und seine Arbeit bestand darin, zwei Särge zu zimmern. Der Missionar traf bei seiner Rück-

kehr eine trauernde Gemeinde an. Von den fünf europäischen Familien hatten vier je ein Kind verloren. Der Jammer der Mütter war herzbeweglich. In gewöhnlichen Jahren kamen durchschnittlich zwei Sterbefälle vor. In jenem Jahr waren es 32.

Das Weihnachtsfest lockte trotz der Winterjagd manchen Indianer nach der Niederlassung, um das Fest mitzufeiern. Freilich für die meisten war das nicht möglich, da ihre Jagdgebiete zu entfernt lagen. In ihren Zeltlagern waren sie ohne alle christliche Gemeinschaft, ohne jeden Unterricht, außer was ihnen durch das Lesen von Bibelteilen ersetzt wurde, die sie in ihre einsamen Lagerstätten in der Wildnis mitzunehmen pflegten. Horden lag es deshalb von Anfang an am Herzen, seine umherwandernden Indianer mit Teilen der hl. Schrift in ihrer Sprache zu versorgen. Er setzte seine Uebersetzungsarbeiten fleißig fort und die Missionsgesellschaft schickte ihm auch bald eine Druckerpresse hinaus. Aber er verstand sich nicht auf das Drucken. Indes es galt einen Versuch. Er schloß sich einige Tage in sein Zimmer ein und ging an die Zusammensetzung und Aufstellung der Presse. Als dies geschehen, sah er zu seiner Freude, daß die Maschine unter seinen Händen arbeitete. Sie lieferte in dem einen Winter nicht weniger als 1600 Schriften in drei indianischen Dialekten.

Der Winter ist vorüber und der Schnee zum Teil verschwunden. Täglich sieht man die wilden Gänse in schwerfälligem Flug vorüberziehen. Der mächtige Fluß, der lange Monate hindurch unter dem Banne einer dicken Eisdecke gelegen, hat mit der Kraft eines Riesen seine Fesseln gesprengt und strömt wieder unaufhaltsam der Hudsonbai zu. Einige Vögel lassen sich auf den Bäumen blicken, die Frösche stimmen ihr Konzert an und die Moskitos stellen sich mit ihrem lästigen Gesumme ein. Die Indianer suchen ihr erbeutetes Pelzwerk zusammen, rollen es in Bündel und beladen damit ihre Boote. Endlich ist alles zum Aufbruch bereit. Sie begeben sich mit ihren Hunden und dem gesamten Hausrat ins Kanoe, und hinunter gehts den Strom, der sie der Handelsniederlassung entgegenträgt. Mutig gehts über einige Stromschnellen hinweg; an andern Stellen trägt der Indianer Boot und Ladung über das Land; das gebrechliche Rindenkanoe kreuzt einen oder mehrere Seen, bis es endlich die Handelsniederlassung erreicht und dort anlegt. Der Austausch der Waren beginnt. Wir begeben uns mit dem Indianer in den Verkaufsladen. Letzterer enthält alles, was nur ein Indianerauge erfreuen kann und dessen die Rothaut bedarf. Da ist ein Gestell voll Flinten, dort ein ganzer Stoß dicker Wollendecken. Ferner: Wollene Röcke, blaue und rote Kleiderstoffe, Aexte und Messer, Zündhölzer

und Kochkessel, Perlen und Litzen, Pulver und Blei, Garn für Netze und Fallen, Thee und Zucker, Mehl und Hafergrütze, Salzfleisch und Erbsen; selbst einige gute Bücher, die der Indianer lesen kann, finden sich vor.

Mit glücklichem Gesicht erscheint der Indianer mit seinen Bündeln voll Felle, denn er ist sich bewußt, daß es für ihn ein Vermögen birgt. Der erste Pack, den er öffnet, enthält nur Biberfelle, die als Münzfuß gelten. Es sind ihrer 85 und werden nach genauer Besichtigung im Wert von 120 Biber (à Mk. 2.50) geschätzt. Der nächste Ballen enthält 40 Marder-, 10 Ottern- und 150 Rattenfelle im Wert von 100 Bibern. Das dritte Bündel weist 500 Kaninchenfelle auf, die aber nur 25 Biber ausmachen. Da aber der Indianer nicht mit so hohen Zahlen umspringen kann, so erhält er so viele Federkiele, als sein Pelzwerk an Biberwert repräsentiert, an Zahlungsstatt eingehändigt.

Nun beginnt erst recht der Handel mit dem Pelzhändler hinter dem Ladentisch, während der Indianer sich behaglich vor demselben breit macht. Wie alle Eingebornen nimmt er sich Zeit dazu und besinnt sich lange, ehe er wegen eines Artikels mit sich selber und dem Kaufmann handelseinig ist. Endlich entscheidet er sich für eine Flinte; er erhält sie und er giebt dafür 10 seiner Federkiele. Dann läßt er sich drei Ellen Zeug geben und zahlt dafür 2 Kiele. So gehts weiter, bis sein Vorrat an erstandenen Waren anwächst und der seiner Federkiele immer mehr zusammenschmilzt. Je mehr es mit diesen zu Ende geht, desto bedächtiger wird der Indianer bei seinen Einkäufen. Seine Wünsche und Bedürfnisse möchten eben beide befriedigt sein. Endlich ist man fertig und beglückt packt der Indianer seine Siebensachen in eine der gekauften Wolldecken und begiebt sich in sein Zelt zurück, wo er die eingetauschten Waren immer und immer wieder besichtigt und bewundert.

Thun wir einen Blick in ein solches Indianerzelt, sei es, daß das Lager im Walde aufgeschlagen ist, sei es, daß man sich auf einem Jagdzug befindet. In der Mitte des Zeltes glostet ein Feuer, aber durch die weite Oeffnung oben sieht man den Schnee auf den Zweigen der Bäume liegen. Kaum dämmert der Morgen, aber schon hat der christliche Indianer seine Morgenandacht gehalten und sein Frühstück eingenommen. Er schnallt die Schneeschuhe an, schiebt den Thürvorhang beiseite und begiebt sich hinaus. Hu, wie kalt! und wie traurig ringsum! Nichts regt sich; kein Vogel läßt sich hören; kein Laut unterbricht die Totenstille außer dem Wind, der leise in den Gipfeln der Bäume pfeift. Der Indianer nähert sich einer Marderfalle. Sie ist von einfachster Konstruktion, nur aus Stecken

hergestellt und mit einem Köder versehen, über dem in schräger Richtung ein Block schwebt, der das Getier beim Hineingehen erschlägt. Es hat sich ein prächtiger schwarzer Marder gefangen. Er befestigt das Tier auf seinem Schlitten, stellt die Falle wieder auf und geht weiter. Ja, da sind wohl Spuren von einem Marder, aber er ist nicht in die Falle gegangen. Er begiebt sich zur nächsten. Doch was ist das? Seine Enttäuschung ist hier noch größer, denn ein Vielfraß hat die Falle geplündert und den Köder gefressen. Er bringt sie wieder in Ordnung und sieht die andern nach. Aber auch hier findet er dasselbe Unheil angerichtet. Er ist außer sich darüber, aber es läßt sich nicht ändern. So schlürft er weiter und macht die Runde bei etwa 30 Fallen, die ihm im ganzen nur 6 Marder ergeben. Und doch darf er mit dieser Jagdbeute, die ihm der Tag geliefert hat, wohl zufrieden sein. Der Abend bricht herein und er begiebt sich zu seinem Zelt zurück. Hier erwartet ihn ein leckeres Mahl, vielleicht ein Stück Biberfleisch. Er fühlt sich dadurch wieder gestärkt und sinnt nun über die Erlebnisse des Tages nach.

Am andern Morgen geht er an die Abhäutung der Marder. Aber was geschieht mit den Leibern der Tiere? Der Indianer ist nicht wählerisch; er ißt sie. Die Felle spannt er — die Innenseite nach außen gewendet — auf und befestigt sie mit Holzpflöcken am Boden. Was auch ein Indianer erjagt, oder was ihm in die Falle geht — nichts wirft er weg. Alles ist für ihn eßbar und sei es oft noch so schlecht. Auch Horden mußte zu Zeiten mancherlei genießen, was unter gewöhnlichen Umständen der Gaumen eines Europäers zu verschmähen pflegt. So erzählt er, wie er das Fleisch vom weißen und schwarzen Bär, von wilden Katzen und Bibern zu essen bekam und froh sein mußte, solches zu haben.

Kehren die Indianer von ihren Streifzügen auf die Station zurück, so beginnt für sie die Zeit des Unterrichts. Der Missionar ist dann vollauf beschäftigt mit Schularbeit, mit Abhaltung von Gottesdiensten und Seelenpflege. Horden kam in dieser Zeit mit seinen Uebersetzungsarbeiten nur langsam voran. Doch waren bis zum Jahr 1859 das kirchliche Gebetbuch, das Gesangbuch und die vier Evangelien in der Silbenschrift gedruckt. Die vier Evangelien hatte Horden in Moose Fort selbst auf seiner Presse hergestellt. Gern zahlten seine Indianer zwei Schillinge für das Exemplar, wofür er das nötige Druckpapier beschaffte.

Horden hatte aber nicht nur die christlichen Indianer jener Gegenden kirchlich zu bedienen, sondern auch die europäischen Beamten der Hudsonbai-Kompagnie, weshalb er für beide Teile besondere Gottesdienste zu halten hatte. Da sich unter der Diener-

schaft der Beamten auch einige Norweger befanden, die weder des Engliſchen noch der Indianerſprache recht mächtig waren, ſo ließ ſich Horden nicht die Mühe verdrießen, um ihretwillen ſo viel Norwegiſch zu lernen, daß er ihnen in ihrer Mutterſprache predigen konnte. Außerdem ſuchte er ſich auch das Eskimo und das Odſchibwä anzueignen. Die Zeit zu all dieſen Studien konnte er nur dadurch herausſchlagen, daß er ſchon in den frühen Morgenſtunden in ſeinem Studierſtübchen ſaß und beim Schein der Lampe las und ſchrieb, überſetzte und — Hebräiſch lernte.

(Fortſetzung folgt.)

Erläuterung zu der Karte:

Basler Miſſionsgebiet in China.

Von Miſſ. J. Dilger.

Das Arbeitsgebiet der Basler Miſſion in China, auf dem uns das beigegebene Kärtchen als Führer dienen ſoll, liegt im ſüdlichen und nordöſtlichen Teil der Canton-Provinz und iſt — von Südweſt nach Nordoſt gemeſſen — über 300 km lang und 70 km breit. Wohl könnte es ein ſchönes Land ſein; aber es würde der Wirklichkeit nicht entſprechen, wollten wir behaupten, es ſei dies der Fall. Zwar fehlt es nicht an Naturſchönheiten; denn hohe Berge durchziehen das Land, in deſſen tief eingeſchnittenen Thälern der Oſtfluß und der Schlehenfluß mit ihren Zuflüſſen ſich hindurchwinden. In dieſen leider ganz entwaldeten und kahlen Bergen liegt noch mancher Schatz an Silber, Eiſen, Zink, Kohlen u. and. verborgen. Aber die Entwaldung der Berge hat zur Folge, daß der Oſtfluß, der bei Canton ins Meer mündet, faſt alljährlich die ganze Thalſohle unter Waſſer ſetzt und die Felder verwüſtet. Da er dabei nicht ſelten ſeinen Lauf verändert, ſo ſchwemmt er Häuſer und Dorfſchaften, ja ganze Marktflecken hinweg und läßt an deren Stelle nichts als unfruchtbare Sandflächen zurück. Im Winter iſt er dagegen ſo waſſerarm, daß die Schiffer oft ihr Boot über die Sandbänke hinübertragen müſſen. Der Schlehenfluß (Moikong), der bei Swatau mündet, bietet wegen ſeiner vielen Felſen und Stromſchnellen der Schiffahrt mancherlei Schwierigkeit. In beiden Flußgebieten liegen ziemlich große Städte, viele Märkte und zahlloſe Dörfer. Um die Wohnungen her befinden ſich in der Niederung große Reisfelder unter Waſſer, die im

Sommer zwei Ernten ergeben. Ueberall erblickt das Auge unzählige Grabstätten, zwischen denen Pferde und Rinder ihre magere Weide finden. Wiesenflächen und Waldungen sucht man vergeblich in diesem Gebiet. Dagegen erheben sich allenthalben Götzentempel und Pagoden als stumme und doch beredte Zeugen des ringsum herrschenden Heidentums.

Das obere Stromgebiet dieser beiden Flüsse ist ausschließlich vom Stamm der Hakka bewohnt, während am Unterlauf des Ostflusses die Punti, und an dem des Schlehenflusses die Hoklo ihren Stammsitz haben. Der Hakka-Stamm mag etwa 25—30 Millionen Seelen zählen und reicht weit über die Canton-Provinz hinaus bis in die Fukken- und Kiangsi-Provinz hinein. Ehe man mit den Hakka näher bekannt war und so lange man nur einzelne Vertreter derselben in Hongkong und Canton als Leute der arbeitenden Klasse kennen lernte, hielt man die Hakka überhaupt nur für einen ganz unbedeutenden Stamm, sowohl der Zahl als der gesellschaftlichen Stellung nach. Aber dem ist nicht so. Denn von Kayintschu bis Lenphintschu wohnen durchweg Hakka, unter denen auch der Gelehrtenstand zahlreich vertreten ist. Besonders ist dies in Kayintschu der Fall, wo unzählige Gelehrte ihr Heim haben. Fast in jedem Amtshaus der Canton-Provinz trifft man Beamte von dort. Die Gelehrsamkeit derer von Kayintschu ist schon seit lange berühmt und wiederholt durch kaiserliche Edikte bezeugt und ausgezeichnet worden.

Unter diesem Hakka-Stamm arbeitet die Basler Mission nun bald 50 Jahre. Der bekannte Chinesenmissionar Gützlaff war das menschliche Werkzeug, dessen sich der Herr bediente, um die Aufmerksamkeit der Basler Missionsgesellschaft auf China zu lenken. Seinem „fast marktschreierischen" Rufen und Werben ist es zuzuschreiben, daß dieselbe im Jahr 1846 ihre beiden ersten Sendboten dahin abordnete. Und wenn auch seine eigene wohlgemeinte Arbeit keine gründliche war und die Resultate derselben sich vielfach als Selbsttäuschung erwiesen, so darf man doch nicht vergessen, daß der Charakter des chinesischen Volkes damals noch zu wenig bekannt war, als daß nicht solche Täuschungen vorkommen konnten. Immerhin giebt es noch heute einzelne alte Christen, die seiner Zeit von ihm getauft worden sind. Nach seiner Anweisung hatten sich die beiden Basler Missionare Lechler und Hamberg unter den Hoklo und Hakka niedergelassen; aber es darf als göttliche Fügung betrachtet werden, daß Lechler, nachdem er von den Hoklo bei Tschautschufu vertrieben worden war, sich nun ebenfalls der Arbeit unter den Hakka zuwandte, wodurch das Werk vor Zersplitterung der Kräfte bewahrt wurde. Ihre Arbeit geschah zunächst — um der Verhältnisse willen — unter

den Hakka auf der Insel Hongkong, einer englischen Besitzung, wo man leicht Eingang gefunden hatte und auch den nötigen Schutz genoß. Auch hierin, daß man zuerst in Hongkong festen Fuß fassen konnte, ist Gottes Walten zu erkennen. Denn damit wurde Hongkong der Ausgangspunkt für die Basler Mission in China. Hier landet der von Europa neuankommende Missionar und lernt sich allmählich an chinesische Sprache und Sitte gewöhnen. Von hier aus reist er hinein ins „Herrlichkeitsreich". Hier sucht er nach mehrjähriger Arbeit Ausspannung und Erholung, oder auch Schutz, wenn es im Chinesenreich rumort und unsicher wird. Von hier beziehen die Missionare ihren Proviant, ihre Briefe und das nötige Geld. Darum wohnt in Hongkong der Kassier der Mission.

Ins „Reich der Mitte" konnte man vor 40 und 50 Jahren nur als Chinese verkleidet eindringen. Das Land war damals dem Ausländer verschlossen. Dessenungeachtet wagten es die Brüder, das Festland zu betreten und fanden in dem Kreise Sinon, welcher der Insel Hongkong gegenüber liegt, Eingang. In diesem und dem Tungkon-Kreis wurden dann im Laufe der Jahre die drei Stationen Lilong (1852), Khitschung (1880) und Tschonghangkang (1883) gegründet, zu denen im Jahr 1884 noch die ehemalige Barmer Station Longheu als vierte kam, die infolge einer Gebietsabgrenzung an Basel abgetreten wurde. Diese vier Stationen liegen alle im sogenannten Unterland, wozu auch die Station Hongkong gerechnet wird. Letzteres ausgenommen, ist Lilong die bedeutendste derselben. Hier wurde schon von Miss. Winnes das Lehrer- und Predigerseminar gegründet, worin bis jetzt alle Lehrer und Katechisten ausgebildet worden sind. In Longheu besteht eine Mädchenanstalt, in welcher 50 Chinesenmädchen eine christliche Erziehung genießen — ein überaus wichtiger Missionszweig in einem Lande wie China.

Der Ausdehnung nach bildet das Unterland ein verhältnismäßig kleines Gebiet; denn in den zwei Kreisen, auf die es beschränkt ist, leben ebensoviele Punti als Hakka. Unter erstern arbeitet die Barmer Mission. Aber die genannten Unterlands-Stationen sind die Muttergemeinden des ganzen Basler Missionsgebiets. Mancher tüchtige Katechist und Lehrer stammt von hier; mancher alte Christ des Oberlandes hat hier die heilige Taufe empfangen. Leider hat die Mission auf diesem alten Arbeitsfeld in den letzten zehn Jahren nur geringe Fortschritte gemacht; doch berechtigen die Erfahrungen der jüngsten Zeit wieder zu mehr Hoffnungen.

Eine weit größere Ausdehnung als das Unterland hat das Oberland, in welchem die Basler Mission 8 Stationen in 9 Kreisen liegen hat. Die geographische Grenze zwischen beiden Gebieten ist

dadurch gezogen, daß in den dazwischen liegenden Kreisen Kwuischen und Fuitschu die Berliner Mission ihr Arbeitsfeld hat.

Im Oberland hat die Mission zuerst in einem ganz entlegenen Thal des Tschonglok-Kreises, in Tschongtschun, Eingang gefunden, und zwar wurde hier das Evangelium nicht durch die Missionare, sondern durch Leute, die dasselbe in Hongkong und Lilong kennen gelernt hatten, am Anfang der sechziger Jahre in die Berge von Tschonglok getragen.*) So kam es im Jahr 1864 zur Gründung der Station Tschongtschun. Von hier dehnte sich das Werk bald nach Nyenhangli aus (1864). Beide Bergstationen sind die Mutterstationen für das ganze Oberland geworden; denn von Nyenhangli aus wurde das Evangelium wieder landabwärts ins Niederland getragen nach Yunon und Futschukphai und bis hinüber an den Oberlauf des Schlehenflusses nach Moilim. Dadurch entstanden rasch hintereinander die Stationen Futschukphai (1879) und Hoschuwan (Yunon) (1884), ersteres — in der Ebene des Ostflusses gelegen — als Bindeglied zwischen den Unter- und Oberlandsstationen. Im Jahr 1889 wurde auch Moilim, ein Filial von Nyenhangli, zur Station erhoben. Alle drei dehnen ihre Arbeit über die zahlreichen Märkte und Dörfer aus. Von Tschongtschun aus wurde auch der nahe Lyungtschon-Kreis bearbeitet, bis man in der Nähe des Marktes Hokschuha (1886) eine Station am Fuß der Berge anlegen konnte.

Aber auch nach Nordosten hin drang man von Tschongtschun und Nyenhangli aus vor und bearbeitete seit Anfang der achtziger Jahre das Gebiet des Moikong und seiner Zuflüsse. Hier liegen die bedeutenden Städte Kayintschu und Hinnen. Nach jahrelangem Kampf gelang es, im Jahre 1887 in der Gelehrtenstadt Kayintschu eine Missionsniederlassung zu errichten und im gleichen Jahr konnte auch in der Handelsstadt Hinnen ein großes chinesisches Haus zur Gründung einer Station erworben werden. Während bisher — außer in Hongkong — alle Stationen im Unter- und Oberland nur in Dörfern und Marktflecken, oder in der Nähe solcher, errichtet wurden, sind durch die Gründung der Stationen Hoschuwan, Kayintschu und Hinnen neuerdings auch die Städte in den Bereich der Missionsarbeit hereingezogen worden. In den beiden letztgenannten Städten wird alljährlich Tausenden von Menschen, die da zusammenströmen, in den dortigen Predigthallen Gelegenheit geboten, das „Erkennen“ zu lernen.

Durch die Besetzung von Kayintschu, Hinnen und Moilim ist somit der Oberlauf des Schlehenflusses oder Moikong genügend besetzt,

*) Näheres darüber findet sich in dem Traktat: Das Evangelium unter den Bauern der Tschonglokberge. 2. Aufl. Miss.-Buchhandl. Basel. 20 Cts. = 15 Pf.

während dagegen der wichtige Ostfluß nur an seinem mittleren Lauf mit einer Station — mit Futschukphai — versehen ist. Sein Oberlauf mit den zahlreichen Nebenflüssen bleibt noch zu besetzen. Da das Werk hauptsächlich nach dieser Richtung hin ausdehnungsfähig ist, so ist den Stationen Hinnen, Hokschuha und Futschukphai die Aufgabe gestellt, diesen Bezirk zu bearbeiten.

Die Missionsarbeit ist aber nicht auf die genannten Stationen beschränkt geblieben, sondern von jeder derselben aus ist wieder eine ganze Reihe von Außenstationen errichtet worden. Eine jede hat auch ihre eigene, teilweise recht interessante Entstehungsgeschichte. Wie viele Prozesse und Streitigkeiten mußten da nicht geschlichtet, wie viele Redeschlachten geschlagen werden, bis alle diese Missionsposten mit ihren Gemeinden gegründet wurden! Davon wüßten die dort arbeitenden Brüder und Nationalgehilfen manches zu erzählen.

Das Basler Missionsgebiet in China zählt jetzt im Unter- und Oberland zusammen 13 Hauptstationen und 40 Außenplätze. Auf diesen arbeiten zur Zeit 22 europäische (darunter ein Missionsarzt) und 4 eingeborne Missionare, 1 europäische Lehrerin, 1 eingeborner Pastor, 35 Katechisten, 14 Hilfskatechisten, 47 Lehrer und 6 Lehrerinnen. Die Zahl der Gemeindeglieder betrug am 1. Januar 1894 3817 Seelen. Während des Jahres 1893 wurden 291 Heidentaufen vollzogen — 219 an Erwachsenen und 72 an Heidenkindern.

An Schulen und Erziehungsanstalten weist das ganze Gebiet auf: 5 Knaben- und 3 Mädchenanstalten, 7 Gemeinde- und 33 Heidenschulen, 1 Mittelschule und 1 Predigerseminar. In letzterem werden gegenwärtig 17 Jünglinge für den Predigerberuf vorbereitet, während die Mittelschule mit ihren 49 Zöglingen die Vorstufe hiefür bildet. In den Mädchenanstalten befinden sich 151 christliche und 46 heidnische Chinesenmädchen. Die Knabenanstalten und übrigen Schulen werden von 363 christlichen und 485 heidnischen Knaben besucht. Gesamtzahl der Schüler 1045.

Die Zahlen, die wir hier aufgeführt haben, bewegen sich, je nachdem man einen Maßstab an ein Werk legen will, in bescheidenen Grenzen; aber sie wollen doch gewürdigt sein. Sie sind das Ergebnis eines Gotteswerkes, das senfkornartig begonnen hat, durch manchen Sturm gefestigt worden ist, das von sündigen, schwachen Menschenkindern getrieben wird und auf einem Boden erwächst, der vor vielen andern ein harter genannt werden muß. Darum gebührt dem Herrn allein die Ehre, der es so weit hat gedeihen lassen. Ihm sei auch das fernere Wachstum anbefohlen!

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Das Kongogebiet.

Dem Kongo-Freistaat, der nun das erste Jahrzehnt seines Bestehens hinter sich hat, ist es in den letzten Jahren gelungen, die kritische Lage, in der er sich befand, so ziemlich zu überwinden. Er hat nicht nur bedeutende Fortschritte in der Erweiterung seines schon an und für sich sehr ausgedehnten Gebietes gemacht, sondern auch dessen Bestand durch Grenzvereinbarungen mit Frankreich und Portugal zu sichern gewußt. Unter anderem hat er nach der Unterwerfung des Königs Msiri dessen Reich Katanga im äußersten Süden annektiert und das von den arabischen Sklavenhändlern besetzt gehaltene Manyema am obern Kongo erobert. Nun weht das blaue Sternenbanner des Freistaats von Banana im Südwesten bis zum Uelle im Norden, und vom Albert-Eduard-Nyansa und Tanganjika bis nach Katanga im Südosten, von da bis zum Kasai und Kwango im Südwesten. Noch wichtiger ist, daß es endlich den Kongotruppen, besonders unter Führung von Kapitän v. Dhanis, gelungen ist, das ganze Kongobecken von den arabischen Sklavenjägern zu säubern. Ihrem Vordringen von Manyema und den Stanley-Fällen aus ist nun ein Ziel gesteckt, nachdem ihre mächtigsten Häuptlinge in den Kämpfen mit den Kongotruppen gefallen oder aus dem Gebiet hinausgedrängt worden sind.

Auch ist das Kongobecken im wesentlichen durchforscht und man ist bestrebt, die Gebiete für den Handel zugänglich zu machen und sie unter eine geordnete Verwaltung zu stellen. An der Erforschung des Landes hat besonders der englische Baptisten-Missionar Grenfell regen Anteil genommen. Mit dem Missionsdampfer „Peace" hat er alle größeren Wasserläufe des Kongobeckens befahren und die geographischen Ergebnisse kartographisch fixiert. Es ist ihm dafür von der Königl. Geographischen Gesellschaft die goldene Medaille verliehen worden. Grenfell hat, wie es scheint, seit er am Kongo ist, überhaupt mehr exploriert als missioniert. Auch zu Lande ist er viel gereist, wobei er sich, wie weiland Livingstone und Sir S. Baker, eines Reitochsens bediente. Eine Zeitlang stand Grenfell im Dienst des Kongostaates, um als dessen Kommissar die Südgrenze zwischen dem Freistaat und den portugiesischen Besitzungen vereinbaren zu helfen.

Der Kongostaat scheint nach alledem in das Stadium einer ruhigen Entwicklung getreten zu sein. Auch von Finanznöten hört man jetzt weniger als früher. Augenscheinlich hat sich der Handel in letzter Zeit etwas gehoben. Die Ausfuhr soll 15 Millionen Franken übersteigen. Doch muß Belgien noch immer einen jährlichen Beitrag von 2 Millionen und König Leopold 1 Million zuschießen. Das übrige müssen die Zölle und sonstige Abgaben aufbringen. Hauptort des Freistaats und Sitz des General-Gouverneurs ist Boma am unteren Kongo. Der Gouverneur, General Wahis, wird als ein gerechter und tüchtiger Administrator geschildert, der sich auch den dortigen Missionen gegenüber sehr wohlwollend verhält. Der Staat hat sich dem Weltpostverein angeschlossen und allgemach kommt auch anstatt der bisherigen Tauschwaren die dort eingeführte Münze in Kurs, wenigstens im untern Flußgebiet. Die Kupfermünzen haben wie die chinesischen in der Mitte ein Loch, sodaß sie aneinander gereiht und von den Eingebornen am Halse getragen werden können. Das Ländergebiet ist in Bezirksämter eingeteilt, denen Kommissare vorstehen. Sie üben die Gerichtsbarkeit aus und wachen auch darüber, daß die bisher üblichen Menschenopfer, Giftmorde und andere barbarische Gebräuche unter den Eingebornen unterdrückt werden. Anderseits wird aber auch über allerlei Ausschreitungen der Beamten geklagt, besonders über Bedrückungen, die sie sich den Eingebornen gegenüber nicht selten erlauben. So erzählt Miss. Murphey (Bapt. Mag. 1894, S. 519), daß die Eingebornen von Bolengi mit Gewalt zum Einsammeln von India Rubber (Kautschuk) gezwungen würden. Weigerten sich die Leute, so habe der beaufsichtigende Soldat Befehl, auf sie zu schießen. Viele seien infolge dessen schon ums Leben gekommen. Kein Wunder, daß das rücksichtslose Vorgehen der Beamten da und dort ernstliche Unruhen und selbst Aufstände hervorruft, die als Akte der Erbitterung und der Notwehr betrachtet werden müssen.

Unter dem Schutz der Regierung sind jetzt bis weit den Kongo hinauf Handelsniederlassungen entstanden; aber leider werden dadurch auch ungeheure Quantitäten von Branntwein den verschiedenen Landesteilen zugeführt. Und diese Einfuhr nimmt in dem Grade zu, als sich das Land dem Verkehr mehr und mehr erschließt. Das Baptist Miss. Magazine bricht deswegen in den Schmerzensruf aus: „Zu Zeiten möchte man fast wünschen, der dunkle Erdteil wäre besser nie dem Verkehr erschlossen worden, als daß durch dieses teuflische Unheil von seiten der sogenannten christlichen Nationen die armen gesunkenen Eingebornen ruiniert werden.“

Dem Aufschwung des Handels, wie überhaupt der Hebung und Erleichterung des Verkehrs, soll die um die Stromschnellen geführte

Eisenbahn dienen. Aber bis jetzt ist dieselbe erst 40 km weit — von Matadi bis Kenge — fertiggestellt und seit dem 4. Dezember 1893 eröffnet. Die Herstellung dieser fahrbaren Strecke bot wegen des felsigen Terrains ungeheure Schwierigkeiten. Sie hat aber auch immense Summen — nahezu 10 Mill. Mark — verschlungen und Tausende von Menschenleben gekostet. 7000 Farbige haben an ihr gearbeitet; davon sind nach dem offiziellen Bericht 3500 — also die Hälfte — „tot oder desertiert". Auch von den 1500, die als „in die Heimat befördert" angegeben werden, ist wohl hinterher noch mancher erlegen. Unter den Eisenbahnarbeitern sollen auch viele Sklaven gewesen sein, die man von der obern Guineaküste am Kongo einführte. Mit der noch übrigen Strecke der projektierten Eisenbahn hofft man bis Ende 1896 fertig zu sein. Die Oceandampfer löschen schon jetzt ihre Güter an einem Hafendamm dicht bei der Kopfstation der Bahn, etwa 100 engl. Meilen flußaufwärts, unmittelbar am Fuß des ersten (oder letzten) Katarakts, bis wohin dieselben den Kongo hinaufkönnen.

Im Anschluß an diese kurzen Mitteilungen über den Freistaat fügen wir noch bei, daß derselbe jetzt 86 Stationen mit 1300 Weißen aufweist. 45 Dampfer, die durch Träger an den obern Kongo hinaufgeschafft worden sind, befahren den Strom. Die aus 10000 Schwarzen bestehende Armee wird von 237 belgischen Offizieren und Unteroffizieren befehligt. Vor 10 Jahren gab es im ganzen Gebiet nur 16 Stationen mit 150 Weißen und drei Dampfern. (Allgem. Miss.Zeitschr. 1894, S. 371.)

Und nun die evangelische Mission im Kongogebiet. Diese setzte im Jahr 1877, gleich nachdem Stanley den Lauf des Kongo festgestellt hatte, hier ein und ist seitdem von der Küste aus gegen 1000 engl. Meilen weit landeinwärts vorgedrungen. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieselbe trotz dem energischen, oft nur zu raschen Vorgehen einiger Missionen, doch von den Handelsstationen überholt worden ist. Die Hauptschwierigkeit für die Missionsarbeit lag von Anfang an in dem überaus ungesunden Klima des Kongobeckens, das Jahr für Jahr die Reihen der Arbeiter lichtete; dann aber auch in der Stumpfheit und Unempfänglichkeit der Bevölkerung, unter der noch keinerlei Vorarbeit gethan war. Immerhin haben die verschiedenen Gesellschaften durch treues Ausharren und geduldige Arbeit überall festen Fuß gefaßt. In manchem haben sich auch die Verhältnisse mit den Jahren gebessert. Es sind gesündere Wohnungen entstanden, der Verkehr ist erleichtert und selbst die entlegensten Stationen können weit besser als früher mit dem Nötigsten versehen werden. Dadurch hat sich auch das Leben am Kongo zu einem er-

träglicheren Aufenthalt gestaltet. Trotzdem ist und bleibt das dortige Klima ein mörderisches, und besonders in den letzten beiden Jahren, in denen die Gesundheitsverhältnisse an der westafrikanischen Küste überhaupt sehr ungünstige waren, haben verschiedene Gesellschaften schwere Verluste erlitten.

Die englischen Baptisten, die seit 1879 in der Hauptstadt des alten Kongoreichs, in San Salvador, auf portugiesischem Gebiet arbeiten und von 1881 ab am Kongo hinauf bis zu seinem nördlichen Bogen 7 Stationen angelegt haben, berichten zwar von ermutigenden Anfängen, hoffnungsvollen Aussichten, von stattgefundenen Taufen, gutem Schulbesuch ꝛc., aber numerisch sind die bisherigen Früchte der Arbeit doch außerordentlich spärlich. Der Jahresbericht von 1894 führt im ganzen nur 79 Kirchenmitglieder auf, von denen 51 auf San Salvador entfallen. Von letzteren wird gerühmt, daß sie bereits von sich aus evangelisieren. Von der Hauptstation aus werden 4 Außenplätze bedient. Am untern Kongo liegen ihre beiden Stationen Underhill und Wathen (Ngombe), ersteres der Speditionsplatz für die am oberen Fluß gelegenen Stationen Arthington (am Stanley Pool), Bolobo, Lukolela, Monsembi (unter den kriegerischen Bangala) und Bopoto, letzteres 1000 engl. Meilen von der Küste entfernt. Ueberhaupt scheinen die englischen Baptisten im Drange nach möglichster Ausdehnung des Werkes ihre Stationen in allzu großen Entfernungen voneinander errichtet zu haben, gleichsam um die Hand für künftige Zeiten auf alle erreichbaren Gebiete zu legen, unbekümmert darum, ob sie dieselben auch nachhaltig bearbeiten können oder nicht. Damit hängt auch zusammen, daß sie sich mit ihren vier Oberkongo-Stationen in drei verschiedenen Sprachgebieten befinden. Auch ist jahrelang, wie uns scheint, mehr exploriert als ruhig gearbeitet worden. Die beiden Plätze Monsembe und Bopoto weisen noch keinerlei Erfolge auf. Die schon seit zwei Jahren geplante Station Modjembo am Mobangi, einem bedeutenden rechtsseitigen Nebenfluß des Kongo (der zugleich die nordwestliche Grenze des Freistaats bildet), ist bis jetzt noch nicht besetzt. Zu dem bisherigen Missionsdampfer Peace ist neuerdings noch ein zweiter, der Goodwill, hinzugekommen. Beide haben in Bolobo ihren Ankerplatz. Auf der Station Lukolela arbeitet eine Druckerpresse, aus der verschiedene kleine Schriften für die Mission hervorgegangen sind. Von besonderer Wichtigkeit ist die durch Miss. Bentley fertiggestellte Uebersetzung des Neuen Testamentes in der Kongosprache, das 1893 auf Kosten der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft im Druck erschienen ist.

Auf den genannten 8 Stationen standen Anfang 1894 21 Mis-

sionare. 8 waren in England zur Erholung, zwei erlagen dem Klima. Doch sind im Lauf des Jahres mehrere, teils als Ersatz, teils zur Verstärkung am Kongo eingetroffen.

Zwischen den Stationen der englischen Baptisten — nur in etwas geringeren Abständen — liegen am Fluß hinauf bis zu einer Entfernung von 740 engl. Meilen, die 10 Missionsplätze der amerikanischen Baptisten. Ursprünglich von der Familie Guinneß Ende 1877 als Kongo-Inland Mission gegründet, wurde dieselbe 1884 mit 7 Stationen der amerikanischen Baptisten-Union übergeben, nachdem bereits 10 Missionsarbeiter dem Klima zum Opfer gefallen waren. Seitdem hat diese Mission einen nicht unbedeutenden Aufschwung genommen, hat aber auch schon manchen Arbeiter durch den Tod verloren; so im Jahr 1893 zwei Missionare und zwei Missionsfrauen. Der eine, Ingham, verlor sein Leben durch einen wütenden Elefanten. Neuerdings droht dem Weiterbetrieb der Mission eine Schwierigkeit anderer Art. Die Gesellschaft befindet sich nämlich zur Zeit in einer solchen Geldklemme, daß sie sich außer stande sieht, ihre Stationen in der bisherigen Weise zu unterhalten. Man denkt deshalb auf Mittel und Wege, wie das Werk in seinem jetzigen Bestand mit weniger Kosten fortgeführt werden könne. Dieses steht mehr oder weniger auf allen Stationen in schöner Entwicklung, besonders am unteren Kongo. Hier weisen die Stationen Banza Manteke (150 engl. Meilen flußaufwärts) und Lukunga (220 M.) Gemeinden mit 528 und 591 Kirchengliedern auf. Die Christen machen einen guten Eindruck und zeigen auch im Aeußeren, daß sie unter dem Einfluß des Christentums stehen. Sie kleiden sich besser als früher und schenken dem Unterricht mehr Teilnahme. Die Trunksucht, wie überhaupt den Genuß von Spirituosen, selbst den von Palmwein, bekämpfen die Amerikaner sehr energisch, besonders durch Gründung von Enthaltsamkeitsvereinen. Aber nicht nur der massenhaft eingeführte Schnaps, sondern auch vorkommende Unruhen unter den Eingebornen schädigen vielfach das Werk. Daß dieselben nicht selten durch das rücksichtslose Auftreten der Beamten hervorgerufen werden, haben wir schon oben erwähnt. Hier ein Beispiel davon. Kommen etwa, schreibt Miss. Richards, gemietete Träger ihren Verpflichtungen nicht so nach, wie es der Staat für gut befindet, so schickt man zügellose Soldaten in die Dörfer und läßt durch sie einige Weiber aufgreifen und gefangen setzen. Diese müssen dann ganz unschuldig und unbeteiligt am Handel für jene büßen. Mit allem Grund empfinden solches die Eingebornen, die meist ein starkentwickeltes Rechtsgefühl haben, als gewaltthätig und ungerecht. Derlei Maßregeln erzeugen Mißtrauen und verbreiten überall Panik unter

den Eingebornen. Zu Zeiten greifen dieselben auch zu den Waffen und wehren sich ihrer Haut, oder aber halten sie sich im Wald versteckt. Ueberhaupt ruft der gesteigerte Verkehr, der eine Unzahl von nicht immer leicht zu beschaffenden Trägern erfordert, viel Unruhe und Unannehmlichkeiten hervor.

In Bwemba (480 Meilen aufwärts) hat die Bevölkerung im ganzen Distrikt zusehends abgenommen. Sie zählt heute kaum ein Drittel von dem, was zur Zeit der Gründung der Station (1889) die Gegend bewohnte. Als Ursache werden angegeben: der Handel, der sich weiter flußaufwärts gezogen hat; die Unterdrückung des Sklavenhandels (insofern keine lebende Ware mehr eingeführt wird); Verheerung durch die Unsittlichkeit der Eingebornen und infolge dessen Abnahme der Geburten; Wegzug der Leute wegen Differenzen mit der Regierung und schließlich die rätselhafte Schlafkrankheit, die fast wie eine Epidemie unter den Eingebornen aufgeräumt hat.

Eine weitere Station sollte in Ikoko am Ntumba-See (nördlich vom Leopold-See) entstehen. Miss. Clark hatte sich schon daselbst niedergelassen und eine provisorische Wohnung errichtet; er ist aber wieder abberufen worden, da der Gesellschaft die Mittel zu neuen Unternehmungen fehlen. Nach dem letzten Bericht (Juli 1894) haben die amerikanischen Baptisten 1217 Kirchenglieder in 14 Gemeinden gesammelt. An Schülern zählen sie 1567. Das Arbeiterpersonal bestand aus 25 Missionaren, 6 Damen, 4 Aerzten, 22 eingebornen (unordinierten) Predigern und 27 Lehrern.

Nachdem die Familie Guinneß ihre Kongo-Inland-Mission den Amerikanern abgetreten hatte, unternahm sie, angeregt durch ihren früheren Zögling Miss. Mackittrick, 1888 eine neue Mission unter den Balolo, einem zahlreichen Volk im Becken des Lulanga, eines linksseitigen Nebenflusses des Kongo, südlich von dessen großem Bogen. Außer den drei Stationen (Matadi, Lukunga und Kengi), die in der Katarakt-Gegend am unteren Kongo für die Spedition angelegt wurden, gründete man nach und nach die vier Stationen Lulanga (an der Mündung des Flusses gl. N. in den Kongo), Bonginda, Ikau und Bongandanga. Der Gründer, Mackittrick, starb Ende 1891 am Fieber;*) seine Witwe ist nach kurzem Erholungsaufenthalt in der Heimat wieder auf das Arbeitsfeld zurückgekehrt. Der Tod hat überhaupt in den letzten Jahren reiche Ernte unter den Arbeitern dieser Mission gehalten, aber Harley House, das Missionsinstitut der Familie Guinneß in London, hat den Abgang immer wieder durch neue Aussendungen ergänzt. Gegenwärtig stehen 21 Mis-

*) Ueber ihn und die Balolo-Mission siehe Miss.Mag. 1893, S. 177 ff.

sionare — alle unverheiratet — und 6 Damen in der Arbeit. Ein Missionspaar und 1 Fräulein sind zur Erholung in der Heimat. Im Jahr 1891 besuchte Dr. H. Guinneß die Mission und leitet nun dieselbe von London aus. Wie es scheint, hat sich neuerdings wieder ein Deputierter an den Kongo begeben. Der Verkehr zwischen den Stationen wird durch den Missionsdampfer Pionier vermittelt. Eine Statistik giebt das Organ der Mission »Regions beyond« leider nicht.

Mit weit mehr Konzentration als die eben angeführten Missionen arbeitet der schwedische Missionsbund am Nordufer des unteren Kongo. Aus den anfänglichen drei Stationen Mukimbungu, Kibunzi und Diadia sind es nun fünf (Nganda und Londe) mit einigen Nebenstationen geworden. Die Stationen sind durch eine Anzahl von Steingebäuden besser ausgestattet, das Transportwesen ist geregelt, die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit ist bei jüngeren und älteren in die Hand genommen, Schulen sind für Kinder und für Erwachsene vorhanden, auch für Frauen. Die Zahl der Schulkinder beläuft sich auf 193, die der Gemeindeglieder auf 78. Etwa ein Dutzend eingeborner Evangelisten stehen in Arbeit; für ihre Ausbildung ist in Diadia eine Evangelistenschule gegründet. Gottes Wort wird auf den Haupt- und Nebenstationen wie in den benachbarten Dörfern eifrig verkündigt. Uebersetzungsarbeiten sind fleißig getrieben und eine Grammatik der Fiotisprache von Miss. Westlind ausgearbeitet worden. Das Neue Testament, biblische Geschichten, ein Gesangbuch sind auf der Handpresse in Kibunzi gedruckt worden. Durch die Herausgabe einer Missionszeitung und eines kleinen Kalenders ist der Anfang zu einer einheimischen Litteratur gemacht. Auch eine ärztliche Mission ist (in Mukinbungu) begonnen worden; leider ist der Missionsarzt Dr. Walfridson nach kaum zweijährigem Wirken dem Klima zum Opfer gefallen, gerade zu der Zeit, als ihm ein Apotheker zur Hilfe gesandt werden sollte. Außer dem Arzt hat diese Mission seit 1889 10 ihrer Arbeiter und Arbeiterinnen durch den Tod verloren, zum Teil nach sehr kurzer Wirksamkeit; Krankheiten haben die Kräfte der andern sehr mitgenommen und Erholungsreisen oder völlige Rückkehr in die Heimat notwendig gemacht. (Allg. Miss. Zeitschr. 1893, S. 538.)

Eine noch ganz junge Mission ist die der Presbyterianer der Südstaaten Nordamerikas. Sie sandten 1890 die Missionare Lapsley und Sheppard (einen Farbigen) an den Kongo, wo sie sich im Gebiet des Kasai in Luebo (am Zusammenfluß des Lulua und Luebo), etwa 700—1000 engl. Meilen von der Küste entfernt, im Innern niederließen. Der Gründer der Mission, Lapsley, starb

schon 1892 auf einer Reise am unteren Kongo. Seitdem ist die Mission durch einige neue Arbeiter verstärkt worden, aber der eine hat das Feld wegen Krankheit schon wieder räumen müssen. Gegenwärtig besteht das Arbeiterpersonal aus drei Missionaren (worunter zwei verheiratete) und einem Ingenieur, der am 16. Februar 1894 seine Frau durch das Fieber verlor. Die Lage von Luebo hielt man anfangs für gesünder, als sie sich in der Folge erwiesen hat. Vorderhand hat die Mission kaum die Anfangsschwierigkeiten überwunden. Man sucht das Land zu erkunden und das Vertrauen der Leute zu gewinnen; aber die Bakete sind sehr scheu und mißtrauisch, weshalb es schwer hält, eine regelmäßige Schularbeit unter ihnen zu treiben. Eine Einladung des Bakuba-Königs Lukenga führte die Missionare in das nördliche Gebiet von Luebo gegen den Sankuru hin. Ursprünglich war eine Niederlassung am unteren Kwango als Verbindungsstation mit der Küste geplant, wozu es wohl aber erst später kommen wird. (The Missionary 1894.)

Interessant und lehrreich ist der Missionsversuch des Methodistenbischofs W. Taylor. Letzterer erschien 1886 — ohne auf den Rat und Protest vernünftiger Leute zu hören — mit einer großen Schar von allerlei Volk am Kongo und landete dasselbe am felsigen Ufer von Matadi. Unter seinen Leuten befanden sich Männer, Frauen und Kinder aus den verschiedensten Ständen, Berufsarten und Altersstufen, wie sie sich eben dem Bischof und seinem abenteuerlichen Zug angeschlossen hatten. Von dem Grundsatz ausgehend, die Mission müsse sich durch ihre Arbeit selbst erhalten, war zwar für die erste Ausrüstung der Leute gesorgt, im übrigen aber sollten sie sehen, wie sie sich durchschlagen könnten. Für ein solches planloses Unternehmen waren jedoch die westafrikanischen Verhältnisse, sonderlich die des Kongo, schlecht geeignet. Vor allem war für die zahlreichen Ankömmlinge nicht so leicht ein Unterkommen zu beschaffen und vollends nicht für ihre mitgeführten Frachtgüter. Sie erhielten schließlich vom Staat die verlassene Regierungsstation Vivi. Nun folgte aber für die armen Leute, die sich in vollkommener Unkenntnis der Verhältnisse von dem alten Bischof hatten herüberbefördern lassen, eine schreckliche Zeit der Not, der Entbehrung und des Sterbens. Einige, die etwas Geld bei sich hatten, kehrten wieder nach Amerika zurück, darunter des Bischofs Sohn mit Familie; andere, denen diese Mög lichkeit abgeschnitten war, erlagen dem Klima. Wieder andere, je nachdem sie ein Geschäft versehen konnten, fanden bei der Regierung oder in anderen Missionen eine Anstellung, bis sie sich das Fahrgeld für die Rückfahrt verdient hatten. Der zusammengeschmolzene Rest versuchte die Theorien ihres Bischofs durchzuführen. Sie legten

Pflanzungen an, trieben etwas Handel und ließen sichs sauer werden. Aber neue Leute langten an und erschwerten das Fortkommen. Wieder hielt der Tod reiche Ernte unter ihnen. Mehr als einmal, als der Nachschub nicht aufhörte und das Elend einen immer höhern Grad erreichte, mußte sich die Regierung dreinlegen und mit der Aufhebung der Mission drohen. Der Bischof geleitete hierauf eine Abteilung seiner Leute weiter den Fluß hinauf an den Stanley Pool, wo ihnen die verlassene Regierungsstation Kimpoko angewiesen wurde. Hier führten sie ein höchst elendes Dasein, schossen Flußpferde und verkauften deren Fleisch an die Eingebornen zu den niedrigsten Preisen.

Große Hoffnungen hatten sie auf einen Dampfer gesetzt, den sie mit an den Kongo gebracht hatten. Die einzelnen Teile desselben wollten sie auf Rollwagen, die von einer Lokomobile gezogen werden sollten, am Fluß hinaufschaffen. Aber sie erwies sich als nutzlos und stand jahrelang rostend an der Flußmündung. Man brachte sie nicht einmal an den Fuß der Berge, geschweige über diese hinüber. Schließlich kaufte sie die Eisenbahngesellschaft für den Betrieb einer Pumpe. Endlich ging man daran, die Dampferteile durch gemietete Träger an den Stanley Pool schaffen zu lassen. Man kam damit aber nur bis Isangala, etwa 50 engl. Meilen weit. Da fand man die Geschichte doch zu kostspielig und zu schwierig. Flugs wurde alles wieder zurücktransportiert und der Dampfer an der Flußmündung zusammengesetzt, um ihn für den Gütertransport nutzbar zu machen. Als Frachtdampfer sollte er nicht nur sich selbst bezahlt machen, sondern auch die Mission unterhalten. Aber bis er zusammengesetzt und in Dienst gestellt war, fingen die Oceandampfer an, die Güter direkt den Fluß hinauf nach Matadi zu befördern und an der Kopfstation der eben begonnenen Eisenbahn zu löschen. Damit scheiterte auch dieses letzte Projekt und der Dampfer erwies sich als zwecklos.

So hat das Taylor'sche Missionsunternehmen viel Geld, Zeit, Kraftaufwand und Menschenleben gekostet, ohne daß dabei etwas zur Förderung des Reiches Gottes herausgekommen wäre. Die einzige namhafte Arbeit geschieht von einem Fräulein Kildare, die sich ganz allein in einem kleinen Holzhaus an einem Flußarm in der Nähe der Kongomündung niedergelassen hat und, im Besitz von einigem Privatvermögen, in aller Stille im Segen wirkt. Bischof Taylor aber hat sich durch die traurigen Erfahrungen, die seine Leute am Kongo gemacht haben, nicht belehren lassen, und es giebt auch noch Leute genug in Amerika, die ihm Heeresfolge leisten. Etwas mehr Erfolg scheint er in Angola zu haben, wo er sechs Hauptstationen und vier Außenplätze angelegt hat. Er hat hier 22 Missionare und sechs

Nationalgehilfen stehen. Nach seiner Angabe im Christian erhalten sich die Stationen selbst und warfen im letzten Jahr durch Handel und Viehzucht noch einen Reingewinn von £ 629 ab. Großes Gewicht legt Taylor auf Loskauf und Gewinnung von Kindern, um schon frühzeitig das Christentum in ihnen zu pflanzen. Von Zeit zu Zeit besucht der greise, aber noch immer rüstige Bischof seine westafrikanischen Missionsposten.

Mit ähnlichen Grundsätzen trafen etwas später vier Missionare am Kongo ein, die von einer Gemeinschaft hinausgesandt wurden, die die „Heilung durch den Glauben" vertritt und an deren Spitze ein Herr Simpson in New York steht. Sie wollten, obschon mit nur geringen Geldmitteln versehen, im Innern des Landes eine Mission anfangen und sich von ihrer Hände Arbeit nähren. Kaum waren sie am Kongo gelandet, als sie vom Fieber ergriffen wurden. Von Medizin und ärztlicher Behandlung mochten sie keinen Gebrauch machen und so starb schon in der ersten oder zweiten Woche ihr Führer. Auch die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Sehr bald erkannten sie die Unausführbarkeit ihres geplanten Unternehmens, die wenigen Geldmittel waren in kurzem aufgebraucht und zu alledem entstanden noch Meinungsverschiedenheiten zwischen den drei Ueberlebenden. Da sie zur Rückkehr kein Geld mehr besaßen, so sahen sie sich genötigt, irgendeine Anstellung an der Küste zu suchen, um sich die Rückfahrt zu verdienen. Später ist diese Mission nach andern Grundsätzen wieder aufgenommen und neuerdings sehr verstärkt worden. Sie führt den Namen Evangelical Missionary Union und hat ihr Arbeitsfeld nördlich von Matadi gefunden.

Es kann einen nur freuen, wenn in dem weiten Kongogebiet eine rege Missionsarbeit entfaltet wird und wenn die zahlreichen Völkerstämme nicht dem alleinigen Einfluß der Beamten, der Geschäftsleute und abenteuernder Industrieritter überlassen bleiben; aber bedauerlich ist, wenn amerikanische Sekten sich den Kongo zum Versuchsfeld ihrer planlosen Missionsunternehmungen erwählen. Dadurch wird trotz aller Opfer kein bleibender Erfolg erzielt und die Missionssache in den Augen kritischer Beurteiler zum Nachteil fürs ganze Missionswerk heruntergesetzt.

Selbst die amerikanische Sekte der Adventisten hat sich in letzter Zeit am untern Kongo niedergelassen. Ueber ihre Arbeit verlautet noch nichts (Bentley, life on the Congo).

Ueber die im oberen Kongogebiet von Katanga bestehende Mission des Freimissionars Arnot liegen uns keine neueren Berichte vor. Nach Gundert (ev. Mission ꝛc.) haben sich die Missionare nach dem Tode des Häuptlings Msiri, der im Kampf gegen den Freistaat

fiel und dessen Hauptstadt Bunkeya, zerstört wurde, auf das rechte Ufer des Lufira-Flusses zurückgezogen und eine Station am Ort Lufoi angelegt.

Im französischen Kongogebiet hat die Pariser evangel. Mission die beiden ehemaligen presbyterianischen Stationen Talaguga (1892) und Lambaréné (1893) übernommen. Auf jener stehen zwei ordinierte und ein unordinierter, auf dieser zwei ordinierte Missionare, die sämtlich verheiratet sind. Ein sechster lediger Missionar ist letzten Juli gestorben und soll in allernächster Zeit vorläufig durch einen verheirateten Lehrer ersetzt werden. Die Stationen liegen beide flußaufwärts auf dem rechten Ufer des Ogowe.

Zu erwähnen wäre auch noch die Arbeit der Bostoner Mission (des American Board) auf dem Hochland von Bailundu und Bihe hinter Benguella, wo in den vorigen Jahrhunderten unter dem Einfluß und Schutz der portugiesischen Herrschaft die katholische Mission ihre Triumphe feierte. Heute sind davon nur noch wenige äußere Spuren wahrnehmbar. — Der American Board arbeitet seit 1881 auf diesem harten Boden und hatte 1892 auf 3 Stationen 7 ordinierte Missionare, 1 Arzt und 5 eingeborne Gehilfen stehen. Eine neue Station (Sakandschimba) ist erst kürzlich im Mittelpunkt einer zahlreichen Bevölkerung angelegt worden. Das Werk ist im letzten Jahr trotz des verminderten Arbeiterpersonals erfreulich fortgeschritten. Die beiden Gemeinden haben nach innen und außen zugenommen; auch die Schülerzahl hat sich vermehrt. Ebenso haben die Uebersetzungs- und Druckarbeiten einen guten Fortgang genommen. (Miss. Herald 1893 u. 1894.)

---

b) Neuestes und Vermischtes.

Kamerun. Von den Basler Missionaren in Kamerun sind auch im letzten Jahr wieder verschiedene größere Predigtreisen ins Innere des Landes gemacht worden. So führte Miss. Autenrieth im Mai und Juni eine fast sechswöchentliche Reise nach den nördlich und nordöstlich vom Aboland gelegenen Gegenden aus, die ihn mit Gebieten bekannt machte, die bis jetzt von Weißen noch nicht bereist sind. Er erreichte im Nordosten die Wasserscheide der Zuflüsse des Wuri und Mbam oder Sanaga. Im Quellgebiet des Mabombe (Dibombe) kam er bis zu einem schönen, hochgelegenen, weit ausgedehnten Gras- und Palmenland, das die unteren Regionen eines Hochgebirges bildet. Weitere Mitteilungen über jene Gebiete stehen noch aus. Dagegen hat Autenrieth eine Kartenskizze über die von ihm bereisten Gegenden eingesandt. — Von dem schönen Nkosi-Berg-

land (vergl. Miſſ.Mag. 1894, S. 148 ff.), wo das Jahr zuvor Beziehungen angeknüpft wurden, ſind neuerdings wieder dringende Einladungen an die Miſſionare in Abo gelangt. Eine dahin geplante Reiſe wurde leider durch ſchlimme Gerüchte vereitelt. Nach neueren Berichten ſoll auch ſeitdem der der Miſſion günſtig geſinnte junge Häuptling Sona von Nyaſoſo geſtorben ſein. Immerhin behält man jenes Bergland im Auge und als Vorpoſten hiefür, wie überhaupt für das Vordringen nach Norden und Nordoſten, gedenkt die Basler Miſſion demnächſt eine Verſuchsſtation im Hügelland von Yabaſi, oberhalb der Stromſchnellen des Wuri, unter den Baſa beim Dorfe Lokyamba anzulegen und mit einem Miſſionar zu beſetzen. — Von der Hauptſtation Bethel aus iſt man den Lungaſi hinauf gereiſt und hat dem Volk der Elungaſi das Evangelium gebracht, ſowie vom ſüdlichen Lobethal aus den Bewohnern von Klein-Batanga. Eine Beſuchsreiſe zu den am Mongo gelegenen Außenpoſten von Bonaberi wurde bis zum Elefantenſee ausgedehnt. — In allen dieſen Gebieten ſteht der Basler Miſſion ein großes Arbeitsfeld offen, deſſen Beſetzung und Bearbeitung aus Mangel an Nationalgehilfen leider nicht ſo ſchnell vor ſich gehen kann, als es die gebotenen Verhältniſſe wünſchen laſſen. Inzwiſchen iſt es ſehr erfreulich zu hören, daß die Chriſten von Abo die Ausbreitung des Evangeliums als ihre Pflicht erkennen und von ſich aus durch Beiträge die Gründung und Unterhaltung von Außenpoſten zu fördern ſuchen.

Auf dem Kamerungebirge, das den Europäern längere Zeit verſchloſſen war, haben die Miſſionare jetzt wieder ungehindert Zugang, ſodaß der Errichtung einer Geſundheitsſtation in Buea nichts im Wege ſteht. In nächſter Zeit ſoll deswegen an den Bau einer Wohnung gegangen und damit auch die Miſſionsarbeit an der Bergbevölkerung wieder aufgenommen werden. Bekanntlich hatte ſich auch die katholiſche Miſſion das Bergdorf Buea zu einer Niederlaſſung auserſehen und es war von ihnen bereits ein Stück Land zu dieſem Zwecke erworben. Infolge des unfreundlichen Verhaltens der Buea-Leute aber ſahen ſich die Katholiken veranlaßt, davon abzuſehen und in dem vier Stunden weiter unten gelegenen Bonjongo eine Station anzulegen.

An dieſer Stelle ſei auch noch ein Wort über den in Deutſchland erzogenen Kamerun-Neger Zampa geſagt. Wie bekannt, wurde ſeiner Zeit ein von ihm unter dem 6. Febr. 1894 an Paſtor Schall in Cladow gerichteter Brief in mehreren Tagesblättern veröffentlicht. Aus demſelben wurde damals mehr Aufhebens gemacht, als er verdiente. Doch mußten immerhin die darin enthaltenen Bemerkungen über die evangeliſche Miſſion überraſchen. Zur Klärung der Sache

diene nachstehende Zuschrift von der Station Bonaku (d. 3. Juli 1894): „Die Bemerkung Zampas, daß in Kamerun, d. h. am Kamerunfluß, dem Sitz der Regierung, nur Katholiken und Baptisten, aber keine Evangelischen sich fänden, weil die evangelischen Missionare „bei den Buschmännern, weit ab von Kamerun" herumreisten, kann nur den Eindruck erwecken, als ob die Basler Mission hier im Küstengebiet entweder gar nicht vorhanden oder doch so unbedeutend sei, daß man sie vor lauter Katholiken und Baptisten nicht finden könne, während doch umgekehrt die Sache sich so verhält, daß die Basler Mission hier unbestritten die erste Stelle einnimmt und bei Weißen und Schwarzen so bekannt ist, wie in einem deutschen Dorfe der Pfarrer und das Pfarrhaus. Katholiken sind dagegen hier am Kamerunfluß gar keine vorhanden, sie haben bekanntlich ihre Stationen weiter südlich, am Sanagafluß und in Kribi (welch letzterer Ort Zampas Heimat ist). Nur die Baptisten entfalten außer der Basler Mission hier noch ihre Thätigkeit. Die Leitung dieser Mission liegt großenteils in den Händen eines eingebornen Predigers; ein Missionar und zwei alleinstehende Damen stehen an europäischem Personal dieser Mission zur Verfügung, und jeder Eingeborene weiß sie von der Basler Mission zu unterscheiden.

Zampa schrieb seinen Brief neun Tage nach seiner Ankunft, zu welcher Zeit er noch keine genauere Kenntnis über die hiesigen Verhältnisse hatte; zudem war ihm der Verkehr und die Verständigung mit den hiesigen Eingeborenen, infolge der Verschiedenheit, welche zwischen Zampas Kribisprache und dem hier gesprochenen Duala herrscht, nur in beschränktem Maße möglich. Seine unrichtige Aussage beruht daher auf Unkenntnis und Mißverständnis, wie dies auch aus nachstehenden Angaben des Missionar Stolz hervorgeht. Er schreibt: „Am 28. Januar dieses Jahres lief der ‚Admiral' in Kamerun ein, mit dem auch der von Pastor Schall erzogene Neger Zampa hier ankam. Am 11. Februar, also 14 Tage später, war hier auf der Basler Missionsstation Bonaku (Bethel), die 1½ Kilometer von dem Regierungsplatz entfernt liegt, deutscher Gottesdienst, zu welchem sämtliche hier wohnende Deutsche eingeladen wurden und dem auch Zampa beiwohnte. Am folgenden Sonntag, den 18. Febr, traf ich auf unserem nächsten Filial Bonadibong im Nachmittagsgottesdienst Zampa. Er stellte sich mir vor, und ich lud ihn ein, mich in meine Wohnung zu begleiten. Hier teilte mir Zampa mit, daß er einen Brief an Herrn Pastor Schall geschrieben habe, darunter auch, wie er sich vergeblich nach einer protestantischen Mission erkundigt habe; man habe ihm aber gesagt, es seien nur Katholiken und Baptisten hier, weshalb er Pastor Schall gefragt habe, ob er

ſich zu den Katholiken oder Baptiſten halten ſolle. Zampa drückte ſeine Freude aus, daß doch ein proteſtantiſcher Paſtor hier ſei. Ich teilte Zampa mit, daß die Basler Miſſion in allernächſter Nähe der Regierung zwei Filiale, Bonaduma und Bonapriſo habe, wo er jeden Sonntag, ſowie auch jeden Morgen und Abend Gelegenheit habe, Gottes Wort zu hören. Auch lud ich ihn ein, mich ſo oft als möglich zu beſuchen. Der Grund, aus welchem Zampa in den erſten Tagen ſeines Hierſeins keine Kenntnis von unſerer Miſſion erhalten konnte, iſt neben der Sprachſchwierigkeit, infolge deren er ſich nur ſchwer mit den Eingeborenen verſtändigen konnte, hauptſächlich der Umſtand, daß Zampa ſtets nach einer proteſtantiſchen Miſſion oder Kirche gefragt hat. Unter dieſem Namen kennt kein Schwarzer die Basler Miſſion, dieſe wie auch die Europäer reden nur von ‚Basler oder evangeliſcher Miſſion‘.“

Nyaſaland. Die Brüdermiſſion im Kondeland hat nach dem Ausbau ihrer Anfangſtation Rungue die Anlegung einer zweiten Station beim Dorfe Kibatata, im Gebiet des Häuptlings Muakibute in Angriff genommen. Sie ſoll den Namen Rutengania, d.h. Friede, erhalten und ſcheint nach den Berichten eine Tagereiſe ſüdweſtlich von Rungue zu liegen. Dagegen hat die in Ausſicht genommene Gründung der dritten nördlicheren Station in Mereres Gebiet verſchoben werden müſſen, da die deutſche Regierung einen Kriegszug gegen die räuberiſchen Wahehe unternehmen wollte. Inzwiſchen haben die Brüder beſchloſſen, eine Verſuchsſtation in der ſtark bevölkerten Ebene zwiſchen den Flüſſen Kibira und Mbaka (die beide in den Nyaſa münden) anzulegen. Bei allem Feſthalten des ſpäteren Vordringens nach Norden erweiſt ſich die Gründung einer Station, die dem See nahe gelegen iſt und als Speditionsplatz der Miſſion dienen kann, immer mehr als Notwendigkeit, umſomehr als die bisherige Vermittlung des Verkehrs mit der Zeit von der Afrikaniſchen Seengeſellſchaft an die von der deutſchen Regierung eingerichteten Verkehrsmittel übertragen werden ſoll. — Das Arbeiterperſonal der Brüdermiſſion iſt in letzter Zeit verſtärkt worden (Miſſ.Bl. d. Brüdergemeine, XII. 1894).

Die Arbeit der Berliner Miſſion (I) im Nyaſagebiet iſt bereits auf 4 Stationen ausgedehnt worden. Der Anfangsſtation Wangemannshöhe (1891) am Fuß des Livingſtone-Gebirges folgte 1892 die Gründung der Station Manow, weſtlich von jener und 450 Fuß über dem Meer gelegen. Ende desſelben Jahres kam als dritte Station Muakarere, 8 Stunden nordweſtlich von Wangemannshöh und 550 Fuß hoch, hinzu. Eine vierte Niederlaſſung wurde 1893 verſuchsweiſe im Süden auf der Halbinſel Ikombe im Nyaſaſee,

etwa 2½ Stunden von der deutschen Militärstation Langenburg, angelegt. „Von da aus kann das ganze große Volk am Nordende des Nyasa ohne Schwierigkeit mit dem Wort des Lebens bedient werden." Inzwischen ist auch für die Vermittlung des Verkehrs auf dem Nyasa ein Stahlboot (der Paulus) dahin abgegangen. (Kratzenstein, Gesch. der Berliner Mission.)

Japan. Aus den Tagesblättern ist bekannt, wie groß und allgemein die Begeisterung der Japaner für den Krieg mit China ist. Diese Begeisterung hat auch die Christen und ihre Pastoren und Lehrer ergriffen, die nicht nur in den Erfolgen ihrer Waffen eine Frucht des Christentums und der christlichen Kultur erblicken, sondern auch für Koreas künftige Christianisierung das Beste hoffen. Die japanischen Christen haben von jeher ein Missionsinteresse für Korea gehabt, für dessen 12 Millionen nie etwas Rechtes geschehen konnte, so lange China zur Hebung seiner eigenen Bevölkerung nichts that und Japans Einfluß in Korea in eifersüchtiger Weise zu beschränken suchte. Christliche Prediger haben sich deshalb freudig zur Armee gestellt. Auch von den Doschischa haben sich einige als Krankenwärter der Armee angeschlossen, während sich die Witwe des bekannten Nisima nach Hiroschima begeben hat, um dort Verwundete zu pflegen. (The Christian, Nov. 1895.)

Bücheranzeige.

50 Bilder aus der Goßnerschen Kols-Mission, mit erläuterndem Text und Karte. Von Missionsinspektor Kausch und Miss. Hahn. Verlag der Buchhandlung der Goßnerschen Mission. Berlin. Mk. 4

Es ist ein glücklicher Gedanke, ein ganzes Missionsgebiet in Bild und Wort vorzuführen und damit das Interesse für ein solches zu wecken. Das vorliegende Album mit seinen 50 schönen Ansichten und dem erklärenden Text ist eine Art von Festschrift, in der uns die 50jährige Arbeit und der gegenwärtige Bestand der Goßnerschen Mission unter den Kols aus Anlaß der diesjährigen Jubelfeier vorgeführt wird. Es zeigt uns I. Die Goßnersche Mission daheim (Vater Goßner und das neue Missionshaus), II. Die heidnischen Kols (in 8 Bildern), und III. Die Missionsarbeit unter den Kols (in 40 Bildern). Die Ausführung der Bilder (in Lichtdruck) ist sehr schön und der erläuternde Text (je 2 Seiten) bei aller Knappheit anschaulich und ansprechend. Man erhält dadurch eine gedrängte, reich illustrierte Geschichte der ganzen Kols-Mission. Die dem Album beigegebene, sehr sauber ausgeführte Uebersichtskarte ist dem in kurzem erscheinenden „Neuen Missionsatlas" von D. Grundemann entnommen. Im Blick auf das reichgesegnete Werk der Goßnerschen Mission muß es einen schmerzlich berühren, daß dieselbe nicht thatkräftiger von den deutschen Christen unterstützt wird, sodaß sie sich wieder vor ein drückendes Deficit gestellt sieht. Hoffentlich darf sie an ihrem demnächstigen Jubiläum die Liebe und Hilfe der Missionsfreunde in besonderem Maße erfahren. Das schön ausgestattete Album aber, das sie allen Missionsfreunden als Festgabe anbietet, empfehlen wir aufs wärmste.

Kratzenstein, D. Ed. **Kurze Geschichte der Berliner Mission in Süd- und Ostafrika.** Vierte vermehrte Aufl. 451 S. Buchhandlung der Berliner evang. Miss.-Gesellsch. Berlin. geb. Mk. 3.60.

Die Veröffentlichung der Geschichte einer Mission hat immer ihren Wert, indem man sich dadurch ohne Mühe über ihre Entstehung, Entwicklung und gegenwärtigen Stand unterrichten kann. Das vorliegende Werk hat noch dazu den Vorzug, daß es die Geschichte der Berliner Mission in gedrängter und übersichtlicher Form, sozusagen in Stationsbildern, giebt. Die 4. Auflage ist bis Ende 1892 fortgeführt, weshalb auch die Mission über dem Limpopo und am Nyasa in den Bereich der Darstellung hereingezogen ist. Verschiedene Bilder und Kartenskizzen, sowie eine Uebersichtskarte und ausführliche Statistik, sind wertvolle Beigaben.

Merensky A. **Deutsche Arbeit am Njassa, Deutsch-Ostafrika.** 368 S. Buchhandlung der Berliner Mission. Berlin. geb. Mk. 5.

Das vorliegende Buch empfiehlt sich schon durch seinen Titel, denn es enthält viel Neues und Interessantes aus Gebieten, die nicht nur vor kurzem noch wenig bekannt waren, sondern die auch unsere besondere Teilnahme beanspruchen. Es erzählt in eingehender Weise das von Berlin I ausgehende Missionsunternehmen unter den Konde im deutschen Njassa-Gebiet. Der Verfasser selbst, Missions-Superint. Merensky, führte als alter Afrikakenner die erste Expedition dahin, erkundete die Verhältnisse und legte den Grund zu der seitdem bis auf vier Stationen entwickelten Mission. Seine Darstellung beschränkt sich aber nicht auf tagebuchartige Mitteilungen, sondern geht weit über diesen Rahmen hinaus. Nach einigen Kapiteln allgemeineren Inhalts über die Kulturgeschichte Ostafrikas und die bisherige Missionsthätigkeit daselbst, schildert er die Reise an den Njassa über die schottischen Stationen im Schire-Hochland, giebt dann eine anschauliche Beschreibung des Kondelandes und erzählt die Gründung der vier Stationen und deren bisherige Entwicklung. Außerdem wird eine Fülle von Mitteilungen über jene Gebiete, über Reisen und Volksstämme, über Merere und die deutsche Militärstation Langenburg, über die Erlebnisse der Berliner Expedition und die der Brüdermission, über das Leben am Njassa ꝛc. geboten, sodaß man das Buch nur mit Spannung und Gewinn liest. Schöne Bilder und eine Karte erhöhen den Wert des Buchs. In sinniger Weise ist demselben ein Lesezeichen aus Rindenstoff von Konde beigegeben. Auch sonst ist die Ausstattung sehr ansprechend.

Handmann O. **Geschichte der lutherischen Mission** nach den Vorträgen des † Prof. D. Plitt. Neu herausgegeben und bis auf die Gegenwart fortgeführt. 372 S. A. Deichertsche Verl. (Georg Böhme). Leipzig 1895. Mk. 5.

Sehr bald nach dem Erscheinen des I Bandes ist der II. Teil gefolgt. Dieser enthält zunächst die lutherische Heidenmission im 19. Jahrhundert und zwar: die deutsche (die der Leipziger, Hermannsburger, Schleswig-Holsteiner und der Neuendettelsauer); dann: die nordischen (die dänische, schwedische, finnische und norwegische) und die amerikanische. — Die andere Abteilung behandelt die Geschichte der lutherischen Judenmission. Man muß dem Verfasser Dank wissen, daß er es verstanden hat, das große Material in so gedrängter und übersichtlicher Form zu gruppieren und jede der einzelnen Missionen in einem abgerundeten Geschichtsbild darzustellen. Es scheint uns auch die Beurteilung eine möglichst objektive zu sein, auch wenn er bei Beurteilungen, wie sie z. B. die Hermannsburger Mission von ihm erfährt, Kritik übt. Sie fällt nicht herb aus, sondern hält sich an die geschichtlichen Ergebnisse und an die veröffentlichten Berichte.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Mekka-Karawane.

Einiges aus dem Kapitel von der Missionsfürbitte.

Von Paul Eppler, Pfr.

Gewiß mehr denn einer ist vom letzten Basler Missionsfest heimgekehrt unter dem Eindruck, daß er durch seine Teilnahme an diesem Feste eine große Verpflichtung und schwere Verantwortung auf sich genommen habe. Darunter soll nun nicht die moralische Verpflichtung verstanden werden, in seinen Kreisen für die Basler Mission einzustehen und in seinem Teile dafür zu sorgen, daß sich ihr immer mehr teilnehmende Herzen und spendende Hände erschließen. Wir handeln hier vielmehr von der moralischen Verpflichtung zur Missionsfürbitte, daran die Festgäste zu wiederholtenmalen und aufs eindringlichste sind erinnert worden. Nach einer kaum fehlgehenden Beobachtung empfahlen fast die Hälfte sämtlicher Redner das Missionswerk im allgemeinen oder ihre besondere Arbeit der eifrigen Fürbitte der Hörer.

Sobald man solche Aufforderungen zur Fürbitte nicht als Phrasen betrachtet, womit nun einmal in solchen Kreisen ein Bericht nicht ungern geschlossen werde, sie vielmehr als ernstgemeinten Appell zu Herzen nimmt, sobald fühlt man die Last und die schwere Verantwortung, die sich einem damit aufs Gewissen legt. Denn man darf sich doch nicht verhehlen, daß die Leiter der Mission bei ihren Beratungen und Beschlüssen wie die Missionare draußen bei ihrer Arbeit auf solche Fürbitte zählen, die ihnen an den Jahresfesten jeweilen aufs neue stillschweigend verbürgt zu werden scheint. „Es giebt uns Missionsarbeitern, erklärt deren einer, draußen einen festen Halt und starken Trost, daß wir wissen: wir da draußen sind es nicht allein, die arbeiten und kämpfen, sondern es sind ihrer viele in der Heimat, die mit und für uns arbeiten, kämpfen und beten.“*) Andererseits wird auch kein nüchterner Beobachter leugnen

*) Ev. Heidenbote 1890 S. 89.

können, daß allerdings die meisten mit dem Vorsatze heimkehren, in Zukunft fleißiger für die Mission zu beten und namentlich dieses oder jenes Zweiges der Arbeit, des einen oder andern Missionars fürbittend zu gedenken, daß aber in vielen, wenn nicht gar in den meisten Fällen diesem Vorsatze nicht sehr lange nachgelebt wird; woraus sich dann eine Gewissensbelastung ergiebt, deren Gewicht zu empfinden wir leider vielfach zu stumpf geworden sind durch die Gewohnheit.

Wie viele aber seufzen doch auch darunter, daß sie ihren Fürbitte-Verpflichtungen nicht nachkommen, daß sie nach jedem Anlauf wieder ermatten! Und wie viele besitzen denn die geistliche Kraft, dem Ansuchen der Missionsarbeiter nachzukommen und Fürbitter im Geist und in der Wahrheit zu werden, die den Kampf mit all den finstern Mächten des Heidentums aufnehmen können, darein wir doch notwendig verstrickt werden, stellen wir uns als Fürbitter wirklich in die Reihen der Missionsstreiter! Ist es am Ende nicht sogar bedenklich, jemandem einen Kampf zuzumuten, dem seine Kräfte nicht gewachsen sind? — Unter dem Eindruck der großen Verantwortung, die mit der Aufforderung zur Missionsfürbitte uns zugemutet wird, sind die nachstehenden Ausführungen aufgezeichnet worden, die von der biblischen Begründung und praktischen Bethätigung der Missionsfürbitte so zu handeln versuchen, daß vielleicht das Nachdenken des einen oder andern Missionsfreundes auf diese heilige Sache hingelenkt wird; woraus dem Ernstgesinnten vielleicht eine Frucht erwachsen möchte, die dann wieder der Mission selbst irgendwie zugute käme. Indessen ist es hier nicht auf eine erschöpfende biblische Begründung der Verpflichtung zur Missionsfürbitte abgesehen, wobei ja auch manch Abgeleitetes und Zweifelhaftes gewiß mitlaufen würde; wir beschränken uns auf die klaren Worte des Herrn und des großen Heidenapostels, darin wir allerdings eine solche Verpflichtung für Jünger Jesu ausgesprochen zu finden vermeinen. Das Endurteil verbleibe dem erwägenden Leser.

1. Wenn die drei ersten Bitten des Unser-Vaters zweifelsohne unter dem Gesichtspunkte eines Missions-, weil Reichsgebetes, können betrachtet und verstanden werden, so scheint doch die zweite Bitte: dein Reich komme, recht eigentlich die Fürbitte für die Mission in sich zu schließen, insofern die Mission das Unternehmen ist, durch Verkündigung des Evangeliums und durch das Sammeln von

Christengemeinden unter den Heiden an der Ausbreitung des Reiches Gottes mitzuhelfen. Nun hat freilich Luther die Sphäre dieser Bitte durchaus auf „uns“ d. h. auf die Christenheit eingeschränkt, und auch Calvin wird nicht darüber hinausgehen, wenn er in der ersten Auflage seiner Institutio zur zweiten Bitte bemerkt: „Wir bitten, daß dieses Reich Gottes ankomme, d. h. daß sich der Herr täglich ein neues Volk von Gläubigen mehre, die da seinen Ruhm auf alle Art preisen sollen.“ Schwerlich möchte überhaupt aus den Zeiten der Reformation wie aus denen der darauffolgenden Orthodoxie eine Erklärung des Gebetes des Herrn beigebracht werden, darin bei der zweiten Bitte dessen, was wir jetzt unter Heidenmission verstehen, deutlich gedacht wäre. Erst seit dem Anbruch der modernen Missionsperiode hat sich auch hierin eine Wandlung angebahnt, insofern in Katechismen und Predigten der neueren Zeit bei Anlaß dieser Bitte von der Mission die Rede zu sein pflegt, wobei es auch an Aufforderungen zur Missionsfürbitte nicht fehlt. So schreibt Thiersch in seiner vielgebrauchten „Christlichen Lehre“ (S. 253): „Wir bitten, daß das Reich Gottes ausgebreitet werde durch die Verkündigung des Evangeliums bis an die Enden der Erde durch Bekehrung der Heiden und Juden zu Gott und Christo.“ Und so kurz als umfassend kommt Stockmeyer in seinen Predigten über das Unser-Vater darauf zu reden, indem er bei der zweiten Bitte (S. 31) ausführt, wie folgt: „Das Reich Gottes ist gekommen und ist noch nicht gekommen. Es ist da auf der Erde, aber lange noch nicht überall, wohin es kommen soll. Gehet hin, sprach der Herr, in alle Welt; prediget das Evangelium aller Kreatur und machet zu Jüngern alle Völker. Nun, die Boten sind ausgegangen, gehen noch immer aus, aber wie klein ist die Zahl im Verhältnis zu dem Umfang ihres Werkes! Und das Werk ist schwierig, findet Widerstand, lange wollen oft die Thüren sich nicht öffnen. Langsam nur schreitet deshalb das Werk voran; seit zwei Jahrtausenden bald ist es im Gange, und immer noch liegen ungeheuere Gebiete da, ganz noch in des Feindes Gewalt, die doch auch längst zu uns gehören, ein Reich Gottes bilden sollten mit uns. Das kann uns nicht unbekümmert lassen, als wäre das unsere Sache nicht. Schon der Herr spricht zu seinen Jüngern: die Ernte ist groß und wenige sind der Arbeiter. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte. Und die Arbeiter

selbst bedürfen noch unserer Fürbitte. Betet für mich, schreibt Paulus an die Kolosser, auf daß mir Gott aufthue eine Thür des Wortes zu reden das Geheimnis Christi, auf daß ich dasselbe offenbare so, wie mir zu reden gebührt. Wenn wir in Wahrheit selbst Bürger sind im Reiche Gottes — diesen Aufforderungen können wir das Ohr nicht verschließen: es drängt uns zu beten: Dein Reich komme, komme überall hin, wo es noch nicht ist."

Aus der gewaltig reichen Litteratur über das Gebet des Herrn haben wir gerade diese Proben herausgegriffen, wie sie uns eben zur Hand waren; sie ließen sich leicht vermehren. Und so spricht sich in diesen Ausführungen die Erkenntnis aus, daß die zweite Bitte allerdings die Aufforderung zur Fürbitte für das Werk der Ausbreitung des Evangeliums wie für die Sendboten, denen dies Werk übertragen ist, in sich schließe. Es ist aber auch eine Aufgabe der Missionsfreunde, gerade diese Bedeutung der zweiten Bitte neben allen andern, die schon immer pflegten hervorgehoben zu werden, ins Licht zu rücken und sie eben auch als Missionsgebet unserem christlichen Volke zum Bewußtsein zu bringen. Denn gerade in ihrer großartigen Allgemeinheit und umfassenden Weite ist die Bitte: Dein Reich komme, geeignet, die Form der täglichen Fürbitte für die Mission zu werden. Indem wir dabei alles Nähere und Speziellere dem Vater im Himmel anheimstellen, eignet sich dies Gebet auch für die, welche von der Mission selbst geringe Kunde haben, wenige Missionare, wenn überhaupt solche, kennen. Denn wo die Kenntnis der Mission fehlt, da muß jedes Gebet für die Mission ein leeres Wortemachen werden, hält es sich nicht an das Vorbild, das uns der Herr gegeben hat. Und wenn jemand klagt, daß er die Fürbitte für die Mission vernachlässige, den mache man doch auf diese zweite Bitte aufmerksam und sage ihm: Sieh, wenn du von Herzen betest: Dein Reich komme, auch durch die Mission, auch durch die Basler Mission, so hast du rechte Missionsfürbitte gethan, du hast gebetet, wie es der Heiland seine Jünger lehrte. Endlich wird der, der in der Mission lebt und der bald dies bald jenes Missionsanliegen vor Gott bringt, sich gleichsam aus der Zerstreuung, die einem auch da gefährlich werden kann, gerne sammeln und alles zusammenfassen in die eine Missionsfürbitte: Dein Reich komme.

Wenn nun auch das Gebet: Dein Reich komme, die Form

der täglichen Fürbitte für die Mission sein wird, so haben wir doch auch ein Wort aus dem Munde des Herrn, das uns zu einer, im Vergleich mit der zweiten Bitte schon spezielleren Missionsfürbitte anleitet. Es ist der bekannte Ausspruch, den wir Matth. 9, 38 und Lukas 10, 2 lesen: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter; darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende! Hiebei sei zunächst der Wunsch gestattet, man möchte doch dieses Wort etwas weniger häufig im Munde führen, etwas weniger an Missionsfesten, etwas weniger auch in der Missionslitteratur. Es wäre eine lehrreiche Arbeit, der Verwendung und Auslegung dieses Wortes in der exegetischen und homiletischen Litteratur nicht nur, sondern hauptsächlich auch in der missionarischen nachzugehen. Gewiß aber würde sich einem dabei die Ueberzeugung aufdrängen, daß dies Wort nicht selten in einer Weise citiert werde, die seiner Würde als Herrenwort und seinem wahren Sinne kaum angemessen ist. Jedenfalls hätte das Wort nie zu einer jener ständigen Formeln werden sollen, denen man fast in allen Missionsberichten begegnet, und die an sich ja keineswegs den biblischen Charakter einer Mission verbürgen.

Dem Heiland, der in allen Städten und Märkten Galiläas umherging, hat sich die Not des Volkes aufgedrängt, eben indem er das Evangelium ausrief und allerlei Seuche und Krankheit im Volke heilte, wie denn nicht leicht jemand die Schäden des Volkes besser erkennen wird, als wer ihm als Helfer naht. Das Volk erschien dem Evangelisten wie Schafe, die keinen Hirten haben, die darum auch keine Herde bilden, darin ein Zusammengehen aller statthätte, sondern da alles auseinanderstrebt und wider einander ankämpft. Man würde nun erwarten, den Heiland sagen zu hören: Die Herde ist groß, aber wenige sind der Hirten; darum bittet den Herrn der Herde, daß er Hirten sende zu seiner Herde. Dem Heiland aber hat das Volk in seiner Not nicht sowohl den Eindruck von Schafen ohne Hirten gemacht, als vielmehr den eines Fruchtfeldes, das weiß ist zur Ernte, oder das wenigstens jetzt schon den Gedanken an die kommende Ernte weckt. All dem Bedürfnis, all dem Verlangen steht der Heiland als einziger Arbeiter gegenüber, daher er seine Jünger angeht, um Vermehrung der Arbeiter zu bitten. Es kennzeichnet unsern Herrn, daß er gerade in all der

Not die Anzeichen einer Ernte erkennt, die es einzubringen gilt. Aber man wird das Bild, dessen sich Jesus bedient, nicht pressen dürfen und sich bescheiden mit der Deutung: Die Not ist groß, darum sind viele Helfer, viele Arbeiter nötig, die Gott senden und ausrüsten muß; bittet ihn darum.

Es ist leicht zu verstehen, daß die Reformatoren, die das Heil zumeist im Schema von der »doctrina evangelii« anzusehen gewohnt waren, auch hier unter den Arbeitern wesentlich Lehrer und Prediger verstanden, so z. B. Zwingli in seinen Anmerkungen zum Matthäusevangelium: „Der Herr zeigt, daß die Ernte groß sei und viele mit der evangelischen Wahrheit zu sättigen, so daß nichts so sehr not thue als Schnitter d. i. Prediger. Der Herr ermahnt also, Gott, unser Vater, sei zu bitten, er möchte Schnitter und Prediger der Wahrheit aussenden, und zeigt damit zugleich an, daß, wo die Wahrheit verkündet und gehört werde, auch Glauben nachfolgen müsse und alles, was das Volk Gottes schmückt. Das also vor allen Dingen erflehet, daß der Vater seine Wahrheit verkündigen und anbieten lasse: immer werden sich solche finden, die sie aufnehmen." Und in den Fußspuren der Reformatoren wandelnd hat man die Arbeiter fast allgemein von den Lehrern und Predigern des Evangeliums verstanden. Damit möchte aber die Bedeutung des Herrenwortes doch allzusehr eingeschränkt werden: es sollte dies Wort doch ja nicht auf die Glieder eines gewissen Standes gedeutet werden, wenn ja auch zuzugeben ist, daß die Arbeiter Gottes gewiß auch und vielleicht in erster Linie durch Lehre, durch Predigt des Evangeliums wirken. Aber man nehme doch des Heilandes Wort, wie es lautet, und suche sich an seinem Beispiel klar zu machen, was er unter Arbeitern verstehen mochte. Doch offenbar Menschen, die seine Mitarbeiter hätten sein können, die überall und immer durch ihr ganzes Thun und Lassen gearbeitet hätten für Gott.

Die Mission nun bedarf ja auch der Arbeiter im Vollsinn der Wortes, sie braucht ganze Leute, tüchtige Menschen, die dem lieben Gott nie im Wege stehen bei seinem Vorhaben, sondern die ihm immer zum Dienst bereit sind. Aber nicht alle, die in der Arbeit draußen stehen, sind auch Arbeiter im Sinne des Heilandes. So hatte der Herr ja auch seine Jünger, die er denn auch aussandte, aber die entsprachen seinem „Ideal", das er von einem Arbeiter Gottes hatte, nicht, weshalb er sie um Arbeiter beten ließ.

Und nun ist ja gerade auch bei unseren Missionaren der Eindruck ein allgemeiner: Was wir brauchen, sind Leute, die über ganz andere Geistes- und Arbeitskräfte verfügen als wir, Leute von Gott ausgesandt und ausgerüstet. Man liest von einem „im Brüderkreise tiefempfundenen Mangel an Geisteskräften." Da ist denn die rechte und notwendige Missionsfürbitte die, daß Gott selbst Arbeiter aussende und ausrüste, Arbeiter vielleicht, die schon draußen sind, vielleicht solche, die noch in der Heimat weilen, vielleicht Eingeborene aus den Heiden selbst, vielleicht Sklaven, vielleicht Könige, die dann als solche arbeiten, keinesfalls nur Lehrer und Prediger, studierte Leute. In gewissem Sinne könnten wir nicht sagen, es seien wenige Arbeiter; die meisten Missionsgesellschaften haben so viele Missionare, als es ihre Mittel überhaupt erlauben. Aber angesichts des ganzen Heeres von Missionaren kann man sich doch des Eindrucks nicht erwehren: Wenige sind der Arbeiter, von den Missionarinnen amerikanischer Observanz gar nicht zu reden. Solche Wahrnehmung soll alle Missionsfreunde wirklich ins Gebet treiben, daß Gott Arbeiter sende.

Dabei wolle man sich auch noch dessen erinnern, daß die Missionsarbeit je länger je mehr auch eingeborener Arbeiter bedarf, eben auch der Arbeiter, nicht solcher Leute, denen es in europäischer Kleidung mit weißer Binde besser gefällt, mit ihrer geläufigen Zunge und großem Accomodationsvermögen den Unterhalt eines einheimischen Pastors zu gewinnen, als ihrer früheren Arbeit nachzugehen. Darauf sind wir ja schon je und je hingewiesen worden.*)

Indem uns der Heiland diese Missionsfürbitte wichtig macht, weist er uns zugleich hin auf die hohe Bedeutung, die der Persönlichkeit zusteht, wo es sich um das Kommen des Reiches Gottes handelt. Und daran müssen wir uns umsomehr erinnern lassen, je ausgebildeter der Missionsbetrieb wird. Man ist bald geneigt, auf Institutionen aller Art ein Gewicht zu legen, das ihnen doch nicht zusteht, anstatt allein den Persönlichkeiten. Alle Stufen des Reiches Gottes sind schon im alten Bunde durch Persönlichkeiten bezeichnet: Abraham, Mose, Samuel, David, Elia u. s. w. Auch die Missionsgeschichte wird einmal mehr von Personen zu berichten haben als

*) Vgl. Basler Festbericht 1890 S. 52. — 1892 S. 41.

von Institutionen: diese letzteren sind nur insoweit berechtigt, als sie persönbildend und erhaltend wirken. Weil denn auch in der Mission alles darauf ankommt, daß Gott die rechten Leute erwecke, hat uns der Herr die jetzt besprochene Bitte gelehrt, darin wir für die Mission beten, indem wir Gott um die rechten Missionare, um seine Arbeiter bitten.

2. Sind wir vom Herrn auf die Bedeutung der Persönlichkeiten für die Ausbreitung des Reiches Gottes aufmerksam gemacht worden, indem er uns anleitete, die Aussendung von Arbeitern von Gott zu erbitten, so erscheint es durchaus als folgerichtig und im Sinne des Heilandes, wenn sich das Missionsinteresse und darum auch die Missionsfürbitte den Arbeitern zuwendet, die bereits im Missionsdienste stehen. Die Fürbitte für die Sendboten des Evangeliums wird uns nunmehr beschäftigen, indem wir unsere Aufmerksamkeit den diesbezüglichen Aussprüchen des Apostels Paulus zuwenden. Dabei wird auch einiges von dem zur Sprache kommen, was eine lebendige Missionsfürbitte mit bedingt.

2. Thess. 3, 1 und 2 lesen wir die Aufforderung des Apostels: „Im übrigen betet, Brüder, für uns, damit das Wort des Herrn laufe und verherrlicht werde wie auch bei euch, und daß wir errettet werden von den unordentlichen und schlechten Menschen: denn der Glaube ist nicht jedermanns Ding." Diese im Vergleich mit 1. Thess. 5, 25 bedeutsam erweiterte Aufforderung zur Fürbitte ist eines der ergiebigsten Worte für unsere Materie. Wenn wir gesagt haben, daß die Missionsfürbitte gleichsam persönlich werde und sich den Sendboten zuwende, so ergeht doch die Bitte, die der Apostel hier ausspricht, ganz im Interesse des Evangeliums mit Ausschluß aller Selbstsucht. Die Christen in Thessalonich mögen beten, daß das Wort des Herrn laufe, sich schnell und ungehindert in den Besitz der Herrschaft setze und überall hinkomme. Wenn nämlich 2. Tim. 2, 9 erklärt wird: Das Wort Gottes liegt nicht gebunden, so wird damit doch wohl nicht gesagt, daß das Wort Gottes überhaupt nicht gebunden werden könne, sondern es wird nur für den dort zutreffenden Fall ausgeführt: Der Träger des Wortes ist zwar gefesselt, man könnte also erwarten, auch sein Wort sei gebunden, dies aber ist nicht der Fall. Vielmehr verkündigt auch der Gefesselte das Wort, und das Wort wirkt. Sonst aber kann uns schon Römer 1, 18

dessen überführen, daß, wie die Wahrheit, so auch das Wort der Wahrheit aufgehalten und niedergehalten werden kann und oft genug niedergehalten wird durch die Ungerechtigkeit, d. i. durch die Sünde der Menschen, in jenem Zusammenhange speziell der Heiden. Solche Ungerechtigkeit mag auch in Korinth, von wo aus der Brief geschrieben zu sein scheint, den Siegeslauf des Evangeliums bedroht haben. Die Missionsfürbitte geht also auf die Hebung der Hemmnisse, die den Siegeslauf des Evangeliums in Frage stellen, und die besonders in der Ungerechtigkeit der Menschen ihre Wurzel haben. Offenbar ist zunächst nicht daran zu denken, daß der Apostel möglichst rasch weit herumkomme mit seiner Botschaft; denn das Wort kann ebensogut dem Sendboten vorauseilen, wie es Paulus gerade im ersten Thessalonicherbriefe bezeugt, und wie es z. B. die Basler Missionare in Kamerun auf dem Stationsgebiete von Mangamba erfahren haben. Das Anliegen des Apostels ist dies, daß sich das Wort auswirken könne und ausrichten, wozu es gesendet und gegeben ist von Gott.

Man soll bitten, daß das Wort des Herrn verherrlicht oder gepriesen werde. Diese Worte wurden schon auf das Offenbarwerden des Wortes in seiner göttlichen Kraft und Herrlichkeit gedeutet. Aber die Wiedergabe des Ausdrucks mit verherrlichen oder preisen ist doch die näherliegende, die übrigens jenes andere voraussetzt; denn wenn das Wort nicht in seiner göttlichen Kraft und Herrlichkeit erscheint, wird es schwerlich gepriesen werden. Wenn die Missionsfreunde nicht selten zu ihrem Leidwesen bemerken müssen, daß die Heiden zwar den Missionar und seine Gehilfen willkommen heißen, aber am allerwenigsten um des Wortes willen, das sie bringen, sondern aus ganz andern Gründen, gerade dann muß sich ihnen die Missionsfürbitte nahelegen, daß doch dies Wort möchte gepriesen werden und nicht die ohne das Wort meist schädliche Kultur, die ja der Missionar auch mitbringt. Dabei ist auch wohl zu beachten, daß der Apostel als Inhalt der Fürbitte nicht etwa dies nennt, daß sich viele bekehren möchten, die Gemeinden an Zahl der Glieder wachsen. Dem Apostel liegt nicht so sehr an den Menschen, als an der Ehre und Herrlichkeit des Herrn. Wenn nur Gottes Wort aufgenommen wird, nicht als Menschenwort, sondern wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort, und als solches gepriesen wird, dann werden sich die schon mehren,

die zur Gemeinde gethan werden. Und wenn wir vielleicht meinten, um die Bekehrung der „Unordentlichen und Schlechten“ beten zu sollen, so fordert der Apostel keineswegs dazu auf — davon hält ihn wohl schon die Erwägung zurück, wonach der Glaube nicht jedermanns Ding sei — die Thessalonicher mögen vielmehr beten, daß der Apostel von diesen unordentlichen und schlechten Menschen loskomme. Was übrigens unter dem Loskommen von den unordentlichen und schlechten Leuten zu verstehen sei, ist nicht so leicht auszumachen. Ob von den Nachstellungen und Verfolgungen, die von ihnen ausgehen, ob von ihren Irrtümern und Widersprüchen, oder ob es auf falsche Brüder in der Gemeinde selbst gehe. Hier ist schwer zu entscheiden, weil wir die korinthischen Verhältnisse, aus denen heraus der Brief doch wohl geschrieben ist, so genau nicht kennen. Der Sturm, den die Juden wider Paulus heraufbeschworen, wird etwa in die Mitte seines korinthischen Aufenthaltes fallen; aber schon vorher war nach Apstlg. 18, 9 Grund zur Furcht vorhanden. Wo der Herr in einer Stadt ein großes Volk hat, da werden sich auch viele Feinde des Evangeliums finden, die seinen Siegeslauf aufzuhalten suchen. Am schlimmsten, wenn diese Widersacher zur Gemeinde selbst gehören, Leute, deren Sache der Glaube nicht ist, die aber Einfluß haben. Da darf und soll man beten, daß deren lähmender Einfluß paralysiert werde.

Wenn nun die Fürbitte, dazu Paulus auffordert, durchaus keinen selbstsüchtigen Charakter hat, so soll sie doch persönlich gehalten sein; Paulus wünscht, daß man für ihn und für seine Begleiter und Gehilfen bete. Nicht die Gemeinde in Korinth, geschweige denn die Unordentlichen ꝛc. nennt er als Gegenstand der Fürbitte, sondern sich selbst. Das ist bedeutsam: ihn kennen die Christen in Thessalonich, darum können sie für ihn beten. So viele Aufforderungen zur Missionsfürbitte bleiben erfolglos, weil man die nicht kennt, für die man beten soll, da doch allein das persönliche Band zu lebendiger Fürbitte verbindet. Eine andere und vielleicht die allerwichtigste Voraussetzung aller wahren Missionsfürbitte deutet der Apostel mit den Worten an: „Wie auch bei euch.“ Nur da wird der Ausbreitung des Evangeliums in treuer Fürbitte gedacht werden, wo man dies Evangelium, das Wort Gottes selbst in seiner Herrlichkeit und Kraft an sich erlebt hat und es nun demgemäß schätzt. Daher auch manche für die

Mission geben können, ohne doch ihrer fürbittend vor Gott zu gedenken. Wiederum wird gerade der, der die Fortschritte des Missionswerkes als Fürbitter miterlebt, eben aus dem, was er da erlebt, immer tieferen Einblick gewinnen in die Herrlichkeit des Wortes Gottes, und immer größere Zuversicht auf die Siegeskraft dieses Wortes davontragen.

(Schluß folgt.)

Korea.

(Schluß)

*

Da zur Erlangung eines Amtes litterarische Bildung und also die Kenntnis des Chinesischen notwendig ist, und da jeder Koreaner, wes Standes er sein mag, ein Amt bekommen kann, wird das Chinesische sehr viel gelernt und vielleicht die Hälfte aller männlichen Koreaner kann es. Für die Knaben giebt es Schulen, in denen, wie in den chinesischen, laut im Chor gelesen und gelernt wird, so daß man es an dem Lärm merkt, wenn eine Schule in der Nähe ist. Auch viele Mädchen können Koreanisch, manche sogar Chinesisch lesen; sie besuchen aber keine Schule, sondern sind auf den Unterricht ihrer Eltern und Brüder angewiesen. Ihre Hauptbeschäftigung besteht aber darin, die kleinen Geschwister zu hüten und der Mutter im Haushalt zu helfen. Ihre freie Zeit können die Mädchen mit Spielen auf der Straße zubringen; aber sie haben nur eine kurze Jugend, denn mit 12 Jahren gilt ein koreanisches Mädchen für heiratsfähig und die letzten Monate, ehe sie dieses Alter erreicht hat, muß sie fern von den Augen der Männer in den abgeschlossenen Frauengemächern zubringen. Auch die Knaben heiraten sehr früh, im Alter von 14 bis 16 Jahren. Wenn ein Vater einen Sohn dieses Alters hat, so überlegt er, wer von seinen Bekannten eine heiratsfähige Tochter besitzt. Ist er ein guter Ehemann, so bespricht er die Sache auch mit seiner Frau. Eines Morgens zieht er dann seine

besten Kleider an und schlendert gemächlich (der Koreaner hat es selten eilig) durch die Straßen zum Hause seines gehofften Gegenschwiegers. Dieser merkt etwas, denn der Besucher hat gewiß nicht umsonst seine besten Kleider an; aber die koreanische Sitte verlangt, daß man nicht gleich den Zweck des Besuchs zur Sprache bringt. Man spricht also von dem und jenem und zwischenhinein bemerkt der Besucher wie gelegentlich: Ich habe auch einen Jungen, einen Thunichtgut, der jetzt einen Hausstand gründen sollte. — So, sagt der Freund, ich hoffe, du findest bald eine passende Frau für ihn. Man spricht wieder von dem und jenem: aber wenn dem Freund der Heiratsplan einleuchtet, so findet er Gelegenheit, zwischenein zu bemerken: Vielleicht ist es eine Fügung, daß du gerade heute zu mir kommst. Ich habe eine erwachsene Tochter. Es ist nicht viel an ihr: aber sie könnte doch am Ende deinem Sohn eine gehorsame Frau werden. Darauf besprechen die beiden Väter die Sache und der Vater des Sohnes geht heim und sagt diesem, daß er eine Frau für ihn gefunden habe. Die Braut kann ihren Zukünftigen vielleicht einmal durch eine Spalte des Fensters sehen, wenn er vorübergeht: aber er sieht sie nicht vor der Hochzeit, außer durch die Augen seiner Mutter, die ihm möglichst viel Gutes über das Aeußere und Innere seiner Braut sagt. Aus dem Knaben ist seit seiner Verlobung ein Mann geworden. Er trägt keinen Zopf mehr, sondern das Haar wird in einem Knoten auf dem Kopf befestigt. Er darf einen schwarzen Hut tragen und darf seine bisherigen Spielkameraden Er nennen, während sie ihn jetzt mit Sie anzureden haben. Nach der Hochzeit wird die kleine Frau in einer verschlossenen Sänfte in das Haus ihres Mannes und ihrer Schwiegereltern getragen und sie gehört fortan ganz zu dieser Familie. Den größten Teil ihres Lebens verbringt sie, besonders wenn sie den höheren Ständen angehört, im Frauengemach. Freunde ihres Mannes, die zu Besuch kommen, darf sie nicht sehen. Es gehört zum guten Ton, daß männliche Besuche nicht nach den Frauen des Hauses fragen, und daß man sie gar nichts von dem Vorhandensein von Frauen merken läßt. Eine vornehme Frau zeigt sich womöglich gar nicht auf der Straße. Will sie einen Besuch machen, so läßt sie sich in einer Sänfte tragen; die Träger dürfen sie aber beim Ein- und Aussteigen nicht sehen.

Von einem Familienleben und einer Geselligkeit in unserem Sinn ist natürlich in koreanischen Häusern nicht die Rede, doch ist die Stellung der Frau nicht so unwürdig, wie man nach dem bisher Gesagten glauben sollte. Sie wird von Mann und Kindern achtungsvoll behandelt, was man schon daraus sieht, daß ihr gegenüber die höfliche Form der Anrede gebräuchlich ist. Die Ehen sollen meistens glücklich sein. Vielweiberei ist erlaubt und ziemlich häufig, bildet aber doch nicht die Regel. Die Ehescheidung ist sehr leicht. Ein Mann kann seine Frau, wenn er ihrer überdrüssig ist, einfach wegschicken. Trotzdem sind Scheidungen sehr selten.

Die gewöhnlichen koreanischen Häuser haben die Form eines Hufeisens, dessen geschlossenes Ende gegen die Straße gekehrt ist. Den das Haus umgebenden Hof schließt eine hohe Mauer ein, so daß kein Nachbar hereinsehen kann. Das Haus ist von tannenen Balken einstöckig gebaut und durch einen Ueberzug von Flechtwerk, Lehm und Kalk wasserdicht gemacht. Oefen oder Herde haben die Koreaner nicht. In dem Raum, der als Küche und Wohnzimmer dient, ist an einem Ende eine Grube, in der das Kochfeuer gemacht wird. Von der Grube aus führen verschiedene Kanäle unter dem Fußboden durch zu dem Kamin. Auf diese Art dient das Feuer zugleich zum Kochen und Heizen. Die Zimmer sind ziemlich hoch, die Wände tapeziert, die Dachsparren braun gefirnißt, und ein solches Haus macht neu einen recht wohnlichen Eindruck. Aber leider verstehen es die Koreaner nicht, ihre Häuser rein zu halten. Der Schmutz muß oft ganz unglaublich sein und im Winter, wenn alle Spalten und Ritzen möglichst luftdicht verklebt sind und ein Talglicht oder eine Erdöllampe ohne Cylinder die Nacht erleuchtet, wird sich ein Europäer trotz des angenehm erwärmten Fußbodens nicht ohne Not in einer solchen Stube aufhalten. Der Koreaner aber hat keine Empfindung für schlechte Gerüche.

Die Wohnungen der Reichen nehmen mehr Raum ein, als die der Aermeren, da auch allerlei Nebengebäude für Dienerschaft u. s. w. dazu gehören. Das Haus eines reichen Koreaners läßt sich sehr leicht zu einer angenehmen Wohnung für Ausländer herrichten. Man nimmt einige Wände heraus, um größere Zimmer zu bekommen, ersetzt das Oelpapier der Fenster durch Glasscheiben, und das Haus ist nett und wohnlich gemacht.

Die Einrichtung der koreanischen Häuser ist sehr einfach. Als Bett haben die Leute z. B. gewöhnlich nur ein paar Matten, die als Lager und Decke dienen. Bettstellen sind fast gar nicht im Gebrauch. Der Fremde muß beinah alles, was er für die Einrichtung braucht, von auswärts kommen lassen, da das koreanische Handwerk so wenig entwickelt ist. Doch giebt es einige Spezialitäten, in denen die Koreaner Tüchtiges leisten. So machen die Schreiner sehr hübsche, mit Messing verzierte Kommoden und Büffets, die man sehr billig kaufen kann. Auch Messing- und Thongeschirr wird verfertigt. Die Mädchen machen schöne Buntstickereien. Sehr gut verstehen es die Koreaner, alte, wertlose Sachen noch nutzbar zu machen. Aus alten Konservenbüchsen verfertigen sie allerhand Geschirr und sogar Badwannen. Viele Koreaner sind Dienstboten bei den Ausländern. Die reichen Koreaner selbst haben einen ganzen Troß von Dienern. Auch Ausländer müssen mehrere Dienstboten haben, da ein solcher nicht gerne verschiedene Arbeiten übernimmt. Gutmütigkeit und Höflichkeit sind Charakterzüge der Koreaner überhaupt und darum auch der Dienstboten; auch an Gelehrigkeit fehlts nicht, desto mehr an der Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit.

Die Vergnügungen der Koreaner sind meistens sehr harmlos. Das Hauptvergnügen für alt und jung ist das Drachensteigen. Man führt sogar Drachenkämpfe auf, so nämlich, daß ein Spieler versucht, mit seinem Drachen den eines andern hinunterzubringen. Knaben müssen bei ihren Spielen im Freien oft eins von den kleinen Geschwistern hüten, das seinem Hüter auf den Rücken gebunden ist und da schlafen oder weinen oder lachen kann, ohne daß sich der Träger viel darum kümmert. Man kann manchmal sehen, daß ein Knabe mit dem Brüderchen oder Schwesterchen auf dem Rücken einen Drachen steigen läßt.

In den ersten Monaten des Jahres ist ein Kriegsspiel, bei dem mit Steinen geworfen und mit Keulen geschlagen wird, sehr beliebt. Manchmal wird aus dem Spiel Ernst und Streitigkeiten zwischen Dörfern werden auf diese Art ausgefochten; im ganzen aber ist es nicht so gefährlich, als es aussieht, und es kommen nicht viele Verletzungen vor. Die Koreaner tragen bei dem Spiel ihre dickwattierten Winterkleider und sind so wie durch einen Panzer geschützt.

Obgleich die Koreaner im ganzen ein gutgeartetes Volk sind und viel Liebenswertes haben, so findet man doch auch bei ihnen Beispiele von jener Grausamkeit des Heidentums, die vor der Civilisation, so lange sie noch heidnisch ist, nicht verschwindet. Dahin gehört z. B. die folgende Begebenheit, die Missionar Moffet erzählt. Dieser sah einmal auf der Straße einen todkranken Mann auf einer Bahre liegen. Er hatte schon die Nacht im Freien zugebracht und war mit Reif bedeckt. Der Mann war vor fünf Tagen auf der Straße erkrankt, und die Einwohner des Orts, wo dies geschah, hatten ihn gleich ins nächste Dorf getragen; dort aber behielt man ihn auch nicht, sondern trug ihn weiter, und so immer von Ort zu Ort, und in solcher Eile, daß man ihm nicht einmal zu essen gab. In jedem Dorf fürchteten die Bewohner, der Mann könnte bei ihnen sterben und sein Geist würde ihnen dann lästig fallen. Da auch auf Moffets Aufforderung keiner der Umstehenden dem Mann etwas Essen holen wollte, brachte ihm Moffet ein wenig Reis. Der Kranke aß, fühlte sich kräftiger und meinte, wenn er etwas Pflege hätte, würde er sich bald erholen. Nach vielen Bitten und Ermahnungen brachte es endlich Moffet so weit, daß die Leute versprachen — aber nur gegen hohen Preis — dem Kranken ein Unterkommen zu suchen. Der Missionar ging nun, um das Geld zu holen; aber als er wiederkam, war der Kranke fort. Die Leute hatten ihn weitergetragen und er starb unterwegs nach wenigen Stunden.

Wenige Tage nachher war Moffet in Ping-Jang (der Stadt, in deren Nähe die Japaner ihren großen Sieg erfochten haben) Zeuge eines ganz empörenden Vorgangs. Ein paar Knaben schleppten einen in eine Strohmatte gehüllten Leichnam hinter sich her durch eine der belebtesten Straßen der Stadt. Sie schrieen und lachten vor Vergnügen und die Kaufleute schauten aus ihren Läden schmunzelnd dem widerlichen Spiel ihrer Kinder zu. Die Leiche war die eines Mannes, der auf einer Reise im Wirtshaus erkrankt und von den Wirtsleuten mitten im strengsten Winter auf die Straße geworfen worden war, wo er elend umkam.

Aus diesen beiden Begebenheiten sehen wir, welche Rolle der Aberglaube im Leben des koreanischen Volkes spielt. Er bildet einen Teil seiner Religion, auf die wir jetzt noch einen Blick werfen wollen.

In Korea giebt es zwei Religionen, den Buddhismus und den Konfuzianismus. Der Buddhismus ist entschieden im Niedergang begriffen. Er besitzt nur noch wenige Tempel und diese sind einfach und schmucklos. Vereine von buddhistischen Mönchen sind die Hüter einiger Festungen und werden von der Regierung erhalten. Andere Mönche sind die Wächter kleiner Heiligtümer an verschiedenen Orten des Landes. Sie leben von Almosen, die ihnen die Leute aber mehr aus angeborener Gutmütigkeit geben, als weil sie auf die Gebete der Mönche großen Wert legten. Wie gering geachtet die Mönche im allgemeinen sind, sieht man unter anderm daraus, daß es ihnen bei Todesstrafe verboten ist, die Hauptstadt des Landes zu betreten.

Der Konfuzianismus ist die herrschende Religion, deren Vorschriften jeder befolgt, vom geringsten Bauern bis hinauf zum König. Jeder bringt vor den Ahnentafeln seine Opfer und Gebete dar. Die Hauptzeit für das Opfern ist das koreanische Neujahr, der 17. Februar. Am Abend vorher bereitet jeder gute Koreaner das Opfer, das aus Obst, Fleisch, Reis, geistigen Getränken, Weihrauch, Kerzen u. dgl. besteht. Auch der Aermste strengt sich an, eine reichliche Bewirtung für die Geister seiner Ahnen aufzutreiben. Dann zieht jeder reine Kleider an und bereitet sich, die Nacht zu durchwachen. Mit dem ersten Hahnenschrei werden die Lichter vor der Ahnentafel angezündet. (Diese besteht aus zwei aneinander befestigten Brettchen von Nußbaumholz, mit einer Oeffnung dazwischen, in der der Geist wohnen soll.) Die Anbeter verneigen sich, bringen Trankopfer und bitten die Schatten, das Opfer anzunehmen. Wenn alle der Reihe nach ihre Verbeugung gemacht haben, verlassen sie das Zimmer und schließen hinter sich zu, damit der Geist in Ruhe den Opferduft einatmen kann. Nach einiger Zeit kehren sie ins Zimmer zurück und wiederholen ihre Verbeugungen; dann setzen sie sich zu Tische und verzehren, was der Geist übrig gelassen hat. Diese Mahlzeit soll den Essern Reichtum bringen, aber ihre unmittelbare Folge ist für viele ein verdorbener Magen und ein leerer Beutel.

Mit dem Neujahrsopfer ists aber nicht gethan. Nach dem Tode des Vaters oder der Mutter müssen die Kinder drei Jahre lang morgens und abends vor der im Wohnzimmer aufgestellten Gedenktafel Lebensmittel und Tabak opfern, außerdem auch am

Grab reichliche Spenden darbringen. (Wenn im Haus des Königs Trauerzeit ist, so beschäftigt sich der ganze königliche Haushalt fast nur mit den Geistern der Toten, denn man glaubt, die Wohlfahrt des Herrschergeschlechts hänge vom Beobachten dieses Kultus ab.) Nach Ablauf der Trauerjahre beschränkt man sich darauf, an den vier jährlichen Festen und an den Geburts- und Todestagen der Angehörigen zu opfern. Ein Koreaner, der von seiner Heimat fern ist, macht unter Umständen eine weite Fußreise von dem entlegensten Teil der Halbinsel, nur um an dem bestimmten Tag die Gräber der Seinigen besuchen zu können. Leute, die das Opfern an solchen Tagen versäumten, würden als Gebannte und Geächtete angesehen und wären ihres Lebens nicht mehr sicher.

Höchst wichtig für das Glück der Ueberlebenden ist es, daß sie eine passende Lage für das Grab des Verstorbenen finden. Man fleht deshalb zu den Berggeistern, daß sie der Begräbnisstätte günstig sein mögen. Es ist nicht ganz einfach, die passende Stelle für ein Grab zu finden, deshalb machen viele Leute aus den betreffenden Untersuchungen ein Geschäft und verdienen sich damit ihren Unterhalt. Man macht die Gräber an Bergabhängen und zwar womöglich an einer Stelle, wo zu beiden Seiten des Grabes Bergrücken vorspringen, von denen einer die Drachenseite, der andere die Tigerseite heißt. Lieber darben die Ueberlebenden und versagen sich oft das Nötigste, als daß sie an den Begräbniskosten sparen. Nach dem Begräbnis wird das Grab aufs sorgfältigste bewacht, damit kein Fremder die Ruhe der Toten störe. Wenn Unglück in einem Hause einkehrt, so werden die Gebeine der Ahnen ausgegraben, und man sucht eine andere Grabstätte, um die Geister der Toten zu versöhnen.

Das Verehren der Ahnen ist für den Koreaner die Tugend aller Tugenden, und das ganze Land ist voll von Tempelchen, die zu Ehren treuer Anbeter errichtet sind. So erzählt Missionar Gale von einem 150 Jahre alten Tempel, der sich in der Nähe seines Wohnorts Wönsan befindet. In dem Tempel ist eine Tafel mit folgender Inschrift: „Kim-Ik-Pin, ein treuer Sohn, verlor seinen Vater, als er erst zehn Jahre alt war. Er trauerte wie ein Erwachsener und so sehr, daß er bis auf die Knochen abmagerte. Als er 17 Jahre alt war und wieder die Zeit des Opfers kam, konnte er wegen des Regenwetters nicht gehen und Fische fangen.

Da ging er in seinem Jammer weinend und betend am Meeresufer hin, und siehe da, ein Fisch schnellte empor und fiel zu seinen Füßen nieder. Und wieder sehen wir seine Frömmigkeit, als Feuer den Berg umgab und seines Vaters Grab gefährdete. Mit Gefahr seines Lebens stürzte er sich in die Flammen und flehte die Geister an, das Grab zu verschonen. Und siehe da, die Wasserfluten der Regenzeit strömten herab und löschten das Feuer. War das nicht ein getreuer Sohn?"

Die Schullesebücher handeln ausschließlich von diesem Ahnendienst. Die folgende Geschichte ist aus einem der gebräuchlichsten Lehrbücher genommen, das den Titel hat: Fünf soziale Tugenden. „Zur Zeit der Haw-Dynastie lebte ein Mann, Namens Tong-Jeng. Sein Vater starb, und da Jeng kein Geld hatte, um ihn mit Ehren zu bestatten, entlehnte er 10000 Käsch *) und versprach dem Gläubiger, sich ihm, wenn er die Schuld nicht heimzahlen könne, als leibeigen zu übergeben. Als er von dem Begräbnisopfer zurückkam und im Begriff war, sich dem Gläubiger auszuliefern, erschien ihm plötzlich eine königliche Jungfrau, die ihn bat, sie zur Frau zu nehmen. Jeng antwortete erstaunt: Ich bin ja so arm, daß ich eben auf dem Weg bin, mich in Leibeigenschaft zu begeben. Warum willst du mich heiraten? Die Jungfrau sprach: Ich will dich heiraten, das genüge dir. Ich schäme mich nicht deiner Armut und deines niederen Standes. Da sie ihm so zusprach, nahm er sie zum Weib und sie folgte ihm zu dem Gläubiger. Dieser fragte, ob sie eine Handarbeit verstehe. — Ich kann weben, antwortete sie. Darauf sagte der Gläubiger: Wenn du mir 300 Ballen Seide webst, so lasse ich euch beide frei. — Die Frau ging ans Werk und nach einem Monat waren die 300 Ballen fertig. Erstaunt über die wunderbare Geschwindigkeit entließ der Gläubiger das Ehepaar. Als die zwei wieder an die Stelle kamen, wo sie sich zum erstenmal getroffen hatten, sagte die Frau: Ich muß dich jetzt verlassen, denn meine Heimat ist der Stern der Weber. Der Himmel hat deine kindliche Treue gesehen und mich herabgeschickt, daß ich deine Schuld bezahle. — So sprach sie und stieg wieder zum Himmel auf."

Der Ahnenkultus bildet den Uebergang zu dem Gespenster-

*) Ein Käsch ist ungefähr 1/6 Pfennig.

glauben, der das ganze Leben der Koreaner beherrscht. Jede Familie glaubt, ihren eigenen Schutzgeist zu haben und bringt ihm Opfer und Gebete dar. Ihm zu Ehren werden auch Buchstaben an die Wände gemalt. Eine gewisse giftige Schlange, die gewöhnlich unter den Dächern der koreanischen Häuser lebt, gilt für eine Verkörperung des Schutzgeistes. Deshalb wird sie gehegt und gepflegt und erhält auch ihren Anteil an den Opfern und Gebeten. Es giebt noch eine Menge anderer Geister. Jeder Berg, jeder Fels, jeder Baum ist die Behausung eines Geistes. In den Brunnen wirft man Opfer für den Schutzdrachen, der da unten hausen soll. Auch allerlei Getier, z. B. Wiesel und Schweine, glaubt man von Schutzgeistern bewohnt und opfert ihnen an bestimmten Tagen des Jahres.

So allgemein wie der Glaube an böse und gute Geister, Elfen, Kobolde u. s. w. sind auch allerlei abergläubische Mittel, um sich die Gunst der Unsichtbaren zu verschaffen und böse Einflüsse abzuwehren. Das Steigenlassen von Drachen wird nur während einem Teil des Jahres betrieben. Am letzten Tag des Spiels, dem 15. Tag des ersten Monats, schneidet man, während der Drache fliegt, die Schnur ab. Dann fällt der Drache und nimmt das Unglück des Eigentümers mit fort. Um dieselbe Zeit des Jahrs (Mitte des ersten Monats) machen die Leute Strohfiguren, die die Person des Verfertigers vorstellen sollen. In dem Innern der Figur ist Geld versteckt; außerdem ist ein Zettel darin mit einem Gebet, das ungefähr so lautet: Während eines Jahrs von 12 Monaten bewahre mich vor allen Plagen, Krankheiten und Unglücksfällen. — Die Figur wird von einem Knaben geholt, der sie zerschneidet, um das Geld zu finden, und dann die Ueberreste an einem Kreuzweg verstreut. Je mehr dieser Strohmann zerfetzt wird, um so glückverheißender ist es für den Mann, der ihn gemacht hat; deshalb wird das Geld recht sorgfältig darin versteckt. Am 15. Tag des ersten Monats ist es auch Sitte, daß Leute desselben Standes, die auf der Straße aneinander vorbeigehen, einander anrufen. Wenn der Angerufene antwortet, so glaubt man, daß er alles Unglück des Anrufenden mit sich fortnimmt. Deshalb nehmen sich an diesem Tag die Leute auf der Straße sehr in acht, daß sie auf die vielen, dringenden Anreden nicht antworten. Natürlich werden auch Krankheiten und auffallende Naturereignisse dem Wirken der

Geister zugeschrieben und demgemäß mit abergläubischen Mitteln bekämpft.

Die Religion ist bei den Koreanern keine treibende Kraft, die auf den Willen und auf das ganze Leben bestimmend einwirkt. Oft ist sie nur ein pietätvolles Festhalten an Gebräuchen, die durch die Zeit geheiligt sind, oder ein Ausfluß kindlicher Liebe und Ehrfurcht. Die kindliche Pietät und die Ehrfurcht gegen das Alter sind ja überhaupt das beste an dem System des Konfuzius und sie spielen in Korea eine ebenso bedeutsame Rolle wie in China. Soweit aber die Koreaner bei ihren religiösen Uebungen einen Nutzen im Auge haben, erwarten sie bloß Reichtum und irdisches Glück als Lohn für ihre Opfer und Gebete. Der gegenwärtige Zustand Koreas aber könnte es dem Blindesten klar machen, wie wenig Erfolg jene Religionsübungen haben. Man sieht ja allerorten nichts als Armut und Elend. Wenn solche Leiden dazu beitragen, das Herz für die Aussaat des Evangeliums zu bereiten, so sollte man denken, Korea müsse ein besonders dankbarer Boden für die Mission sein. Von ihr wollen wir nun noch einiges berichten.

3. Die Mission in Korea.

Obgleich Korea Jahrhunderte lang gegen alle Fremden verschlossen war, so gelangte doch schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Kunde vom Christentum dahin — allerdings nicht durch Missionare, sondern durch Bücher und Schriften der Jesuitenmissionare von Peking. Seit dem Jahr 1783 bestanden — vermittelt durch die Gesandtschaft, die alle Jahre von Söul nach China geht — Beziehungen zwischen den katholischen Christen in Peking und den Wahrheitsuchern in Korea. Im Jahr 1784 ließ sich ein Koreaner in China unterrichten und taufen, kehrte dann in sein Vaterland zurück und fing nun auch an, zu predigen und zu taufen. Seine Erfolge und sein Eifer weckten den Argwohn und Haß der Heiden und im Jahr 1791 brach eine heftige Christenverfolgung aus. Trotzdem fand der erste ordinierte Missionar, der nach Korea kam, ein katholischer Chinese Namens Tsiu, ungefähr 4000 Christen vor. Er starb den Märtyrertod bei der zweiten Christenverfolgung im Jahr 1801. Damals kamen in

der Hauptstadt allein mehr als 300 Christen ums Leben. Eine dritte Christenverfolgung, schrecklicher als die vorhergehenden, war im Jahr 1839. Ihr fiel der erste koreanische Bischof mit zwei Missionaren zum Opfer. Die schrecklichste Verfolgung aber war die des Jahres 1866. Ehe sie ausbrach, befanden sich in Korea ein Bischof und zehn europäische Missionare; die Mission besaß ein Seminar und eine Druckerei, und die Zahl der Christen belief sich auf ungefähr 18000. Im Jahr 1866 schien es vorübergehend, als ob Rußland den Zugang zu Korea erzwingen wollte. Dies brachte den Fremden- und Christenhaß zum Ausbruch. Tausende von Christen starben damals eines qualvollen Todes. Von den Missionaren konnten nur drei entfliehen. Sieben nebst dem Bischof und seinem Koadjutor wurden enthauptet, nachdem man sie vorher verschiedenemale grausam gefoltert hatte. Im Jahr 1876 wurde die Mission von neuem angefangen, aber noch im Jahr 1878 fürchtete man wieder eine Verfolgung; doch merkte die Regierung jetzt, daß die grausamen Verfolgungen zu nichts führten, und hat sie nicht wiederholt.

Die Anfänge der evangelischen Mission in Korea gehen zurück auf die Bemühungen des schottischen Missionars John Roß, der in Mukden, der Hauptstadt der Mandschurei, arbeitete. Die Regierung von Korea konnte nicht verhindern, daß auf dem Grenzgebiet zwischen Korea und der Mandschurei ein Verkehr zwischen den beiden Ländern stattfand. So kamen chinesische Bibeln nach Korea und bald baten einige Bibelleser um einen Evangelisten, der ihnen erkläre, was sie gelesen hatten. Missionar Roß lernte koreanisch und übersetzte das Neue Testament in diese Sprache. Er besuchte die Grenzstadt und sandte einen Kolporteur mit dem Evangelium des Lukas in das Land. Bald begehrte man einen Geistlichen, der die Bekehrten taufe, und als Roß nach einiger Zeit Korea bereiste, fand er, daß das evangelische Christentum Wurzel gefaßt hatte.

Die erste evangelische Mission im eigentlichen Sinn wurde erst im Jahr 1884 gegründet. Das Land war jetzt offen; aber die Verträge mit Amerika und den europäischen Mächten enthielten keine Aufhebung, eher eine Bestätigung des Verbots der christlichen Predigt. Die amerikanischen Presbyterianer, die eine Mission in Korea gründen wollten, schickten deshalb zuerst nur den Missions-

arzt Dr. Allen nach Söul. Es gelang ihm, einen hohen Beamten, der infolge eines auf ihn gemachten Mordanſchlags ſchwer verwundet war, erfolgreich zu behandeln und dadurch das Vertrauen des Königs zu gewinnen. Nach dem Wunſch des Königs gründete er ein Spital, deſſen Vorſteher er wurde. Bald bekam er einen Gehilfen in der Perſon von Dr. Underwood. Es wurde eine kleine mediziniſche Schule und ein Waiſenhaus gegründet. In dieſem werden die Zöglinge nicht nur in koreaniſcher und chineſiſcher, ſondern auch in abendländiſcher Wiſſenſchaft unterrichtet, vor allen Dingen aber ſucht man ihnen das Evangelium nahe zu bringen. Solange die Predigt des Evangeliums in Korea verboten iſt, kann man durch die Schule am meiſten dafür wirken. Natürlich giebt es auch noch andre Wege. Sehr wichtig iſt die Verbreitung des Neuen Teſtaments und der perſönliche Verkehr der Miſſionare mit ſolchen, die durch die Bibel oder durch bekehrte Freunde dazu gekommen ſind, die Wahrheit zu ſuchen.

Außer den Presbyterianern der Vereinigten Staaten und Kanadas arbeiten in Korea amerikaniſche biſchöfliche Methodiſten und ſeit kurzem auch Miſſionare der anglikaniſchen Kirche. Verſchiedene, auch mediziniſch gebildete Frauen wirken unter den Koreanerinnen und haben Mädchenſchulen gegründet.

Die Regierung nimmt eine eigentümliche Stellung zur Miſſion ein. Die Geſetze gegen die Predigt des Evangeliums ſind noch in Kraft; aber obgleich der König wiſſen muß, daß in den Miſſionsſchulen chriſtlicher Unterricht erteilt und daß den Kranken in den Spitälern Chriſtus verkündigt wird, daß in Söul eine Chriſtengemeinde von 100 Perſonen ihre Gottesdienſte hält und daß man den Geſang der Chriſten auf der Straße hört, daß die Miſſionare auch ſonſt jede Gelegenheit benützen, mit den Koreanern von Jeſus zu ſprechen, geſchieht doch nichts, um der Sache Einhalt zu thun. Aber das wiſſen die Miſſionare und wiſſen die koreaniſchen Chriſten, daß ſie nur geduldet ſind. Die Miſſionare können natürlich als Fremde immer bei ihrem Konſulat Schutz finden; aber ein eingeborner Chriſt weiß ganz gut, daß er unter Umſtänden ſeinen Glauben mit ſeinem Blut bezeugen muß. Und wenn ſich augenblicklich die Chriſten in der Hauptſtadt ziemlich ſicher fühlen können, ſo haben ſie vielleicht an andern Orten von der Unduldſamkeit der örtlichen Obrigkeit zu leiden, wie die folgende Begebenheit zeigt:

Letzten Winter ließ sich Dr. Hall — von der methodistischen Mission — in Ping-Jang nieder. Er wurde von den Bewohnern freundlich aufgenommen, so daß er bald seine Frau, die auch Dr. der Medizin ist, nachkommen lassen konnte. Aber auf einmal gab der Statthalter Befehl, alle Christen und auch die eingeborenen Dienstboten des Missionars zu verhaften. Die kleine Gemeinde hielt eben ihre Gebetsstunde, als ein Christ hereinkam, um seine Brüder zu warnen. Jener Mann war früher ein liederlicher Mensch und ein Spieler gewesen, aber seit seiner Bekehrung führte er ein streng sittliches Leben. Er wurde zuerst verhaftet und vor den Statthalter geschleppt. Man hielt ihm vor, daß er den Glauben seiner Väter verlassen und sich durch Annahme der fremden Religion erniedrigt habe. Er konnte leicht beweisen, daß das Gegenteil richtig sei, daß er jetzt sittlich höher stehe und daß ihm der Glaube an Christus die Kraft gebe, ein neues Leben zu führen. Daraufhin entließ ihn der Richter mit dem Befehl, künftig den Verkehr mit den Fremden zu meiden. Die andern Christen wurden ins Gefängnis geworfen und in den Stock gelegt. Man versuchte dann, sie durch die Folter zum Abschwören ihres Glaubens zu bringen; aber mit Ausnahme von einem oder zwei blieben sie treu. Durch Vermittlung der Gesandten in Korea gelang es zum Glück bald, die Befreiung der Christen zu erlangen, und das Werk geht seither in Ping-Jang gut fort.

Eigentlich sollen sich Fremde nicht außerhalb Söuls niederlassen und nicht ohne Paß im Lande reisen. Die französischen katholischen Missionare können infolge des Vertrags zwischen Korea und Frankreich leicht Pässe bekommen, und gestützt auf ihre zahlreichen Anhänger im Land und die augenblickliche Duldsamkeit der Regierung benutzen sie dies, um nicht nur zu reisen, sondern sich auch im Innern des Landes häuslich niederzulassen. Einer dieser Missionare, Abbé Robert, wurde im Jahr 1891 von den Heiden beleidigt. Er beklagte sich beim Statthalter; dieser aber sagte ihm, er habe überhaupt kein Recht, da zu sein, und schickte ihn fort. Die Folge war eine Zusammenrottung der Heiden und Mißhandlung zwar nicht des Priesters, aber seiner Begleiter. Robert beklagte sich nun bei dem französischen Geschäftsträger und dieser erlangte für ihn die Genugthuung, daß er mit einer Ehrenwache an seinen Wohnort zurückbegleitet wurde. Außerdem sprach man ihm das

Recht zu, dort zu bleiben und seines Amts zu warten. Durch diese Entscheidung der Regierung ist ein Vorgang geschaffen, auf den sich die amerikanischen und englischen Missionare bei ihrer Wirksamkeit außerhalb Söuls berufen können.

Was die Empfänglichkeit der Koreaner für das Evangelium betrifft, so ist sie unter den niedern Ständen viel größer als unter den höhern. Man findet bei dem koreanischen Volk nicht jenes zähe Festhalten am Anerzogenen und jene Abneigung gegen eine fremde Religion wie bei den Chinesen. Daß die meisten Koreaner, auch der niederen Stände, einige Bildung haben und die Heilige Schrift selbst lesen können, fördert auch die Arbeit des Missionars. Bei dem Adel und dem Beamtenstand, die beide so sehr unter dem Einfluß der chinesischen Litteratur stehen, findet man viel mehr Feindschaft gegen das Christentum. Der Kastengeist und Standeshochmut wirkt dabei auch mit. Das Gebot der christlichen Bruderliebe, auch den Armen und Geringen gegenüber, ist den hohen Herren gewiß sehr unbequem. Dann wissen sie auch, daß sie als Christen nicht mehr dem Müßiggang frönen dürfen, während sie es bis jetzt unter ihrer Würde halten zu arbeiten. Ein vornehmer Mann, der verarmt ist, wird sich selten dazu entschließen, seinen Unterhalt durch Arbeit zu erwerben. Viel lieber lebt er als Gast bei seinen Standesgenossen.

Ein großes Hemmnis für die Ausbreitung des Christentums in Korea liegt in den sprachlichen Verhältnissen des Landes. Es ist bis jetzt trotz aller Mühe nicht gelungen, eine befriedigende Uebersetzung der Evangelien ins Koreanische herzustellen. Einerseits ist es oft fast unmöglich, in der Volkssprache die richtigen Ausdrücke zu finden, und andererseits gehören die eingeborenen Christen, die bei der Uebersetzung helfen, dem Gelehrtenstande an und möchten gerne eine von dem klassischen Chinesisch beeinflußte, aber darum für das Volk ungenießbare Uebersetzung herstellen. Sie hätten überhaupt gerne eine vornehme, aristokratische Kirche, und die Missionare müssen sich wehren, daß der Kastengeist und Standeshochmut nicht in die christliche Kirche mit hinüberkommt.

Natürlich kann, nach einer erst zehnjährigen Wirksamkeit der evangelischen Missionare, die Zahl der evangelischen Christen noch nicht groß sein. Ein paar hundert mögen es immerhin sein. Katholiken giebt es ungefähr 30000, sie sollen aber nicht sehr

geachtet sein und vielfach das Christentum nur äußerlich angenommen haben.

Die Ereignisse in Ostasien folgen sich jetzt Schlag auf Schlag. Bis diese Blätter gedruckt sind, ist vielleicht schon endgültig über das Schicksal Koreas entschieden.*) „Aber was auch der Ausgang des Krieges und sein politisches Ergebnis sein mag — so lesen wir in einem Aufsatz über Korea in dem Blatt der amerikanisch-presbyterianischen Mission — die Kirche Christi kann dessen gewiß sein, daß, wenn der Kampf vorüber ist, sich ihr die Thore weit aufthun werden zum Einzug. Sie sollte sich mit allem Fleiß bereiten, wenn der Krieg vorbei ist, das so lange verschlossene Land friedlich zu erobern.

Zweiundvierzig Jahre
unter den Indianern und Eskimo.

Bilder aus dem Leben und Wirken des Missionsbischofs J. Horden.

(Fortsetzung)

4. Ein Besuch bei den Eskimo am Walfluß.

Für die Eskimo, die weiter nördlich am östlichen Gestade der Hudsonbai wohnen, hatte Horden eine besondere Vorliebe, da sie viel begieriger nach Gottes Wort waren, als die Indianer. Schon bald nach seiner Ankunft hatte er ihnen einen Besuch abgestattet, so beschwerlich auch die Reise dahin war. Er konnte damals nicht in ihrer eigenen Sprache mit ihnen verkehren, und auch als er ums Jahr 1862 seinen Besuch bei ihnen wiederholte, konnte er den Dolmetscher noch nicht entbehren.

„Diese Reise", schreibt Horden, „versetzt uns in ein Land, das noch viel rauher und öder ist als Moose Fort, in ein Gebiet, wo der Schnee nie ganz verschwindet; es ist ein Land voll nackter Felsen und häufiger Stürme, trostlos und unwirtlich, wo nur der Eisbär und der abgehärtete Eskimo sein Heim aufgeschlagen hat. Hier brachte ich im letzten Sommer einige Zeit zu. Zwar verweilte ich im ganzen

*) Nach den neuesten Nachrichten hat Korea am 7. Januar d. J. seine Unabhängigkeit erklärt.

nur acht Tage bei den dortigen Eskimo, aber es waren gesegnete Tage, die ich nicht so leicht vergessen werde. Die Eskimo kamen mir sehr freundlich entgegen, freuten sich über mein Kommen und zeigten sich recht gelehrig und fleißig. Ihr Verlangen nach Unterricht war so groß, daß sie sich's alle Mühe kosten ließen, um lesen zu lernen. Mit der größten Aufmerksamkeit lauschten sie auf Gottes Wort. Ich war so glücklich, einen jungen Eskimo als Dolmetscher zu finden, der während seines Aufenthaltes an der Labrador-Küste einigen Unterricht bei den Herrnhuter Missionaren erhalten hatte. Er sprach zwar das Englische sehr mangelhaft, aber er hatte eine große Anzahl der verschiedensten Lieder und Bibelverse gut inne und that sein möglichstes mich in meiner Arbeit zu unterstützen.

„Schon bald nach 6 Uhr wurde der Morgensegen mit den Eskimo gehalten. Man sang ein Lied, dann wurde ein Bibelabschnitt gelesen und gebetet. Das Vaterunser am Schluß beteten alle laut. Hierauf wurde wieder ein Lied angestimmt. Dann folgte eine Lesestunde, wobei aber nicht wie im Englischen buchstabiert, sondern die Silbenschrift gelehrt wurde. Nach diesem erhielten die Leutchen einigen Unterricht im Katechismus, und mit einem Lied, das man miteinander sang, wurde geschlossen. Nach dem Frühstück versammelte ich dann die dort ansässigen Indianer, deren es wohl zweimal so viele sind als Eskimo, die sich aber bei weitem nicht so lernbegierig zeigten wie diese. Ja, ihre Gleichgültigkeit war zum Teil derart, daß ich ganz entmutigt war.

„Nun ging ich selber ans Lernen, indem ich bei meinem Dolmetscher eine Sprachstunde nahm. Ich schrieb allerhand Fragen und Antworten nieder und übersetzte mit ihm ein Stück der Tauf- und Trauungsagende. Die übrige Zeit bis zum Mittagessen verbrachte ich bei den Eskimo in ihren Zelten. Diese sind aus Seehundsfellen hergestellt, ziemlich geräumig und auch verhältnismäßig sauber gehalten. In der Mitte wird ein Feuer unterhalten, über dem gewöhnlich ein großer Kessel voll Flußkrebse hängt. In dem einen Zelt nähte eine alte Eskimofrau fleißig an einem Paar Stiefeln aus Seehundsfell, die sie mir dann schenkte. Ihr Mann war ebenfalls emsig bei der Arbeit, indem er Modelle von Eskimo-Gerätschaften schnitzte. Mein nächster Besuch galt einem Zelt, worin sich eine Anzahl von jüngeren Leuten aufhielt. Es freute mich, daß sie mein bischen Eskimo verstanden. Nach dem Mittagsmahl machte ich einen kleinen Spaziergang am Fluß entlang gegen die See zu, um die Walroßjäger bei ihrem Fang zu beobachten. Ich fand sie alle dort versammelt, aber in ihren Mienen war große Enttäuschung zu lesen. Denn die Walrosse, die man zu Hunderten sehen konnte, befanden sich alle jenseits der Fluß-

barre und solange sie diese nicht passierten und in den Fluß hereinkamen, war an einen Fang nicht zu denken. Gegen Abend hielt ich wieder einen Gottesdienst mit den Eskimo und Indianern und brachte dann noch eine Stunde mit meinem Dolmetscher zu. Der Tag wurde damit beschlossen, daß ich den englischredenden Angestellten der Handelskompagnie einen englischen Gottesdienst hielt. So verging ein Tag wie der andere in jener verlorenen Weltecke am Walfluß.

„Die im Unterricht befindlichen Eskimo machten einen so guten Eindruck, daß ich dem Wasser nicht wehren durfte und einige auf ihr Verlangen hin taufte. Es waren ihrer drei, die schon recht ordentlich lesen konnten. An ihrer Taufe waren alle Europäer zugegen, die den wärmsten Anteil an der Feier nahmen. Alle drei Täuflinge, noch junge Leute, waren nett und sauber gekleidet und gaben recht verständige Antworten. Einer der jungen Männer wurde dann mit dem Mädchen, das die Taufe erhalten hatte, getraut. Malikto, der Vater des Bräutigams, erhob sich am Schluß des Gottesdienstes und sagte: er hoffe, sie würden die guten Lehren, die man ihnen gegeben, nicht vergessen."

Die Arbeit unter den Eskimo bildete einen wichtigen Bestandteil seines Amtes, und Horden kann nicht genug ihr zuvorkommendes Wesen und ihre Gelehrigkeit rühmen. Was würde wohl, meint er, aus uns geworden sein, hätten wir wie jene keine Bibel und damit keine göttliche Offenbarung gehabt, die uns den Weg zu Gott gewiesen hat. Und doch erzählt der Eskimo, der sich vor allen anderen geschaffenen Wesen als „Mensch" — denn dieses bedeutet das Wort Eskimo — betrachtet und dem keine Offenbarung über die Schöpfungsgeschichte zur Seite steht, folgende hübsche Ueberlieferung: Vor uralters, nicht lange nach der Entstehung der Welt, lebte ein mächtiger Zauberer. Ihm war nichts unmöglich und seiner Zauberkraft konnte nichts widerstehen. Selbst seine Zunftgenossen, die andern Zauberer, vermochten nicht gegen ihn aufzukommen. Dem war die Welt zu klein für sein Thun und er sann auf größere Dinge. Er schwang sich zum Himmel auf und nahm dahin auch seine Schwester und etwas Feuer mit. Dort oben häufte er große Massen von Brennholz auf das Feuer und bildete so die Sonne, die seitdem fortbrennt und im Feuerglanz erglüht. Eine Zeitlang lebte er mit seiner Schwester in Eintracht und im Frieden; aber nach und nach fing er an, sie schlecht zu behandeln. Ja, er ging schließlich so weit, daß er ihr eines Tages das Gesicht, das von ungewöhnlicher Schönheit war, versengte und entstellte. Länger konnte sie's nicht ertragen. Sie entfloh und nahm die Gestalt des Mondes an. Ihr Bruder, die Sonne, jagt seitdem hinter ihr her, doch ohne sie einholen zu können, so nahe er

ihr auch je und je ist. Zur Zeit des Neumonds zeigt sie den Erdenbewohnern die verbrannte Seite des Gesichts, zu der des Vollmonds die andere, noch schöne Gesichtshälfte. Die Sterne, so erzählen die Eskimo, sind die Geister ihrer abgeschiedenen Volksgenossen, die dort oben ihre Stätte gefunden haben. Als Meteore und als Morgenröte bewegen sich diese Geister durch die weiten Himmelsräume von Ort zu Ort und besuchen ihre Freunde.

5. Ein Besuch in der Heimat.

Dreizehn Jahre hatten Hordens ununterbrochen in Moose Fort gelebt und gearbeitet. Jetzt empfanden sie doch das Bedürfnis, wieder einmal die milde Luft der englischen Heimat zu atmen und neue Kraft für ihren aufreibenden Dienst zu holen. Auch waren die drei ältesten Kinder in einem Alter, in dem es höchste Zeit war, daß sie eine regelrechte, englische Erziehung genossen. Der kleine Sohn, ein Junge von etwa 9 oder 10 Jahren, der nichts lieber that, als mit der Axt auf der Schulter in den Wald zu gehen, und dort wie ein echter Kanadier Holz fällte, mußte notwendig — ehe es zu spät war — diesem ungebundenen Buschleben entwöhnt werden und seine Leibes- und Geisteskräfte unter gleichaltrigen Klassengenossen messen lernen. Bei Frau Horden regte sich zudem das Heimweh nach den Ihrigen und ihr Mann erhoffte allerlei geistige Anregung in den christlichen Kreisen der Heimat. Mit dem im August erwarteten Segelschiff gedachten sie die Heimreise nach England antreten zu können.

Aber diese Wünsche und Erwartungen sollten vorerst bitter getäuscht werden. Der August war nahezu vorüber und noch immer war kein Schiff da. Man gab schließlich alle Hoffnung auf, als selbst bis zum 7. Oktober sich noch kein Segel blicken ließ. Da — in derselben Nacht — hörte man plötzlich trotz des tobenden Sturmes von der Bai her mehrere Kanonenschüsse dröhnen. Die größte Aufgerung bemächtigte sich aller. Neue Hoffnung belebte die Bewohner von Moose Fort. Von Mund zu Mund flog die Freudenkunde: das Schiff ist da! Es war ein Ereignis, nach mehr als Jahresfrist wieder Kunde von der fernen Heimat zu erhalten und mit Lebensmitteln und anderem für das kommende Jahr versehen zu werden. Hordens aber träumten in jener Nacht von einem frohen Wiedersehen der Ihrigen.

Der Morgen brach an. Der Sturm hatte sich etwas gelegt und erwartungsvoll sah man der Post entgegen, die ein Boot von draußen abholte. Seine Rückkehr zerstörte alle Illusionen mit einem Schlag.

Es war gar nicht das für Moose Fort bestimmte Schiff, das während der Nacht die so freudig begrüßten Signalschüsse abgefeuert hatte, sondern der Schoner von York Fort, der die Nachricht brachte, daß das erwartete Schiff unterwegs in der Hudsonbai gestrandet sei. Der Schoner brachte zugleich das wenige, was von der Ladung gerettet worden war. Es war freilich wenig genug, aber doch soviel, daß der äußersten Not im kommenden Winter vorgebeugt war. Das Schiff hatte mit noch einem anderen, das für York Fort bestimmt war, England verlassen. Sie hatten miteinander den Atlantischen Ocean gekreuzt und glücklich die gefährliche Hudsonstraße passiert, als sie beide von der Strömung erfaßt, auf die Klippen der Mansfield-Insel getrieben wurden. Das York-Schiff, das eine größere Bemannung an Bord hatte, konnte wieder loskommen und erreichte, obschon sehr beschädigt, seinen Bestimmungsort; das andere blieb mit seiner wertvollen Ladung auf den Felsen sitzen. Nur seine Mannschaft und einige Vorräte konnten geborgen werden. An eine Heimreise war somit für die Familie Horden in diesem Jahre nicht mehr zu denken.

Mit dem nächstjährigen Schiff (1865) bot sich endlich die erwünschte Gelegenheit. Zwar war dasselbe bei seiner Ankunft sehr stark vom Eis mitgenommen, aber es wurde in Moose Fort ausgebessert und im Vertrauen auf Gottes Schutz schiffte sich Horden mit den Seinigen ein trotz der etwas späten Jahreszeit. Mit günstigem Wind gings über die gefährliche Barre auf die offene See hinaus. Aber schon in der folgenden Nacht bricht ein heftiger Sturm los. Ringsum drohen unterseeische Klippen, an der die James-Bucht, der südliche Ausläufer der Hudsonbai, so überaus reich ist. Glücklich erreicht man die Hudsonstraße. Rechts und links tauchen öde Inseln mit starren, kahlen Felsenufern auf. Alles ist mit Schnee bedeckt, denn schon ist der strenge Winter eingetreten und hat sein Leichentuch über jene arktische Zone gebreitet. Das Land ist so unwirtlich, daß es kaum dem Eisbären und Walroß ein Heim zu bieten scheint. Jetzt kommen auch die mächtigen Eisberge dahergeschwommen, die der Strom durch die Hudsonstraße in den Atlantischen Ocean hinaustreibt. Das Wetterglas zeigt einen niedrigen Stand und kündet Sturm an. Die Segel werden eingezogen; sorgfältig wird alles an Bord befestigt. Bald darauf heult der Wind durchs Takelwerk, der Sturm bricht mit aller Wut los. Das Schiff arbeitet schwer und ächzt in allen Fugen. Die Nacht bricht herein, aber der Sturm läßt nicht nach. Unheimlich brüllt die See und die hochgehenden Wogen branden donnernd an die Schiffswände. Auf und nieder schwankt das schwache Fahrzeug, die Wellen schlagen über Deck und dringen bis in die Kabinen. Eins der Boote wird um ein Haar hinweggeschwemmt und kann

mit Mühe gerettet werden. Verschiedenes Tauwerk fliegt davon, wie wenn es nur dünnes Gespinst wäre. Ein Mann wird von den Wellen über Bord gewaschen und wieder an Deck zurückgeworfen. Soweit das Auge reicht, gleicht die aufgeregte See mit ihren von Schaum gekrönten Wellenbergen einer brodelnden Wassermasse, durch die sich das Schiff mühsam hindurcharbeitet. Es ist eine schreckliche Nacht, die unsere Reisenden durchzumachen haben. Aber ein Höherer gebietet dem Wind und den Wellen. Der Morgen bricht an und der Sturm hat sich gelegt.

Traurige Wochen folgten. Schon längst hätte man England erreicht haben sollen; aber noch immer treibt das Schiff im Atlantischen Ocean herum. Die Lebensmittel fangen an auszugehen, und ängstlich fragen sich die Reisenden, ob sie auch je die heimatliche Küste erreichen werden. Da endlich begegnet man einem Dampfer, dem ersten, den Hordens Kinder in ihrem Leben zu Gesicht bekommen. Bald taucht Schiff auf Schiff am Horizont auf. Sie nähern sich dem englischen Kanal und laufen endlich glücklich im Hafen von London ein. Welch eine neue, nie zuvor gesehene Welt thut sich da vor den Augen der Kinder auf! Sie können sich nicht satt sehen an den Wundern der neuen Heimat mit ihren erleuchteten Straßen und dem geschäftigen Leben darin.

Ein volles Jahr durfte Horden in England zubringen; aber es war kein Jahr der Ruhe und Ausspannung. Da und dort im Lande hatte er Missionsvorträge zu halten und — wie er sich ausdrückte — von „Dan bis Bersaba" zu reisen, um das Interesse für sein Völklein im hohen Norden unter den englischen Christen zu wecken. Bald sollte er dahin zurückkehren und seine ihm ans Herz gewachsene Arbeit wieder aufnehmen.

6. Missionsreisen.

Ende 1866 traf Horden mit seiner Frau und den beiden jüngsten Kindern wieder in Moose Fort ein. Und nun beginnt für ihn eine Zeit häufiger und langer Missionsreisen, die ihn bald nach Süden, bald nach Norden, bald in den Westen des ungeheuren Gebiets führen. All die vereinzelten Niederlassungen werden während der Sommerzeit aufgesucht und überall gilt es, das Brot des Lebens auszuteilen an Indianer, Eskimo und Europäer. Eine dieser Missionsreisen, die Horden im Mai 1868 antrat, beanspruchte nicht weniger als drei Monate und erstreckte sich auf eine Wegstrecke von nahezu 2000 englische

Meilen. Auf dieser Reise gings zunächst nach Brunswick House, einem Posten, der südlich von Moose Fort in der Richtung nach dem Oberen- oder Superior-See liegt. Obschon es Ende Mai war, herrschte doch eine empfindliche Kälte, und starker Schneefall erschwerte das Fortkommen. An den Ufern des Moose-Flusses, den er im Kanoe hinauffuhr, war das Eis bis zu 20 Fuß hohen Wällen aufgetürmt. Je weiter man den Fluß hinaufkam, desto gefahrvoller wurde die Fahrt. Hohe, steile Felsenufer engen den Fluß ein und erzeugen eine so starke Strömung, daß das Boot kaum gegen sie ankämpfen kann. Das Kanoe muß fortwährend kreuzen, um in möglichst ruhigem Wasser zu bleiben. Dann kommen Stromschnellen und tosende Wasserfälle, die umgangen werden müssen. Das Rindenboot wird über Land geschleppt und man schifft sich oberhalb der Fälle wieder ein. Nur mühsam kommt man vorwärts, da der Strömung wegen fortwährend gerudert oder das Boot mit Stangen fortgestoßen werden muß. Endlich, nach achttägiger Reise, ist Brunswick House erreicht, wo eben die Bäume zu knospen anfangen und der Frühling seinen Einzug hält.

Brunswick House, ebenfalls eine Pelzhandelsstation, liegt an einem sehr hübschen See, der von dichtem Wald umgeben ist. Die Niederlassung besteht aber nur aus fünf oder sechs Blockhäusern, in deren Nähe etwa 150 Solto-Indianer wohnen. Es sind dies friedliche und lernbegierige Leutchen, die aber sehr diebisch und abergläubisch sind. Nach Seßhaftigkeit fragen sie wenig, denn sie verbringen die Nächte irgendwo. Horden verweilte hier nur neun Tage und erteilte ihnen christlichen Unterricht, den ersten, den diese Leute überhaupt empfingen. Dann gings wieder zurück nach Moose Fort, aber nur, um schon nach wenigen Rasttagen wieder weiterzureisen.

Horden schlug diesmal die Route längs dem östlichen Gestade der Jamesbai ein und besuchte die zunächst gelegene Station Ruperts House. Hier fand er gegen 400 Indianer vor, unter denen ein eingeborener Lehrer wirkte. Vormals insgesamt Heiden, waren dieselben nun alle getauft und bildeten eine kleine christliche Gemeinde. Horden hielt ihr zweimal des Tags Gottesdienst, wobei derselbe so gut besucht war, daß viele draußen vor der Thür stehen mußten. Dazwischenhinein wurde examiniert und mit den einzelnen gesprochen; auch einige Taufen und Hochzeiten fanden statt. An dem einen Nachmittag gab's eine große Festlichkeit, die in einem Schmaus ihren Gipfelpunkt fand. Diesen veranstalteten die Beamten der Handelskompagnie infolge eines guten Fanges, den die Indianer gemacht hatten. Es war interessant zu beobachten, was für Unmassen von Erbsensuppe, Pökelfleisch, Brot, Zwieback, süßem Thee und Tabak die Indianer bei einer solchen Gelegenheit zu vertilgen imstande sind.

Horden verbrachte zwei Sonntage unter ihnen und bestieg dann ein Kanoe, um weiter nördlich nach der Station Fort George zu reisen. Eine Anzahl Indianer begleiteten ihn ein Stück Wegs. Der Wind war günstig und das Wetter prächtig, sodaß man in 4½ Tagen 200 Meilen zurücklegte. In Fort George, wo sich ebenfalls eine kleine Gemeinde unter der Pflege eines eingeborenen Lehrers befand, war die Arbeit in wenigen Tagen gethan. Dann ging Horden an Bord eines Schoners, um mit demselben nach dem Großen und Kleinen Walfluß zu fahren. Aber kaum waren sie in die Bai hinausgesteuert, als sie sich mitten im Eis befanden. Nirgends war offene See, überall nur eine undurchdringliche Eisfläche. Der Schoner war genötigt, wieder nach Fort George zurückzukehren und eine Woche lang zu warten. Ein neuer Versuch wurde gemacht, aber kaum hatte man die Hälfte des Wegs hinter sich, als das Schiff wegen des Eises nicht mehr weiter konnte. Horden versuchte es nun mit einem Kanoe, aber man kam nur langsam vorwärts. Oft war dasselbe so vom Eis eingeschlossen, daß es weder vor- noch rückwärts konnte und mit Aexten eine Durchfahrt gehauen werden mußte. War auch dies nicht möglich, so wurde das Boot ans Ufer gezogen und über die Felsen geschleppt, bis man eine Uferstelle mit weniger dichtem Eis erreichte. Nach 2½ Tagen war aber auch das Fortkommen im Kanoe nicht mehr möglich. Horden mußte es verlassen und seine Reise nach dem Norden in Begleitung eines Indianers zu Fuß fortsetzen. Der Marsch ging dem Seeufer entlang über hohe, kahle Hügelketten, die von Wasserrinnen zerklüftet und von Flüssen durchfurcht waren. Endlich in der Nacht erreichte er todmüde eine kleine Indianer-Niederlassung, in der er einige Tage verblieb und den heidnischen Kri-Indianern das Evangelium verkündigte.

Inzwischen langte auch der Schoner an und Horden ging wieder an Bord, um mit ihm vollends bis an den Kleinen Walfluß, den letzten bewohnten Platz, zu gelangen. Unterwegs brachte das Eis dem Schiff ein Leck bei, das aber mit einer Bleiplatte wieder geschlossen werden konnte. Indessen mußte Horden doch das vom Eis umgebene Schiff verlassen und wieder seine Zuflucht zum Kanoe nehmen, in welchem er nach zwei Tagen die Station am Kleinen Walfluß erreichte. Das ist der traurigste Platz, der sich denken läßt, wo man kaum etwas von einem Sommer weiß. Es war damals August und noch lag das Eis massenhaft an der Mündung des Flusses angehäuft. Um so thätiger war Horden unter seinen Eskimo, die er hier angesiedelt fand. Er hatte die Freude, vier Familien in die christliche Gemeinde aufnehmen zu können, und zudem den Eindruck, daß die Arbeit unter diesem vereinsamten Völklein vom Segen Gottes

begleitet war. — Die Rückreise war mit nicht weniger Schwierigkeiten verbunden; denn noch immer sperrte das Eis da und dort den Weg. Erst am 30. August warf der stark beschädigte Schoner wieder Anker vor Moose Fort.

Solcher Reisen gab's Jahr für Jahr, von denen Horden in seinen Berichten gar mancherlei Erlebnisse zu erzählen weiß. Sie erforderten aber auch ein großes Maß von Selbstverleugnung, Ausdauer und Gesundheit. Daß letztere darunter sehr litt, läßt sich denken. Solches war besonders im Jahre 1870 der Fall, nachdem Horden 1300 Meilen gereist und fast den ganzen Sommer unterwegs gewesen war. War doch sein Arbeitsgebiet so groß, daß die Entfernung zwischen dem nördlichsten Posten am Kleinen Walfluß und dem südlichsten Platz am oberen Moose-Fluß nicht weniger als 1500 Meilen betrug.

7. Horden zum Missionsbischof geweiht.

Hordens treue Arbeit wurde auch von seiten seiner Missionsgesellschaft anerkannt und gewürdigt. Als sich die Notwendigkeit herausstellte, die bisher dem Bischof von Rupertsland unterstellten Gebiete an der Hudsonbai zu einer eigenen Diözese abzuzweigen, erschien niemand geeigneter, deren Bischof zu werden, als der unermüdliche und mit den Verhältnissen vertraute Horden. Er erhielt deswegen im Sommer 1872 die Weisung, mit der ersten Gelegenheit für kurze Zeit nach England zu kommen. So schiffte er sich denn ungesäumt dahin ein und ließ Frau und Kinder in Moose Fort zurück. Am 15. Dezember 1872 erhielt er in der Westminster Abtei in London die Bischofsweihe. Während der wenigen Monate, die er in der Heimat zubrachte, that er sein möglichstes, um mancherlei Pläne zur Förderung des Werkes in seiner nunmehrigen Diözese verwirklicht zu sehen. Als Missionar hatte er während der letzten 20 Jahre die Bekehrung eines großen Teils jener Kinder der Einöde miterleben dürfen; als Bischof lag es ihm nun am Herzen, für die zerstreuten und entlegenen Gemeindlein eingeborene Geistliche als Hirten zu beschaffen und zwar soviel als möglich aus Mitteln, die die Gemeinden selbst aufzubringen hätten. Auch gedachte er seine Diözese in fünf Bezirke zu teilen, an deren Spitze er je einen tüchtigen Pastor stellen wollte, und denen wiederum zwei oder drei Indianer-Prediger zur Seite stehen sollten. Letztere sollten nur eine einfache Ausbildung mit gehöriger Bibelkenntnis erhalten und in ihrer Eigenschaft als Prediger

ihre Stammesgenossen in deren Jagdgründe begleiten. Auf diese Weise sollten sie sich auch ihren Lebensunterhalt zum größten Teil selbst beschaffen, sodaß die Missionsgesellschaft nur noch einen kleinen Gehaltszuschuß beizusteuern hätte. Das ungefähr war Bischof Hordens Plan, und diesen hat er auch in den kommenden Jahren durchführen dürfen.

Am 22. Juli 1873 traf der Bischof wieder in Moose Fort ein, das auch fortan der Sitz seines Bistums geblieben ist. Er machte die Rückreise in Begleitung seiner zweiten Tochter, die eben die Schule verlassen hatte. Die älteste Tochter hatten die Eltern schon früher zu sich kommen lassen. Diesmal wurde aber die Reise nicht auf dem Segelschiff durch die Hudsonbai zurückgelegt, sondern man schlug den Weg über New-York ein und benützte dann die kanadische Pazifik-Eisenbahn bis zur Station Michigikoten (auf der Ostseite des Oberen Sees). Von hier aus wurde dann die beschwerliche Reise auf dem Kanoe den Moose-Fluß hinauf nach Norden fortgesetzt.

Zu Hause angelangt, ging Bischof Horden mit neuer Kraft und Freudigkeit an die Arbeit, vor allem auch an die Uebersetzung der heiligen Schrift, um sobald als möglich seinen Indianern wenigstens das Neue Testament und den Psalter in ihrer Sprache in die Hand zu geben. Nebenher revidierte er das Gesangbuch, fügte neue Lieder hinzu und übersetzte einen Teil der für die kirchlichen Gottesdienste bestimmten Bibellektionen. Aber er vergaß darüber nicht seines Hirtenamtes, das ihm jetzt erst recht das Reisen zur Pflicht machte. Bei dieser Gelegenheit fiel es ihm schwer aufs Herz, daß seine Diözese nicht mit mehr Schulen, Kapellen und Nationalgehilfen versehen war und viele Posten nur ab und zu und aus großer Ferne besucht werden konnten. Standen doch im Jahr 1875 außer ihm nur drei Geistliche in dem ungeheuren Gebiet, sodaß manche Indianerstämme und die Eskimo oft erst nach Jahren einen solchen zu sehen bekamen. Umsomehr forderte es ihn zum Dank gegen Gott auf, daß er während der langen Missionslaufbahn von 25 Jahren sich noch so kräftig und gesund fühlte, als ob er gerade erst in die Arbeit eingetreten sei. Und in wie viel Gefahren hatte nicht der gnädige Gott seine schützende Hand über ihn gehalten!

(Schluß folgt.)

Erläuterung zu dem Bild:

Mekka-Karawane.

Was Jerusalem mit seinem Heiligtum, dem Tempel, für den frommen Israeliten war, das ist Mekka als religiöser Mittelpunkt für die ganze mohammedanische Welt. Dahin wendet der Muselmann sein Angesicht, wenn er sich des Tages fünfmal zur Erde neigt und seine Gebete und Koransprüche hermurmelt. Nach Mekka pilgern und im dortigen Heiligtum anbeten — das ist das größte Verdienst, welches sich ein Bekenner des Islam erwerben kann. Aus diesem Grund ist auch Mekka das Ziel unzähliger Pilgerkarawanen, die alljährlich von allen Seiten — oft von weither, über Länder und Meere, durch Wüsten und Einöden — herbeiziehen, wobei Krankheiten, Hunger und Durst, Gefahren zu Wasser und zu Lande, Tausende dieser Pilger aufreiben. Besonders ist es die Cholera, der viele unterwegs oder am Ziele der Wallfahrt zum Opfer fallen.

Die Stadt Mekka selbst liegt in öder Felsschlucht zwischen den kahlen Bergen Arabiens. Ihre Berühmtheit hat sie erst durch den falschen Propheten Mohammed erhalten, der hier im April 571 geboren und später der Stifter des Islam wurde. Kein Christ, kein Jude darf diesen Ort betreten und nur wenigen europäischen Reisenden ist es in muselmännischer Verkleidung gelungen, unter steter Lebensgefahr die Stadt zu besuchen. Die heiligste Stätte Mekkas aber, und zugleich das Nationalheiligtum der Araber, ist die sogenannte Kaaba, ein düsterer Bau, der aus schlecht behauenen Steinen errichtet, sich etwa 13 m hoch in der Mitte des Tempelhofes erhebt. Nach mohammedanischer Ueberlieferung soll die Kaaba von Adam erbaut, durch die Sündflut zerstört und nachher von Abraham und dessen Sohn Ismael als Stätte der Anbetung Gottes wieder aufgebaut worden sein. Das ist nun freilich ein geschichtlich nachweisbarer Irrtum, aber die Mohammedaner halten trotzdem fest an dieser Sage. Im Innern der mit Teppichen reichgeschmückten Halle der Kaaba befindet sich als Allerheiligstes ein an der Nordostseite eingemauerter schwarzer, mit Silber eingefaßter Stein, den Ismael bei der Grundlegung des Heiligtums vom Erzengel Gabriel erhalten haben soll. Der Stein, so geht die Sage, soll ursprünglich schneeweiß gewesen, aber durch die Sünden der Menschen schwarz geworden sein.

Alljährlich wird die Kaaba mit neuem schwarzem Seidenzeug, auf welchem Koransprüche mit goldenen Buchstaben eingenäht sind,

umkleidet. Die zum Heiligtum führende silberne Thür wird nur dreimal im Jahre geöffnet, einmal für die Männer, das anderemal für die Weiber und das drittemal behufs der Reinigung. Vor dem Eintritt haben die Pilger siebenmal um die Kaaba herumzugehen, wobei sie den schwarzen Stein ehrfurchtsvoll berühren und küssen. Dann klettern sie, da keine Stufen angebracht sind, zum Eingang hinauf und verrichten im Innern der heiligen Stätte ihr Gebet.

Diese abgöttische Verehrung der Kaaba mit ihrem schwarzen Stein ist ohne Zweifel ein von uralters her bestehender heidnischer Kultus der Araber, der schon zu Mohammeds Zeiten in Blüte stand und den er, um seiner Religion einen volkstümlichen Anstrich zu geben, in dieselbe aufnahm. Man ersieht schon aus diesem Ueberbleibsel aus der Heidenzeit, wie die Anhänger des Islam weit davon entfernt sind, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, so sehr sie sich auch auf den Glauben an Einen Gott und dessen Propheten Mohammed berufen. Gottlob, daß wir einen Größeren kennen, als diesen: Jesum, den Sohn Gottes, der für uns gelitten und gestorben, aber auch auferstanden und gen Himmel gefahren ist, unsern großen Hohenpriester. Darum lasset uns hinzutreten mit Freudigkeit zu seinem Gnadenstuhl und Fürbitte einlegen auch für die in blindem Fanatismus eifernden Anhänger des falschen Propheten, daß ihnen bald das helle Licht des Evangeliums aufgehen möge!

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Deutsch-Südwestafrika.

Das deutsche Schutzgebiet von Südwestafrika, welches ungefähr den doppelten Flächeninhalt des deutschen Reiches einnimmt und sich vom Oranjefluß im Süden bis zum Kunene im Norden erstreckt, ist zugleich das Arbeitsgebiet der rheinischen Mission. Als deutsches Schutzgebiet hat es bis jetzt hinsichtlich seines Wertes für die deutschen Kolonialinteressen eine sehr verschiedene, vielfach sich widersprechende Beurteilung erfahren; man hat ihm deshalb auch nur ein sehr geteiltes, im ganzen recht geringes Interesse entgegengebracht und erst in neuerer Zeit angefangen, mit mehr Nachdruck den Pflichten nachzukommen, die der einmal übernommene Kolonialbesitz einer Regierung auferlegt.

Das große, weite Land gliedert sich in drei verschiedene Gebiete: in das Großnamaland, in das Herero- oder Damraland und in das Ovamboland. Ersteres ist ein ödes, von Felswüsten mit äußerst spärlicher Vegetation durchzogenes Gebiet, dessen dünne Bevölkerung aus herumziehenden Nama-Hottentotten und Bastards oder Mischlingen besteht. — Etwas günstigere Bodenverhältnisse weist das nördlich davon gelegene Hereroland auf, insofern es bessere Viehweiden und ergiebigere Quellen besitzt; aber es ist im großen und ganzen auch ein armes Land, das wie jenes unter Wassermangel und Dürre viel zu leiden hat. Die herrschende Rasse sind hier die Herero, ein dunkelbrauner Bantustamm, unter denen zerstreut die verachteten und verkommenen Bergdamra wohnen. — Im Norden, bis an den Kunene hin, erstreckt sich dann das Ovamboland mit seinen bewaldeten und fruchtbaren — aber auch ungesunden — Strichen, die sich sowohl für den Ackerbau, wie für die Viehzucht eignen und zahlreiche Dörfer aufweisen.

In jedem dieser drei Gebiete — in ersteren beiden seit fünf Jahrzehnten, in letzterem erst seit 1891 — arbeitet die rheinische Mission und hat in ihnen eine Reihe von Stationen angelegt, die als Pflanzstätten der christlichen Mission sich zugleich als wichtige Posten für die christliche Kultur erprobt haben. Die politischen Verhältnisse, besonders die seit Jahren bestehenden Rassenkämpfe zwischen den Nama-Hottentotten und den Herero haben sowohl der Mission als der deutschen Schutzherrschaft bis jetzt große Schwierigkeiten bereitet. Daß aber das Land im Norden wie im Süden in einem fortwährenden Kriegszustand sich befand und zu keiner Ruhe kommen konnte, hatte hauptsächlich in dem Auftreten des berüchtigten Namahäuptlings Hendrik Witbooi und dessen Raubzügen seinen Grund. Erst in neuester Zeit ist es der verstärkten deutschen Schutztruppe und einer energischeren Kriegsführung gelungen, den gefürchteten Raubritter zu unterwerfen. Um diesen gefürchteten Mann, der trotz alledem die Macht des Christentums anerkennt, gerecht zu beurteilen, muß man sein Auftreten und Treiben aus der politischen Lage seiner Heimat und den christlichen Eindrücken, die er in früherer Zeit empfangen, aber in schwärmerischer Weise mit nationalen, hochfliegenden Bestrebungen verquickt hat, zu verstehen suchen. Man hat ihn vielfach nur als einen gemeinen Räuberhauptmann und Bandenführer dargestellt und dies aus seinen Streifzügen, die nur dem Rauben und Plündern zu gelten schienen, geschlossen. Aber damit ist sein Auftreten nicht erklärt, denn er war bei seinen Unthaten nicht von gemeiner Habsucht und Raubluft geleitet, sondern vielmehr von einer nationalen Idee. Er glaubte sich dazu berufen, der gottgesandte

Befreier seines Volkes zu sein. Die Veranlassung hiezu lag, wie gesagt, in den politischen Verhältnissen seines Vaterlandes. In diesem herrscht schon seit langer Zeit der Rassengegensatz zwischen den schwarzen Herero (im Norden) und den gelben Nama-Hottentotten (im Süden). Früher waren die Nama, obwohl viel geringer an Zahl, die Unterdrücker der Herero gewesen; aber unter ihrem Oberhäuptling Maharero († 1890) haben die Herero in jahrelangen Kriegen gegen die Nama ihre Unabhängigkeit erkämpft. Hauptsächlich dem Einfluß der rheinischen Missionare ist es zu verdanken, daß von 1870—1880 Frieden im Lande herrschte. Aber im Jahre 1880 brach der Kampf aufs neue los und hat bis jetzt nie ganz geruht. Die Schwarzen drohten damals den Gelben zu mächtig zu werden und diese konnten die verlorene Machtstellung nicht verschmerzen. Vergebens bemühten sich die Missionare, einen allgemeinen Frieden zustande zu bringen. Einige der Nama-Häuptlinge, besonders Moses Witbooi, der Häuptling von Gibeon, wollten keine Ruhe halten, sondern unternahmen Raubzüge gegen die Herero. Moses Sohn, Hendrik Witbooi, nahm anfänglich keinen Anteil daran, denn er war ein gewissenhafter Christ. Als solcher war er wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften von Eingebornen und Europäern hochgeschätzt. Mit Entschiedenheit trat er den Ungerechtigkeiten seines Vaters entgegen, sodaß dieser ergrimmt schließlich mit seinem Anhang die Station verließ.

Bis dahin hatte sich Hendrik ohne Tadel benommen. Da gewann auf einmal ein anderer Geist in ihm die Oberhand. Er erklärte dem Missionar Rust, er werde ebenfalls mit seinen Anhängern die Station verlassen, mit den Herero Frieden schließen und dann durch ihr Land hindurch nach Norden ziehen. Wie war er auf diese abenteuerliche Idee geraten? Er gab an, Träume und Offenbarungen Gottes gehabt zu haben und teilte dieselben dem Missionar schriftlich und mündlich mit. Dieser suchte ihn in langen Sitzungen zur Vernunft zu bringen, aber vergeblich. Hendrik, wohl von Ehrgeiz verblendet, blieb bei seinen Offenbarungen und erzählte, er habe schon als Hütejunge solche empfangen, meinte auch, ob es denn nur die großen Nationen seien, die berühmte Männer, wie z. B. Napoleon Bonaparte, hervorgebracht haben; warum nicht auch aus dem Namavolke einer erstehen könne. So war und blieb Hendrik überzeugt, daß Gott ihn zu etwas Großem — zum Retter seines Volkes — berufen habe, und daß Er ein Licht vor ihm hersenden werde, ihm den Weg zu weisen. Juni 1884 zog er aus und folgte seinem „leuchtenden Stern". Bald stand er dem Heer des Maharero gegenüber, und da aus dem gehofften Frieden nichts wurde, kam es zum Kampf. Man beschoß

sich gegenseitig zwei Tage lang, dann schloß man Frieden. Aber die Forderung Hendriks, man solle ihm ungehinderten Durchzug durch das Hereroland gestatten und Erlaubnis geben zur Niederlassung im Norden des Landes, ward abgeschlagen, solange er nicht alle südlichen Namahäuptlinge zum Frieden bewogen habe. Hendrik versprach das und zog heimwärts. Bis dahin scheint es ihm mit seinen friedlichen Ansiedelungsplänen ernst gewesen zu sein.

Aber nun regte sich der Hochmut. Er kehrte als „glorreicher Sieger" — wie er prahlte — nach Gibeon zurück und war fester als je davon überzeugt, daß er der Erwählte Gottes sei. Er verstärkte seinen Anhang, versorgte sich mit Munition und bereitete einen neuen Zug nach Norden vor. Vor dem Auszug wollte er noch mit seinen Leuten das hl. Abendmahl feiern. Am 9. Juli 1885 war alles zum Aufbruch bereit. Hendrik versammelte sein Volk (mit Frauen und Kindern etwa 500) in und vor der Kirche, hielt eine Ansprache an sie, betete und sang einen Liedervers mit ihnen. Dann sagten sie dem Missionar Lebewohl und zogen ab. Hendriks Sohn, bisher Schulmeister, zog mit den Auszüglern, um ihnen sonntägliche Gottesdienste und tägliche Andachten zu halten und die Kinder zu lehren. Gibeon ging infolge dessen als Hauptstation ein (1887).

Unterwegs sammelten sich immer mehr Leute um Witbooi, auch allerlei Raubgesindel und herrenloses Volk. Doch wehrte er zunächst allen Ausschreitungen seines Volkes. Friedlich näherte sich Witbooi dem Maharero. Dieser empfing ihn freundlich, fiel aber am andern Morgen verräterisch über ihn her. Anderseits heißt es, Hendrik habe Verrat geplant und daher sei es zum Kampf gekommen. In diesem erlitten die Nama eine große Niederlage (14. Okt. 1885). Hendrik zog nach Gibeon zurück und sann auf Rache. Im April 1886 fiel er in das Hereroland ein, wurde aber wieder besiegt. Jetzt zog er sich nur etwas über die Grenze zurück und befestigte sein Lager in der Nähe von Rehoboth. Von da aus führte er nun Raubzüge gegen die Herero aus, denn seine Bande mußte rauben und stehlen, um zu leben. Sie hielten das auch keineswegs für unrecht, waren sie doch im Krieg mit ihren Erbfeinden, den Herero, sodaß sie sich mit ebenso gutem Gewissen zum Gottesdienst und zu den täglichen Andachten versammelten.

Aber wie verhielt sich die deutsche Verwaltung, unter die das Land inzwischen gestellt worden war, zu diesem Unwesen? Sie vermied es lange, sich in die Angelegenheiten der Nama und Herero zu mischen, obwohl sie eine Schutzherrschaft sein wollte. Ihr Schutz erstreckte sich aber nur auf die Weißen, und nicht einmal diese konnte sie wirksam schützen. Umsomehr glaubte Witbooi an seinen göttlichen

Beruf und setzte vor den Augen der Schutztruppe seine Gewaltthaten fort. Als endlich der Major v. François, der Führer der Schutztruppe, dem Friedensstörer ein Ultimatum sandte, war Witbooi zwar bereit zur Unterwerfung, verzögerte aber wegen der Verhandlungen mit den Unterhäuptlingen die Abgabe seiner Erklärung. Das führte zur Fortsetzung des Krieges. Die deutsche Macht ging nun mit mehr Energie vor und es gelang ihr endlich, Witboois Feste Hornkranz im Damralande zu erstürmen (12. April 1893). Er selbst entkam aber und setzte seine Räubereien fort und dehnte dieselben bis in den Süden aus. Er schloß nun Frieden mit den Herero, beanspruchte aber jetzt die Oberhoheit über alle Namastämme. Verhandlungen mit ihm führten nicht zum Ziele und bei den eigentümlichen Bodenverhältnissen war es äußerst schwierig, ihm und seiner flüchtigen Truppe beizukommen. Erst nach vielem Blutvergießen und einer unermüdlichen Jagd auf den bald hier bald dort auftauchenden Witbooi ist es endlich Major Leutwein gelungen, denselben zur bedingungslosen Uebergabe zu zwingen. Er ist daraufhin begnadigt und bei seinem alten Stammsitz Gibeon angesiedelt worden, nachdem er gelobt hat, mit allen Häuptlingen und Stämmen des deutschen Schutzgebietes in Frieden zu leben und sich von jetzt ab lediglich der Regierung seines Volkes widmen zu wollen. (Hannov. Miss.-Bl. 1894, Nr. 11.) — Hendrik Witboois Stern ist somit untergegangen und wir hoffen, er werde auch nicht mehr auftauchen. An den Folgen der 10jährigen Unruhen und Raubzüge wird aber das Land noch lange zu tragen haben.

1. Trotz dieser Kriegswirren konnte die rheinische Mission in dem davon betroffenen Namaland doch ihre Arbeit ungestört und im Segen fortsetzen. Unter den Nama zeigte sich überall ein williges Gehör für Gottes Wort und von verschiedenen Seiten wurde um einen Missionar gebeten. Doch hatten auch manche Stationen Nöten verschiedenster Art durchzumachen. Wir können hier nur kurz die hauptsächlichsten Vorkommnisse auf den einzelnen Missionsplätzen berühren.

Warmbad, der südlichste derselben, hatte viel durch Dürre und Heuschrecken, durch Krankheit und Krieg zu leiden und ist auch trotz des wiederholten Versuches der Römischen, die sich in dieses Gebiet einzudrängen suchten, bis jetzt von der Nachbarschaft dieser unliebsamen Gäste verschont geblieben, da sich der Häuptling und die Christengemeinde mit Entschiedenheit ihrer Niederlassung widersetzte. — Auch auf der Bastardstation Rietfontein, die weit im Osten am Rande der Kalahari-Wüste, noch zum Teil auf englischem Gebiete, liegt, verwüsteten Heuschreckenschwärme die Felder. Die Lage wurde

noch erschwert durch den Anzug von zahlreichen Treckbauern, die sich mit ihren Viehherden im Stationsgebiet niederließen, das den Bastards zugehörige Weidefeld einengten und alles vollends kahl abweiden ließen. Dieser fortwährende Zuzug der Bauern aus dem Kapland trübt die Aussichten für das gedeihliche Fortbestehen der Gemeinde sehr. Hungerzeiten stellten sich demzufolge ein und massenweis erlag das Vieh dem Hunger und Durst. Auch die Menschen hatten weder satt zu essen noch zu trinken. Die Gemeinde zerstreute sich und der Missionar mußte nachziehen und im Außenfeld Gottesdienst halten. Zu dieser Not gesellte sich noch der Hungertyphus, von dem viele, besonders Heiden, hinweggerafft wurden. Trotz all dieser Drangsale brachte die Gemeinde 920 Mark zu Gemeindezwecken auf. — In Keetmanshoop, dem Kreuzungspunkt der beiden Hauptstraßen, die von Angra Pequena nach der Kalahari-Wüste, und vom Damraland nach der Kapkolonie führen, stieg die Not infolge von Dürre und Heuschreckenplage aufs höchste. Der Hunger stand den Leuten auf dem Gesicht geschrieben. Umsomehr ließ die Not sie aufs Wort merken; die Taufe von 52 Erwachsenen und 34 Kindern war ein Zeugnis hievon. Großen Schrecken verbreitete die Annäherung von Hendrik Witbooi, der gerade diese südlichen Gegenden unsicher machte und eben die deutsche Niederlassung von Kubub ausgeplündert und niedergebrannt hatte. Er verwahrte sich aber dagegen, als führe er im Schilde, eine friedliche Missionsstation zu überfallen, denn „er sei kein Barbar". Von besonderer Wichtigkeit für das ganze Namagebiet ist die in Keetmanshoop bestehende Evangelistenschule. — Gibeon, der Platz Hendrik Witboois, war seit der Niederlage des Häuptlings bei Hornkranz verlassen und bildete nur noch ein Filial der Station Bersaba. Nachdem derselbe unterworfen ist und Gibeon als Sitz erhalten hat, wird sich nun wohl auch der Rest seiner Leute hier wieder ansiedeln. — Bethanien, die älteste Station im Lande, teilte das Los der übrigen Namagemeinden, indem sie ebenfalls viel an äußerer Not litt; doch konnte sie ihre Kirche vollends reparieren und den Restbetrag der Kosten (1200 Mark) aufbringen. Auf ihrem Gebiet lag die schon erwähnte deutsche Ansiedlung Kubub, die Hendrik Witbooi im November 1893 zerstörte und ausraubte, während ihr Besitzer, vom Missionar gewarnt, noch rechtzeitig mit Frau und Kind nach Angra Pequena entrinnen konnte. Die im äußersten Osten befindliche Station Gochas, erst vor fünf Jahren gegründet, blüht sichtlich auf. Ihre Abgeschlossenheit vom Verkehr hat für das Gedeihen der Gemeinde manches Gute im Gefolge; aber anderseits erschwert sie auch das Dasein des dortigen Missionars. — Hoachanas ist seit einigen Jahren verwaist, da sich seine Einwohner wegen

Hendrik Witbooi, der die Station mehrmals plünderte, ins Nama- und Hereroland zerstreut haben. Nachdem nun der Friede wieder hergestellt ist, werden sich wohl auch die Leute wieder sammeln. Der Häuptling Manasse ist mit denselben bereits näher gerückt. — Die Bastardstation Rehoboth hatte in Hendrik Witbooi's befestigtem Lager Hornkranz eine sehr bedrohliche Nachbarschaft; seine Vertreibung aber befreite sie von einem gefürchteten Ueberfall. Dagegen fielen eine Anzahl Rehobother bei einem Ueberfall, den Witbooi auf einen Gütertransport zwischen Rehoboth und Walfischbai ausführte. Unter den Getöteten befand sich der treue Aelteste Hans Benkes mit einem Sohne und zwei Neffen. Ueber die Gemeinde wird vielfach geklagt. — Die kleine Namagemeinde an der Walfischbai, dem Hafen des Damralandes, blieb von den Nöten und Plagen, die die Stationen im Damraland durchzumachen hatten, in letzter Zeit gnädig verschont. Bei dem öden, unfruchtbaren Charakter der dortigen Gegend, die nur aus trostlosen Dünen besteht, sind die Leute auf den Dienst beim Löschen der Schiffsgüter angewiesen. Dieser Verdienst wird aber mit der Zeit zum Teil wegfallen, da Deutschland bestrebt ist, den Verkehr von der Walfischbai nach der Schwachaubmündung zu lenken.

Die Zahl der zu den 9 Namastationen gehörenden Gemeindeglieder betrug Ende 1893 ca. 5500 Seelen.

2. Das Hereroland hatte zwar infolge des Friedensschlusses von Hendrik Witbooi in den letzten Jahren nichts zu leiden, aber die politische Lage war trotzdem keine erquickliche. Den Eingebornen fehlte das Vertrauen zum deutschen Regiment und so waren und blieben die Gemüter beunruhigt. Auch durch Trockenheit, Viehseuche und durch vereinzelte Heuschreckenschwärme wurde das Land schwer heimgesucht. Die Missionsarbeit ist trotz alledem ihren stillen, gesegneten Gang weitergegangen, sodaß das äußere Wachstum der Hereromission ein erfreuliches ist. Die Zahl der in Gemeinden gesammelten Getauften beträgt zirka 3000. Leider ist der sittliche Stand derselben, wie der des ganzen Hererovolkes, im allgemeinen kein sehr günstiger, sodaß die Kirchenzucht, unter die sich die Hererochristen willig beugen, kräftig gehandhabt werden muß.

Zu den bisherigen neun Hauptstationen ist seit 1893 die Damrastation Otjombuima gekommen, etwa eine Tagereise östlich von Franzfontein, im Norden des Landes, wo sich die Bergdamra von allen Seiten her um den Missionar sammeln und willig Gottes Wort hören. Auch auf der andern Bergdamrastation Okombahe nimmt der Zuzug der Bergdamra sehr zu. Nur ist das Verhältnis zwischen ihnen und den Herero kein sehr gutes, da sie sich nicht mehr wie bisher knechten lassen wollen. — Auf der neuen Gehilfenschule

von Okahandja haben die ersten Gehilfen ihr Abgangsexamen bestanden, wodurch verschiedene neue Filialen besetzt werden konnten. Früher befand sich die Gehilfenschule in Otjimbingue.

Im Anschluß an obige kurze Mitteilungen lassen wir noch das zusammenfassende Urteil von Missionsinspektor Dr. Schreiber folgen, der im letzten Jahr die rheinischen Missionsgebiete in Südafrika visitierte und sich folgendermaßen über den Stand der Dinge im Nama- und Hereroland ausspricht:

„Im Namalande muß man einen großen Unterschied machen zwischen der südlichen und nördlichen Hälfte des Landes. Der ganze Norden ist nämlich infolge des unglückseligen Krieges zu einer vollständig menschenleeren Einöde geworden. Von Bersaba an sind wir elf Tage lang gereist, ohne auch nur einen einzigen Eingebornen zu sehen. Die verlassenen schönen Plätze und namentlich die verlassenen Missionsstationen machen einen überaus traurigen und dabei gewaltig ernsten Eindruck auf den Besucher. Unsere Begleiter sagten immer wieder: Dat is Hendrik Witbooi zijn Werk.

„In der südlichen Hälfte des Landes dagegen hat die Arbeit unserer Missionare auf den fünf Stationen bisher noch ungestört in offenbarem Segen fortgesetzt werden können. Hier wohnt ja auch der bei weitem größte Teil des ganzen jetzt noch vorhandenen Volkes, das freilich wohl kaum noch mehr als 7—8000 Seelen zählt. Daß der Rest des Namavolkes auf dem besten Wege ist, vollständig christlich zu werden, daran kann kaum ein Zweifel sein, ja das ganze Land macht schon jetzt durchaus den Eindruck eines christlichen Landes, wie auch der neue Landeshauptmann, der Herr Major Leutwein, mir gegenüber aussprach, daß ihn solches bei seinem Eintritt ins Land aufs höchste in Erstaunen gesetzt habe. Ein deutliches Zeichen des erfreulichen Fortschrittes sind auch die stattlichen Scharen, die sich auf allen Stationen jahraus, jahrein zum Tauf- und Konfirmandenunterricht einstellen. Auch hier habe ich ein dankbares Verständnis gefunden für das, was wir den Leuten gebracht haben und auch das Verständnis habe ich namentlich bei den Aeltesten wecken können, daß es nun an der Zeit sei, daß auch diese Gemeinden das gute Beispiel der kapischen Gemeinden sich zum Vorbilde nehmen und ebenso anfangen, für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen.

„Besonders lieb war es mir, wahrzunehmen, welche Fortschritte unsere Missionare in der Kenntnis und Beherrschung der schwierigen Hottentotten- (Nama-) Sprache und ihrer „Klixe" (Schnalzlaute) gemacht haben. Die meisten von ihnen können jetzt ohne Dolmetscher in derselben predigen. Damit ist unsere Arbeit einen überaus wichtigen Schritt vorangekommen. Auch in den Namagemeinden singen die

Leutchen recht nett und überall gab es einen Gesangchor, der mich bei meiner Ankunft mit schönen altbekannten Liedern begrüßte. In den Schulen sind zum Teil recht tüchtige inländische Lehrer neben unseren Missionaren thätig. Fünf neue angehende Lehrer, freilich noch sehr junge Bürschchen, sollten nach wohl bestandenem Examen eben jetzt in ihre Arbeit eintreten. Die Schulen machen übrigens einen ziemlich ärmlichen Eindruck. Man merkt es auf den ersten Blick, daß hier kein Zuschuß von der Regierung für dieselben gezahlt wird, wie in der Kapkolonie. Wir hoffen aber fest, daß auch unsere deutsche Regierung, vielleicht schon recht bald, das Gleiche thun und uns für unsere Schulen eine Beihilfe zukommen lassen wird.

„Ueber den Stand der Missionsarbeit im Hererolande ein Urteil abzugeben, ist besonders schwierig, wie auch das Volk der Herero ein sehr schwer zu behandelndes ist. Ich will mich darum lieber einfach darauf beschränken, einige bedeutsame Thatsachen anzuführen.

„Es ist eine unleugbare Thatsache, daß trotz des Krieges und der zeitweise großen Mißstimmung der Herero gegen die Deutschen, dennoch unsere Arbeit im Hererolande bedeutende Fortschritte gemacht hat und noch fortwährend macht. Auf allen Stationen, die ich besucht habe, fand ich sehr ansehnliche Scharen im Taufunterricht, an einer Stelle sogar an 80 Personen. Ebenso deutlich kann man sehen, daß das Verlangen nach Gottes Wort im allgemeinen unter dem Volke im Zunehmen begriffen ist. Wenn dasselbe wohl auch noch kaum als ein wirkliches Heilsverlangen aufzufassen ist, so ist es doch auf jeden Fall ein sehr hoffnungsvolles Zeichen. Auch das ist eine sehr erfreuliche Thatsache, daß die Mitarbeit der eingebornen Lehrer und Evangelisten wächst. Unser Augustineum auf der Station Okahandja, in welchem diese Leute ausgebildet werden, ist in gutem Gange und durchaus imstande, auch dem wachsenden Bedürfnis an eingebornen Lehrern zu genügen.

„Aber freilich auch das ist eine unleugbare und sehr betrübende Thatsache, daß es mit der Sittlichkeit eines großen Teiles unserer Herero-Christen nicht gut steht, ja daß auch bei vielen, auf die man volles Vertrauen meinte setzen zu können, böse Dinge vorgekommen sind. Aber einmal gilt es, nicht zu vergessen, daß die letzten vierzehn Kriegsjahre einen sehr üblen Einfluß nach dieser Seite hin ausüben mußten, und dann, aus welch unsagbarem heidnischen Schmutze diese Leute herkommen, und noch fortwährend davon umgeben sind. Unsere beiden allerersten Hereromissionare, die lieben Brüder Hahn und Rath, sagen beide, daß sie damals, als sie das Werk begannen, niemals zu hoffen gewagt hätten, daß es in so kurzer Zeit zu einem so

gewaltigen Umschwung kommen würde. Also gilt es in Geduld und mit getrostem Mute weiter zu arbeiten und bei der Beurteilung der sittlichen Vergehen sich immer wieder zu sagen, daß solch ein Volk erst allmählich auf einen höheren sittlichen Standpunkt gehoben werden kann.

„Von den Bergdamras, dem andern Volke des Hererolandes, gilt in vielen Stücken dasselbe, wie von den Herero. Nur ist bei ihnen das Verlangen nach dem Evangelium entschieden noch bedeutend weiter verbreitet und stärker, und außerdem haben sie zweierlei vor den Herero voraus: sie sind nicht so geizig und haben eine viel größere Neigung zum Ackerbau, also auch dazu, sich irgendwo dauernd fest niederzulassen, zwei Eigenschaften, die uns Hoffnung geben, daß es leichter sein wird, aus ihnen stetige und sich selbst unterhaltende Gemeinden zu bilden." (Rhein. Miss.-Ber. Nr. 10, 1894.)

In die Arbeit im Hereroland will nun auch die katholische Mission eintreten, wozu ihr die deutsche Regierung die Zustimmung nicht hat versagen können. Wie man hört, soll sie sich im Nordosten des Landes niederlassen, sodaß vorderhand die Grenzen zwischen der rheinischen und katholischen Mission weit genug voneinander liegen würden. Nur ist es die Frage, ob sich letztere späterhin auf das nordöstliche Gebiet beschränken und nicht auch Stützpunkte gegen die Küste hin zu gewinnen suchen wird.

3. Das dritte rheinische Missionsgebiet in Südwestafrika ist das Ovamboland, das sich nördlich vom Damraland — nur durch eine dünnbevölkerte öde, Steppenlandschaft davon getrennt — bis an den Kunenefluß hin erstreckt. Es hat einen ganz andern Charakter als das Hereroland. „Dichte Urwälder, von hochstämmigen Palmen überragt, fruchtbare Aecker, wasserreiche Bäche und Flüsse" durchziehen dieses Gebiet, das bereits den Charakter der Tropenlandschaft an sich trägt. Leider hat es mit dem tropischen Afrika auch das Fieber und das ungesunde Klima gemein. Seine Bevölkerung, das Ovambovolk, ist in elf Stämme zerspalten, treibt Ackerbau und wird von despotischen Fürsten regiert. Unter ihm hat sich die rheinische Mission seit 1891 niedergelassen und die beiden Stationen Ondjiva und Omupanda gegründet, die aber jenseits der deutschen Grenze auf portugiesischem Gebiet liegen. Auf jeder derselben steht ein verheirateter Missionar; ein dritter wird inzwischen dort eingetroffen sein. Man hat bis jetzt auf beiden Stationen mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als man anfangs erwartete. Besonders bereitet die Unzucht und Trunksucht der Ovambo viel Not. Dazu kommt die Roheit und Willkür des Oberhäuptlings Uejulu, der mit dem Leben und Eigentum seiner Untergebenen in der ni

würdigsten Weise verfährt, ohne daß ihn jemand zur Rechenschaft ziehen könnte, da er unumschränkter Gebieter ist. Den Missionaren gegenüber erweist er sich als launisch und mißtrauisch, der dem Evangelium nichts weniger als zugänglich ist. Weit zugänglicher ist er dagegen bösen Einflüssen. Geradezu feindselig benahm sich der Häuptling Kapa, der aber bei einem Kriegszug ums Leben gekommen ist. Inzwischen wird trotz dieser Hemmnisse auf beiden Stationen regelmäßig Gottes Wort verkündigt und auch — soweit es möglich ist — täglich Schule gehalten und so in mannigfacher Weise der gute Same ausgestreut, der die Verheißung hat, daß er Frucht bringen soll. Die Zuhörerschaft ist zwar eine sehr wechselnde und es wird viel Geduld und Glauben erforderlich sein, um ruhig warten zu können, bis der ausgestreute Same aufgeht und Frucht bringt zur rechten Zeit. (Rhein. Miss.-Ber. 1894. Jahresber. 1893/94.)

Lange vor der rheinischen Mission — schon seit 1870 — ist das Ovambogebiet von der finnischen Mission besetzt. Auch sie hat eine schwere Anfangszeit hinter sich. Fieber und Krankheiten nötigten manche der Arbeiter zur Rückkehr, „der despotische Uebermut der launenhaften, trunksüchtigen Häuptlinge zwang wiederholt zur Aufgabe neu angelegter Stationen; die jugendliche Unerfahrenheit der Missionare und der Mangel einer missionserfahrenen Leitung vermehrte die Schwierigkeiten. Zwei Jahrzehnte war ihre Arbeit auf einen Stamm, die Ovandonga, beschränkt, und selbst da nötigten die ausgebrochenen Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege zu mehrfacher Verlegung der Stationen." Jetzt hat die finnische Mission 5 Missionare auf 4 Stationen stehen. Die Zahl der Christen beträgt 618, wovon 208 Kommunikanten; die Schulen werden von 425 Schülern besucht. (Allg. Miss.-Ztschr. 1894, S. 455.)

b) Neuestes und Vermischtes.

Korea. Der zwischen Japan und China entbrannte Krieg hat für Korea bereits einige recht erfreuliche Früchte gezeitigt. So hat der König von Korea, seit die Japaner die Hauptstadt Söul besetzt haben, sich genötigt gesehen, in einem Erlaß verschiedene Reformen zu publizieren, z. B. allgemeine Religionsfreiheit, Aufhebung der Sklaverei und die Erlaubnis zur Wiederverheiratung der Witwen. Ferner ist das Gesetz, wonach im Fall eines Verbrechens die ganze Familie zur Strafe gezogen wird, aufgehoben worden. (The Bapt. Miss.Mag. Dec. 1894.)

Mittelamerika. Die kleine Moskito-Reſerve hat nun doch, wie man längſt befürchten mußte, ihre politiſche Selbſtändigkeit eingebüßt und iſt ein Raub der Republik Nicaragua geworden. Daß dies geſchehen konnte, iſt der Haltung der Vereinigten Staaten zuzuſchreiben, die das gewaltthätige und widerrechtliche Vorgehen Nicaraguas zuließen und den guten, aber ſchwachen Willen Englands lahm legten. Der Oberhäuptling von Moskito hat ſich nach Jamaika geflüchtet und unter britiſchen Schutz geſtellt, die hervorragenden Beamten und Stützen der bisherigen rechtmäßigen Staatsgewalt ſind von den Spaniern gefangen genommen und des Landes verwieſen worden. Viele Eingeborne haben ſich geflüchtet und Nicaragua hat ſeine Stellung durch Geſetzgebung und Neuordnung der Verhältniſſe möglichſt zu befeſtigen geſucht. Von den zwölf Miſſionsſtationen der Brüdergemeine ſind bis jetzt nur die beiden Stadtgemeinden Magdala und Bluefields durch die politiſchen Wirren in Mitleidenſchaft gezogen worden; aber es ſteht zu befürchten, daß durch das Regiment des katholiſchen Nicaragua dem geſamten Miſſionswerk künftighin allerlei Widerwärtigkeiten erwachſen werden. Schon der Umſtand, daß höhere Zölle eingeführt werden und daß das Spaniſche ſtatt des Engliſchen die amtliche Sprache werden ſoll, ſind Vorboten deſſen, was noch kommen ſoll. (Miſſ.-Bl. der Brüdergem. 1895, Nr. 1.)

Grönland. Letzten Sommer iſt endlich der ſchon längſt von Dänemark gehegte Plan, eine Miſſionsſtation an der Oſtküſte Grönlands anzulegen, zur Ausführung gekommen. Kapitän Holm, der ſchon 1884 die ſchwer zugängliche, aber noch von heidniſchen Eskimo bewohnte Oſtküſte daraufhin unterſuchte, hat die Teſſinyak-Bucht, die einen guten Hafen und fiſchreichen Fluß hat, dazu auserſehen. Da der Platz Dampferverbindung mit Kopenhagen hat, ſo iſt er auch vom Verkehr mit der Außenwelt nicht ganz abgeſchnitten. Ein däniſcher Geiſtlicher, Paſtor Kyttel, der zwei Jahre an der Weſtküſte gelebt und ſich mit dem Studium der Sprache beſchäftigt hat, iſt als Miſſionar für den neuen Poſten in Ausſicht genommen. (Per. Acc. Dec.)

Südafrika. Ein holländiſcher Geiſtlicher in der ſüdafrikaniſchen Republik, dem das Wohl der Eingebornen am Herzen liegt und ſich deswegen ihrer annimmt, verlor 40 ſeiner weißen Gemeindeglieder, weil er Schwarzen das hl. Abendmahl gereicht hatte, trotzdem dies in einem beſonderen Gottesdienſt und in einem Hauſe der Eingebornen geſchehen war. Als man die deswegen austretenden Gemeindeglieder zur Rede ſtellte, wie ſie es wohl im Himmel zu halten gedächten, entgegneten ſie, Chriſtus ſelbſt habe geſagt: „In meines

Vaters Hause sind viele Wohnungen." Sie seien der Ueberzeugung, daß auch dort Schwarze und Weiße ebenso von einander geschieden sein würden, wie hier unten auf Erden. (Miss. Herald 1894, 509.)

Südsee. Endlich hat sich die spanische Regierung dazu verstanden, der amerikanischen Mission für die Zerstörung ihrer Stationen Ponape in Mikronesien (1887 und 1890) eine Entschädigung von 17500 Dollars (= 70000 Mark) zu zahlen. Die Erlaubnis zur Rückkehr der Missionare dahin ist noch nicht gegeben. (Miss. Herald 1894, 507).

Madagaskar. Die kriegerischen Maßregeln, die Frankreich ergreift, um die Insel seiner Oberhoheit zu unterwerfen, lassen sehr für die dortige evangelische Mission der Londoner, Norweger und Anglikaner fürchten. Doch ist die junge Königin trotz der ernsten Lage der Dinge getrost und voll Gottvertrauen. Zu solchem forderte sie auch ihr Volk in einem Gottesdienst öffentlich auf und bat Gott, daß er dasselbe aus der Hand ihrer Feinde erretten möge.

Berichtigung. Die Höhe der Stationen Manow und Muakerere (S. 46, Z. 5 u. 2 v. u.) beträgt nicht 450 und 550, sondern 4500 und 5500 Fuß. — Statt Handmann (Bücheranzeige Nr. 4, Seite 48) lies Harbeland.

Bücheranzeige.

Buchner C. **Acht Monate in Südafrika.** Schilderung der dortigen Mission der Brüdergemeine. Mit einer Kartenskizze. 187 S. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1894. Mk. 1.60.

Es sind zunächst Reisebriefe, die der Verfasser, Missionsdirektor Buchner, während seiner Visitationsreise in Südafrika nach Haus geschrieben hat; dann aber enthält das Büchlein eine Reihe von lehrreichen Darlegungen über Beobachtungen und Ergebnisse seiner Visitation, sowie die Beantwortung so mancher damit zusammenhängender Fragen. Im Anschluß daran werden noch zwei hübsche Schilderungen — auf dem Tafelberg und eine Ochsenwagenfahrt — gegeben. Eine gute Reisekarte erleichtert dem Leser die Orientierung.

Kranz P. **Eine Missionsreise auf dem Yang tze kiang in China.** Mit einer Abbildung und Kartenskizze. 19 S. Berlin 1894. Verl. von A. Haack. Fünfte Flugschrift des Allg. evang. protest. Missionsvereins. 50 Pf.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Indiſche Schnitter.

Einiges aus dem Kapitel von der Missionsfürbitte.

Von Paul Eppler, Pfr.

(Schluß)

Einen Schritt weiter führt uns die Ermahnung Kolosser 4, 3: „Haltet an am Gebet und wachet darin mit Danksagung; betet zugleich auch für uns, damit uns Gott eine Thür des Wortes öffne, zu verkündigen das Geheimnis Christi, um welches willen ich auch gefesselt bin, damit ich es kund thun könne so, wie ich reden muß.“ Der Apostel wendet sich mit dieser Aufforderung an Leute, die ihn noch nie gesehen haben (2, 1), denen er aber gleichwohl kein Unbekannter ist. Auch hier bringt er bei der allgemeinen Aufforderung zum Gebet das Anliegen vor, auch seiner und seiner Gefährten fürbittend zu gedenken, aber wiederum nicht in persönlich-egoistischem, sondern in amtlichem Interesse, für sie zu bitten als für Herolde des göttlichen Geheimnisses, das nun geoffenbaret werden soll. Dabei bedient er sich des eigentümlichen Ausdruckes, Gott wolle ihm eine Thüre des Wortes öffnen. Dies versteht man wohl vom Gelegenheit schaffen zur Verkündigung des Wortes, und so giebt es freilich einen guten Sinn. Paulus liegt gefangen in Cäsarea oder in Rom, gefangen, weil er Heiden in die Heilsgemeinde eingeführt hat. Als Gefangener kann er zunächst der Verkündigung seiner Botschaft nicht obliegen, weshalb er wünscht, Gott möge ihm auch in seiner Gefangenschaft Gelegenheit geben, das Wort zu predigen. Nach Philipper 1 und Apstg. 28 wurde ihm dies denn auch reichlich gewährt.

Aber kann „die Thür des Wortes öffnen“ bedeuten: Gelegenheit zur Verkündigung des Wortes schaffen? Wenn Paulus 1 Kor. 16, 9 von Ephesus berichtet, es habe sich ihm eine große und wirksame Thür aufgethan, oder von Troas 2 Kor. 2, 12: es

habe sich ihm dort eine Thür aufgethan in dem Herrn, die er freilich nicht benützen sollte, so sind diese Stellen gewiß, wie auch Offbg. 3, 8 von solcher Gelegenheit zu fruchtbarer Predigt zu verstehen. Dagegen unsere Kolosserstelle mit Apstg. 14, 27 muß zusammengehalten werden. Dort lesen wir, Gott habe den Heiden die Glaubensthüre aufgethan, ganz entsprechend wie Kol. 4 von einer Wortthüre die Rede ist. Wenn nun in Apstg. 14 der Glaube gleichsam als abgegrenzter heiliger Bezirk oder als ein Haus vorgestellt wird, dazu nicht jedermann Zutritt hat, dazu nun aber Gott den Heiden den Zugang gewährt hatte, indem er ihnen die Thüre öffnete, die in den Glauben führt, so wäre demnach unser Wort zu erklären von einer Thüre, die ins Wort hineinführt, in die rechte Erkenntnis des Wortes, so daß man darin heimisch wird, um hernach als ein guter Haushalter aus diesem Schatze das hervorzutragen, was gerade das Passendste ist. Thut Gott einem nicht die Thüre des Wortes auf, so bringt man nicht in dasselbe ein. Des Paulus Anliegen ist es nun, Gott wolle ihm helfen, so in sein Wort einzudringen, daß er das Geheimnis Christi, um dessenwillen er gefangen liege, auch recht verkündigen möge; da es doch schlimm wäre, um dieses Wortes willen zu leiden und es erst noch nicht recht zu offenbaren wissen.

Nun haben wohl nicht nur freisinnige Gegner der herkömmlichen „pietistischen" Missionsmethode aus dem, was von der Art und Weise der Evangeliumsanbietung durch unsere Missionare verlautete, den Eindruck gewonnen, daß sie nicht selten unglücklich verführen bei ihrer Predigt, daß das Evangelium in anderer Form, in anderer Gruppierung, von andern Gesichtspunkten aus den Heiden sollte dargestellt werden. Aus diesen Vorwürfen wollen wir wenigstens so viel lernen, daß es allerdings auch unsere Missionare recht nötig haben, daß Gott ihnen die Thüre des Wortes immer besser erschließe und sie so immer befähigter werden, dies Wort recht zu teilen und das Geheimnis Christi kund zu machen, wie es vor Gott recht ist. Auch wird aus den Kreisen der Missionare selbst darauf aufmerksam gemacht, daß die Gefahr nicht klein sei, daß man sich auspredige, in ein formelhaftes Anbieten des Evangeliums hinein gerate, weil die nötige Vertiefung in Gottes Wort fehle. Wiederum machen es die durchaus veränderten Sitten, Anschauungen, Empfindungen und sittlichen Urteile bei

den Heiden überaus schwer, ihnen das Wort so zu bringen, daß es da überall anschlage und sich dem allem mitteile als ein Sauerteig, der dann in eigener Kraft alles durchdringt und Gott angenehm macht. Ist es nun gleichwohl wahr, daß das Evangelium von Jesus Christus die Heilsbotschaft für alle Menschen ist, so muß dies Wort eine solche Fülle bergen, die es für alle diese verschiedenen Zustände und Stimmungen und Denkweisen geschickt macht zu „fahen". Und so merken wir denn, welch wichtige Sache Paulus andeutet, wenn er dies der Fürbitte anheim giebt, daß Gott ihm die Thür, die ins Wort hinein führt, öffnen wolle, so daß er dann im stande sei, das Geheimnis Christi recht zu verkündigen. Wahrlich, unsere Missionare sind gerade dieser Fürbitte noch weit bedürftiger!

Geht die Fürbitte, die uns 2 Thess. 3, 1 nahe legt, mehr auf die Hebung äußerer Hindernisse, die dem Siegeslauf des Evangeliums im Wege stehen, so kehrt dies Wort seine Spitze gegen innere Hemmnisse, die im Boten des Evangeliums selbst liegen. Je mehr er aber ins Wort eindringt, desto tüchtiger wird er zu seinem Amt. Dazu soll ihm unsere Fürbitte mithelfen.

Aber auch für den Missionar, der im Worte lebt und es je und je von Gott geschenkt erhält, das Evangelium recht zu verkündigen, können Zeiten kommen, wo es ihm schwer werden will, das Geheimnis Christi mit Freimut und Freudigkeit kund zu machen. In solchen Zeiten ist der Sendbote besonders auf die Fürbitte seiner Glaubensgenossen angewiesen. Auf solche Fürbitte weist uns Epheser 6, 19 hin. Da schreibt der Apostel: „Mit allem Bitten und Flehen betet allezeit im Geiste und wachet dazu in aller Ausdauer und Fürbitte für alle Heiligen, auch für mich, damit mir das Wort gegeben werde im Aufthun des Mundes, mit Freimut zu verkündigen das Geheimnis des Evangeliums, dafür ich werbe in Fesseln, damit ich freimütig damit hervortreten möge, wie es mir ziemt zu reden."

Die Missionsfürbitte nimmt sich naturgemäß zunächst der Missionare an, wie denn auch hier Paulus die Fürbitte für sich anspricht. Den Paulus kennen die ephesinischen Christen; das persönliche Verhältnis giebt also auch hier der Fürbitte den nötigen Hintergrund; sodann ist in diesem Zusammenhange nicht zu über-

sehen, was Paulus Vers 21 und 22 schreibt. Persönliche Nachrichten hat Paulus im Briefe fast keine gegeben; er weiß aber, daß solche durchaus nötig sind, soll die Fürbitte für ihn in der ephesinischen Gemeinde lebendig bleiben. Darum will er ihnen den Tychikus senden, der soll ihnen Bericht bringen über das persönliche Ergehen des Apostels. Unsere Missionsberichte sind vielfach zu unpersönlich gehalten, daher sie wenig Eindruck machen. Eine jede Gemeinde oder Gemeinschaft sollte gleichsam ihren bestimmten Missionar haben (ohne daß freilich die jetzige Organisation des Missionsbetriebes geändert würde), den sie mit ihrem Interesse begleitete, mit ihrer besonderen Fürbitte unterstützte und über dessen Wirken und Arbeiten sie durch eingehende Spezialberichte auf dem Laufenden erhalten bliebe. So wurde z. B. an den baselландschaftlichen Missionsfesten alljährlich ein Brief eines Missionars aus Indien verlesen, der aus diesem Kanton hervorgegangen ist, und den darum jene ländliche Missionsgemeinde gerne als „ihren Baselbieter-Missionar" ansah. Wo solche persönliche Beziehungen vorhanden sind, die dann auch durch einen Besuch des Missionars in der Heimat aufgefrischt werden, da wird die Fürbitte konkret und lebendig.

Was wünscht nun Paulus, das man für ihn erbitte? Daß ihm das Wort gegeben werde im Aufthun des Mundes, frei und offen das Geheimnis des Evangeliums kund zu machen. Das „Aufthun des Mundes" bezeichnet nach Matth. 5, 2, Apg. 8, 35. 10, 34 das Anheben der Rede in feierlicher Weise, wo es etwa gilt, ein gewichtiges, entscheidendes Wort zu sprechen. Der Apostel kam gewiß oft in Lagen, wo gleichsam alles an seinem Munde hing und alles darauf ankam, daß er das rechte Wort traf. Dies Wort mußte ja immer ein freimütiges, von der Gewißheit des Glaubens getragenes Zeugnis des Evangeliums sein. War also auch sein Hauptinhalt gegeben, so waren doch die jeweilige Fassung und Form ebenso wichtig. Und daß die ihm in solchen Lagen jederzeit von Gott gegeben werde, das nennt der Apostel als Gegenstand der Fürbitte, darum er seine Brüder ersucht. Solche Fürbitte ist um so nötiger, je schwieriger sich die äußere Lage des Sendboten gestaltet, wo gar leicht äußerer oder innerer Druck, seine Leiden, seine Befürchtungen, einen schädigenden Einfluß auf sein Zeugnis ausüben. Da sollen wir auf Grund von Matth. 10, 19

den Mut gewinnen, den Herrn zu bitten, daß er seinen Knechten in solch entscheidungsvollen Augenblicken das rechte Wort ins Herz und auf die Zunge lege. Und wie oft kommen die Missionare in Lagen, wo solche Fürbitte für sie von der höchsten Bedeutung sein müßte! Dabei ist nicht zu übersehen, daß der Apostel besonderes Gewicht auf ein freimütiges Zeugnis legt; denn gerade in schwierigen Lagen ist ein Freimut, der kein Trotz ist, ein seltenes Ding. Und doch hat gerade der Freimut am meisten Gewähr durchzudringen, während scheues, furchtsames Zagen und Personansehen dem Sendboten des Evangeliums nicht ziemt. So möge auch unseren Missionaren solcher Freimut erbeten werden für alle die Lagen, da aus irgend einer Ursache die Stimmung der Bedenklichkeit und der Furcht über sie Herr werden möchte.

Endlich achten wir noch darauf, daß der Apostel zur Fürbitte „für alle Heiligen" auffordert. Wenn sich also im Neuen Testament auch kein anderes Wort fände, das die Pflicht der Fürbitte von den Missionaren auf die heidenchristlichen Missionsgemeinden erweiterte, so reicht schon diese Aufforderung dazu vollkommen aus. Denn unter „allen Heiligen" sind gewiß die mit inbegriffen, die durch die Heidenpredigt neu gewonnen werden. Mag mit Recht der Missionar in erster Linie Anspruch auf unsere Missionsfürbitte haben, so bleibt diese doch nicht dabei stehen, sondern sie wendet sich den jungen Christengemeinden zu, indem sie diese einschließt in die Fürbitte für alle Heiligen.

3. Nachdem uns der Apostel in der Fürbitte für die Sendboten des Evangeliums unterwiesen hat, damit das Wort Gottes laufe und gepriesen werde, fassen wir nunmehr ins Auge die von Paulus selbstgeübte Fürbitte für seine Neubekehrten in ihrer vorbildlichen Bedeutung für die Missionsfürbitte.

Paulus war der Missionar der Christengemeinden zu Ephesus, Philippi, Thessalonich, Korinth und derer in Galatien geworden, sodaß also die Fürbitte, die wir den Apostel für diese Gemeinden oder einzelne ihrer Glieder darbringen sehen, zunächst nur als Vorbild aufgefaßt werden kann für die Fürbitte, die der Missionar für seine geistlichen Kinder und Pflegebefohlenen vor Gott bringt. Aber insofern unsere Missionare eben die Bevollmächtigten der heimatlichen Christenheit sind, die in deren Auftrag und Stellvertretung das thun, was die Christenheit selbst gern ausüben

möchte, insofern haben die Christen in der Heimat in den Heidenchristen ihre geistlichen Kinder und Pflegebefohlenen zu erblicken, für die sie allerdings Fürbitte einlegen sollen; wobei denn freilich aufs neue die Forderung zu erheben ist, daß man die auch kennen müsse, für die man beten soll. Die Gemeinden von Rom und Kolossä aber waren nicht direkte Missionsgemeinden des Paulus, Rom gar nicht und Kolossä doch nur in abgeleiteter Weise durch Epaphras, einen Mitarbeiter des Paulus. Wenn wir nun den Apostel auch für diese Gemeinden seine Fürbitte aussprechen hören, so werden wir jedenfalls daraus manches lernen können für unsere Missionsfürbitte.

Was uns da vor allem auffällt, ist dies, daß der Apostel dankt für das, was sich ihm in diesen Gemeinden als christlich ausweist. Er dankt, daß man von dem Glauben der römischen Christen in der ganzen Welt rede. Wenn nun solcher Dank fast in allen Episteln zum Eingange wiederkehrt, am herzlichsten wohl im Philipperbrief, so ergiebt sich jedenfalls das eine, daß es keine Missionsfürbitte giebt ohne Missionsdank. Gerade darin ist Paulus groß, daß er für jede auch noch so geringe Spur von Glaube, Liebe, Hoffnung, für jedes Anzeichen christlicher Erkenntnis und christlichen Lebens, die er auf dem Missionsgebiete wahrnimmt, danken, herzlich danken kann, ohne dabei die Schattenseiten zu übersehen oder gar zu vertuschen. Bei uns ist man vielfach den Missionsnachrichten gegenüber furchtbar kritisch geworden und nimmt namentlich alle erfreulich klingende Kunde überaus vorsichtig auf. Das ist ja bis zu einem gewissen Grade berechtigt und durch eine — hoffentlich überwundene — Stufe der Missionsschriftstellerei mit verschuldet. Aber wenn wir von Paulus nicht den Missionsdank lernen, werden wir schwerlich rechte Missionsfürbitter werden. Gewiß, wir sollen nicht für etwas danken, was nicht da ist. Paulus dankt 1 Kor. 1, 4 auch nicht für eine Gabe, die den Christen zu Korinth nicht gegeben war, etwa für den sittlichen Ernst und die Reinheit ihrer Lebensführung, — hierüber vernimmt man vielmehr ernste, strafende Worte. Aber Paulus dankt für den Reichtum an Lehre und Erkenntnis, der sich bei ihnen als Gnadengabe Gottes fand. Und so möchte es wenig Missionsgemeinden geben, wo ein für Gottes Gnadenwirkungen aufgeschlossener Sinn nichts zu danken fände. Sind wir wirklich

durchdrungen von dem Unzureichenden unserer Missionsmethode und unserer Missionare, sowie davon, daß es uns fehle an der siegreichen Geistesausrüstung, so muß der Dank für die Missionserfolge, die wir trotz alledem erleben, ganz anders laut werden. Unser Missionsgebet werde vor allem Missionsdank. Vielleicht, daß uns hiebei auch die Erkenntnis davon aufgeht, wie wenig uns die Mission Herzenssache sei, da uns die Missionserfolge oft so wenig zum Danken reizen; wenn wir von Herzen dabei wären, der Missionsdank würde weit reichlicher zum Himmel emporsteigen, wobei wir denn auch reichlichere Gnadenregen zurückerhalten möchten.

Den Missionsdank in der schönsten und vorbildlichsten Weise stellt uns Apstg. 11, 18 vor. Da berichtet Petrus im Schoße der jerusalemischen Muttergemeinde von dem, was er im Hause des Hauptmanns Cornelius erlebt hatte. Er erzählt ausführlich, sodaß alle Zuhörer eine rechte Anschauung von dem Erlebnis gewinnen können. Und hatte erst der Umstand, daß Petrus einen Heiden getauft hatte, Aufregung hervorgerufen, so beruhigen sich nun die Leute und preisen Gott, daß er auch den Heiden Buße gegeben habe zum Leben. Wenn Gott den Heiden Buße giebt zum Leben und dazu die benützt, die von der heimatlichen Gemeinde ausgegangen sind, so sei das erste der Dank, die Verherrlichung Gottes. Solcher Dank baut sich auf die eingehende Berichterstattung durch die Boten. Dieser Dank ist an unserer Stelle durchaus nur Verherrlichung Gottes, nicht der heimatlichen Christengemeinde, nicht der Heiden, nicht des Petrus, des Missionars, sondern des Herrn, der ja auch ganz allein Buße zum Leben wirken kann durch das Angebot seiner Gnade. Man darf sagen, daß in unseren Missionen, wo der Dank laut wird, gleichfalls Gott und nicht Menschen verherrlicht werden. Des zum Zeugnis nur eine Stimme von der jüngsten Generalkonferenz der Basler Missionsgesellschaft:

„Wir reden wohl auch von Sieg und von reicher Beute. Noch kein Jahr sind in unserer Mission so viele Ueberwundene dem Herrn zugeführt worden; vom Herrn ist das geschehen und ein Wunder vor unsern Augen. Wenn jedoch der Herr seine Streiter, die Reihen der Missionsarbeiter, und nicht nur die im vordersten Glied, sondern auch die, die dahinten stehen, die zahlreiche Missionsgemeinde, musterte, er könnte viel Schwachheit, Lauheit, Halbheit, viel Klein- und Unglauben bei uns aufdecken und uns tief beschämen nur schon mit der einen

Frage: Das that ich für dich; was thust du für mich? Nein, wenn wir uns rühmen wollen, so rühmen wir uns einzig des Herrn. Er hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich. Nicht uns zu rühmen, aber zu danken haben wir allerdings Veranlassung." *)

Wenn wir das rechte Danken lernen, dann lernen wir auch das rechte Bitten, auch in der Mission; und auch darin kann uns der Apostel zum Lehrmeister werden. Paulus erfleht für seine Heidenchristen, daß sie eines Sinnes seien, des Sinnes Jesu (Röm. 15, 5. 6), daß sie erfüllt werden mit aller Freude und Frieden im Glauben und reich an Hoffnung in Kraft des heiligen Geistes (Röm. 15, 13). Den Kolossern erbittet er Erkenntnis des göttlichen Willens in aller Weisheit, einen dem Herrn wohlgefälligen Wandel, der gute Früchte zeitigt, und ein Erstarken in der Geduld; den Ephesern, daß sie stark werden am inwendigen Menschen durch den Geist Gottes, daß Christus wohne in ihrem Herzen durch den Glauben, und daß sie in der Liebe gewurzelt werden. In 1 Thess. 5, 23 wird auch der Leib in die Fürbitte einbezogen. Naturgemäß kann in den Briefen nicht ein genaues und vollständiges Abbild der apostolischen Fürbitte gefunden werden, denn Fürbitte thut man im Kämmerlein vor Gott; man schreibt sie nicht auf. Aber die Zielpunkte solcher Fürbitte lassen sich doch deutlich erkennen. Die Fürbitte geht immer aufs Höchste, aber in stets individueller, von Fall zu Fall verschiedener Ausprägung. Eigentümlich ist, daß nie um numerische Verstärkung der Gemeinden gebetet wird, sondern immer nur um inneres Erstarken. Darin möchte doch auch für uns ein Fingerzeig liegen. Wenn die schon Gewonnenen erstarken, dann wächst die Gemeinde; das erstarkende Feuer greift um sich. Auch weiß der Apostel, daß die Verkündigung des Evangeliums fortgeht; es erschiene ihm vielleicht wie Unglauben, wollte man dann erst noch bitten, daß es wirke. Wenns nur gepredigt wird!

Was der Apostel als Zielpunkte seiner Fürbitte namhaft macht, das ist es auch, was wir in unserer Missionsfürbitte für unsere Brüder aus den Heiden zu erflehen haben. Es wäre nicht schwer, zu jeder dieser verschiedenen Bitten reichliche Beispiele aus der neueren Mission zu geben, die uns zeigen würden, wie das Menschenherz immerdar und überall dasselbe trotzige und verzagte Ding sei und daher immer derselben Gnadengaben bedürfe.

*) Basler Festbericht 1894, S. 42.

Was uns in unsern Missionsgebieten immer wieder begegnet, ist die Aufforderung zur Fürbitte für sogenannte „unfruchtbare" Gebiete. So zieht sich durch die Jahresberichte und andere Relationen der Basler Mission seit Jahren die Bitte, man möchte doch Südmahrattas und Nordkanaras gedenken.*) Für solche Fürbitte für unfruchtbare Gebiete, wo es jahrzehntelang keine Fortschritte giebt, habe ich bisher kein biblisches Vorbild gefunden, womit nicht gesagt sein soll, solche Fürbitte sei unbiblisch. Aber es mag für einzelne Stämme und Gebiete Zeiten geben, wo der Himmel verschlossen ist. Da werden auch die Missionsfreunde darauf achten müssen, daß sie in ihrem Flehen nicht auf etwas beharren, was zur Zeit Gottes Wille nicht ist.

Zum Schlusse sei es gestattet, noch einige Wünsche vorzutragen, die im Verlaufe der Abhandlung nicht leicht konnten vorgebracht werden, deren Begründung aber doch in vorstehendem enthalten sein möchte.

1. Alle spezielle Missionsfürbitte setzt spezielle Missionskenntnis voraus, wie denn bei Besprechung der paulinischen Aufforderungen wiederholt auf diesen Punkt ist hingewiesen worden. Es ist also Aufgabe der Missionsgesellschaften, für genügende Information der heimatlichen Missionsgemeinde Sorge zu tragen, worüber man

*) An der Generalkonferenz von 1891 wurde dem Inspektor von einem Missionar, der in Kanara arbeitete, ein Zettelchen zugesteckt, darauf stand zu lesen: Ich bitte Sie von ganzem Herzen, vergessen Sie doch nicht unser Kanara, das harte Arbeitsfeld, der Gemeinde ins Gedächtnis zu bringen und sie zu bitten, auch dieses Teiles unseres Missionsgebietes zu gedenken. Dazu bemerkte der Inspektor: „Ich komme diesem Auftrag, dieser Bitte sehr gerne nach und brauche eigentlich zu dem, was da gesagt ist von dem Bruder aus Kanara, nicht viel beizufügen. Ich glaube, Sie fühlen es den paar Worten an, wie es diesem Bruder und so manchem andern, der unter der kanaresisch sprechenden Bevölkerung arbeitet, ums Herz ist, wie sie selber bitten und flehen zum Herrn der Ernte, er möchte doch endlich einmal die Saat aufgehen lassen auf diesem dürren Lande; wie sie aber auch darum seufzen, daß die Missionsfreunde in der Heimat sie durch treue Fürbitte unterstützen möchten. Es ist wahr, wo der Boden recht hart ist, muß man um so mehr arbeiten und zwar mit den Mitteln, die am besten den Boden weich machen. Dies Universalmittel ist schließlich doch das Gebet um den Geist Gottes." (Basler Festbericht 1891, S. 83.)

Warnecks Missionslehre Kap. 19 vergleichen möge. Nun läßt aber diese Information gerade unter dem Gesichtspunkte, daß sie zur Fürbitte anregen soll, manches zu wünschen übrig. Dahin gehört dies, daß von einzelnen Heiden erzählt wird, die vielleicht im Begriff stehen überzutreten; sie werden mit Namen genannt, ihr Vorleben wird geschildert, und dann folgt das Ansuchen, man solle doch für den Mann beten. Das merkt sich vielleicht die eine oder andere stille Missionsfreundin und fängt in der That an, seiner vor Gott zu gedenken. Und fleißig liest sie ihr Missionsblatt, ob sie nicht etwas von dem Manne erfahre. Aber Jahre gehen dahin, sein Name wird nie mehr erwähnt. Was Wunders, wenn die Fürbitte erlahmt! Und der Fall ist nicht so selten. So war im Heidenboten 1891, S. 52 aufgefordert zur Fürbitte für einen Mann, Namens Onnacken, der als Jüngling mit Hebich zusammengekommen war und nach vielen, vielen Jahren am 26. Oktober 1890 getauft wurde. Der Berichterstatter vergleicht ihn und seine Angehörigen schwachen Pflänzlein im Urwalde. Sie haben es nötig, „daß sie gehegt und gepflegt werden; aber das Wainad ist weit weg. Möchten manche ihrer gedenken vor dem Herrn, der da thun kann über Verstehen! Dies ist zum Schluß meine Bitte an die lieben Freunde, die diesen Bericht lesen." — Die meisten Leser sind wohl über den Schluß zur Tagesordnung hinweggeschritten; solche Aufforderungen begegnen ihnen ja so oft im Missionsblatt. Aber ein paar einfache Leutlein haben die Bitte vielleicht doch zu Herzen genommen und fingen an, für Onnacken zu beten. Aber seither hat man kein Sterbenswörtchen mehr von ihm gehört. Sollte da der Fürbitteeifer nicht erkalten? Selbst wenn man nur seine Ausschließung aus der Gemeinde berichten könnte, so wäre dies für das Anhalten in der Fürbitte besser, als diese Stille, die der Fürbitte über kurz oder lang den Lebensfaden abschneidet. Bleibt also den Fürbittern womöglich die Fortsetzung nicht schuldig!

2. Auch wo um Fürbitte für besonders gefährdete Personen und unfruchtbare Gebiete ersucht wird, sollte man es nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, wie gut man gerüstet sein müsse, um in der Form der Fürbitte den Kampf gegen die furchtbaren Mächte der Finsternis, die da überall wirksam sind, auf sich nehmen zu können. Dazu ist nicht jeder, auch nicht jeder Jünger Jesu ohne weiteres geschickt, und die Gefahr ist nicht klein, daß

ein ungerüsteter Beter dabei schweren Schaden davontrage. Wer die Fürbitte thut, stellt sich eben damit in die Reihen der zu Felde liegenden Streiter und hat darum auch die Angriffe des Feindes zu gewärtigen. Solche Erwägungen sollen uns ja nicht abschrecken von der Missionsfürbitte, wohl aber uns daran mahnen, wachend und nüchtern zu sein zum Gebet und sich nach der Waffenrüstung umzusehen, die uns für solchen Kampf Epheser 6 vorhält. So gerüstet darf man den Gang wagen.

3. Vielleicht wäre es überhaupt gut, wenn die Missionsfreunde in der Heimat einige biblisch und praktisch gehaltene Belehrung über die Missionsfürbitte erhielten. Das Kollekteblättchen für die Basler Mission z. B. könnte in dieser Weise gewiß manchem einen Dienst leisten. Es wäre etwa den Leuten anzuraten, für die spezielle Fürbitte einen Missionar, eine Station zu wählen, die ihnen aus irgendeinem Grunde am nächsten lägen, und dann darin Treue und Ausdauer zu beweisen, in der Weise, wie es Miss. Knobloch erzählt hat:

„Vor etwa zwei Monaten kam ich an einen Ort in meinem Vaterlande; da traf ich ein nun alterndes Mütterchen, das mir im Vertrauen zuflüsterte: ich habe die ganze Zeit deiner Missionslaufbahn über täglich im Gebet deiner gedacht. Das freute mich überaus und ich mußte denken: diese Seele ist eine von jenen, die unsern Hinterhalt bilden, den wir notwendig brauchen. Ich benütze diese Gelegenheit (die Generalkonferenz in Basel), heute in dieser großen Versammlung zu werben um solche Mütterchen und Väter, die hinter einem Missionare stehen, heilige Hände für ihn aufhebend zum Thron der Gnade. Liebe Missionsfreunde, nehmet einen unserer Missionare oder eine unserer Stationen ganz besonders in euere Fürbitte, und ihr werdet sehen, daß euere Geduld im Bitten vom Herrn mit Segen gekrönt wird.“*) — In welchem Maße dies der Fall sein kann, dafür nur ein Beleg, der auf der Generalkonferenz von 1893 mitgeteilt worden ist: „Als das Werk Gottes durch einen Chinesen in die Berge getragen wurde, war große Freude in der Missionswelt; aber dieser liebe Katechist fiel in Sünde und wurde ausgeschlossen. Nun kam eines Tages ein lieber Bruder zu mir, zeigte mir freudestrahlend den Heidenboten und sagte mir: Herr Pfarrer, ich hab' meinen Mann; da lesen Sie! Da stand zu lesen, daß der ausgeschlossene Katechist Buße gethan habe und wieder aufgenommen worden

*) Basler Festbericht 1891, S. 82.

sei. So lange hatte der für den gefallenen Katechisten gebetet, bis er Buße gethan hatte. Da war die Freude groß, daß er hatte mithelfen dürfen." **)

**) Basler Festbericht 1893, S. 82.

Gewiß, das heißt in rechter Weise Missionsfürbitte thun! Möchten doch unseren Missionsgesellschaften viele solche Beter geschenkt werden, und möchten doch alle Missionsfreunde eben auch im Blick auf dies heilige Werk die Bitte erneuern: „Herr, lehre uns beten!"

Die Mission unter den Mohammedanern.

Wir thun gewiß kein Uebriges, sondern erfüllen nur eine Pflicht, wenn wir in nachstehendem unsere Leser auf einen kleinen Artikel aufmerksam machen, der unlängst in den rheinischen Missionsberichten (Nr. 1, 1895) erschien und worin uns Missionsinspektor Dr. A. Schreiber die Mitarbeit unter den Mohammedanern ans Herz legt. Vielleicht findet dieser Aufruf in weiteren Kreisen den erwünschten Widerhall und dient dazu, der Mission unter dem Islam neue Freunde zu werben.*) Dort heißt es:

Seit etwa zwei Jahren ist bei uns in Deutschland diese Seite der Missionsarbeit den Christenleuten mehr als bisher unter die Augen gebracht und aufs Gewissen gelegt worden. Darüber kann man sich nur freuen. Denn einmal waren bisher bei uns die Mohammedaner viel zu sehr vergessen worden, oder vielmehr man dachte, für die Arbeit unter ihnen sei noch nicht der rechte Zeitpunkt gekommen. Anderseits aber hat sich wirklich, das darf man wohl behaupten, in den Aussichten der Missionsarbeit unter den Bekennern des Islam manches zum Bessern gewandt. Namentlich in England hat man das schon seit mehreren Jahren erkannt und es sind darum auch allerlei Anstrengungen gemacht worden, sich der Mohammedaner mehr als früher anzunehmen.

Aber auch bei uns in Deutschland hat es keineswegs ganz daran gefehlt, daß man auch der Mohammedaner gedacht und auf die Entwicklung der Dinge in der mohammedanischen Welt acht gegeben hätte. Gerade die rheinische Mission ist ja schon seit mehr als dreißig

*) Wir verweisen zugleich auf den die Mohammedanermission behandelnden Artikel in den Bibelblättern.

Jahren mit der Hälfte ihrer ganzen Kraft, nämlich auf den drei Arbeitsfeldern in holländisch Indien in gewisser Weise nur damit beschäftigt, der Ausbreitung des Islam entgegenzuwirken. Immer und immer wieder ist in den rheinischen Missionsberichten darauf hingewiesen worden, daß es sich dort in holländisch Indien überall um die Frage handle, was aus den noch vorhandenen Resten der heidnischen Bevölkerung werden soll: ob sie dem Islam, der dort überall Fortschritte macht, oder aber dem Christentum zufallen sollen. Nur war allerdings dabei unsere Meinung die, daß wir zunächst allen Fleiß thun sollten, die noch nicht vom Islam ergriffenen und eroberten Landschaften in Angriff zu nehmen, weil uns die Erfahrung gelehrt hat, daß es sehr viel leichter ist, solche Leute, die noch in ihrem Heidentum stehen, zu gewinnen, als diejenigen, die dem Islam schon zur Beute geworden sind.

Dabei hat sich aber im Laufe der letzten zehn Jahre allerdings eine Aenderung vollzogen. Ganz allmählich und fast unmerklich sind wir nämlich dazu gekommen, doch auch an verschiedenen Stellen unter Mohammedanern zu arbeiten. Ganz besonders ist dies auf Sumatra der Fall. Dort haben wir zwei Stationen, Sipirok und Bungabondar, wo unsere Missionare es lediglich nur noch mit solchen Battas zu thun haben, die schon zum Islam übergetreten sind. Aber auch auf verschiedenen anderen Stationen, in Siboga, Sipiongot, Simangumban, Pangaloan, haben es die Missionare auch schon vielfach mit Mohammedanern zu thun. Es hat sich dabei herausgestellt, daß doch auch diese Leute längst nicht so unzugänglich sind, als man früher geglaubt hatte. Hunderte, ja wohl schon Tausend und mehr, sind im Laufe dieser letzten zehn Jahre auch von den Mohammedanern in unsere dortigen Gemeinden eingetreten. Aber nun sieht es ganz so aus, als wollte uns der Herr in dieser Richtung noch einen Schritt weiter führen. Durch merkwürdige Umstände, eigentlich durch ein Mißverständnis einiger von mir im Jahre 1878 in London geredeten Worte, haben sich in England verschiedene Christen gedrungen gefühlt, uns anzutreiben, beziehungsweise uns die Mittel darzureichen, um auch in der etwas südlich von unserem jetzigen Arbeitsfelde gelegenen, großen und stark bevölkerten Landschaft Mandheling, die ganz mohammedanisch ist, die Missionsarbeit zu beginnen. Unter anderm war es ja auch das Interesse für diese Gegend, welches ein englisches Fräulein in unsere Mission geführt hat. Noch jetzt wird in England für diese Mission Geld gesammelt und sind schon etliche hundert Mark dafür eingesandt. Wir haben denn auch schon einmal ein paar inländische Gehilfen dahin gesandt, um zu sehen, wie wohl die Aussichten dort in Mandheling wären, für den Fall, daß man dort

anfangen wollte. Ich selbst habe schon vor 25 Jahren einmal ganz Mandheling in der gleichen Absicht durchzogen. Damals war aber alles verschlossen. Jetzt scheinen die Aussichten besser geworden zu sein und namentlich nach den Erfahrungen, die wir inzwischen in der Padang bolak gemacht haben, darf man wohl hoffen, daß eine dort begonnene Arbeit nicht ohne Erfolg sein würde. Wären wir nicht an anderen Stellen auf Sumatra gerade jetzt so ganz besonders stark in Anspruch genommen, namentlich am Tobasee, so hätten wir wohl auch schon einen Anfang in Mandheling gemacht. So aber mußten wir die Sache noch hinausschieben. Aber von ganzem Herzen würde ich mich freuen, wenn der neu in Deutschland angefachte Eifer für die Mission unter den Mohammedanern uns einige dafür begeisterte junge Theologen zuführen würde, damit wir dieselben dahin senden könnten.

Es ist mir ganz unzweifelhaft, daß dieselben dort ein ganz ungleich viel günstigeres Arbeitsfeld finden würden, als da, wo man bis jetzt angefangen hat, nämlich in Persien. Dort in Persien glaubt man unter den Babis, einer mohammedanischen Sekte, eine offene Thür gefunden zu haben. Nach allem, was ich von dieser wunderbaren, neumodischen Sekte weiß, erscheint mir das aber sehr zweifelhaft, und ganz gewiß ist doch dies eine, daß nämlich dort in Persien so gut wie in der Türkei, einstweilen durch die bestehenden Gesetze, nach denen der Uebertritt zum Christentum für einen Mohammedaner den Tod nach sich zieht, die Thüren für die Missionsarbeit noch verschlossen sind. Warum also nicht lieber dort mit der Arbeit beginnen, wo uns Gott der Herr die Thüren für die Arbeit unter den Mohammedanern so weit aufgethan hat?

Man nimmt an, daß etwa 175 Millionen Bekenner des Islam in der Welt leben. Davon sind nun aber mehr als 75 Millionen gut zugänglich für die Arbeit evangelischer Missionare, weil sie nämlich nicht mehr unter mohammedanischer, sondern unter christlicher Obrigkeit leben, in englisch und holländisch Indien und anderwärts. Also sollte man doch lieber hier einsetzen, wohin uns der Herr weist, und dagegen jene anderen Gegenden so lange liegen lassen, bis auch dort der Herr die Stunde anbrechen läßt, was wahrscheinlich auch bald geschehen wird. Aber auch unter den uns zugänglichen mohammedanischen Ländern ist noch ein großer Unterschied. Im ganzen scheint die Arbeit in Indien überall hoffnungsvoller zu sein, als irgendwo anders. Und in Indien wieder ist sie in holländisch Indien unbedingt hoffnungsvoller als in englisch Indien. Ich erinnere nur noch an Java, wo ja schon mehr als 11000 Mohammedaner für das Evangelium gewonnen worden sind in unserem Jahrhundert.

Mandheling aber hat allerdings noch einen ganz besonderen Anspruch, oder soll ich lieber sagen, dort liegt noch eine ganz besondere Schuld für unsere Christen vor. Ich meine die Thatsache, die ich auch damals in London erwähnte, daß nämlich die Bewohner dieser Landschaft in den vierziger Jahren an die holländische Regierung die Bitte gerichtet haben, man möge ihnen doch christliche Missionare senden. Der damalige Resident, der noch heute lebt, berichtete diese Bitte nach Holland. Leider aber ist sie dort ungehört verhallt, und weil die christlichen Missionare ausblieben, sind die Leute von Mandheling Mohammedaner geworden. Sollten wir da nicht ihrer besonders gedenken und ihnen jetzt noch nachträglich die damals vergeblich erbetenen Missionare senden? Wenn sich nur die rechten Leute bei uns melden, an den nötigen Mitteln wird es uns, will's Gott, nicht fehlen. Also wo sind sie?

Zweiundvierzig Jahre
unter den Indianern und Eskimo.

Bilder aus dem Leben und Wirken des Missionsbischofs J. Horden.

(Schluß)

8. Neue Aufgaben.

Im Jahr 1875 sollten die vier Diözesen von Rupertsland, die eine Kirchenprovinz bildeten und zu der auch die Moosonee-Diözese gehörte, kirchlich organisiert werden. Zu diesem Zweck fand Anfang August eine Synode in Winnipeg statt, an der auch Bischof Horden teilzunehmen hatte. Auf der Reise dahin besuchte er verschiedene seiner Außenplätze. Er fand besonders Neu-Brunswick in schönem Fortschritt begriffen. Die meisten der dortigen Indianer waren getauft und der damalige Agent der Hudsonbai-Kompagnie erwies sich als Freund und Förderer der Mission, dem das geistliche Wohl der Rothäute am Herzen lag. Um so schmerzlicher empfand es der Bischof, daß ihm nicht mehr Arbeiter zur Verfügung standen, um noch so manche unversorgte Plätze zu besetzen und das große Gebiet nachhaltiger zu bearbeiten. Es war ihm deshalb eine große Freude, als ihm im Herbst jenes Jahres ein neuer Mitarbeiter in der Person des Miss. Keen zugesandt wurde. Ebenso hoffte er demnächst den Nationalgehilfen Saunders ordinieren und unter dessen Stammesgenossen,

den Odschibwä, stationieren zu können. Besonders lag ihm am Herzen, die wichtigen Stationen Rupertshouse, Matawakuma und den Walfluß mit je einem Missionar zu besetzen. Letzterer Posten sollte als Ausgangspunkt für die Mission unter den noch nördlicher wohnenden Eskimo dienen. Wie wichtig hier die Arbeit war, davon konnte er sich aufs neue überzeugen, als er im Sommer 1877 den Eskimo am Walfluß wieder einen Besuch abstattete. Wie immer ließen sie alles stehen und liegen, wenn es galt, sich zum Gottesdienst und zur Schule zu versammeln. Man sah, es war ihnen ein Ernst damit. Wie gern hätte er ihnen einen eigenen Missionar an Ort und Stelle zurückgelassen. Und merkwürdig! Ohne daß er etwas darum wußte, befand sich um jene Zeit bereits der Mann für diesen Posten unterwegs. Es war der junge Miss. Peck, der bald darauf mit dem jährlichen Schiff in Moose Fort eintraf und ganz die geeignete Persönlichkeit für die Arbeit unter den Eskimo zu sein schien. Früher Seemann von Beruf und durch das Lesen der hl. Schrift zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen, hatte er sich im Kirchlichen Missionshaus (in London) für den Missionsdienst vorbereitet und nun seine Bestimmung für die Eskimo-Mission am Walfluß erhalten. Schon eine Woche nach seiner Ankunft verließ er in einem Boot Moose Fort und begab sich an seinen entlegenen Posten.

Bischof Horden konnte nun, da auch Ruperts House durch Miss. Keen versehen war, seine Aufmerksamkeit den westlichen Stationen an der Hudsonbai zuwenden. Sein Besuch galt zunächst — im Sommer 1878 — der Station Albany, die nordwestlich von Moose Fort an der Jamesbucht liegt. Der Weg dahin ist sehr eintönig, die Küste flach und ohne alle Erhebung. Nach dreitägiger Reise war die Niederlassung erreicht. Sie bestand nur aus einem kleinen Dorf, das die Wohnung des Pelzhändlers, eine kleine Kirche, ein Pfarrhaus, einige gut gebaute Häuser und eine Anzahl von Indianerzelten aufwies. Der dortige Missionar, Th. Vincent, hatte tüchtig gearbeitet und zum Teil mit seinen eigenen Händen Kapelle und Wohnhaus errichtet. Auch sonst war vieles geschehen, woran man seine Freude haben mußte. Da sah man keine heidnischen Rothäute mehr, man hörte keine indianische Trommel bei nächtlichem Tanz; die heidnischen Gebräuche waren gänzlich verschwunden. Dagegen wurden geistliche Lieder zum Preise Gottes gesungen und eine große Anzahl von christlichen Indianern kniete am Tisch des Herrn, um sein heiliges Mahl zu empfangen.

Von Albany gings wieder zurück nach Moose Fort und von da in den südlichen Teil der Diözese, nach Matawakuma, wo nun der eingeborne Geistliche Saunders unter seinen Volksgenossen das

Hirtenamt versah. Die Station liegt an einem schönen, vielarmigen See, der ringsum von Wald begrenzt ist. Auf einer kleinen Anhöhe erhebt sich das niedliche Kirchlein für die umwohnenden Odschibwä-Indianer. Nicht weit davon liegt die bescheidene Wohnung des eingebornen Pastors. Auch dieser Ort war von Moose Fort nur sehr schwer zu erreichen und der Weg nicht unter 14 Tagen zurückzulegen. Und wie dünn bevölkert sind dabei jene Gebiete. Bischof Horden bekam auf der ganzen Strecke nicht mehr als höchstens ein Dutzend Leute zu Gesicht. Der Weg dahin wurde im Boot zurückgelegt und zwar auf einem Fluß, der wie die meisten Ströme Kanadas durch seine Stromschnellen und Wasserfälle mancherlei Gefahren bot. Doch das war der Bischof schon gewöhnt, dessen Beruf es ja mit sich brachte, Jahr für Jahr in jenen Wildnissen unterwegs zu sein.

Bei seiner Rückkunft stand ihm ein schwerer Abschied bevor. Es galt von Frau und Kindern für längere Zeit zu scheiden. Die beiden Jüngsten waren nun soweit, daß sie eine englische Schule besuchen mußten. Aber wer sollte sie nach England verbringen? Es blieb nichts anderes übrig, als daß Frau Horden selbst die Kinder nach Europa brachte, so schwer es ihr auch fiel, den doppelt vereinsamten Mann allein in dem öden Hudsonia zurückzulassen. Auch der älteste Sohn, Dr. Horden, der den letzten Winter bei den Eltern in Moose Fort zugebracht hatte, wollte seine Mutter zurück nach England begleiten.

Das jährliche Schiff traf diesmal ziemlich früh ein und Hordens Familie hatte sich bald darauf einzuschiffen, um mit ihm die Rückreise anzutreten. Der Bischof verbrachte noch die letzten Stunden mit den Seinigen an Bord; dann gab es einen herzbeweglichen Abschied. Er bestieg hierauf sein Boot und wenige Augenblicke später stand er an Deck des Schoners, mit dem er eine Reise nach Fort George machen wollte. Beide Schiffe lichteten zu gleicher Zeit die Anker und steuerten miteinander auf die See hinaus. Bald aber war das Schiff, das die Seinen mit vollen Segeln der Heimat entgegentrug, den Blicken entschwunden. Nur noch einmal tauchte es als dunkle Masse am Horizonte auf, dann war es nicht mehr zu sehen.

Inzwischen erreichte Bischof Horden die Mündung des Big-Flusses und die Niederlassung von Fort George. Er war erfreut, hier eine große Anzahl seiner roten Freunde anzutreffen und mit denselben Gottesdienst zu halten. Am Abend wurde dann auch die englischredende Bevölkerung und die Schiffsmannschaft zu einem solchen versammelt. In den nächsten Tagen wurde der Rückweg wieder angetreten; aber die Fahrt verlief diesmal nicht so glatt. Der Wind

erhob sich zum rasenden Sturm, die Wellen gingen berghoch und das Tagesgestirn war wie verdunkelt. Erst am folgenden Tag ließ das Unwetter nach und der Schoner konnte in Moose Fort einlaufen. — Wie traurig mutete diesmal den Bischof sein sonst so trautes Heim an. Seine Lieben, die ihn bei der Rückkehr immer so herzlich zu bewillkommnen pflegten, sie waren jetzt auf hoher See, in weiter Ferne von ihm. Aber er hielt es nicht für mannhaft und eines Christen geziemend, sich wehmütigen Gedanken hinzugeben; er setzte sich vielmehr hin und suchte durch emsige Beschäftigung — und Arbeit genug wartete seiner — den Trübsinn zu verscheuchen.

So saß denn der vereinsamte Mann in seinem stillen Heim und machte sich an die Uebersetzungsarbeiten. Er hatte das Glück, in jenem Winter von 1878 auf 1879 den eingebornen Pastor Saunders für das Odschibwä längere Zeit bei sich zu haben, dessen Hilfe er in dieser Sprache nicht entbehren konnte. Sie machten sich an die Herstellung eines Gesangbuches, des kirchlichen Gebetbuchs und an die Uebersetzung der Evangelien. Man darf nämlich nicht vergessen, daß es Horden mit vier Sprachen zu thun hatte, mit Kri, Odschibwä, Tschippewä und mit dem Eskimo. In diesen allen mußten besondere Uebersetzungen geschaffen werden. Er war deshalb froh und dankbar, als er nach und nach eine kleine Litteratur in diesen vier Sprachen entstehen sah, denn er wußte recht wohl, welch großer Segen darauf ruht, wenn ein Volk das Wort des Lebens in seiner eigenen Sprache besitzt. Deshalb freute ihn auch nichts mehr, als eine Kiste mit Eskimobüchern, die das Schiff von England mitbrachte, und für deren Druck in der Silbenschrift er das Jahr zuvor das Manuskript nach Haus geschickt hatte.

9. Wieder unterwegs.

Schon längst war es des Bischofs sehnlicher Wunsch gewesen, die nordwestlichen Plätze seiner Diözese, Severn Fort, York Fort und Churchill zu besuchen. Aber die Entfernungen waren so groß und beanspruchten so viel Zeit, daß es fast einer Reise nach Europa gleichkam und eine Vertretung in Moose Fort nötig machte. Die Sache ließ sich erst im Sommer 1879 ausführen, indem Miss. Keen die Versorgung der Station Moose Fort übernahm. Im Juni trat der Bischof seine Reise nach York Fort an, von wo er sich dann im nächsten Sommer (1880) nach England begeben wollte.

Er schlug nicht den direkten Weg nach Nordwesten ein, sondern wandte sich zunächst nach Süden, nach dem kanadischen Seengebiet.

Von da gings mit dem Dampfer über den Oberen See und auf der kanadischen Pazifikbahn nach Winnipeg. Hier verbrachte er eine Woche beim Bischof von Rupertsland und hatte Gelegenheit zu sehen, wie gewaltig rasch die Kultur in diesem Gebiet von Kanada ihren Einzug hielt. Winnipeg, noch vor wenigen Jahren ein unbedeutender Ort, hatte sich jetzt zu einer volkreichen Stadt entwickelt, die bereits das Gepräge einer amerikanischen Großstadt trug und die Einrichtungen einer solchen: stattliche Schulgebäude, Kollegs, Kirchen, Bankhäuser, den Palast einer Stadthalle u. a. m. aufwies. Bischof Horden predigte in den verschiedenen Kirchen, sowohl in Englisch, als in Kri, hielt auch die Eröffnungspredigt an der gerade stattfindenden Synode und erfreute sich der christlichen Gemeinschaft, wie er sie schon seit Jahren nicht mehr genossen hatte.

Er benützte dann den Dampfer, der ihn über den langgestreckten Winnipeg-See trug und reiste von da mit dem Boot weiter in den Norden. Von Norfolk House bis York Fort lag dann noch eine Strecke von 500 engl. Meilen vor ihm, auf der man durch gänzlich unbevölkerte Gegenden, über unzählige Seen und Flüsse kam. Am 19. September erreichte er endlich sein Ziel. Hier, in Fort York, war kurz vorher der junge Miss. Winter eingetroffen und hatte den Archidiakon Kirkby in der Arbeit abgelöst, der volle 27 Jahre an diesem einsamen Posten gestanden hatte. Bei seinem Abschied war kein Auge trocken geblieben. Die Hauptschwierigkeit der Arbeit lag in diesem Gebiet besonders in der Verschiedenheit der Sprachen.

Horden griff auch hier in die Arbeit tüchtig ein. Er fand in Fort York eine verhältnismäßig große englische Gemeinde vor, da der Platz von einiger Bedeutung ist. Er war täglich in der Schule, gab Miss. Winter Lektionen in der Kri-Sprache und unterrichtete zweimal wöchentlich die Bediensteten der Handelsgesellschaft. Aber er merkte nun doch, daß er den Höhepunkt seiner Arbeitskraft überschritten habe.

Erst im Januar brach er wieder auf, aber nur, um sich noch weiter nach Norden, ins „letzte Haus der Welt", wie er sich scherzhaft ausdrückte, nach Churchill zu begeben. Es ist dies der nördlichste und entlegenste Punkt der ganzen Diözese und so einsam, daß die Frau des dortigen Stationsvorstehers oft jahrelang keine Europäerin zu Gesicht bekommt. Dabei ist das Klima so rauh, wie es nur in den nördlichsten Breiten sein kann. Es läßt sich denken, was für ein Ereignis ein unerwarteter Besuch ist und welche Freude er hervorruft. Die Bewohner bilden ein kleines Gemeinwesen, das sich aus einigen Engländern, aus Tschippewä-Mischlingen, Kris und Eskimo zusammensetzt. Mit den Tschippewä-Indianern ist nicht eben gut Handel

treiben; denn kommt man ihren Forderungen nicht nach, so können sie oft jahrelang die Handelsstation meiden. Sie sind überhaupt ein rohes Volk; sie behandeln ihre Weiber und Hunde gleich grausam und sind zu alledem die verrufensten Diebe. Furcht kennen sie nur vor den Eskimo. Diese, soweit sie um Churchill wohnen, sind aber nicht so blutdürstig wie ihre Brüder weiter im Westen, die ihr Gesicht mit rotem Ocker bemalen und damit andeuten, daß sie während des Winters einen Mord begangen haben; denn das gilt für ehrenhafter als die Erlegung eines Walrosses oder Eisbären.

So sehr auch Churchill außerhalb des Weltverkehrs zu liegen scheint, so ist der Platz doch ziemlich belebt, da er von Indianern und Eskimo viel besucht wird. Auch das Schiff von Fort York läuft alljährlich einmal an. Auf den Booten, die hier gebaut werden, dehnen die Eingebornen ihre Handelsfahrten bis in die nördlichsten Gewässer der Hudsonbai aus. Nahrungsmittel sind in dieser Region sehr schwer zu beschaffen und deshalb ungewöhnlich hoch im Preis. Während des Sommers jagen die Eingebornen Meerschweinchen; im Winter erlegen sie Bären, Wölfe und Füchse. Die anhaltende, grimmige Kälte erfordert Unmassen von Holz, das im Walde geschlagen und auf Hundeschlitten nach Haus befördert wird. Der Sommer ist so kurz, daß Gartengewächse kaum noch zur Reife gelangen. Nur etwas Kartoffeln gedeihen etwa noch, die trotz ihrer geringen Qualität von den Europäern als Delikatesse betrachtet werden. Auch einiges Heu wird als Winterfutter für das Rindvieh gewonnen; doch sind die Kühe auch mit dem weißen Moos zufrieden, mit dem sich die Renntiere nähren.

Uebrigens bestand damals, als Bischof Horden in Churchill war, der gesamte Viehstand nur aus drei Kühen, die zudem ein etwas sonderbares Kleeblatt bildeten. Von der einen Kuh ließ sich zwar nichts besonderes sagen, außer daß sie nach ihrer äußeren Erscheinung dem Geschlecht der Zwerge angehörte. Um so interessanter war die andere. Diese lief — merkwürdig genug — stets angeschirrt auf der Weide herum. Das hatte seinen guten Grund. Da die Weide von Churchill nicht dazu angethan war, die Kuh sonderlich fett werden zu lassen, so erfreute sich diese einer solchen Geschmeidigkeit, daß sie jede Milchmagd unnötig machte; denn sie melkte sich selbst und ließ sich ihre eigene Milch schmecken. Um dies zu verhüten, hatte man an ihrem Geschirr ein Säckchen befestigt, welches das Euter aufnahm und die Kuh an ihrer Näscherei verhinderte. Und die dritte? Nun, die trug einen künstlichen Schwanz, mit dem sie den Kampf gegen das lästige Geschmeiß wacker aufnahm. Das arme Vieh war eines Tages, als es sich etwas zu weit vom Ort entfernt hatte, von Wölfen

angefallen worden. Brüllend und zum Tode geängstigt flüchtete sie heimwärts. Sie langte auch glücklich hier an, aber ohne Schwanz. Was war nun zu thun? Die Myriaden von Fliegen, gegen die es sich nicht mehr wehren konnte, setzten dem gequälten Tier so zu, daß ihm ein langsamer, noch fürchterlicherer Tod drohte. Da kam jemandem eine glückliche Idee. Er erinnerte sich, daß irgendwo ein alter Kuhschwanz herumlag. Damit ließ sich vielleicht helfen. Gedacht, gethan. Man ging sogleich daran, befestigte den Wedel mit Bindfaden an den Schwanzstumpf der Kuh, umwand die Enden mit einem Stück Leinwand und tränkte diese tüchtig mit schwedischem Teer. Der armen Kuh war damit in der That über alles Erwarten geholfen; denn wenn auch der aufgepfropfte Schwanz nicht mehr anwuchs, so konnte sie sich doch damit ihrer Quälgeister erwehren.

Bischof Horden hielt sich einige Monate in diesem nördlichsten Gebiet seiner Diözese auf und trat dann im August 1880 von York Fort aus seine Heimreise nach England an. Die Fahrt war überaus stürmisch und währte volle zehn Wochen statt fünf. Erst Mitte November langte er zu Hause an und hatte die Freude, Frau und Kinder nach mehrjähriger Trennung wiederzusehen. Zur Ruhe ward ihm wenig Zeit gelassen. Er hatte an vielen Missionsfesten und andern Versammlungen aufzutreten und er verstand es, die Zuhörer durch seine Berichte über das wachsende Werk in der Diözese Moose Fort zu fesseln. Mit Genugthuung konnte er darauf hinweisen, daß dieselbe nun in sechs Bezirke eingeteilt sei, von denen jeder unter einem Geistlichen stehe. — Während seines Aufenthaltes in England erschien auch seine Grammatik der Kri-Sprache im Druck. Trotz der mannigfachen Anforderungen, die man in der Heimat an ihn stellte, fand er doch noch Zeit, manche Züge aus dem Leben seiner Indianer für die Missionsblätter niederzuschreiben. Wir teilen hier nur die eine Erzählung mit, die er im Wartezimmer eines Bahnhofs aufs Papier warf, während er auf den Zug wartete.

Ein Kri-Mädchen, Namens Amelia, war eins der früheren Schulkinder von Bischof Horden. Sie lernte sehr leicht und sprach auch recht gut Englisch. Ungefähr 19 Jahre alt heiratete sie einen jungen Indianer, der aber schon drei Jahre später infolge von Krankheit und Hunger starb, während sie damals selbst nur mit genauer Not dem Hungertode entging. Einige Zeit darauf heiratete sie einen andern Indianer, Namens Salomo Davey, einen recht braven Mann. Letzten Herbst verließen sie mit ihren Kindern in Begleitung von Davey's alten Eltern Moose Fort und begaben sich auf die Winterjagd. Eine Zeitlang ging alles gut. Die Jagd und der Fischfang ergab wenigstens das Nötigste für ihren täglichen Unterhalt. Nach und nach

aber hielt es immer schwerer, die nötige Nahrung aufzutreiben. Tag für Tag zog Salomo auf die Jagd aus, kehrte aber am Abend meist mit nur geringer Beute oder auch mit leeren Händen zurück. Jetzt entschloß sich die Familie, nach Moose Fort zurückzukehren, wo man sie keinenfalls Hungers sterben lassen würde. Es wird aufgebrochen und der Marsch angetreten. Unterwegs bricht jedoch der arme Salomo, dessen Kraft verzehrt ist, zusammen und man muß ihn auf einen Schlitten laden, den seine alte Mutter hinter sich herzieht. Man deckt ihn so gut als möglich zu und so schleppt sich der halbverhungerte Trupp mühsam vorwärts. Immer stiller wird es auf dem Schlitten, bis die Mutter nach ihrem Sohne sieht und zu ihrem Schrecken gewahr wird, daß sein Geist entflohen ist. Der brave Indianer, der mit Aufbietung seiner letzten Kraft die von ihm abhängige Familie zu versorgen gesucht hat, ist im Kampf ums harte Dasein erlegen. Traurigen Herzens ziehen sie ihres Weges weiter. Da bricht neue Not über die Wanderer herein. Amelia wird von der Geburt eines Kindleins überrascht. Man ist genötigt, ein Lager aufzuschlagen und einige Tage zu rasten. Gott weiß, wovon sie in dieser Zeit ihren Hunger gestillt haben. Zwei Tage nach der Niederkunft bindet sich Amelia ihr neugeborenes Kindlein auf den Rücken, befestigt die Schneeschuhe an die Füße und versucht, das noch 18 englische Meilen entfernte Moose Fort zu erreichen, während die übrigen im Lager zurückbleiben und auf Hilfe warten. Sie weiß, daß ihr und der Ihrigen Leben davon abhängt. Noch einmal muß sie übernachten, allein und schutzlos in der weiten Einöde. Sie muß befürchten, während der Nacht der bitteren Kälte zu erliegen. Aber am frühen Morgen erhebt sich die entkräftete Gestalt vom Boden und bittet Gott um die nötige Kraft. Wankenden Schrittes tritt sie aufs neue ihre Wanderung an. Endlich tauchen in der Ferne die Häuser von Moose Fort auf; aber für ihre gesunkenen Kräfte ist es noch weit bis dahin. Wird sie auch das rettende Ziel erreichen? Sie rafft ihre letzte Kraft zusammen und gelangt glücklich an das erste, von Christen bewohnte Haus, wo ihr geschwind die nötige Stärkung zuteil wird. Aber wie? Kann jene alte, runzlige Frau von scheinbar 60 Jahren die wohlgeformte, hübsche 30jährige Amelia sein? Sie ist es wirklich. Kälte, Hunger und Entbehrung haben sie so heruntergebracht und zu dem werden lassen, als was sie erscheint. Und ihr neugebornes Kind? Es ist munter und frisch. Die christliche Mutter hat ihm alle erdenkliche Sorgfalt und Pflege angedeihen lassen, während sie selbst nur mit knapper Not dem Tode durch Hunger und Kälte entgangen ist. — Den Zurückgebliebenen eilte man sofort mit Lebensmitteln zu Hilfe und brachte sie glücklich nach Moose Fort. Amelias

Gatte freilich, der arme Salomo, hatte das rettende Asyl nicht mehr lebend erreicht. Solche und ähnliche Vorfälle sind in jenen Wildnissen, in denen der Indianer seinen Unterhalt suchen muß, leider nichts Seltenes.

---

10. Einsam und allein.

Im Sommer 1882 kehrte Bischof Horden nach Moose Fort zurück, aber allein. Seine Frau und Kinder verblieben in England. Er reiste über New-York, Montreal und Matawa. An letzterem konnte er sehen, wie längs der kanadischen Pazifikbahn die Ortschaften wie Pilze emporschossen. Als ich, schreibt Horden, vor 15 Jahren durch diese Gegend kam, war Matawa nur auf dem Kanoe und nach einer sehr beschwerlichen Reise zu erreichen. Der ganze Ort bestand damals nur aus drei Häusern. Heute beträgt die Bevölkerung etwa 500 Seelen und noch weit mehr Leute finden sich alljährlich hier wegen des Holzhandels ein, der eine ziemliche Bedeutung erlangt hat. Das aufblühende Städtchen hat bereits schöne Kaufläden und Hotels, eine breite Hauptstraße und eine englische Kirche. Aber wo sind all die Indianer, die noch vor kurzem hier ihren Wigwam aufgeschlagen hatten? Man sieht keinen mehr; sie sind alle aus dieser Gegend verschwunden. Viele sind gestorben, dahingerafft von den Krankheiten, die mit den Weißen ihren Einzug gehalten haben. Andere sind hinweggezogen und arbeiten vielleicht an der Bahnlinie, während die Frauen französische Kanadier geheiratet haben. Wieder andere haben ihre alten Sitze mit entlegeneren Waldgebieten vertauscht, bis sie auch von dort aufgescheucht werden. So verdrängt der Weiße überall den Indianer, wohin er mit seiner Kultur vordringt, und so verwischt die Flutwelle der Civilisation alle Spuren der ursprünglichen Bevölkerung.

Von Matawa reiste dann Bischof Horden im Rindenkanoe weiter nach Norden, bis er nach einer 18tägigen Fahrt Moose Fort erreichte, wo er von allen Seiten mit großer Freude bewillkommt wurde. Seine alte Station machte jetzt einen weit besseren Eindruck als vor 30 Jahren bei seiner ersten Ankunft. Ihre äußere und innere Lage hatte sich seitdem in jeder Beziehung gehoben. Auch das Missionspersonal war gut vertreten. Außer dem Archidiakonus Vincent von Albany und Miss. Peck von Fort George begrüßten den Bischof bei seiner Ankunft auch zwei junge Missionare, Nevitt und Losthouse, die kurz zuvor von England eingetroffen waren. Natürlich fehlte auch seine älteste Tochter nicht, die mit ihrem Mann, einem Beamten, und ihren drei Knaben von Albany zum Empfange herbeigeeilt war.

Bald darauf ertönte auch die Glocke des Kirchleins und rief die Indianer und alle übrigen Ansiedler ins Gotteshaus, wo sie den Bischof, den sie als ihren Vater verehren, herzlich begrüßten und seinen Segen empfingen.

Es ging nun wieder in die gewohnte Arbeit hinein. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft konfirmierte er 45 junge Indianer und eine Anzahl englischredender Mischlinge. Der ihn vertretende Missionar hatte während seiner Abwesenheit tüchtig gearbeitet, und von Herzen freute sich Horden des Fortschritts, den das Missionswerk überall genommen. Aber wie sehr empfand der alternde Bischof die Einsamkeit, in die er sich wieder hineingestellt sah, besonders während des langen Winters, wenn er auf die öden Räume seines Heims angewiesen war und Schnee und Eis die Gefilde ringsum bedeckte. Da flogen seine Gedanken oft und viel hinüber nach dem fernen England, das er erst vor wenigen Monaten verlassen und in dem er Frau und Kinder in trautem Familienkreise wußte.

Im Sommer 1883 kamen schwere Tage für die Bewohner von Moose Fort und Albany. Wieder kehrte der böse Gast, der Keuchhusten, ein und raffte viele Leute hinweg. Fast jeden Tag gabs Begräbnisse und der Bischof litt nicht wenig mit unter der allgemeinen Trauer. Aber nicht nur Krankheit und Sterben ringsum bedrückte die Gemüter, auch noch eine andere Not klopfte an die Thür. Man schrieb schon den 5. September und noch immer war das von England erwartete Schiff nicht eingelaufen. Die Lebensmittel gingen auf die Neige und man sah einer trostlosen Zeit, ja einer Hungersnot für den kommenden Winter entgegen, falls das Schiff ausbleiben sollte. Die Kartoffeln waren zum größten Teil erfroren; das bischen Gerste lag am Boden; Medizin und Wein für die Kranken war gänzlich ausgegangen; an Thee und Zucker, Lichtern und Kleidungsstücken war nur noch ein kleiner Vorrat da, weshalb der Verkauf von diesen Artikeln aufs äußerste beschränkt werden mußte. Die Indianer, die von auswärts herbeigekommen waren und auf die Ankunft des Schiffes warteten, sollten den Platz verlassen, da sie die wenigen Vorräte vollends aufzehren halfen. — Endlich am 21. September, als man bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, erschien doch noch das Schiff und machte der Not ein Ende. Es war wochenlang durch das Eis aufgehalten worden und hatte nun bei der späten Jahreszeit eine um so gefahrvollere Rückreise zu befürchten. Dies war auch der Fall. Das Trinkwasser in den Behältern gefror ein und das Schiff hatte die heftigsten Schneestürme zu bestehen.

Ebenso trübe ließ sich das Jahr 1884 an. Die Influenza suchte die nördlichen Stationen heim und verschonte fast keinen ihrer

Bewohner. Der Bischof hatte bereits zwei Visitationsreisen gemacht, als er nach Albany gerufen wurde. Dort war Archidiakon Vincent erkrankt und ein Enkelsohn des Bischofs war gestorben. Er eilte hin und pflegte Tag und Nacht die Kranken. Erst nach fünf Wochen konnte er wieder nach Moose Fort zurückkehren.

Sehr traurige Nachrichten liefen auch von Ruperts House ein. Hier waren in den letzten Jahren viele Indianer dem Hunger erlegen, da die Jagd auf das Rotwild nicht ergiebig genug gewesen war. Aber abgesehen von dieser Heimsuchung hatte der Bischof doch allen Grund, sich über den Stand der Gemeinde zu freuen. Zu dieser gehörten nun über 300 Indianer, die alle aus dem Heidentum gewonnen waren. Als er das erstemal Ruperts House besuchte, befanden sie sich noch alle unter dem Einfluß ihrer Zauberer, bekümmerten sich wenig oder gar nicht um ihre Kranken und überließen die Alten ihrem Schicksal. Raufsucht und Mord aus gemeiner Habsucht waren an der Tagesordnung. Das war nun alles anders geworden, seit die verfinsterten Herzen vom Evangelium der Liebe erleuchtet waren. Außer ihnen und etwa 50 Angestellten der Handelskompagnie, meist Mischlingen, fanden sich noch alljährlich viele Indianer von auswärts ein, die der Handel auf die Station führte und von denen ebenfalls alle getauft waren und lesen gelernt hatten.

Auf der Rückreise von Ruperts House geriet der Bischof in große Lebensgefahr, aus der er aber durch Gottes Hand gnädig errettet wurde. In einem Wägelchen, das von Hunden gezogen wurde, hatte er in Begleitung von zwei jungen Indianern den Rückweg angetreten. Man reiste während der Nacht, um sich nicht der Gefahr der Schneeblende auszusetzen. Als sie in der nächsten Nacht einen Teil der Bucht kreuzen wollten, stellte sich etwas Regen ein; die Luft wurde wärmer und es war zu befürchten, daß das Eis aufbrechen würde. Sie standen deshalb von der Weiterreise ab und übernachteten im Gehölz des Ufers. Der Morgen brachte jedoch wieder einige Kälte und so reiste man weiter. Als sie etwa die Mitte der Bucht erreicht hatten, stieß der Führer plötzlich den Schreckensruf aus: Die Flut kommt und das Eis bricht. Sie blickten seewärts und sahen da, wie sich die Eismassen langsam hoben und senkten. Der Führer untersuchte mit einem Stecken die Stelle, auf der sie sich befanden; der Stecken ging ohne weiteres durch das Eis. Es war nur ein Schritt zwischen ihnen und dem Tod. Zurück! rief der Führer; vielleicht können wir uns noch retten. Das Gefährt wurde gewendet und in diesem Augenblick brach auch schon der hintere Teil desselben durchs morsche Eis und tauchte ins Wasser. Aber die vorgespannten Hunde schienen die Gefahr zu kennen. Mit Windeseile flogen sie

dahin, bis sie wieder festeren Untergrund hatten. Am Nachmittag erreichte man eine indianische Hütte und war froh, ein schützendes Obdach zu finden. Zwar war sie schon von einigen Jägern besetzt, aber die Reisenden fanden doch noch ein Unterkommen. Am Lagerfeuer wurde dann die wunderbare Errettung erzählt, woran die Jäger den wärmsten Anteil nahmen. Der Bischof begab sich hierauf noch ein wenig ins Freie, um Umschau zu halten. Da gewahrte er unweit der Hütte ein sonderbares, in Kreuzform aufgerichtetes Gestell, an dem allerlei Firlefanz von Knochen und Zeugfetzen befestigt war. Er rief den Eigentümer der Hütte und fragte nach dem Zweck dieses Kreuzstocks. O, sagte dieser, das ist mein Zauberpfahl, an dem ich bei meinen Beschwörungen rüttele. Der Bischof suchte ihm die Zwecklosigkeit und das Sündliche seines Thuns darzulegen und pries ihm dafür Jesum Christum als den Sohn Gottes und Heiland der Welt an. Der Eindruck dieser einfachen Verkündigung des Evangeliums war bei dem Mann ein ganz überraschender. Sofort ließ er seine Axt holen und hieb den Zauberpfahl um. — Wie dankbar legte sich an jenem Abend der Bischof zur Ruhe nieder! Am andern Tag setzte er seine Reise fort.

Nicht lange darauf hatte er die Freude, Ruperts House zur Station erheben und mit einem eigenen Missionar besetzen zu können. Auch die Arbeit unter den Eskimo im Nordosten seiner Diözese wußte er nun in guten Händen; denn dort stand noch immer Miss. Peck und dehnte seine Missionsreisen von Fort George und dem Walfluß bis an die Unguava-Bai und an die Nordküste von Labrador aus.

11. Letzte Arbeitsjahre. Heimgang.

Sechs Jahre waren es her, daß Bischof Horden Frau und Kinder in England zurückgelassen hatte und — wenn auch noch rüstig — doch als alternder Mann unausgesetzt seines Amtes waltete. Wie sehr ihn das Gefühl der Vereinsamung bedrückte und wie sich auch das Alter allgemach bemerklich machte, das deutete er in seinen Briefen und Berichten öfters an. Es war ihm deshalb zu gönnen, daß es ihm im Sommer 1888 möglich wurde, die Heimat und seine Familie nach jahrelanger Trennung wiederzusehen. Mit einem achtjährigen Enkelsohn, der nach England verbracht werden mußte, reiste er dahin ab. Aber schon im folgenden Frühjahr (1889) befand er sich wieder auf der Rückreise nach Moose Fort. Und wieder ging er allein, während seine Frau bei den Kindern in England zurückblieb. Man

hoffte zwar, sich in wenigen Jahren wiederzusehen und dann in der Heimat vereinigt zu bleiben; aber niemand ahnte, daß es diesmal ein Abschied für immer auf dieser Erde war. Bischof Horden ist nicht mehr in die Heimat zurückgekehrt, sondern hat, fern von seinen Lieben, an der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit die Augen geschlossen. Wir zeichnen nur noch kurz seine letzten Lebensjahre.

Wieder umfing ihn bei seiner Ankunft in Moose Fort ein ödes Heim. Auch die gewöhnlichen Notzeiten, in denen die Indianer infolge unergiebiger Jagd am Hungertuche nagten, blieben nicht aus. Der Bischof fühlte in solchen Fällen aufs tiefste mit seinen armen Pflegebefohlenen und beklagte zugleich den Mangel an geistlicher Pflege, dem er da und dort um der Verhältnisse willen nicht abhelfen konnte.

Eine seiner nächsten Reisen, die er im folgenden Jahre trotz seines Alters unternahm, war nach Fort George und von da mit Miss. Peck zu den Eskimo an den Walfluß. Er fand das Werk zu seiner Freude im besten Fortschritt begriffen und konnte deshalb nicht genug dafür danken, was unter diesem Volk seit seinem ersten Besuch geschehen war.

Bei seiner Rückkehr nach Moose Fort war alles mit den Vorbereitungen für das nahe Weihnachtsfest beschäftigt. Der alte Missionsochse hatte ganze Ladungen von Fichten- und Cedernzweigen aus dem Walde zu schleppen, mit denen die Kirche geschmückt werden sollte. Am Weihnachtsabend gabs dann für die Angestellten eine große Theetafel, die noch dazu mit Zwiebäcken und Forellen ausgestattet war. Am Christtag aber wurde ein Fest für die Schulkinder veranstaltet, bei dem Unmassen von Thee und Backwerk vertilgt wurden. Selbst ein Christbaum fehlte nicht, obwohl Engländer die Weihnachtsfeier etwas anders als wir Deutsche zu begehen pflegen.

Anfang 1891 konnte der Bischof voller Freude berichten, daß er einen großen Teil des alten Testaments in der Kri-Sprache für den Druck fertiggestellt habe. Er hoffte, den Rest und somit die ganze Bibel noch vor Abschluß seiner Missionslaufbahn zu vollenden. Letzteren glaubte er bei seinem Alter nun bald gekommen und er konnte demselben um so ruhiger entgegensehen, als er im August 1891 einen Mitarbeiter erhielt, der ihm als der geeignetste Mann für das Bischofsamt von Moosonee erschien. Es war dies der kanadische Geistliche J. A. Newnham, den er das Jahr zuvor in Montreal kennen gelernt und für die Missionsarbeit in Moose Fort zu gewinnen gewußt hatte. Er ist auch wirklich der Nachfolger von Bischof Horden nach dessen Tod geworden. Durch den Eintritt von Newnham war Bischof Horden ziemlich von der Arbeit in Moose Fort entlastet und er konnte jetzt ungestört an der Uebersetzung des alten Testamentes

fortarbeiten. Nach dessen Fertigstellung wollte er dann an die Durchsicht des neuen Testamentes gehen, das schon vor Jahren im Druck erschienen war.

Ende 1891 unternahm er noch einmal die beschwerliche Winterreise nach Albany und verbrachte hier Weihnachten und Neujahr. Es war sein letzter Besuch. Das fühlte er auch, denn die Reise war für ihn eine ungleich stärkere Anstrengung als 40 Jahre zuvor, als er diesen Weg zum erstenmal zurücklegte. „Damals", so schreibt er, „war ich jung und rüstig und wußte nichts von Strapazen. Es kam mir nicht darauf an, mein Nachtlager bei der größten Kälte im Freien aufzuschlagen. Aber 40 Jahre machen einen Unterschied. Da wollen die Beine nicht mehr so recht über Schnee und Eis hinwegschreiten und man erträgt ein kaltes, räucheriges Zelt nur noch im äußersten Notfall. Doch wir können nicht immer jung bleiben; der unsichere Schritt und das graue Haar stellt sich nun einmal ein. Umsomehr freuen wir uns dessen, daß wir wissen: So unser irdisch Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel."

Auch den Stationen auf der Ostseite der Hudsonbai stattete der greise Bischof noch einen letzten Besuch ab. Er begab sich zunächst nach Ruperts House, wo jetzt sein Schwiegersohn als Beamter stationiert war. Der letzte Winter hatte viel Not über die eingeborne Bevölkerung der Station gebracht. Influenza und Dysenterie hatte die meisten Indianer heimgesucht und manchen weggerafft. Das traurigste aber war, daß vier Kinder in der Nähe des Ortes erfroren waren. Es waren Waisen, die bei ihren alten Großeltern lebten. Diese hielten sich während des Winters unfern der Station auf. An Neujahr war der Großvater für einige Tage auf die Station gekommen, wurde von der Influenza ergriffen und konnte nicht rechtzeitig zurückkehren. Mittlerweile scheint die Großmutter krank geworden zu sein, die Kinder wollten Hilfe holen und erfroren unterwegs alle vier. Als man das Zelt betrat, fand man auch die Großmutter tot vor. Alle fünf wurden in Ruperts House in ein gemeinsames Grab gebettet.

Als der Bischof nach Moose Fort zurückkehrte, hatte er die Freude, daß die Familie seiner Tochter hierher übersiedelte. Ihr Mann war nach Moose Fort versetzt worden. Er hatte somit seine Kinder und Enkel in allernächster Nähe. Aber ehe er den Umgang mit denselben recht genießen konnte, machte er sich im August 1892 noch einmal auf den Weg nach Fort George und dem Walfluß. In ziemlicher Frische predigte er hier zum letzten Mal den Indianern und Eskimo, konfirmierte, vollzog Trauungen und hielt Schule. Bei seiner Rückkehr von dort hatte er die große Freude, einen jungen Missionar,

Walton, mit dem Schiff ankommen zu sehen. Er war nach Unguava, dem nördlichsten Punkt der Moosonee-Diözese (an der Nordküste von Labrador) für die Eskimo-Mission bestimmt. Der Bischof sandte ihn zunächst nach Fort George, wo er Miss. Peck vertreten sollte, bis dieser wieder von Europa zurück sein würde. Dann wollten die beiden miteinander die lange und schwierige Reise nach Unguava antreten. Schon früher hatte Peck dreimal den vergeblichen Versuch gemacht, dahin vorzudringen, bis es ihm 1885 gelang, die Halbinsel Labrador zu kreuzen und Unguava zu erreichen. Es war eine Entfernung von 800 Meilen. Er traf dort ziemlich viele Eskimo, die für die Predigt des Evangeliums zugänglich zu sein schienen. Dem Bischof hatte es schon jahrelang am Herzen gelegen, in jener entlegenen Gegend der Eskimo-Bevölkerung einen Missionar zu geben. „Und wenn wir bis an den Nordpol gehen", pflegte er zu sagen, „so befinden wir uns doch noch in der Diözese von Moosonee."

Bischof Horden verbrachte den Spätherbst 1892 sehr ruhig in Moose Fort. Vieles war ihm durch seinen Mitarbeiter Newnham abgenommen und so ging er mit dem eingebornen Pastor Richards an die Revision des neuen Testaments in der Kri-Sprache. Aber gegen Ende November erkrankte er plötzlich. Er hatte noch Sonntags den 20. November beide Gottesdienste (in Englisch und Kri) gehalten und den Abend im Kreise der Familie seiner Tochter zugebracht. Am folgenden Morgen war er frühzeitig aufgestanden und saß eben an der Revision des 12. Kapitels St. Lucä, als er plötzlich einen heftigen Schlag im unteren Kreuz verspürte. Er hielt dies nur für einen rheumatischen Schmerz und arbeitete weiter. Bald darauf wiederholten sich die Schläge in noch stärkerer und schmerzhafterer Weise. Mit Mühe erreichte er das Bett, wo ihm jede Bewegung die größten Schmerzen verursachte. Sein Zustand besserte sich jedoch soweit, daß er, obwohl im Bett, in den nächsten Wochen an der Bibel-Revision weiterarbeitete. Am 2. Januar 1893 diktierte er noch seiner Tochter einen längeren Brief, worin er einen Rückblick auf sein hinter ihm liegendes Leben wirft, dann seine plötzliche Erkrankung schildert und zugleich den Gedanken ausspricht, daß er am Ende seiner Laufbahn stehe, aber Frieden habe. Und so war es. Am 12. Januar wurde er plötzlich abgerufen. Der treue Diener hatte seinen Lauf vollendet und durfte zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen, zu einer vollkommeneren Ruhe, als die der irdischen Heimat, wohin er im Laufe des Jahres zurückzukehren gedachte.

Am 21. Januar wurde er feierlich in Moose Fort zur Erde bestattet. Zweiundvierzig Jahre lang hat er mit apostolischem Eifer in jener Einöde von Hudsonia gearbeitet und das Werk des Herrn

aufblühen sehen. Was er aber dort wirken und zustande bringen durfte, davon zeugen heute die aus den umherstreifenden Indianern und Eskimo gesammelten Gemeinden, deren Seelenzahl im Jahr 1893 3827 betrug. Ihnen ist er ein treuer Hirte gewesen, bis ihn sein göttlicher Meister selbst den Hirtenstab niederlegen hieß.

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Indien. Der Hinduismus lebt von seinen Stiftungen und Tempelgütern. So hört man oft sagen. Der Hinduismus stirbt an seinen Stiftungen und Tempelgütern. So hört man jetzt manchen klagen. In der grauen Vorzeit, da die indische Religion noch eine Lebensmacht war, wetteiferten Fürsten, Priester und Volk miteinander, ihr Bestes den Götzen zu opfern. Man schmückte sie mit köstlichem Geschmeide, Perlen und Edelsteinen; man schenkte dem Tempel die besten Felder; man füllte den Tempelschatz mit reichem Gut, sodaß das Vermögen mancher Tempel sich auf Millionen beläuft. Diese religiöse Kraft ist längst erloschen. Seit 1858 hat die englische Regierung sich ganz von der Verwaltung dieser Güter zurückgezogen. Sie ruht nun in den Händen der Hindus. Es ist ein sicheres Anzeichen für den beginnenden Zersetzungsprozeß des Hinduismus, daß viele Tempel die Stätten des Raubes und der Verschwendung sind. Selbst die Person der Götter ist nicht mehr sicher vor den langen Fingern der begehrlichen Tempelräuber. Die Klage über die schlechte Verwaltung der Tempelgüter, die Untreue, Verschwendung und Ueppigkeit der „ehelosen" Mahants, der Tempelvorsteher und Priester wird in den indischen Zeitungen immer lauter. Man weiß keinen andern Rat, als die englische Regierung soll wieder helfen. So versammelten sich im vorigen Jahr die vornehmsten Bewohner von Tirupati, wo sich das berühmteste und vielbesuchte Heiligtum des Wischnu in Südindien befindet, und sandten eine lange Bittschrift an den Vicekönig von Indien, in der sie ihn anflehten, er möge doch ein neues Gesetz erlassen, welches eine besondere Behörde einsetzt mit der Verpflichtung, die Tempelgüter zu schützen, denn die Lage ihrer religiösen Stiftungen sei eine verzweifelte. Man bestürmte auch die Regierung in Madras von allen Seiten, bis diese der Oberbehörde in Kalkutta Vorschläge in dieser Richtung machte. Aber der Vicekönig antwortete

am 7. August 1894 fest und bestimmt: „Nein. Es muß sein Bewenden haben bei der Akte vom Jahre 1863, wonach die Verwaltung der religiösen Stiftungen einzig und allein in den Händen der Anhänger der betreffenden Religion zu verbleiben hat.“ Die Regierung giebt sich somit nicht mehr dazu her, die Aufseherin und Beförderin der Anstalten des Götzendienstes zu sein. (Leipziger Miss. Nr. 2.)

Kamerun. Die Anlegung einer Gesundheitsstation in Buea auf dem Kamerungebirge, an die die Basler Mission eben gehen wollte, hat infolge einer Expedition gegen die Bakwiri wieder eine unliebsame Verzögerung erlitten. Wie es scheint, will sich die Regierung des Häuptlings Kuba bemächtigen und hat deshalb eine schwarze Truppe gegen Buea ausrücken lassen. Wie man hört, sind die meisten Bewohner der obersten Bergdörfer, nachdem sie sich zur Wehr setzten, in den „Busch“ entflohen, darunter auch Kuba. Dadurch droht die Sache sich in die Länge zu ziehen. Möglicherweise wird später Buea von einer Schutztruppe besetzt bleiben, um die Bergbevölkerung im Schach zu halten.

Nordafrika. In einer Kirche von Algier ist auf einer Tafel die Inschrift zu lesen: „Devereux Spratt, 1641.“ Der besuchende Reisende fragt gewöhnlich nach der Bedeutung dieser Worte und erhält darauf folgende Erklärung: Devereux Spratt, ein Engländer, wurde im Jahr 1641 mit noch anderen 120 Gefährten von algerischen Piraten gefangen genommen und in die Sklaverei geschleppt. Er und seine Mitgefangenen wurden dazu verurteilt, an den Befestigungswerken von Algier zu arbeiten. Unter dem harten Joch der Sklaverei und abgeschnitten von allem Verkehr mit Gleichgesinnten lernte er mehr und mehr seine Hoffnung und Zuversicht allein auf Gott setzen. Ja, Gottes Gnade machte ihn so getrost und stark, daß er seine Leidensgenossen, die der Verzweiflung nahe waren, zu trösten und aufzurichten vermochte. Bald scharte sich ein Häuflein von gefangenen Christensklaven um ihn, mit denen er sich gemeinsam erbaute. Den Bemühungen seines Bruders in England gelang es endlich, ihn nach Jahren loszukaufen. Thränenden Auges beglückwünschten ihn seine Mitsklaven, als ihm seine Befreiung angekündigt wurde; nur das eine beklagten sie, daß sie nun durch seinen Weggang sich selbst und ihrem traurigen Los überlassen seien. Der edle Spratt aber nahm seine Befreiung nicht an, sondern blieb bis an sein Ende ein Sklave unter den Sklaven, um diesen auch fernerhin ein Tröster und Gottesbote zu sein. (Miss. Review.)

Die bekannte Reisende Frau **Isabella Bishop** hat auf ihrer letzten Tour durch Korea und die Mandschurei mancherlei Not und

Fährlichkeit ausstehen müssen. So wurde sie durch den Konsul aus Korea ausgewiesen und zwar wie sie ging und stand — ohne Geld und die nötige Kleidung. Erst in Peking wurde sie von der Frau des britischen Gesandten mit einigen Kleidern versehen. In der Mandschurei hielt sie sich bei den schottischen Missionaren auf und teilte mit ihnen die Gefahren während der Zeit der Ermordung Miss. Wylie's. Bei einer Ueberschwemmung wäre sie fast ertrunken; drei Tage lang hatte sie kein trockenes Lager, sodaß sie seitdem an einem bösartigen Malariafieber leidet. Unterwegs brach sie infolge des Umwerfens ihres Wagens einen Arm und wäre beinahe Piraten in die Hände gefallen. Wegen der unsicheren Lage in Peking wurde sie mit den übrigen europäischen Frauen von dort ausgewiesen. Jetzt hält sie sich in Sibirien auf und wird, ehe sie nach Korea zurückkehrt, wahrscheinlich erst noch einen Besuch in Japan machen. (Gleaner)

Bücheranzeige.

Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1895. Verlag von H. G. Wallmann, Leipzig. Mk. 1.50.

Ein sehr reichhaltiges Missionsbuch mit vortrefflichen Artikeln und wertvollen Angaben. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Des Königs Stern. — Die gegenwärtige Lage unserer Tamulen-Mission. — Das Jahr 1894. — Missionsgottesdienste und Familienabende. — Wie kann die christliche Frau zur Belebung des Missionssinnes mitwirken? — Die Entwicklung des Missionsgedankens in L. Graf v. Zinzendorf. — Landprediger Philipp. — Indische Götzenfeste. — Die Leipziger Mission in Ostafrika — Die Mission auf Neu-Guinea. — Die wichtigste Missionslitteratur im Jahr 1894. — Afrikalitteratur. — Mitteilungen und Missionsadressen.

Mitteilungen aus der Brüdergemeine zur Förderung christlicher Gemeinschaft, herausgegeben von der Direktion der deutschen Brüder-Unität. Jährlich 12 Hefte, jedes von 64—72 Seiten. Gnadau b./Magdeburg, Unitäts-Buchhandlung. Preis des Jahrganges Mk. 5.

Das als Probenummer ausgegebene erste Heft der „Mitteilungen" hat uns sehr angesprochen und enthält nach einem kurzen, den Zweck der Zeitschrift erläuternden Vorwort einige nach Inhalt und Darstellung vortreffliche Artikel, wie: Die lebendige Gemeinschaft der Christen unter einander. — Jesu geh' voran! Predigt von G. Tietzen. — Nachtbilder im Licht des aufgehenden Morgens (die Missionsstation Beröa, Südafrika, in den Jahren 1893 und 1894). — Im Kampf mit dem Heidentum (Missionsbilder aus Suriname). — Jens Buck, ein Lebensbild. Sind auch die Mitteilungen zunächst für die Kreise der Brüdergemeine berechnet, so wünschen wir ihnen doch eine weitere Verbreitung, da sie nicht nur der Brüdergemeine, sondern überhaupt dem Aufbau des Reiches Gottes dienen wollen und zwar auf Grund einer lebendigen Gemeinschaft aller derer, die das Heil in Christo Jesu gefunden haben.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Antananarivo, Hauptstadt der Hova auf Madagaskar.

Madagaskar.

Ein bedrohtes evangelisches Missionsland.

Von Dr. H. Christ, Basel.

Es ist selten ein Glück für ein außereuropäisches Land, wenn dessen Name wieder und wieder in den Zeitungen auftaucht: es ist entweder ein Zeichen, daß alldort große Katastrophen: Erdbeben, Wirbelstürme oder Revolutionen wüten, oder — noch schlimmer — daß Goldfelder daselbst entdeckt sind, oder gar, daß irgend eine europäische Großmacht Lust trägt nach einem neuen Schutzgebiet, das sie mit Diplomatie oder roher Gewalt zu erwerben strebt.

So ists in unsern Tagen mit Madagaskar.

Wir wissen, daß soeben die französischen Kammern eine stattliche Anzahl von Millionen bereits bewilligt haben, um ein Eroberungsheer von vorläufig 15000 Mann an die Küsten dieser fernen Insel zu werfen, wenn es diesmal gelingt, ins Innere einzudringen, und die Bewohner mit dem zu beglücken, was man koloniale Zivilisation nennt.

Für den Politiker und den Geographen ist das eine vielleicht interessante, aber nicht gerade aufregende Nachricht; denn wie viel tausend Meilen fern liegt dies Madagaskar auf der südlichen Halbkugel im indischen Ozean! Ganz anders aber für den Missionsfreund und den Teilhaber am Reiche Gottes auf Erden! Diese Insel hat ja eine 70jährige Missionsgeschichte, eine der bewegtesten und schönsten; von treuen Boten unseres evangelischen Glaubens missioniert, ist sie heute großenteils ein protestantisches Land und wird von Christen regiert: Madagaskar ist eine Perle im reichen Diadem der Inseln, von denen Zephania 2, 11 weissagt: „Der Herr wird alle Götter auf Erden vertilgen, und sollen Ihn anbeten alle Inseln unter den Heiden". Und nun soll das alles durch eine französische Besitzergreifung in Frage gestellt, und

Hunderttausende evangelischer Christen der römischen Gegenmission schutzlos preisgegeben sein? Denn es ist ja nur zu bekannt, daß Frankreich, wenn es sich eines fremden Landes bemächtigt, in den Schulen nur die französische Sprache, in den Missionen nur nationale Arbeiter duldet. Wir kennen alle die Missionsgeschichte von Tahiti, wir haben in neuester Zeit gesehen, wie sogar die politisch gewiß unverdächtigen amerikanischen Presbyterianer am Ogowe, am Gabun lahm gelegt wurden und sich zurückziehen mußten, und da die französische protestantische Mission durchaus nicht in der Lage ist, für Madagaskar etwas zu thun, so sind es die Jesuiten, welche das Erbe antreten würden. Und wie wird es erst in Madagaskar sein, wo das französische Selbstgefühl alles aufbieten wird, den beneideten, bisher vorherrschenden, englischen Einfluß zu brechen!

„So wehen thöricht vorwärts die Gedanken", thöricht, weil ja der Herr immer noch im Regimente sitzt, der schon zwei Jahrhunderte lang die Anschläge Rom's auf Madagaskar wunderbar abgewendet hat, und der wahrlich nicht erst auf unsere Klugheit und Vorsicht angewiesen ist, um drohende Wolken zu zerstreuen und Schlimmes wieder gut zu machen.

Darum vorerst weg mit unsern ängstlichen Gedanken, und hinein in die Natur und Geschichte dieses wundervollen Landes, um dann von der großen Krisis zu sprechen, in welcher es beim Erscheinen dieser Blätter mitten drin stehen wird.

---

1. Das Land.

Madagaskar ist die drittgrößte Insel der Welt, Großbritannien und Irland hätten darin zweimal, das deutsche Reich einmal, aber aufs bequemste, mit einem Ueberschuß von mehr als 50000 Geviertkilometern, Platz. Von Afrika ist sie durch den stürmischen Meeresarm von Mazambique, etwa in der Breite der Deutschen Nordsee getrennt. Nach Osten liegen ihre kleinen Tochterinseln Bourbon (Réunion), heute französisch, und das englische Mauritius (einst Ile de France), das in zwei bis drei Tagen einer oft durch Wirbelstürme bedrohten Schiffahrt zu erreichen ist. Nach ihrer Lage, nahe an der Südostküste Afrikas, fast ganz in der Tropen-

zone, sollte man erwarten, daß unsre Insel Natur und Art des benachbarten afrikanischen Küstenstrichs teile: also ein heißes, durstiges Land voll Dornbüsche und steiniger Hochebenen sei. Nichts weniger als das. Madagaskar ist ein laubreiches, schattiges Land, von einem ewig grünen Mantel tiefer Waldungen ringsum eingehüllt, und nur die zentralen Terrassen des Hochlands sind mit grasigen Savannen bedeckt, auf denen ein zahlloser Stamm prächtiger Rinderherden, verwandt dem indischen Höckerrind (Zebu), in halbwildem Zustande schweift: der Reichtum der Einwohner. Aber gleichwie so manche glänzende Insel der Südsee umsäumt ist von einem unnahbaren Gürtel todbringender Riffe, so ist auch das Hochland Madagaskars umgeben und verteidigt von einem breiten, unheilvollen Marschlande, in welchem die Flüsse des Innern sich träge verlieren. Dies Sumpfland ist zwar bedeckt von staunenswertem Pflanzenwuchs: die gabelig geteilte Pandane mit ihren schweren, schraubenförmig gestalteten Blattbüscheln bildet Wälder, die Raphiapalme, die uns den herrlichen, glatten Bast liefert, die mächtige Fächerpalme, und hundert anderer Kraftgestalten aus dem Gewächsreich entzücken hier das Auge, aber dieser Küstenstrich ist für den Weißen unheimlich: böse Gallenfieber und die tödliche Ruhr lauern überall und jeder Zeit, vor allem, wenn die tropische Regenzeit einfällt; auch birgt sich in den Wassern der Kaiman, stets bereit, den Unachtsamen zu erfassen, der in den dünnen, winzigen Kähnen der Eingeborenen sich über die Lagune wagt. In dieser Niederung, schon um die Hafenstadt Tamatave an der Ostseite, und bis in die untere Waldregion hinauf, steht in Gruppen das schönste Gewächs der Insel, eine der herrlichsten Pflanzengestalten von durchaus paradiesischem Gepräge: der Baum der Reisenden. Denkt euch einen riesigen Fächer, dessen zahlreiche, mannslange Stäbe in einer Ebene liegen, an jedem ein breites, ebenfalls mannslanges Bananenblatt, und diesen ungeheuren Fächer auf einem zierlichen, glatten Stamm von 20 bis 30 Fuß Höhe sich wiegend. Zahllos ist der Nutzen, den dies herrliche Gewächs dem Menschen gewährt. Die Frucht ist zwar nicht genießbar, nur ein kleiner harter Same zwischen glänzender hellblauer Wolle; aber zum Bau der Hütten, zum Decken der Dächer, als Hülle der Traglasten, als Tischtuch, Teller und Löffel, kurz zu allem und jedem eignen sich dieser elastische Stamm und dieses feste, glatte,

luftdichte Blatt. Und erſt noch ſammelt ſich in den weiten, hohlen Anſätzen der Blattſtiele am Stamm eine Menge genießbaren, auffallend kühlen Waſſers, ſodaß der durſtige Reiſende mit ſeinem Speer nur hineinzuſtechen braucht, um den Labetrunk bei der Hand zu haben. — Daß in dieſer Niederung alle Obſtbäume der Tropen trefflich gedeihen, braucht nicht geſagt zu werden: die Tamarinde mit dem ſchönen Schatten ihrer Fiederblätter und ihrem erfriſchenden Mark, der Mango mit ſeiner lockenden Goldfrucht, der Brotfruchtbaum und die Kokospalme der Südſee zieren die Nähe der Anſiedelungen.

Ueber dieſer Küſtenzone, die auf der Oſtſeite eine bedeutende Breite hat, ſteigt dann allmählich das Hügelland bis zum Rande des zentralen Hochplateau auf, und ſofort tritt der Reiſende, ausnahmslos von Menſchenhand im Tragſeſſel getragen, in den Schatten des Waldes ein. In Madagaskar giebt es keine Straßen, und die Wege ins Hochland hinauf ſind nicht einmal für Reittiere geeignet; im wohlverſtandenen Intereſſe ihrer Sicherheit haben ſich auch die Leute ſtets ablehnend verhalten gegen die Zumutungen der europäiſchen Konſuln, Verkehrsſtraßen anzulegen und ſo den fremden Truppen den Marſch ins Innere zu erleichtern. Ungefähr 300 Kilometer ſind es von Tamatave nach der Hauptſtadt Antananarivo, welche die Träger in ſechs Tagen zurückzulegen pflegen. Heute verbindet ein Telegraph beide Punkte.

Der Hochwald Madagaskars iſt wie ein Stück aus der Urwaldsnacht der Sundainſeln: blattreich, dicht, hoch, durchwoben mit Schlinggewächſen, die Blätter lang gezogen, in eine ſchnabelartige Spitze auslaufend, um die Regenſtröme raſch abzuleiten und den Zweig zu entlaſten: und auf den Aeſten der alten Bäume einige wundervolle Orchideen ſchwebend. Die Blüte des Angraecum, deren elfenbeinweißer Sporn über fußlang iſt, und welches durch Miſſionar Ellis in die Gärten Englands verpflanzt wurde, hatte die Ehre, das Brautbouquet der Prinzeß Royal bei ihrer Hochzeit mit dem verſtorbenen edeln Kaiſer Friedrich zu zieren.

In dieſem düſtern Walde leben ſeltſame, der Inſel ganz eigene Tiere. Während es in den Sümpfen ſchwärmt von Wildſchweinen und verwilderten Rindern, ſchleichen im Walde die ſchlanken, halb an Affen, halb an Katzen erinnernden Makis oder Lemuren umher, dem Menſchen ganz unſchädlich, nur dem Geflügel gefährlich,

und durch ihre großen, das Tageslicht scheuenden Augen als echte Tiere der Nacht kenntlich, die den Tag in Höhlen verschlafen.

In der angeschwemmten Erde finden sich hie und da Knochen eines mächtigen, ausgestorbenen Vogels, größer als die jetzt noch lebenden Strauße, von dem sich in der alt-arabischen Sage vom Vogel Rock noch eine letzte, verklingende Kunde erhalten hat. Nach der Höhe zu lichtet sich der Wald, das offene Terrassenland mit seinen zerstreuten Reisfeldern (Reis ist die Hauptnahrung auf Madagaskar) beginnt, und die Dörfer der Einwohner zeigen sich zahlreicher. Endlich erreicht der Reisende die letzte Stufe, die wellenförmige Hochebene von Imerina, in einer Seehöhe von etwa 1300 Metern, die schönste, bevölkertste Provinz von über 25 000 Kilometern Oberfläche, mit einer Einwohnerzahl von reichlich einer Million — während die ganze Insel vielleicht fünf Millionen besitzen mag. Hier weht nun eine frische, dem Europäer durchaus zuträgliche Luft, hier liegt, volle 1460 Meter hoch, auf hohem, das Plateau weithin überragendem Felshaupte, die Königsstadt Antananarivo, mit ungefähr 100 000 Einwohnern, gekrönt von dem hohen, luftigen Bau der Königshäuser, deren Dächer den goldenen Adler: das Wappenzeichen des Herrscherhauses, tragen. — Glücklich, wer sich nicht allzu lang in der Malaria der Küste hat aufhalten müssen, der ohne Fieberkeim diese Höhen erreicht! Er kann, wie in Europa, über Berg und Thal wandern und die letzten Höhen, erloschene Vulkane von 2700 Metern besteigen, wo etwa einmal im Jahre Eis und für einige Stunden ein Anflug von Schnee sich einstellt. In den Flanken der Gebirge liegt ein in seinem Umfang erst nur vermuteter, aber schon in manchen deutlichen Spuren nachgewiesener Mineralreichtum verborgen. Eisen ist überall in großer Güte vorhanden und wird seit undenklicher Zeit mit dem einfachen, afrikanischen Doppelblasebalg ausgeschmolzen. Leider hat man auch schon Goldfelder aufgefunden, die nicht verfehlten, einen Zankapfel mehr zwischen den Franzosen und der Regierung abzugeben.

2. Die Leute.

So das Land. Und nun das Volk, das diesen schönen Wohnplatz, dieses „England Afrikas" bewohnt, wie es dessen Geschichtschreiber: der edle William Ellis, in seiner Begeisterung für seine

geliebte Insel nennt. Es ist keine einheitliche Nation, es ist ein buntes Nebeneinander von Stämmen, die Madagaskar bewohnen. Das herrschende und zahlreichste Volk sind die Howas im Innern, auf dem Hochland, vielleicht mit den nächstverwandten Stämmen 1700000 Seelen umfassend. Wie die Natur Madagaskars ein Stück aus der fernen Welt der Sundasee darstellt, so auch dies Volk; es sind Malayen, durch die eigenartigen Züge des Gesichts, das glatte Haar, den olivenfarbenen Teint und — die Hauptsache — durch die Sprache deutlich als solche sich kennzeichnend. Diese Sprache ist heute in Madagaskar die allein herrschende. Als Ellis, dessen Laufbahn 1816 auf Tahiti, unter den Malayen der Südsee begann, zum erstenmal nach Madagaskar kam, hatte er die Freude, daß ihm eine Sprache entgegentrat, in der er sich rasch zurecht finden konnte: am nächsten steht sie einem Dialekt der Insel Sumatra. Wann sind nun diese Malayen — von jeher Meister in der oceanischen Schiffahrt — aus dem fernen Inselmeer über die ganze Breite des pfadlosen indischen Oceans herüber gekommen an Afrikas Küste? Das verliert sich in der Nacht der Zeiten, keine Kunde ist uns geblieben, wir wissen nur, daß die Howas auf der Höhe des Gebirgs, im Lande Ankowa wohnten, bis sie am Ende des letzten Jahrhunderts sich aufrafften und die meisten übrigen Stämme der Insel durch Eroberungskriege um das Jahr 1813 zu einem Reiche unter ihrer Herrschaft vereinigten. Diese „herrschende Rasse" hat bedeutende geistige Eigenschaften. Im Handwerke, auch dem Kunsthandwerk, im Bau schöner Holzhäuser, in anständiger, baumwollener und seidener Kleidung, in den Waffen, im Feldbau und der Viehzucht sind sie allen andern Stämmen voran. Sie sind geborne Redner und lernten, nachdem die englischen Missionare ihrer Sprache eine Schrift geschenkt, reißend schnell lesen und schreiben, und ein Zug zeichnet sie aus: die leidenschaftliche Liebe zum Vaterlande. Aber sie waren bis vor kurzem Heiden, und die böse Natur des Menschen kam bei ihnen, trotz ihres trefflichen Anstandes und ihrer vornehmen Zurückhaltung, oft zu fürchterlichem Ausbruch. Der Sklavenhandel war Jahrhunderte lang nirgends so schrecklich, als an Madagaskars Küsten. Die Haussklaverei ist so gut in Madagaskar in Uebung, als drüben in Afrika; die Lüge galt bei ihnen eher als eine Tugend, unter den Reichen herrschte Vielweiberei: der moralische Zustand

war ein überaus tief gesunkener. Wie drüben in Afrika, lebte auch unter dem Volk Madagaskars ein Bewußtsein des einigen Gottes, den sie „Herrn des Himmels, Duft des Himmels, Quell der Güter“ nannten und beständig im Munde führten. Auch ist der Madagasse von dem Fortleben der Seele nach dem Tode überzeugt. Aber ins Leben ist dieser Gottesbegriff nicht getreten: thatsächlich herrschte, ehe das Christentum sich Bahn brach, eine Götzen-, Ahnen- und Geisterverehrung mannigfaltigster Art, und der Herrscher wurde selbstverständlich auch gelegentlich als sichtbarer Gott verehrt. Sonderbarerweise herrschte auf Madagaskar, wohl von den Arabern eingeführt, die Beschneidung. An das Heidentum schließen sich düstere, satanisch beeinflußte Gebräuche an. Echt afrikanisch ist die entsetzliche Sitte des Gottesurteils. Wie auf der Goldküste der Gifttrank, so war auf Madagaskar der Absud der Tangenanuß, von einem einheimischen Baum entnommen, das Mittel, vermeintliche Verbrecher zu entdecken, und weit mehr als das: dieses Gottesgericht war zur politischen Institution geworden, mittelst deren die Mächtigen, besonders auch der Herrscher, „das Land reinigten“, das heißt sich von den ihnen mißliebigen Elementen im Volk befreiten. Unter einem raffinierten Zeremoniell, dessen teuflischer Ursprung für jeden tiefer Blickenden klar am Tage liegt, wurde der Angeschuldigte gezwungen, den Gifttrank zu nehmen. Erbrach der Unglückliche das Gift und die drei ihm ebenfalls beigebrachten Fetzen einer Vogelhaut, so war er unschuldig: wo nicht, so wurde er sterbend in den Wald geworfen oder lebendig begraben. Unter dem Verhängnis der Tangenaprobe schwebte jeder Madagasse, hoch und niedrig. Man rechnet, daß in der heidnischen Zeit jährlich an 3000 Personen diesem Höllentrank zum Opfer fielen, und daß ein Zehntel der Bevölkerung ihn trinken mußte. Jede Anzeige, jeder Verdacht genügte, um den Offizier oder Minister der Königin so gut als den Sklaven dem Verderben zu weihen. Es war eine Lage allgemeinen Schreckens genau, wie im Spanien des 16. und 17. Jahrhunderts, zur Zeit der Inquisition. Buchstäblich erfüllte sich hier das Wort, daß, „die den Herrn nicht kannten, durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein mußten“. Erst im Jahr 1865 gelang es dem Einfluß des Evangeliums und dem Andringen des englischen Konsuls Packenham, bei Gelegenheit eines Handels-

vertrages die Königin, die übrigens noch keine Christin, aber eine gerechte Regentin war, zur Aufhebung dieser Giftprobe zu bewegen.

Neben den Howas ist in zweiter Linie der Stamm der Sakalawen zu nennen, ein schwarzes, leiblich kräftigeres Volk, mit wolligem Haar, aber nicht vom Typus der Neger, sondern ein Gemisch von Südafrikanern (Kaffern) und Malayen darstellend. Sie bewohnen vorwiegend die Westseite, in einer Zahl von etwa 500000, an die sich auf der Ostseite ein ähnlicher, an Zahl geringerer Stamm anschließt. Nur schwer ertragen diese einst unabhängigen Küstenstämme die früher sehr drückende und hochmütige Herrschaft der Howas. Sie sind es, bei denen die Franzosen, welche die Herrschaft der Howas an sich zu reißen wünschen, ihre Stützpunkte suchten. Viele Tausende ehemaliger Negersklaven aus Afrika, eingewanderte Araber aus der Halbinsel und afrikanische Hamiten (Suahelis) vollenden neben einer relativ recht spärlichen, europäischen Kolonie die madagassische Völkertafel. Nach der Bedeutung ihrer Handelsbeziehungen stehen die Amerikaner und Engländer oben an, dann folgen die Deutschen und erst dann die Franzosen.

Und nun die Geschichte dieser Völker. Geschichte ohne Monumente noch Schriftwerke ist etwas Unsicheres, darum wissen wir auch aus frühern Jahrhunderten nur das, was etwa gelegentlich europäische Seefahrer uns mitteilen. Zwar reicht die Kunde von Madagaskar, durch arabische Schriftsteller (Edrisi) und den bekannten italienischen Weltreisenden Marco Polo, bis ins 13., ja ins 11. Jahrhundert zurück. Aber erst 1506 wurde es von den damals seebeherrschenden Portugiesen wieder entdeckt.

In England wurde das Interesse für Madagaskar geweckt durch einen schiffbrüchigen Schiffsjungen, Robert Drury, der im Anfang des 18. Jahrhunderts Jahre lang als Sklave auf der Insel lebte und dann, glücklich entflohen, zu Hause von dem Wunderlande berichtete, in dem er gelebt. Früher waren die Sakalawen der herrschende Stamm; die Howas, zurückgedrängt in ihre Berge, waren von ihnen tyrannisiert, ausgestoßen und als unrein verachtet. Aber im Jahr 1785 vereinigte ein Howahäuptling seine Volksgenossen, und riß in jahrelangen Kämpfen die Herrschaft über die besten Teile der Insel an sich. Sein Sohn, Radama I., folgte ihm 1810 als König; ein feiner, sanfter Jüngling. Es wird von

ihm erzählt, als einmal sein Vater seine Gemahlin, Radamas Mutter, von sich stieß — im heidnischen Madagaskar etwas gewöhnliches — daß er ein Hühnchen mit einer Schnur an ein Stuhlbein festband. Gefragt, was er damit wolle, antwortete der Knabe: „Es ist ein kleines Huhn, das nach seiner Mutter schreit". Der Vater begriff, was der Junge meinte, sandte nach seiner Frau und setzte sie in ihre frühere Stellung ein. Als König befestigte Radama seine Gewalt und dehnte sie durch zahlreiche Kriegszüge aus, suchte auch zu diesem Zweck mit den auf Mauritius stehenden Engländern Fühlung. Ein einsichtiger und wohlwollender Gouverneur, Mr. Robert Farquhar, kam ihm gern entgegen, sandte ihm Hrn. James Hastie als Instruktor der Truppen und als Lehrer in allerlei Künsten des Friedens, und legte schon damals sein Wort ein für Beschränkung und Abschaffung des abscheulichen Sklavenhandels.

Und nun erscheint auch das Licht des Evangeliums am Horizonte der dunkeln Insel.

3. Anfänge der Mission.

Die Londoner Missionsgesellschaft faßte seit ihrer Gründung die Bearbeitung Madagaskars ins Auge. Nicht umsonst war Mauritius, die frühere Ile de France, nebst der Nachbarinsel Bourbon im Verlauf der napoleonischen Kriege eben erst (1810) an England gefallen, und nur Bourbon 1814 den Franzosen zurückgegeben worden, denn nun konnte Mauritius den englischen Christen als Stützpunkt dienen, um an die Eroberung der mächtigen Nachbarinsel für den Herrn zu gehen. Hier konnten die Glaubensboten ruhig den Moment abwarten, hierhin auch sich zurückziehen, wenn drüben auf Madagaskar die Lage unhaltbar wurde: ohne diesen, vom Herrn genau zur rechten Zeit geschenkten Angriffspunkt hätte das Werk auf Madagaskar wohl nie so erfreulich sich entfaltet. Und so betreten dann, freilich erst am 18. Aug. 1818, die ersten zwei Glaubensboten dieser Gesellschaft mit ihren Familien in Tamatave die madagassische Erde, um dieser mörderischen Küste bald ihren Tribut zu zahlen: nur Mr. Jones überlebte das Fieber, das alle andern: Frau Jones, Herrn und Frau Bevan und zwei Kinder

dahinraffte. Eine frühe „Saat der Mohren", doch kein Verlust für die Sache des Herrn. Aber auch Jones sah sich, durch die Feindschaft eines englischen Händlers, genötigt, das Feld zu räumen und, völlig erschöpft, nach Mauritius zu flüchten. Um die Prüfung voll zu machen, brach ein halb verrückter, provisorischer Gouverneur dieser Insel ohne alle Ursache mit Radama einen Streit vom Zaun und alles, was sein edler Vorgänger Farquhar gethan, schien vernichtet: Madagaskar für die englische Mission geschlossen. Aber dem zurückkehrenden Farquhar gelang es, den erzürnten König zu begütigen: Jones hatte die Freude, als Gefährte Hasties' in der Hauptstadt selbst den König zu begrüßen, der ihn einlud, zu bleiben und andre Missionare zu berufen. Zugleich schloß Hastie im Namen Englands einen Vertrag auf Abschaffung des Sklavenhandels mit ihm ab. Das sind die mühsamen, thränenreichen, aber viel versprechenden Anfänge der madagassischen Mission. Schon im Dezember 1820 eröffnete Jones eine Schule in Antananarivo, woselbst bald eine umfangreiche Station erstand, unter Radamas Schutz und thätigem Beistand, der sie auch gegen das Uebelwollen der heidnischen Priester und des von ihnen erregten Volkes aufs wirksamste schützte. Schon im September 1822 wurde die erste Kirchgemeinde gegründet, zwar mit englisch-kongregationalistischem Gepräge, aber doch für alle evangelischen Bekenntnisse offen. Im gleichen Jahre konnten auch die Schüler vor dem König das 7. Kapitel der Apostelgeschichte englisch lesen und es ins Madagassische übersetzen. Ueber 1000 Zuhörer lauschten in der weiten Kirchenhalle der Verkündigung des Worts, und die Mitglieder der königlichen Familie wohnten meistens bei. Die Insulaner sind sehr musikalisch, und die Kirchenlieder ertönten bald in den Häusern und Hütten zu Stadt und Land. Eine Presse versorgte seit 1826 die Station mit den erforderlichen Schriften.

An Fürstengunst hatte sich bisher die Mission gesonnt; da machte der Herr das Wort zur Wahrheit: verlasse dich nicht auf Fürsten, und nahm den edeln Radama im Juni 1828 hinweg. Er hatte es nicht zum offenen Bekenntnis für Christum gebracht, denn er fiel allmählich in heidnische Ausschweifungen, die ihn hinderten, der Wahrheit, die er doch lieb hatte, ganz die Ehre zu geben.

4. Die Verfolgung.

Ihm sollte sein Adoptivsohn Rakatobe folgen, der erste Schüler, der vor acht Jahren in die Missionsschule eingetreten war, ein trefflicher Jüngling. Aber es sollte anders kommen. Die energische, dem Heidentum fanatisch ergebene Ranavalona, eine der zwölf Weiber Radamas, kam ihm zuvor, gewann die Anführer der Truppen, und ließ sich nach rascher Niedermetzelung der für Rakatobe das Wort ergreifenden Offiziere zur Königin ausrufen. Rakatobe erhielt mit Mühe so viel Zeit, um vor seinem schon gehöhlten Grabe noch ein Gebet zu Gott emporzusenden, dann wurde er von Speeren durchbohrt und verscharrt. Und nun ging ein Schauer über die ganze Insel: die schwarze Athalia, in jeder Hand einen Fetisch, ließ sich auf dem heiligen Götzensteine krönen, wobei sie die Fetische also anredete: „Ich habe Euch von meinen Vorgängern; ich setze mein Vertrauen auf Euch: helft mir nun auch weiter." Das erste war, daß sie in Strömen Bluts alle Verwandten und Freunde Rakatobes und Radamas zum Schweigen brachte. Dann ging es langsam, aber sicher hinter die Christen her. Zwar wurden die christlichen Schulen nicht sofort geschlossen, aber es gab ja andere Mittel: 700 Lehrer und Schüler wurden unter die Soldaten gesteckt. Der englische Agent, der den verstorbenen Hrn. Hastie ersetzen sollte, wurde höflich fortgeschickt, der Vertrag, den Hastie mit Radama geschlossen, als nicht verbindlich erklärt, und es begann offen die „heidnische Reaktion", die ja nie ausbleibt, wo das Evangelium seine Sauerteigskraft entfaltet.

Zu allem Unglück versuchten im August 1829 die Franzosen einen Handstreich gegen die Küste, besetzten Tamatave mit einer ansehnlichen Truppenmacht, und machten von hier Vorstöße ins Land. Aber die gewandte Königin ließ ihre beiden Feldherren Hazo (Wald) und Tazo (Fieber) gegen sie los, und hielt sie mit geschickten Unterhandlungen hin, bis sie in einem kläglichen Zustand das Weite suchten. Inzwischen hielten sich die Missionare still, arbeiteten mehr an Uebersetzung und Druck der Bibel, und konnten 1830 die erste Ausgabe des Neuen Testamentes in 3000 Exemplaren verbreiten. Als Missionar Jones bald darauf krank nach England abreiste, bewies ihm auch die Königin ihre Hochachtung und man feuerte ihm Salutschüsse nach. Auch die Erbauung einer neuen

großen Kapelle in einer Vorstadt wurde nicht gehindert, ja, selbst die Taufe von 20 Madagassen — die erste, welche stattfand — im Mai 1831, wurde von Ranavalona nicht verboten, weil Radama dazu bereits seine Erlaubnis gegeben habe. Um diese Zeit waren bereits 15000 junge Leute durch die christlichen Schulen gegangen, und der Anteil christlicher Soldaten in der Armee war so groß, daß sie die Dispensation von den Götzenzeremonien verlangt hatten, die daselbst in Uebung waren. Aber die Königin verbot doch das heilige Abendmahl, weil derselbe Radama einmal ein — nie gehaltenes — Verbot geistiger Getränke erlassen habe! So schwankte Gunst und Ungunst hin und her, bis sich endlich Ranavalona in ihrem wahren Charakter zeigte. Die Bemerkung eines Christen über die Nutzlosigkeit der Fetische bei einer Krankheit der Königin brachte diese zur Wut. Es soll damals ein Höfling prahlerisch von ihr einen Speer verlangt haben, um sich zu töten, weil diese Christen die alten Götter und die alten Sitten des Landes verhöhnten. Da brach Ranavalona in nervöses Weinen aus und schwur bei ihren Götzen, das Christentum auszurotten, und wenn es jedem Christen das Leben kosten sollte.

Zunächst wurde nun den Missionaren bedeutet, sich lediglich auf den Schulunterricht, ohne Religion, zu beschränken, und am 1. März 1835 wurde vor dem Kabary, d. h. der großen Volksversammlung der Howas, vor 150000 Teilnehmern und 15000 Mann Truppen ein Edikt verkündigt, wonach jeder gehalten sei, die Götzen zu verehren und die heidnischen Gebräuche zu befolgen, und wonach jeder, der Christ sei, sich selbst innerhalb Monatsfrist im Palast mit Namen anzugeben habe, um seine Strafe zu empfangen, bei Vermeidung der Hinrichtung. Der mutige Protest mehrerer Häuptlinge hatte lediglich die Folge, daß die Frist zur Selbstanklage auf eine Woche verkürzt wurde. Eine schreckliche Woche folgte. Mehrere hundert Schüler, zwölf ihrer ältesten Lehrer an der Spitze, erschienen im Palast, um sich anzugeben. Manche Christen wichen ab vor Schreck und bekannten nicht; aber viele standen treu zu ihrem Glauben und vereinigten sich zu andauerndem Gebet. Die Verhöre, die Anklagen, die mörderischen Tangenaproben gingen nun ihren Gang. Auch die Diener der Missionare mußten sich ihr unterziehen, und mehrere starben daran. Gerade jetzt war die Uebersetzung der ganzen Bibel fertig: ein Trost der

Bedrängten; ebenso die unvergleichlich auf die Lage der madagassischen Christen passende Pilgerreise von Bunyan. In Höhlen und Schluchten der Wildnis, in der Nacht der Urwälder sammelten sie sich zum Gebet. Schon waren die englischen Mechaniker und andern Werkmeister abgereist, entgegen den Bitten Ranavalonas, welche sie gerne des Vorteils wegen behalten hätte; aber sie hatten christlichen Charakter genug besessen, um ihr nicht zu willfahren, und nun erfolgte auch die Ausweisung der noch in Madagaskar ausharrenden Missionare selbst.

Im Juli 1835 verließen sie tief betrübt das Land. Jones und Baker wagten es sogar, bis in den Sommer 1836 zu bleiben. Und nun brauchte sich die blutige Königin keinen Zwang mehr anzuthun. Fünfundzwanzig Jahre lang, bis zu ihrem Ende, hat sie das Evangelium und seine Bekenner unterdrückt, das alte Heidentum auf jede Weise begünstigt, und wenn auch Zeiten verhältnismäßiger Ermüdung in der Strenge eintraten, wo die Christen sich wieder mit aller Vorsicht sammeln konnten, so ist immer wieder die Wut der Königin in bittern Verfolgungen aufgelodert. Und während dieser ganzen, langen Zeit waren die madagassischen Christen der Leitung und Hilfe europäischer Missionare gänzlich beraubt. — Man sollte denken, das seien die allerungünstigsten Umstände zur Erhaltung einer Gemeinde, und Standhaftigkeit müsse wohl sehr selten gewesen sein. Dem ist aber nicht so: eine ganze Schar von Blutzeugen hat im Gegenteil in einfacher, rührender, aber heldenfester Weise sterbend den Herrn verherrlicht. Die erste war Rasaloma, eine Madagassin, die sich selbst anzeigte. Als sie getrost und fest blieb, bis sie unter den Speeren der Soldaten sank mit den Worten: „Ich gehe nun zu Jesu, Er ruft mich, ich fürchte mich nicht", bemerkten die Soldaten staunend, daß es ein mächtiger Zauber sein müsse, der den Christen alle Todesfurcht benehme. Diesen Zauber empfand auch Rosaralahy, ein christlicher Jüngling, der sich, der Gefahr nicht achtend, — auch er wurde später hingerichtet — auf dem Todesgang Rasalomas durch den Zug der Bewaffneten bis zu ihr hindrängte, sie begleitete und ihr laut zusprach: „Meine Schwester, ich will dich nicht verlassen bis ans Ende." Es war im August 1837. Am 9. Juli 1840 fand unter ungeheuerm Zuströmen des Volkes eine der öffentlichen Gerichtsverhandlungen gegen Christen statt. Neun Christen, denen ein englischer Händler,

Mr. Griffith, zur Flucht verholfen hatte, wurden da verurteilt, vor dessen Hause ausgestellt und dann gespeert; er selbst wurde von der Insel verbannt.

In der Art der Prozeßführung gegen ihre Feinde und in ihrer Hinrichtung begegnet sich auffallend die blutige Heidin mit den Königen von Spanien, Philipp II. und Carl V.; wie diese bei den Autos de fe, so entfaltete auch Ranavalona den möglichsten Pomp: das Militär zog auf, die große Volksversammlung wurde aufgeboten, der Donner der Kanonen, der Lärm der Musikbanden verkündete die Bluturteile. Die Adeligen, deren Blut nach einem alten Aberglauben nicht vergossen werden durfte, wurden lebendig verbrannt, mehrere auch von einer hohen Felswand am Rande der Hauptstadt herabgestürzt, ihre Familien in Sklaverei abgeführt.

Aber wunderbar: das Blut der Märtyrer war auch hier der Same der Kirche. Der einzige, geliebte Sohn der Königin, der Thronerbe, Prinz Rakatond (d. h. der junge) Radama, ließ sich nicht abhalten, die Gottesdienste zu besuchen, und machte kein Hehl daraus. Die Mutter, darauf aufmerksam gemacht, entzog ihn freilich der Verfolgung: „Er ist noch jung und weiß nicht, was sich schickt, auch ist er mein einziger Sohn."

Als einmal vier Adelige zum Scheiterhaufen geführt wurden, sangen sie, wie einst die französischen Hugenotten ihr Todeslied, den 118. Psalm, das ergreifende, madagassische Abschiedslied:

„Es giebt ein schönes Land,
Das völlig glücklich macht;
Dort weilt die Ruhe stets
Und Kummer nimmermehr."

Entsetzlich und doch glorreich war die Szene, als 14 der Verurteilten von dem Felsen herabgestoßen wurden. An einem Seil über dem 150 Fuß hohen Abgrund voll zackiger Klippen schwebend, wurden sie einer nach dem andern gefragt, ob sie aufhören wollten zu beten. Alle antworteten mit Nein, und der Strick wurde durchschnitten. Die Körper zerschellten, wie sie von Vorsprung zu Vorsprung hinabrollten. —

Diese Greuel trugen viel dazu bei, dem Volke die Augen zu öffnen. Prinz Ramonja, Neffe der Königin, zum gemeinen Soldaten degradiert, wurde eifrig besucht und getröstet vom Thronfolger,

der unendlich viel that, um das Los der Christen zu erleichtern, und mehrere Große thaten dasselbe. Als eine große Zahl von Christen, die in den Steinbrüchen zu Mantasoa als Sklaven arbeiten mußten, am Ende ihrer Strafzeit nochmals dahin gesandt werden sollten, da legte Rakatond Rondama offen für sie sein Wort ein, und der neue Oberbefehlshaber der Truppen erklärte der Königin: „Der Blitz schlägt nie zum zweiten Mal.“ Sie wurden entlassen. Und als Prinz Ramonja später Palastoffizier wurde, hielt er selbst allda Gebetsversammlungen, und sprach unerschrocken mit der Königin vom Evangelium, das sie verfolgte.

Als im Jahre 1832 der bisherige erste Minister der Königin, Rainiharo, starb, und sein Sohn, ein Freund des Thronerben, ihm folgte, als auch gleichzeitig der Thronerbe Staatssekretär wurde, da hielt die Londoner Missionsgesellschaft den Moment für günstig, die schmerzlich unterbrochene Verbindung mit Madagaskar wieder anzuknüpfen. Schon während der bittersten Verfolgung, 1839, hatte ihr kühner Agent, Herr Johns, von Mauritius aus, als Matrose verkleidet, fünf verfolgte Christen in Tamatave auf sein zu diesem Zweck gemietetes Schiff zu bringen und zu retten vermocht und sie nach England geführt, um über ihr Vaterland Bericht zu geben; derselbe Johns hatte den Mut, 1840, nach dieser That wieder nach Antananarivo hinauf zu gehen, wo er gerade neun Christen unmittelbar vor ihrer Hinrichtung fand. Er starb 1843 selbst den Tod für seine madagassischen Brüder, erschöpft von all diesen Anstrengungen, in Nossi Be, wo er sich aufhielt, um von hier aus weitere Flüchtlinge zu bergen. Jetzt aber sandte die Gesellschaft ihren Sekretär William Ellis, den bewährten Erstlings-Missionar Polynesiens, den Gefährten des auf Erromango geopferten John Williams, nach Tamatave. Allein mit höflichen Ausflüchten verbat sich Ranavalona seinen Besuch: „Er möge doch ja recht schnell auch von Tamatave wegreisen, da ihm das dortige Klima leicht schädlich sein könne!“ Aber ein Ellis ließ sich so leicht nicht abweisen. Er kam wieder im Jahre 1852. Nun mußte die Cholera den Vorwand abgeben, ihn nicht nach Antananarivo kommen zu lassen. Immerhin gelang es ihm, viele zu trösten, die ihm ihre Wunden: „die Malzeichen des Herrn Jesu“ zeigten, und trotz dem strengen Verbot allmählich 1500 Bibeln unter seinem Kleide vom Schiff ans Land zu bringen. 1856 drang der unermüdliche Streiter

Christi endlich in die Hauptstadt vor, nachdem ihm Ranavalona auf ein erneutes Gesuch endlich Erlaubnis gegeben. Doch nur ein Monat war ihm verstattet, ohne daß er anders als im geheimen die Christen sehen konnte. Ein feierlicher Empfang wurde ihm gewährt, aber jede Besprechung der brennenden Frage vermieden; „da jetzt die Regenzeit herankomme, so möchte ihm ein längerer Aufenthalt nicht wohl bekommen", so klang jetzt die höfliche Ausweisung. Tief betrübt gab der Kronprinz ihm das Geleite und befahl ihn beim Abschied mit herzlichem Händedruck der Obhut Gottes. Kurz nach seiner Abreise brach nun aber die Verfolgung mit der alten Grausamkeit los. Zwei Franzosen, Lambert und Laborde, die bedeutende industrielle Anlagen in Madagaskar gegründet hatten, mischten sich in die Politik und arbeiteten an der Entthronung Ranavalonas und der Erhebung des Kronprinzen an ihrer Stelle zum König von Madagaskar. Diese Pläne wurden entdeckt, diese Franzosen, mehrere Jesuiten und eine deutsche, ganz unschuldige Reisende, Frau Ida Pfeiffer, in aller Eile fortgejagt, und sofort loderte auch der Haß gegen die Christen von neuem auf. Die englischen Missionare, die es am besten wissen können, versichern, daß die Beschuldigung, die Christen seien an der Verschwörung beteiligt gewesen, gerade so begründet war, als Neros Anklage, die römischen Christen hätten die Weltstadt angezündet, die er in wahnsinniger Zerstörungslust selbst in Brand gesetzt hatte. Auch bildete die Teilnahme am Komplott keinen Gegenstand der Anklage gegen sie, sondern lediglich, wie gewohnt, das Beten, das Bibellesen und das Singen der Christenlieder. Wieder rief das Feuer der Kanonen ein allgemeines Kabary zusammen, wieder sollten die Christen sich selbst anzeigen, wieder wurden über 200 zu verschiedenen Strafen verurteilt und 14 von ihnen öffentlich zu Tode gesteinigt, andere vom Felsen gestürzt und viele in schwere, eiserne Fesseln geschlagen.

Es sind in einer Schrift des trefflichen norwegischen Missionars Lars Dahle (Madagaskar und dessen Bewohner. Christiania. 1877) die Berichte aus dieser großen Leidenszeit der madagassischen Kirche zu einem guten Teil als Legenden bezeichnet worden; nur etwas über 60 Christen seien wirklich hingerichtet worden und die in der Verfolgung von 1857 umgekommenen Christen hätten sich dies Los zum großen Teil durch Teilnahme am Komplott gegen die Königin selbst zugezogen.

Wir können diesem Urteil des kritischen Norwegers durchaus nicht folgen. Er betrat Madagaskar erst im Jahre 1870, also dreizehn Jahre nach der letzten Verfolgung (1857). Bedenkt man nun, wie rasch diese Bevölkerungen dahin leben, wie schwer es ist, nach so langer Zeit unter einem Volke, dessen Sprache uns so fremd ist, bestimmte Angaben zu sammeln, so kann uns das dürftige Ergebnis Dahles nicht wundern, und wir werden ihm nur einen akademischen Wert beimessen. Bedenkt man anderseits, daß die Sendboten der Londoner Mission nie den Faden der Ereignisse aus der Hand verloren, daß sie in jedem Augenblick, wo es möglich war, sich den leidenden Christen auf Madagaskar näherten, daß Jones und Baker noch im Sommer 1836 in Antananarivo standen, daß die Brüder auf Mauritius in stetem brieflichem Verkehr mit den Verfolgten blieben, und deren Briefe erhielten: so 1840, 1842, 1846, 1847, 1852, 1861; daß auch ein eingehendes Tagebuch eines Christen ihnen zu Gebote stand, daß der tapfere Johns, der Retter so vieler Flüchtlinge, sich 1840, gerade unmittelbar vor der Hinrichtung von neun Christen, wieder nach der Hauptstadt hinauf wagte, daß dann Ellis 1853 und 1854 in Tamatave war und 1856 in die Höhle der Löwin selbst vordrang; so haben wir eine erdrückende Fülle der unverdächtigsten, gleichzeitigen Zeugnisse, gegen die schlechterdings nicht aufzukommen ist. Wenn Männer, die eine solche Arbeit verrichten, unser Vertrauen nicht verdienen: wem soll man dann noch glauben? Auch spricht ja der Inhalt ihrer Berichte deutlich für die innere Wahrheit: da ist nichts auf den Effekt gerichtet, vielmehr herrscht eine große Einfachheit: die madagassischen Christen sterben, als ob es sich von selbst verstünde. Und wenn nachträglich die Christen der Teilnahme an der Verschwörung gegen Ranavalona beschuldigt werden, so wäre es ja nur zu natürlich, wenn einzelne sich vielleicht hineinziehen ließen; daß sie aber im ganzen der Sache fern standen, ist jedem klar, der weiß, daß jener Plan von der französischen Kolonie in der Hauptstadt: zwei daselbst residierenden französischen Spekulanten und den Jesuiten, ausging, denen ja die evangelischen eingeborenen Christen höchst abgeneigt gegenüber standen.

Schon im Jahre 1863 hat die Londoner Missionsgesellschaft ihren Bericht: Madagascar, its mission and its martyrs in zweiter Auflage veröffentlicht. Im gleichen Jahre sandte sie Herrn James

Sibree nach der Insel, welcher sofort zwei von den vier schönen Gedächtniskirchen errichtete, welche jetzt die Richtplätze zieren, auf denen die Hinrichtungen der Märtyrer stattfanden, an den Stellen, wo Ellis bei seinem Besuche 1856 noch die Pfähle und Gebeine sah. Man pflegt nach so kurzer Zeit doch nicht schon apokryphe Gedächtniskirchen unter den Augen eines ganzen Volkes zu bauen. Sibree nimmt an, daß 200 Christen hingerichtet wurden; nimmt man die hinzu, welche auf andere Weise: durch die Tangenaprobe, durch Verschickung in die Steinbrüche und die Gefängnisse im ungesunden Tieflande, durch die schweren Fesseln, durch Hunger und Degradation zu gemeinen Soldaten zugrunde gingen, so wird man der Londoner Gesellschaft das Recht nicht nehmen können, von einer Märtyrerkirche Madagaskars zu sprechen.

Hauptsache aber — und die ist auch von dem wahrheitseifrigen Dahle anerkannt, ist: diese 25jährige Verfolgung hat die Zahl und den Glauben der madagassischen Christen nicht vermindert, sondern in wunderbarer Weise vermehrt und gekräftigt; als die Insel wieder zugänglich war, haben die Sendboten mit Staunen überall und massenhaft christliche Gruppen vorgefunden, die im Verborgenen der Gemeinschaft gepflogen hatten, und nun hungernd nach weiterer Pflege bereit standen. Das ist ein köstliches Zeugnis für die Missionsmethode der teuren Londoner: indem sie den Unterricht ganz und gar auf das Wort Gottes gründeten, waren ihre Schüler imstande, sich auch ohne Lehrer am Worte zu halten, sich darauf zu gründen und weiter zu bauen; sie waren Bibelchristen, und schöpften für sich und andere Lebenskräfte fort und fort, wo wahrscheinlich jede andere Mission, die diesen Grund nicht gelegt, spurlos untergegangen wäre.

5. Der Sieg des Kreuzes.

Aber jetzt war auch die Hilfe schon da. Ranavalona erkrankte 1861 schwer, umgab sich mit ihren Götzen und Zaubereien, und starb im Juli desselben Jahres. Ein Vierteljahrhundert hatte sie geeifert für das alte Heidentum mit allen Mitteln des Schreckens und der Gewalt und hatte ihr Land seiner besten Kinder beraubt. Was war der Erfolg? Ein wunderbarer vor unsern Augen. Die

madagassische Christengemeinde, obschon führerlos und zerstreut und geachtet als die Schlachtschafe, hatte sich zahlreich im Glauben erhalten und bedeutend vermehrt; der Kronprinz war dem unterdrückten Glauben zugefallen, und nun stand dieser, als Radama II., an der Spitze der Insel, und die aus ihren Verstecken und aus der Sklaverei herbeieilenden Christen sangen: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann wird uns sein wie den Träumenden.“

Schon am Tage seiner Proklamation zum König verkündete er volle Glaubensfreiheit, und that späterhin alles, um den beraubten Christen ihr Eigentum wiederzuerstatten. Als die Götzenpriester ihn beschworen, sich auf die alten Fetische zu verlassen, antwortete er damit, daß er eines der Götzenhäuser niederbrennen, und alle Götzen aus dem Palast entfernen ließ. Auch das furchtbare Tangena-Urteil wurde von ihm aufgehoben. Ueberstürzt suchte nun der junge Mann, der so viel vom Heidentum erlitten hatte, neue Bahnen zu gehen: er gestattete nicht nur Handelsfreiheit, sondern schaffte auch alle Zölle ab, sodaß die Häfen im Nu mit einer Flut von Branntwein überschwemmt waren; in einer Woche von Mauritius aus allein mit 60,000 Gallonen: ein Ruin für das sinnliche Volk der Madagassen. Leider lieh er auch fremden Abenteurern und Schmeichlern willig sein Ohr, zu seinem eigenen Verderben. Sofort sandte nun die Londoner Mission Herrn Ellis wieder nach Antananarivo. Es war dringend nötig; denn schon hatten sich französische römische Priester daselbst eingenistet. Im Triumph wurde er in Tamatave empfangen, und vor der Hauptstadt holte ihn eine Deputation von Christen ein. Umgeben, umdrängt von Freunden, vom Königspaar herzlich aufgenommen, ließ er sich die Leidensgeschichte der letzten Jahre von den vielgeprüften Christen erzählen und besuchte dann die Stätten, wo die Märtyrer gelitten. Und nun erstanden fröhlich die zerstörten Kapellen und christlichen Schulen, und es kam so weit, daß Ellis, inmitten einer großen Versammlung und in Gegenwart des Königs, sagen durfte: „Der König hat ohne Zweifel viel für sein Volk und für das Christentum gethan, eines aber fehlt ihm noch; es ist das eine, das not thut: er ist selbst noch nicht Christ geworden.“ Verlegen antwortete Radama II., er bitte Gott, dem er dienen wolle, ihn zu erleuchten und ihn zu lehren, was er thun solle.

Eine ganze Schar von Londoner Missionaren zog nun wieder hinauf nach dem schönen Imerina. Auch die Gesellschaft der Freunde und die kirchliche Missionsgesellschaft sandte ihre Boten. Leider nahm es mit dem schwachen Radama eine schlimme Wendung. Er verstrickte sich immer mehr in Trunkenheit und andere Sünden, unterzeichnete dem Franzosen Lambert leichtsinnig einen weitgehenden, auch die Jesuiten zulassenden Vertrag, lieh abergläubischen Vorspiegelungen das Ohr, und gab zuletzt Zeichen offenbaren Irrsinns, sodaß er z. B. ein Gesetz erließ und hartnäckig darauf bestand, alle, die irgend einen Streit hätten, sollten ihn auf offenem Platz durch Zweikampf austragen! Er trieb es so weit, daß die erzürnten und bestürzten Großen sich der Günstlinge des Königs, und darauf seiner selbst bemächtigten und ihn kurzer Hand erwürgten. Ein trauriges Beispiel eines Fürsten, der, zu Besserem bestimmt, die heidnischen Lüste nicht lassen wollte und deshalb auch sein Herz dem Herrn nicht geben konnte. —

Die siegreiche Partei bot nun der Königin Rasohérina die Krone an, und diese führte eine Art von konstitutioneller Regierung ein. Christin war sie durchaus nicht, sondern hielt an den Götzen. Doch das kam eher dem echten Christentum zu gut, denn die überstürzte Gunst eines Radama II. mußte nur die Heuchelei und den Augendienst befördern. Rasohérina regierte gerecht, hielt streng die Glaubensfreiheit aufrecht, und die Nachfrage nach dem Worte Gottes wuchs, sodaß einmal der Missionar W. E. Cousins im Freien einer Menge von 3000 Personen predigen konnte.

Schon 1868 starb diese gute Königin; sie soll vor ihrem Tode noch zum Gott der Christen gebetet haben.

Ihre Nichte folgte ihr als Ranavalona II., die sich einen Monat nach ihrer Krönung mit ihrem ersten Minister christlich trauen und durch einen eingeborenen Prediger im Hofe des Palasts taufen ließ.

Es zeigte sich, daß schon als kleines Kind diese Königin von einem der vier Adeligen, die lebendig verbrannt worden waren, den ersten Unterricht im Glauben an den Herrn erhalten hatte. Große Scharen: die Offiziere und Staatsbeamten ließen sich nun taufen, auch der Hüter der Fetische von Rasohérina. Die Missionare hatten genug zu thun, um die ferne zu halten, die lediglich aus Politik sich zur Taufe drängten. Als Antwort auf die Drohung

der Götzenpriester, daß die Fetische immer noch töten könnten, befahl die Königin die öffentliche Verbrennung der Staatsgötzen und ließ auch durch das ganze Land hin durch Beamte überall die Zeichen des heidnischen Kultus zerstören. „Die alten Götter hat man uns genommen; euern neuen Gott kennen wir noch nicht, sendet uns Lehrer", so tönte es aus allen Schichten des Volkes Madagaskars zur Hauptstadt herauf. Nicht weniger als 150 000 Negersklaven befreite die Königin zum Teil aus eigenen Mitteln; mit der Schnelligkeit Japans wuchsen die Anfänge moderner Einrichtungen aus dem Boden: Schulzwang, Schwurgerichte, Zivilstand, höhere Schulen, eine eigentliche Akademie in Antananarivo, Verbot der Fabrikation und des Verkaufs von Branntwein im Innern des Landes.

Eine ruhige Entwicklung folgte nun: in die Epoche von 1869 bis 1884 fällt die unausgesetzte Thätigkeit der Missionsgesellschaften. Der Uebergang der Howas von einem heidnischen Volk zu einem dem Namen nach christlichen war ein ganz plötzlicher gewesen; nun kam die stille Arbeit in die Tiefe zu ihrem Recht.

Mitten in diese Entwicklung hinein fiel aber, von 1883 bis 1885, einer der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich wiederholenden Einfälle der Franzosen: diesmal ein förmlicher, mit großen Mitteln geführter Krieg. Dazu kam schon im Juli 1883 der frühe Tod der Königin, die sich nach dem Urteil der englischen Missionare als eine wahre, hochherzige Christin erwiesen hatte. Jeden Tag hat sie eine Stunde, mitten im Drang der Geschäfte, der Betrachtung des Wortes Gottes gewidmet, und alle wichtigen Fragen dem Herrn vorgelegt, ehe sie sich entschied.

Ihr folgte ihre Nichte, erst 20 Jahre alt, als Ranavalona III, die heutige Königin, eine Schülerin der Mission der „Freunde", und eine ebenso treue Christin. Nachdem die Franzosen mehrere Landungen ohne besonderes Resultat versucht, einige Hafenplätze bombardiert und (nach englischen Berichten) durch Fieber und andere Krankheiten tausende von Soldaten verloren und viele Millionen Franken zugesetzt, glückte es ihnen doch, am 17. Dezember 1885 dem Lande, in welches einzudringen ihnen nicht gelang, einen Friedensvertrag abzugewinnen, worin sie sich die im Norden der Insel gelegene, große Bai von Diego-Suarez abtreten ließe die Zulassung eines Residenten in Antananarivo erreichten

dessen Kontrolle die Königin mit keiner auswärtigen Macht verkehren solle, während im übrigen die Unabhängigkeit der Madagassen anerkannt wurde. Daß sie sich auch die schon längst bestehende Religionsfreiheit zusichern ließen, das haben sie natürlich zu Handen der Jesuiten gethan, die zwar in Frankreich nicht geduldet, aber dafür in allen französischen Kolonien als besonders eifrige, politische Gehilfen Frankreichs bevorzugt werden. Seither herrschte bis auf unsere Tage Ruhe im Lande. Madagaskar bietet das in seiner Art einzige Schauspiel aus unserer Zeit, daß ein ganzes Volk im Laufe von 50 Jahren aus tiefstem Heidentum wenigstens äußerlich zu einem christlichen geworden ist.

(Schluß folgt.)

Ein Missionsjubiläum.

Es sind demnächst drei Jahre, daß die Missionsgesellschaft der englischen Baptisten ihr hundertjähriges Jubiläum feierte. Wir haben damals der Gründung dieser Mission, die mit der Persönlichkeit eines William Carey aufs engste verknüpft ist, auch in unserer Zeitschrift gedacht und im Anschluß daran das Lebensbild jenes Mannes unseren Lesern vor die Augen geführt.

Dieses Jahr nun ist es die große Londoner Missionsgesellschaft, deren Grundstein in den Septembertagen des Jahres 1795 gelegt wurde, die jetzt mit Dank gegen Gott auf ihr hundertjähriges Bestehen zurückblicken darf. Ihrer Gründung gingen indes mancherlei Anregungen voraus. Denn wenn auch der Missionsgedanke in seiner praktischen Gestalt damals von den meisten Zeitgenossen noch als frommer Wahn belächelt wurde, so war er doch schon in manchen Gemütern rege geworden, noch ehe die Baptisten unter Careys Einfluß sich zusammenschlossen und zur That schritten. So war es vor allem ein Geistlicher der bischöflichen Staatskirche, Dr. Haweis,

*) Quellen: The Story of the L. M. S. 1795—1895 by C. Silvester Horne. — Evang. Missions-Magazin 1857.

der Götzenpriester, daß die Fetische immer noch töten könnten, befahl die Königin die öffentliche Verbrennung der Staatsgötzen und ließ auch durch das ganze Land hin durch Beamte überall die Zeichen des heidnischen Kultus zerstören. „Die alten Götter hat man uns genommen; euern neuen Gott kennen wir noch nicht, sendet uns Lehrer", so tönte es aus allen Schichten des Volkes Madagaskars zur Hauptstadt herauf. Nicht weniger als 150 000 Negersklaven befreite die Königin zum Teil aus eigenen Mitteln; mit der Schnelligkeit Japans wuchsen die Anfänge moderner Einrichtungen aus dem Boden: Schulzwang, Schwurgerichte, Zivilstand, höhere Schulen, eine eigentliche Akademie in Antananarivo, Verbot der Fabrikation und des Verkaufs von Branntwein im Innern des Landes.

Eine ruhige Entwicklung folgte nun: in die Epoche von 1869 bis 1884 fällt die unausgesetzte Thätigkeit der Missionsgesellschaften. Der Uebergang der Howas von einem heidnischen Volk zu einem dem Namen nach christlichen war ein ganz plötzlicher gewesen; nun kam die stille Arbeit in die Tiefe zu ihrem Recht.

Mitten in diese Entwicklung hinein fiel aber, von 1883 bis 1885, einer der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich wiederholenden Einfälle der Franzosen: diesmal ein förmlicher, mit großen Mitteln geführter Krieg. Dazu kam schon im Juli 1883 der frühe Tod der Königin, die sich nach dem Urteil der englischen Missionare als eine wahre, hochherzige Christin erwiesen hatte. Jeden Tag hat sie eine Stunde, mitten im Drang der Geschäfte, der Betrachtung des Wortes Gottes gewidmet, und alle wichtigen Fragen dem Herrn vorgelegt, ehe sie sich entschied.

Ihr folgte ihre Nichte, erst 20 Jahre alt, als Ranavalona III, die heutige Königin, eine Schülerin der Mission der „Freunde", und eine ebenso treue Christin. Nachdem die Franzosen mehrere Landungen ohne besonderes Resultat versucht, einige Hafenplätze bombardiert und (nach englischen Berichten) durch Fieber und andere Krankheiten tausende von Soldaten verloren und viele Millionen Franken zugesetzt, glückte es ihnen doch, am 17. Dezember 1885 dem Lande, in welches einzudringen ihnen nicht gelang, einen Friedensvertrag abzugewinnen, worin sie sich die im Norden der Insel gelegene, große Bai von Diego-Suarez abtreten ließen, und die Zulassung eines Residenten in Antananarivo erreichten, ohne

die Ausbreitung des Reiches Christi verband.*) Durch diesen weitherzigen Charakter, den die Herausgeber der Zeitschrift vertraten, hat das „Evangelische Magazin“ wesentlich mit dazu beigetragen, die evangelische Stellung der bald darauf entstehenden „Londoner Missionsgesellschaft“, der „Religiösen Traktatgesellschaft“ und der „Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft“ vorzubereiten.

Zunächst sollte es zur Gründung der Londoner Missionsgesellschaft kommen. Der Drang, etwas in Bezug auf die Mission zu thun, trat immer stärker hervor und selbst in einzelnen Distriktssynoden ließen sich manche Stimmen hören, die es der Kirche Christi zur Pflicht machten, den Heiden das Evangelium zu bringen. Diesen Aeußerungen gab besonders eine Schrift beredten Ausdruck, die im Jahr 1794 erschien unter dem Titel: „Briefe über Mission, gerichtet an die protestantische Geistlichkeit der britischen Kirchen.“ Ihr Verfasser war der Prediger Melville Horne, der als ehemaliger Kaplan der Kolonie Sierra Leone (Westafrika) als Augenzeuge von der Not der Heiden und der Pflicht der Christen zu reden wußte. Dieser Umstand verlieh seinen Worten ein besonderes Gewicht. Sein Appell an die Diener der Kirche rief einen bedeutenden Eindruck hervor.

„Vor dem Richterstuhl der heiligen Schrift und des Gewissens“, ruft er darin aus, „klage ich in der Gegenwart Gottes euch, Väter, Brüder, Diener Christi, klage ich mich selbst an, daß wir die großen Interessen unseres Herrn und Meisters verraten haben, dadurch, daß wir uns bis daher weigerten, sein Evangelium auszubreiten. Ich klage euch an der offenen und anhaltenden Verletzung des Befehls Christi: Gehet hin und prediget das Evangelium aller Kreatur. Ich klage euch an der unaussprechlich großen Schuld, jene unausforschlichen Reichtümer des Heils im Schweißtuch vergraben zu haben, die den Heiden zu predigen der Apostel Paulus für den Ruhm seines Lebens achtete. Endlich klage ich euch an, daß ihr das alles ohne Scham und Erröten gethan, ja daß ihr fast das Gegenteil zu thun bemüht waret. Wie viel Geld habt ihr für diese Sache beigesteuert? Welche Vereine dafür habt ihr gegründet? Wie viel Gebete habt ihr dafür zum Herrn gesendet? Durch was für Ermahnungen habt ihr eure Gemeinden und euch untereinander zu der großen Sache der Mission angefeuert?“ —

*) Diese Zeitschrift hat dem späteren Basler Missionsinspektor Blumhardt als Vorbild gedient, nach welchem er das von der Basler Mission (seit 1816) herausgegebene und von ihm redigierte Evangelische Missions-Magazin gestaltete.

der von der Reisebeschreibung des berühmten Weltumseglers Cook (1771—1782) ergriffen, in jenen Schilderungen einen mazedonischen Ruf erkannte und von dem Wunsch beseelt war, Missionare nach der Südsee auszusenden. Er besprach 1787 diesen Plan mit der frommen Lady Huntingdon, deren Kaplan er war. Diese ging auch mit aller Bereitwilligkeit darauf ein, zwei junge Leute auf ihre Kosten dahin auszusenden; aber es wurde nichts daraus. Wohl fanden sich zwei Jünglinge, die sich dafür meldeten und in einem Kolleg in Wales die nötige Ausbildung erhielten; aber da sie nicht auf einer Universität studiert hatten, so fand sich kein Bischof dazu bereit, ihnen die kirchliche Ordination zu erteilen. Ohne diese wollten die beiden sich aber nicht aussenden lassen. Somit zerschlug sich die Sache. Auch ein erneuter Versuch, den Dr. Haweis im Jahr 1791 mit einem andern jungen Mann zum machen gedachte, hatte keinen Erfolg, da er für das Unternehmen keine Unterstützung fand.

Bald darauf — im folgenden Jahr — führte Careys Aufruf und seine geistesmächtige, zündende Predigt in Nottingham zur Gründung der Baptisten-Missionsgesellschaft. Damit kam es zu einer Vereinigung der Kräfte zum Zweck der Mission unter den Heiden. Daran hatte es bei aller Sympathie für die Sache bis jetzt gefehlt. Die Bedeutung solcher Vereinigung machte sich denn auch bald bei den ernstgesinnten Gliedern der verschiedenen kirchlichen Richtungen Englands in segensreicher Weise fühlbar. Sie fand zunächst darin ihren Ausdruck, daß schon Anfang 1793 eine Anzahl von Geistlichen verschiedener Denominationen zusammentraten und die Herausgabe einer christlichen Zeitschrift beschlossen, durch die „das Christenvolk aus der herrschenden Erschlaffung aufgeweckt und zu einer ernstlichen und lebendigen Erwägung seiner Pflicht gebracht werden sollte, auf jede Art und Weise mitzuhelfen, daß das Reich des Erlösers ausgebreitet werde.“ Im Juli 1793 erschien die erste Nummer dieser Zeitschrift unter dem Titel „Evangelisches Magazin“ (Evangelical Magazine). Seine Bedeutung für die damalige Zeit — wenn wir uns die kirchlichen Verhältnisse jener Tage vergegenwärtigen — lag hauptsächlich darin, daß es inmitten der verschiedenen Kirchenparteien durch seinen echt evangelischen Standpunkt alle edleren Geister mit einander in Berührung brachte und alle an Jesum, den Sohn Gottes, gläubigen Seelen zu einem brüderlichen Bund und zu gemeinsamer Thätigkeit für

die Mission erwärmt wurde. Indem er eine litterarische Anzeige von jenen Briefen in das „Evangelische Magazin" einsandte, erbot er sich zugleich, 500 Pfund (10000 Mark) für die Ausrüstung der ersten Missionare zu geben. „Meine frühere Erfahrung aber", schrieb er, „hat mich überzeugt, daß nur durch eine allgemeine Vereinigung der Gläubigen aller Kirchenparteien eine feste, solide Grundlage für eine Missionsunternehmung gewonnen werden kann." Aber schon ehe Haweis dieses schrieb, hatte der presbyterianische Geistliche Dr. Bogue in derselben Zeitschrift einen eindrücklichen Brief „an alle evangelischen Dissenters, die an der Kindertaufe festhalten", veröffentlicht, worin er auf die Thatsache hinwies, daß die Bischöflichen bereits durch die Ausbreitungsgesellschaft Mission trieben; die Baptisten hätten eben damit begonnen, die Methodisten evangelisierten in den Kolonien und die mährischen Brüder des Kontinents (die Herrnhuter) brächten schon längst große Opfer für diese heilige Sache; nur die Independenten lägen müßig auf den Ruderbänken. Dr. Bogues Aufruf bewegte sich aber nicht bloß in allgemeinen Redensarten über Pflicht und Beruf der Mission, sondern er machte auch ganz bestimmte Vorschläge in Bezug auf die Ausbildung und Aussendung von Missionaren. Zu diesem Zweck schlug er die Gründung eines Missionsseminars vor, ein Gedanke, worin der weitsichtige Mann seinen britischen Zeitgenossen weit voraus war.

Diese Zuschrift Dr. Bogues hatte zunächst den Erfolg, daß am 4. November 1794 acht Geistliche verschiedener Denominationen zusammenkamen und den Beschluß faßten, noch weitere Freunde zu ihren regelmäßigen Zusammenkünften einzuladen. In letzteren, die alle 14 Tage stattfanden, war außer Gebet und Schriftbetrachtung die Missionssache Hauptgegenstand. Diese Versammlungen, an denen bald viele warmherzige Männer der Stadt London und ihrer Nachbarschaft teilnahmen, bildeten den Kryſtallisationspunkt, an den sich immer neue, lebendige Kräfte anschlossen. Von hier aus erging auch bald eine von zirka 34 Geistlichen und Laien unterzeichnete förmliche Einladung zur Bildung einer Missionsgesellschaft in 15000 Exemplaren ins ganze Land. Die darauf erfolgenden Zusagen der Teilnahme und Mitwirkung ermutigten jenen Kreis von Freunden, eine allgemeine Versammlung für den 22., 23. und 24. September 1795 auszuschreiben, um die Sache zur That werden zu lassen.

Auch die Art, wie die Sache anzugreifen sei, weiß er anzugeben, indem er schreibt: „Man gründe einen Verein zur Sammlung von Geldmitteln, zur Einziehung der nötigen Erkundigungen, zur Anwerbung und Ausbildung von Missionaren und zur Ausrichtung aller derjenigen Geschäfte, die zur Leitung von Missionen nötig sind. Ein solcher Verein sei beseelt von einem wahren Missionssinn. Ein jeder, der nicht von ganzem Herzen für die Sache der Mission ist, bleibe aus dem Komitee ausgeschlossen; denn wie das Komitee ist, so werden ihre Missionen sein. Das Ziel sei zunächst die Evangelisation der Inseln der Südsee; dann aber lasset uns auch ringen, in Indien, China, Tibet, Borneo, Persien, der Tatarei und andern großen Reichen einen festen Fuß und breiten Raum für das Christentum zu gewinnen." —

Ebenso weiß Horne die Arbeiter, wie sie die Mission bedarf, trefflich zu zeichnen: „Leute, die nicht bereit sind, sich alles gefallen zu lassen und Leiden zu übernehmen, bei deren bloßer Anhörung denen, die ruhig daheim beim Kamin sitzen, das Blut in den Adern erstarren möchte, taugen nicht in die Mission. Und wenn wir nicht Missionare dieser Art bekommen können, so warten wir lieber ohne Schaden für die Sache Christi in Geduld, bis solche Männer in der Welt ans Licht kommen. Männer, die nicht also beschaffen sind, werden ebensowenig ausrichten, als bis jetzt ausgerichtet worden ist." —

Endlich bezeichnet er noch den Standpunkt, den eine evangelische Missionsgesellschaft einzunehmen habe, mit den folgenden Worten: „Es ist nicht der Calvinismus, nicht der Arminianismus, sondern es ist das Christentum, was der Missionar zu lehren hat; es ist nicht das Kirchentum der englischen Staatskirche, es sind nicht die Grundsätze der protestantischen Dissenters, die er weiter zu verbreiten hat; sein Ziel ist die Ausbreitung der einen, allgemeinen Kirche Christi. Es ist nicht Weitsinnigkeit der Grundsätze, sondern die Weitherzigkeit der Liebe, die ich dem Missionar empfehle. Es muß ihm unendlich mehr daran liegen, Christen aus den Heiden zu gewinnen, als sie zu Bischöflichgesinnten oder zu Dissenters oder zu Methodisten zu machen. Wollte Gott, man hätte das unter uns mehr im Auge! Und dann, statt mit Eifersucht den Erfolg anderer Kirchenparteien zu betrachten und denselben als ein Hindernis unseres eigenen Erfolges anzusehen, sollten wir uns freuen, zu hören, daß Christus gepredigt und Seelen gerettet werden!"

Das waren Worte, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnten. Sie fanden besonders einen lauten Widerhall im Herzen von Dr. Haweis, der trotz seiner früheren Mißerfolge aufs neue für

die Mission erwärmt wurde. Indem er eine litterarische Anzeige von jenen Briefen in das „Evangelische Magazin" einsandte, erbot er sich zugleich, 500 Pfund (10000 Mark) für die Ausrüstung der ersten Missionare zu geben. „Meine frühere Erfahrung aber", schrieb er, „hat mich überzeugt, daß nur durch eine allgemeine Vereinigung der Gläubigen aller Kirchenparteien eine feste, solide Grundlage für eine Missionsunternehmung gewonnen werden kann." Aber schon ehe Haweis dieses schrieb, hatte der presbyterianische Geistliche Dr. Bogue in derselben Zeitschrift einen eindrücklichen Brief „an alle evangelischen Dissenters, die an der Kindertaufe festhalten", veröffentlicht, worin er auf die Thatsache hinwies, daß die Bischöflichen bereits durch die Ausbreitungsgesellschaft Mission trieben; die Baptisten hätten eben damit begonnen, die Methodisten evangelisierten in den Kolonien und die mährischen Brüder des Kontinents (die Herrnhuter) brächten schon längst große Opfer für diese heilige Sache; nur die Independenten lägen müßig auf den Ruderbänken. Dr. Bogues Aufruf bewegte sich aber nicht bloß in allgemeinen Redensarten über Pflicht und Beruf der Mission, sondern er machte auch ganz bestimmte Vorschläge in Bezug auf die Ausbildung und Aussendung von Missionaren. Zu diesem Zweck schlug er die Gründung eines Missionsseminars vor, ein Gedanke, worin der weitsichtige Mann seinen britischen Zeitgenossen weit voraus war.

Diese Zuschrift Dr. Bogues hatte zunächst den Erfolg, daß am 4. November 1794 acht Geistliche verschiedener Denominationen zusammenkamen und den Beschluß faßten, noch weitere Freunde zu ihren regelmäßigen Zusammenkünften einzuladen. In letzteren, die alle 14 Tage stattfanden, war außer Gebet und Schriftbetrachtung die Missionssache Hauptgegenstand. Diese Versammlungen, an denen bald viele warmherzige Männer der Stadt London und ihrer Nachbarschaft teilnahmen, bildeten den Krystallisationspunkt, an den sich immer neue, lebendige Kräfte anschlossen. Von hier aus erging auch bald eine von zirka 34 Geistlichen und Laien unterzeichnete förmliche Einladung zur Bildung einer Missionsgesellschaft in 15000 Exemplaren ins ganze Land. Die darauf erfolgenden Zusagen der Teilnahme und Mitwirkung ermutigten jenen Kreis von Freunden, eine allgemeine Versammlung für den 22., 23. und 24. September 1795 auszuschreiben, um die Sache zur That werden zu lassen.

Dies geschah. Schon am Morgen des 21. September, einem Montag, wurde eine vorläufige Konferenz abgehalten, in welcher eine Anzahl Londoner Geistlicher und soviele ihrer bereits von auswärts eingetroffen waren, sich vorderhand über die vorliegenden Beratungsgegenstände informierten. Die Konferenz erzielte aber auch das praktische Resultat, daß die Anwesenden die Summe von 740 Pfund (14800 Mark) zeichneten. Die erste eigentliche Versammlung fand dann am Abend statt, in der verschiedene Briefe vorgelesen wurden, die zur Freude aller darlegten, in wie weiten Kreisen bereits das Interesse für die Gründung einer Missionsgesellschaft vorhanden sei. Nachdem noch Dr. Haweis berichtet hatte, wie sich auch einige junge Leute für den Missionsdienst gemeldet hätten, kam man zu dem einmütigen Beschluß, „daß es die Ueberzeugung der Versammlung sei: die Gründung einer Gesellschaft zum Zwecke der Aussendung von Missionaren in heidnische und andere unerleuchtete Länder sei höchst wünschenswert."

Am folgenden Tag, Dienstag den 22. September, fand um 10 Uhr vormittags der erste öffentliche Gottesdienst statt. Gegen 200 Geistliche aus der Staatskirche und aus den Dissenters waren anwesend, außer ihnen eine zahlreiche Menge anderer Teilnehmer. Dr. Haweis hielt nun eine ergreifende Predigt über den Text: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur ꝛc." (Mark. 16, 15. 16).

„Nicht irgendwelch weltlicher Vorteil", heißt es im Eingang der Predigt, „nicht ehrgeizige Pläne, nicht selbstsüchtige Zwecke sind es, die unser Vorhaben beflecken; noch wird das wirre Geschrei des Kriegsmannes, dessen Kleid in Blut getaucht ist, auf unserem Wege gehört werden. Wir sind zusammengekommen unter dem Banner des Friedensfürsten, und indem wir die Fahne seines Kreuzes entfalten, begehren wir, die frohe Botschaft von seinem Heil in die fernen Länder zu tragen, die in heidnischer Finsternis und unter dem Schatten des Todes liegen. Unsere kleinlichen Unterschiede von Namen und Formen, unsere Verschiedenheiten in Kirchenregiment und Kirchenordnungen sollen an diesem Tage alle untergehen in dem größeren, herrlicheren und einzigen Christen-Namen, und unser alleiniger Ehrgeiz soll dahin gerichtet sein, nicht Parteiinteressen zu verfolgen, da Christus nicht zertrennet ist, sondern mit vereinten Kräften im Heidenlande kund zu thun die Ehre des Namens Jesu, die Allgenugsamkeit seines Erlösungswerkes,

die Wunder seiner Gnade und die überschwengliche Kraft seiner Versöhnung."*)

Nach der Predigt wurden alle diejenigen, die als Mitglieder der zu gründenden Missionsgesellschaft beitreten wollten, aufgefordert, sich in die Sakristei zu begeben und ihre Namen anzugeben. Dann wurde der Plan der neuen Gesellschaft, die nur den allgemeinen Namen „Missionsgesellschaft" führen sollte, vorgelesen und gutgeheißen. Am Abend desselben Tages wurde abermals in einer presbyterianischen Kapelle, am Mittwoch Vormittag und des Abends in zwei Independentenkapellen über den gleichen Gegenstand gepredigt und darnach 25 Direktoren oder Mitglieder des Komitees, der Präsident und der Sekretär der Gesellschaft erwählt. Diese Versammlungen, die durch den geschäftlichen Teil sich sehr in die Länge zogen und bis fünf Stunden währten, waren so stark besucht, daß sich die Kapellen schon eine Stunde vor Beginn füllten und Tausende von Teilnehmern keinen Platz fanden.

Am Donnerstag Morgen (den 24. September) fand dann in der Sakristei der Surry-Kapelle die erste Komitee-Sitzung statt, zu der sich viele Geistliche eingefunden hatten. Es handelte sich zunächst um die Beratung und Bestimmung des in Aussicht zu nehmenden Missionsfeldes. Einstimmig wurden die Inseln der Südsee dazu ausersehen. Es war besonders Dr. Haweis, der für dieses Inselgebiet eintrat und damit seinen längst gehegten Plan in Erfüllung gehen sah. Besonderen Nachdruck legte derselbe auch auf den providentiellen Umstand, daß sich der fromme Schiffskapitän James Wilson erboten habe, die ersten Missionare nach der Südsee zu führen.**)

*) Eine Wiedergabe der vollständigen Predigt findet sich in der Allg. Missions-Zeitschrift 1895; Beiblatt Nr. 1.

**) J. Wilson, der dann auch wirklich als Kapitän das erste Missionsschiff führte, hatte ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Er war von frühauf zum Seemann erzogen worden, gab aber nach einem wilden und unsteten Leben diesen Beruf auf und focht in mehreren blutigen Schlachten im nordamerikanischen Freiheitskampf (1775). Später ließ er sich in einem nach Indien bestimmten Regiment anwerben, geriet hier in französische Gefangenschaft und wurde längere Zeit in Kuddapur gefangen gehalten. Als er hörte, daß man die englischen Kriegsgefangenen dem grausamen Hyder Ali auszuliefern beabsichtige, beschloß er zu fliehen. Er sprang eines Tages die mehr als 40 Fuß hohe Gefängnismauer hinab und suchte zu entkommen. Auf seiner Flucht sah

Der letzte öffentliche Gottesdienst wurde am Abend desselben Tages gehalten und zwar von dem ehrwürdigen Dr. Bogue. Er predigte über Haggai 1, 2: „So spricht der Herr Zebaoth: Dies Volk spricht: Die Zeit ist noch nicht da, daß man des Herrn Haus baue." Die Predigt richtete sich vornehmlich gegen die damals herrschenden Bedenken und Vorurteile gegenüber der Mission, betonte aber auch das gemeinsame Zusammenwirken in diesem großen Werk.

„Hier sind Glieder der bischöflichen Kirche," rief er, „hier sind Methodisten, Presbyterianer und Independenten, alle zu einer Gesellschaft vereinigt. Sehet uns hier versammelt zur Leichenfeier der kirchlichen Bigotterie; möge sie so tief begraben werden, daß nicht ein Stäublein von ihrem Staub je wieder über ihrem Grabhügel erscheine ... Meinet ihr, ihr Männer der Litteratur und Wissenschaft, daß unser Hauptziel sei, eure Neugierde zu befriedigen, eure Landkarten mit neuen Namen zu füllen, eure geographischen Systeme zu ergänzen, eure geschichtlichen Kenntnisse von Völkern und Ländern zu vervollständigen? Meinet ihr, ihr Männer des Handels und der Industrie, daß Gottes große Absicht bei diesem Unternehmen sei, für die Manufakturen Englands neue und gewinnreiche Märkte zu finden und aus jenen fernen Ländern neue Artikel des Luxus und der Bequemlichkeit für uns zu sammeln? Nimmermehr! Das sind

---

er sich genötigt, den Kolerun-Fluß, der von Alligatoren wimmelte, zu durchschwimmen. Er durchkreuzte glücklich das gefährliche Gewässer, fiel aber am jenseitigen Ufer Hyder Ali's Häschern in die Hände. Diese waren aufs höchste erstaunt, daß er das Wagnis unternommen habe und noch mehr darüber, daß er von den Alligatoren verschont geblieben sei und hielten ihn deshalb für einen Mann Gottes. Das hinderte sie indes nicht, ihm die Kleider vom Leibe zu reißen und ihn an einen andern Gefangenen anzuketten. In diesem Zustand — nackt und barfuß — wurde er 500 engl. Meilen weit unter den Glutstrahlen der indischen Sonne durchs Land geschleppt und schließlich in Kalkutta in die schauerliche „schwarze Höhle" geworfen, in der er bei unzulänglicher Nahrung und mit schweren eisernen Gewichten belastet, eine entsetzliche Kerkerhaft auszustehen hatte. Erst nach 22monatlicher Gefangenschaft wurde er mit den wenigen Leidensgefährten, die den unsagbaren Qualen nicht erlegen waren, aus jener Höhle befreit. Die Armen glichen Skeletten und waren am ganzen Körper mit Beulen bedeckt. — Nachdem hierauf Wilson einige gewinnreiche Handelsfahrten gemacht hatte — auf deren einer er als der einzige Europäer eine Fieberepidemie überlebte — kehrte er nach England zurück, war aber bis zu dieser Zeit ein vollständiger Atheist. Durch eine Predigt jedoch, die er in der Heimat hörte, wurde er für die Wahrheit gewonnen und stellte nun sein Leben in den Dienst des Herrn.

Träume der Kinder dieser Welt! Was Gott in seinem ewigen Gnadenrat beschlossen hat, das ist, daß den Nationen, zu denen er uns in diesen unsern Tagen die Thüren geöffnet hat, das teure Evangelium von seinem Sohne gebracht, daß ihnen Boten des Friedens mit der frohen Botschaft des Heils gesendet werden... Als wir unsere Heimat verließen, hieher zu kommen, da erwarteten wir einen Tag geringer Dinge; aber siehe, aus zehn hat er tausend gemacht und uns mit Hoffnungen erfüllt, die über all unser Erwarten gehen. Nun, wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir sagen, daß wir es in alle Ewigkeit für die höchste Ehre achten werden, die uns während unserer Pilgrimschaft auf Erden zu teil ward, daß wir hier mit erscheinen und unsere Namen unter den Gründern der Missionsgesellschaft einzeichnen durften."

Die Wirkung dieser Predigt war überwältigend und eine mächtige Bewegung ergriff die ganze Versammlung, sodaß sie sich kaum eines lauten Ausdrucks der Begeisterung erwehren konnte. Das Evangelische Magazin aber schrieb über jene Tage: „Solches ist vielleicht kaum je zuvor erlebt worden. Zum erstenmal vereinigten sich hier Geistliche und Christen aller Kirchenparteien zu einer sichtbaren Union, die alle kirchlichen Vorurteile und trennenden Schranken vergaßen, sich am gleichen Ort zusammenfanden, dieselben Gesänge anstimmten, zu gemeinsamem Gebet niederknieten und in Christo sich eins wußten."

In der Schlußversammlung am Freitag Abend wurde dann das Komitee auf 30 Mitglieder — bestehend aus 20 Geistlichen und 10 Laien — erweitert und die in Angriff zu nehmende Mission in der Südsee endgültig zum Beschluß erhoben. Später sollte das Missionsunternehmen auf die Pelew-Inseln, auf Sumatra, die Koromandelküste und Surat (Indien), die Tatarei und Westafrika ausgedehnt werden. Auch sollte von jetzt ab jeden Monat eine Gebetsversammlung stattfinden.

All diesen Beschlüssen folgte denn auch bald die That. Ein eigenes Missionsschiff, „der Duff", wurde für 4800 Pfd. angekauft und unter die Führung von Kapitän Wilson gestellt. Lauter gottesfürchtige Seeleute bildeten die Bemannung. Die Ausrüstung des Schiffes übernahmen zum größten Teil Missionsfreunde. Am 27. Juli 1796 fand in der Zionskapelle in London die feierliche Abordnung der für die Südsee bestimmten Missionare statt und bald darauf, am Morgen des 10. August, ging der „Duff" mit

seiner Missionsflagge — drei silbernen Tauben mit dem Oelblatt auf purpurnem Grunde — unter begeisterten Gesängen die Themse hinab. An Bord befanden sich 30 Missionare und 20 Schiffsleute. Von den Missionaren waren nur vier ordiniert, 25 waren Handwerker und einer ein Wundarzt. Unter den Handwerkern befanden sich Maurer, Zimmerleute, Schneider, Weber, ein Schmied und ein Feuerwerker von der Artillerie. — Das war der Auszug der ersten Sendboten der Londoner Mission, denen noch viele im Lauf unseres Jahrhunderts gefolgt sind.

* * *

So ward in jenen Septembertagen des Jahres 1795 der Grund gelegt zu der noch heute in gesegneter Arbeit stehenden Londoner Missionsgesellschaft, die die Mutter vieler Heidenkirchen geworden ist. In ihrem Dienst haben Männer gestanden, deren Namen in der Missionsgeschichte unvergessen sind. Wir nennen hier nur die bekanntesten von ihnen, einen Williams, Ringeltaube, Van der Kemp, Moffat, Morrison, Ellis, Livingstone und Gilmour. Jene großartige Universalität der Gesinnung aber, mit der die verschiedenen kirchlichen Richtungen sich damals in den Kindheitstagen der Gesellschaft in freudiger Begeisterung die Hände reichten, diese konnte sie freilich nicht auf die Länge wahren; denn so anerkennenswert auch ihre Absicht war, in dieser wunderbaren Union alle lebendigen Glieder der Kirche zu gemeinsamem Wirken im Reiche Gottes zusammenzuschließen, so konnte es doch nicht fehlen, daß das erstarkende kirchliche und konfessionelle Bewußtsein der einzelnen Richtungen seinen eigenen Weg zu gehen wünschte. So löste sich schon im Jahr 1796 die schottisch-presbyterianische, im Jahr 1799 die kirchlich-bischöfliche, im Jahr 1817 die wesleyanische Missionsgesellschaft von der Londoner ab und bildeten sich zu eigenen, auf bestimmten kirchlichen Formen ruhenden Körperschaften aus. Und auch die Londoner Missionsgesellschaft selbst konnte ihre Konfessionslosigkeit nicht lange festhalten. Sie wurde, ohne dem Prinzip nach ihren universalen Standpunkt zu verlassen, doch der Praxis nach mehr und mehr das Organ der englischen Independenten (Kongregationalisten) und bekannte sich immer entschiedener zu deren Grundsätzen.

Ihre Arbeit hat sie mit der Zeit auf die verschiedensten Länder-

gebiete ausgedehnt. Die Blätter ihrer Geschichte weisen als solche auf: die Südsee, Süd- und Centralafrika, Britisch-Guiana, Jamaika, Madagaskar, Nord- und Südindien (mit Travankor), China, die Mongolei und Neu-Guinea. Sie hat im Laufe des Jahrhunderts — von 1796 bis 1893 — ausgesandt: 896 Missionare und 105 Missionarinnen, also im ganzen 1001 Missionsarbeiter. Ihr gegenwärtiger Stand auf den neun verschiedenen Arbeitsfeldern ist nach dem von ihr aufgestellten Census vom Jahr 1893/94 folgender: Stationen 107, Außenstationen 2450, männliche Missionsarbeiter 190, weibliche 68, Missionarsfrauen 151, eingeborne ordinierte Prediger 1476, sonstige Nationalgehilfen 6778, Kirchenglieder (Kommunikanten) 95076, Anhänger 412375, Tagschulen 1874, Schüler 131698. — Die jährlichen Einnahmen auf den Missionsfeldern betragen rund: £ 26903 (= 538060 Mark).

Welchen Einfluß die Londoner Mission auf die verschiedenen Völkerschaften in religiöser und kultureller Hinsicht ausgeübt und was sie z. B. auf litterarischem Gebiet geleistet hat, können wir hier nicht im weiteren darlegen. Es gehört dies in eine geschichtliche Darstellung der Mission, wie sie uns in C. Silvester Horne's Story of the L. M. S. vorliegt. Aber schon obige Ziffern lassen uns erkennen, daß das vor hundert Jahren gepflanzte Reis sich zum kräftigen Baume entwickelt hat, der noch immer in frischem Wachstum steht und neue Wurzeln und Zweige treibt. Möge Gottes Huld ihn auch ferner gedeihen lassen zum Heile vieler Völker!

Die Ureinwohner von Japan.

*

1. Volks- und Familienleben.

Auf der Insel Jeso, der nördlichsten unter den größeren japanischen Inseln, lebt das Volk der Ainu. So nennen sie sich selbst, und das Wort bedeutet wahrscheinlich Mensch. Die Japaner sprechen Aino, was Bastard bedeutet, und sie sagen, der Name komme daher, daß die Ureinwohner halb Tier, halb Mensch seien. Die Ainu sind stammverwandt mit den Bewohnern der zu Japan gehörigen Kurileninseln und der russischen Insel Sachalin.

Sie waren früher über ganz Japan verbreitet, wurden aber durch eindringende Mongolen oder andere Volksstämme — die Ahnen der jetzigen Japaner — verdrängt und teilweise ausgerottet. Aus alten Ueberlieferungen und aus Funden von Gerätschaften kann man schließen, daß in vorgeschichtlicher Zeit ein den Ainu wahrscheinlich verwandtes, aber noch älteres Volk in Japan hauste, und daß die Ainu selbst auch als Eroberer ins Land kamen. Jenes alte Volk ist aber vom Erdboden verschwunden, während von den Ainu noch ungefähr 17 000 auf der Insel Jeso leben. Freilich scheinen auch sie dem Untergang geweiht, denn ihre Zahl nimmt fortwährend ab. Doch es scheint, daß, ehe diesem Volk die irdische Sonne untergeht, noch ein ewiges Licht in sein Leben leuchten soll. Seit 1879 arbeitet unter den Ainu ein englischer Missionar, John Batchelor, und die Mission hat neuerdings schöne Erfolge. Jenem Missionar verdanken wir eingehende und zuverlässige Nachrichten über die Ainu, während die Engländerin Miß Bird, jetzige Frau Bishop, die die Insel Jeso durchreiste, ohne die Sprache des Volks zu kennen, in ihrer Reisebeschreibung viele unrichtige Angaben gemacht hat.

Batchelor hingegen hat jahrelang unter den Ainu gelebt, ihre Sprache gründlich studiert, ein Wörterbuch und eine Grammatik der Sprache verfaßt und viele von den alten Sagen und Ueberlieferungen der Ainu aufgezeichnet.

Bis jetzt scheint es nicht möglich, die Ainu einer der lebenden Menschenrassen einzugliedern; auch die Sprache steht ganz vereinzelt da.*) Doch weist manches darauf hin, daß in früheren Zeiten ein Zusammenhang zwischen den Ainu und den Stämmen Nord- und Ostsibiriens bestand, und daß die Ainu aus dem Norden nach Japan kamen. Das auffallendste in der äußeren Erscheinung der Ainu, die starke Behaarung des Körpers, ist ihnen selbst ein Beweis für ihre nordische Abstammung. „Warum wären wir behaart, wenn wir nicht aus einem kalten Lande stammten?“ sagen sie. Die Behaarung ist übrigens nicht so stark, wie manche Schriftsteller behauptet haben. Sie findet sich auch nicht bei allen Ainu, und auch wo sie am stärksten auftritt, ist die Haut nicht ganz vom Haar bedeckt. Aber alle Ainu haben starkes Kopfhaar und die Männer einen starken Bart. Da Bart und Haupthaar früh ergrauen, bekommen die Männer in verhältnismäßig jugendlichem Alter ein sehr ehrwürdiges Aussehen. Sie sind gut und kräftig gebaut und wohl etwas größer als die Japaner. Ihre Haut hat nicht die fahle, schmutzigbraune Farbe der Japaner, sondern mehr jenes lebhafte Braun, das durch die Einwirkung von

*) Mit dem Japanischen ist sie nicht verwandt.

Sonne und Luft entsteht. Trotzdem bieten die Ainu keinen erfreulichen Anblick, denn sie sind furchtbar schmutzig. Sie waschen sich selbst und ihre Kleider nur bei festlichen Gelegenheiten, besonders wenn ein Bär erlegt worden ist und sein Fleisch verzehrt wird, was immer eine große Festlichkeit ist.

Dem Fremden gegenüber haben die Ainu zuerst etwas Sklavisches, Gedrücktes und machen einen sehr verkommenen Eindruck. Dies ist auch gar nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, wie die Ainu früher von ihren Besiegern und Zwingherrn, den Japanern, behandelt wurden. Jeder japanische Beamte oder Krieger verlangte, daß ein ihm begegnender Ainu sich auf die Hände und Kniee niederließ und mit dem Kopf den Boden rieb oder die Nase in den Staub steckte. Versagte er dem Japaner diese Ehrenbezeugung, so schlug ihm dieser den Kopf ab.

Neuerdings hat die Bedrückung der Ainu durch die Japaner so ziemlich aufgehört. Die Insel Jeso wird jetzt auf friedliche Weise von Japanern besiedelt, die aus den starkbevölkerten südlichen Inseln nach dem dünner bevölkerten Jeso auswandern, wo sie sich hauptsächlich mit Bergbau und Landwirtschaft beschäftigen. Die japanische Bevölkerung der Insel mag etwa 400000 Seelen betragen.

Wenn man die Ainu freundlich und mit Verständnis behandelt, kommen ihre guten Eigenschaften zum Vorschein. Sie sind gutherzige, freundliche, wirklich liebenswerte Menschen und erweisen sich besonders als brauchbare und anhängliche Dienstboten.

Die Ainu stehen auf einer niederen Kulturstufe, aber sie sind nicht vollständige Wilde, wenn sie auch weder lesen noch schreiben, auch nur auf tausend zählen können, ja gar kein Alphabet und keine eigene Schrift besitzen. Ihre Häuser, die aus Flechtwerk hergestellt und nett mit Stroh gedeckt sind, sehen von außen hübsch und freundlich aus, aber wegen der mehr als einfachen Einrichtung und besonders wegen der im Innern herrschenden Unsauberkeit sind sie für einen Europäer kein beneidenswerter Aufenthalt. Ueberdies bieten sie nur sehr ungenügenden Schutz gegen die kalten Winde im Winter. Jedes Haus besteht aus zwei Räumen: einer kleinen Vorhalle, die als Aufbewahrungsort für Geräte und als Wohnung für die Hunde dient, und aus einem Wohn- und Schlafraum. Der Rauch zieht durch eine Oeffnung im Dach ab. Ein junges Ehepaar baut sich gewöhnlich ein ganz kleines Haus; vermehrt sich dann der Wohlstand, so wird ein größeres Haus gebaut, wobei man den bisherigen Wohnraum als Vorhalle benützt. Aber wenn auch eine Familie mehr als einmal ein neues und größeres Haus baut, so beschränkt sie sich doch immer auf zwei Räume. Etwas entfernt von dem Wohnhaus ist die Vor-

ratskammer, wo die Früchte des Gartens: Erbsen, Hirse, Kürbisse u. a. aufbewahrt werden. Das Vorratshaus ist, damit Ratten und Mäuse nicht hineinkönnen, auf Pfählen gebaut. Das Wohnhaus hat zwei Fenster, eins in der östlichen und eins in der südlichen Wand. Einer, der nicht ins Haus gehört, würde eine grobe Unschicklichkeit begehen, wenn er durchs Fenster hineinschaute, besonders, wenn er dazu das östliche Fenster erwählte, denn dieses wie überhaupt der östliche Teil des Hauses gilt für heilig. Der Ainu stellt sich oft, um zu beten, an das östliche Fenster und schaut nach der aufgehenden Sonne. Von diesem Fenster aus sieht man auch den etwa 20 Fuß entfernten Platz, der dem Ainu anstatt eines Tempels dient. Für unsere Augen hätte dieser Platz allerdings nichts Feierliches oder zur Andacht Erweckendes. Auf einigen Pfählen stecken die Schädel von Bären, Füchsen und andern Tieren, die der Eigentümer des Hauses erlegt hat, und daneben das, was der Ainu seinen Göttern als Opfer darbringt: Weidenstäbe, an denen die Rinde abgeschält ist, aber so, daß sie an einem Ende noch fest sitzt und lockenartig herunterhängt. Der Ainu nennt dieses eigentümliche Opfer „Inao".

Beim Hausbau helfen die guten Freunde und getreuen Nachbarn, Männer und Frauen, fleißig mit und es ist darum nicht mehr als billig, daß sie zu dem Fest der Einweihung geladen werden. Die Hausfrau bereitet zu diesem Fest eine genügende Menge Hirsekuchen; wichtiger aber als die Speise ist der Trank, den die Ainu in der Gestalt von Schnaps oder Reiswein von den japanischen Händlern kaufen. Im Notfall bereiten sich die Ainu selbst aus Hirse ihren Wein, denn sie sind leider arge Trinker und sie können sich kein Fest, ja keinen Gottesdienst ohne Wein vorstellen. Oft liegt nach solchen Festen die ganze männliche Gesellschaft voll und toll betrunken auf dem Boden.

Bei dem Fest der Einweihung sitzen die männlichen Gäste im östlichen Teil des Hauses, ein Fäßchen Wein oder Schnaps in der Mitte, aus dem jeder — die Häupter des Dorfs zuerst, dann das gemeine Volk — seinen Becher voll bekommt. Jeder Mann ist mit einem Gerät versehen, das man in dem feinsten und best ausgestatteten europäischen Haushalt vergebens suchen würde, nämlich mit einem Schnurrbarthalter. Dieser besteht aus einem flachen, mit eingeritzten Figuren verzierten Stück Holz, mit dem man den Schnurrbart hält, damit er nicht in den Becher hängt. Dies gilt nämlich für sehr unschicklich. Außerdem dient der Schnurrbarthalter auch einem religiösen Zweck, wie wir gleich sehen werden. Bei dem Fest taucht nämlich jeder Mann, ehe er trinkt, den Schnurrbarthalter in den Becher und sprengt drei Tropfen zu Ehren irgend eines Gottes.

Der eine ruft dabei die Feuergöttin an, der andere den Gott der Schlafstätten, oder den Gott des Küchengeschirrs, oder der Fenster, der Thüren u. s. w. Wenn man annehmen kann, daß alle häuslichen Gottheiten verehrt worden sind, gehen die Männer hinaus und begrüßen die Götter der Quellen, der Vorratshäuser, der Gärten, der Wege u. s. w. Der Götter sind so viele, daß es schwer ist, keinen zu vergessen, und doch wäre das sehr gefährlich. Die Quellengöttin könnte sich z. B. dadurch rächen, daß sie alle Quellen, Brunnen und Bäche austrocknen ließe. Kein Ainu würde trinken, ohne vorher seinen Bart zu streichen, die Götter zu begrüßen und ihnen für ihre Wohlthaten zu danken. Viele Ainu beten auch vor dem Essen. Ein Ainu-Tischgebet, das sehr an ein christliches Tischgebet erinnert, heißt: O Gott, unser Ernährer, ich danke dir für diese Nahrung; segne sie zum Dienst meines Körpers.

Nachdem auch die Götter der Außenwelt gebührend verehrt sind, kehren die Männer ins Haus zurück und zechen nach Herzenslust. Hinter ihnen sitzen harrend die Frauen und Töchter; aber erst wenn sich die Männer gütlich gethan haben, lassen sie — und zwar sehr ungern — den Frauen auch einen Schluck zukommen.

Die Einrichtung des mit so viel Feierlichkeit eingeweihten Hauses ist sehr einfach. In der Mitte des Wohnraums ist die Feuerstätte. In der heiligen Ostecke befinden sich einige Weidenstäbe und ein paar Kisten mit den Festkleidern und Schätzen der Familie, Erbstücken, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben; es sind dies japanische Lackwaren und alte Ainuschwerter oder vielmehr Schwertscheiden, denn früher erlaubten die Japaner den Ainu nicht, Waffen zu besitzen. Die Schätze der Frauen bestehen aus Glasperlen und sonstigem unechten Schmuck. Sie haben große Freude an diesen Dingen und bezahlen den japanischen Händlern hohe Preise dafür.

Die Betten bestehen nur aus Pritschen; zum Zudecken hat man Matten und Felle. Stühle und Tische giebt es nicht; einem Gast, den man zum Sitzen auffordert, breitet man eine Matte auf den Boden. Das wenige irdene und metallene Geschirr, das die Ainu brauchen, kaufen sie von den Japanern; aber ihre hölzernen Mörser zum Stampfen der Hirse und ihre Löffel schnitzen sie selbst. Die Löffel haben ganz eigenartige Formen und hübsche Verzierungen. Auch ein selbstgefertigter einfacher Webstuhl fehlt nicht im Haus; darauf webt die Frau die Stoffe aus Ulmenbast zu Kleidern und Matten. Doch kaufen die Ainu auch japanische Zeuge und buntes Garn und die Frauen verwenden ihre freie Zeit darauf, um für sich und ihre Männer hübsch gestickte Oberkleider zu fertigen. Die Stickmuster sind oft sehr hübsch und eigenartig. Jedes Dorf hat seine

eigenen Muster und man hat für Männerkleider andere als für Frauenkleider. Die Männer halten etwas auf eine hübsche Zeichnung und wenn ein Mann findet, daß das Muster nicht sorgfältig ausgeführt ist, so tobt und schilt er und nötigt die arme Frau oft, es wieder aufzutrennen und noch einmal zu nähen.

Die Frauen haben bei den Ainu eine sehr gedrückte Stellung, denn sie werden von den Männern als ganz untergeordnete Wesen behandelt. Von früh bis spät, vom Anfang bis zum Ende des Jahres müssen sie anstrengende Arbeit thun, und fast nie wird ihnen eine Erholung oder Freude zuteil. Sie haben deshalb auch ein gedrücktes und verdrossenes Aussehen. Unter den jungen Mädchen würde man manches angenehme Gesicht finden, wenn sie sich nicht durch Tättowierung verunstalteten.

Die Hausarbeit im engeren Sinn macht den Ainufrauen nicht viel Mühe und aufs Spülen des Geschirrs wird so gut wie keine Zeit verwandt. „Warum soll man denn das Geschirr spülen, wenn gleich wieder Essen hineinkommt?“ sagt der praktische Ainu. Hat er aber das Bedürfnis, seine Tasse vor dem Gebrauch zu reinigen, so streicht er sie mit dem Zeigfinger aus und leckt diesen ab. Der Zeigfinger heißt deshalb der Tassenlecker.

Die Ainufrauen lieben ihre Kinder sehr; aber sie sind so viel außer dem Haus beschäftigt, daß sie das Kleine oft allein im Haus lassen müssen. Da liegt es in seiner an einem Dachbalken aufgehängten Wiege und schreit sich müde, ohne daß man nach ihm sieht. „Kinder sind wie schwatzhafte Leute; man muß sie ausreden lassen“, sagt die Ainufrau.

Im Frühjahr stehen die Frauen schon vor Tagesanbruch auf, nehmen ihr Gartengerät und bearbeiten ihre Gärten und Felder. Im Sommer, wenn die Hauptfeldarbeit gethan ist, beschäftigen sie sich viel mit Weben und Nähen. Dann kommt die Ernte — ein sehr mühsames Geschäft, denn die Hirse- und Gerstenähren werden einzeln mit scharfen Muscheln abgezwickt. Im Winter helfen die Frauen beim Fischfang; außerdem müssen sie das Brennholz herbeischleppen und klein machen. Wenn der Mann sehr guter Laune ist oder sehr Langeweile hat, hilft er vielleicht einmal ausnahmsweise seiner Frau beim Garten- und Feldgeschäft; aber im allgemeinen findet er es angenehmer, zuzusehen, wie die Frau sich plagt, als selbst Hand anzulegen. Nur Jagd und Fischfang gelten für männliche Beschäftigungen.

An den religiösen Uebungen der Männer hat die Ainufrau keinen Teil, sei es, weil die Männer den Frauen keine Seele zuerkennen, was vielfach geschieht, sei es, daß sie fürchten, die Gebete der Frauen

könnten den Männern schaden. Der Mann könnte z. B. um Wein beten, und die Frau, die ihren Mann lieber nüchtern sieht, könnte beten, er möchte keinen Wein bekommen.

Was nun auch der Grund sein mag, jedenfalls ist die Religion nur Sache der Männer. Diese haben den Frauen gegenüber entschieden ein böses Gewissen. Wenn eine Frau einmal in heftigen Zorn gerät und anfängt zu schimpfen und Gesichter zu schneiden, was die Ainufrauen meisterlich verstehen, so wirds dem Mann angst und bang. Er fürchtet, die Frau könnte von Worten zu Thaten übergehen und ihm seine heiligen Weidenstäbe verstecken oder verbrennen. Und etwas Schlimmeres kann ihm kaum geschehen. Wenn die Götter merkten, daß keine Opfer für sie da sind, würden sie aufhören, das Haus zu segnen, und unter den Menschen ist ein Mann ohne Inao wie ein Geächteter; er bekommt keinen Anteil an der Beute beim Fischen oder Jagen; er darf nicht an dem höchsten Fest der Ainu, der Bärenmahlzeit, teilnehmen und hat so auch nicht das hochgeschätzte Glück, sich betrinken zu können.

Die Ainu heiraten ziemlich jung, die Mädchen mit 16 oder 17, die Männer mit 19 oder 20 Jahren. Ich weiß nicht, ob man von Neigungsheiraten sprechen kann, wo die Frau wenig besser ist als die Sklavin des Mannes; aber jedenfalls besorgen die jungen Ainu das Freien selbst und die Eltern helfen nur dazu. Auch eine Heirat, die gegen den Willen der Eltern und ohne irgendwelche Feierlichkeit zustande gekommen ist, hat rechtliche Gültigkeit. Sonderbarer Weise kann die Werbung gerade so gut von dem Mädchen oder dessen Eltern, als von dem Mann und seinen Eltern ausgehen. Ging die Werbung von dem Mädchen aus, so wird der Mann in die Familie des Mädchens aufgenommen und baut sein Haus neben das der Schwiegereltern; war aber der Mann der Werbende, so folgt ihm die Frau in seine Heimat.

Die Hochzeitfeier besteht in einem Festmahl, zu dem der Bräutigam den Wein liefert und die Braut und ihre Mutter die Hirsekuchen backen. Die Gäste erscheinen sämtlich in ihren schönsten gestickten Kleidern. Die Schwiegerväter sagen einander, wie glücklich sie über die Verbindung sind und schenken dem Bräutigam ein paar Stücke aus ihrem Familienschatz, während die Frauen der Braut etwas Schmuck verehren. Dann macht man Inao, betet zu den verschiedenen Göttern und schließt das Fest mit wilden Gesängen und Tänzen.

Früher herrschte bei den Ainu Vielweiberei; diese scheint aber jetzt nicht mehr gebräuchlich. Witwen sind noch übler daran als andere Frauen, dürfen sich aber wieder verheiraten. Kinderlosigkeit gilt als Scheidungsgrund.

Die Frauen sind nicht so abgestumpft, daß sie ihr hartes, unwürdiges Los gar nicht fühlten, denn Selbstmord — durch Erhängen — kommt bei ihnen ziemlich häufig vor.

Den Kindern schärft man vor allem Gehorsam gegen die Eltern und ehrerbietiges Betragen gegen den ältesten Bruder und gegen die alten Männer des Dorfes ein. Die Knaben lernen jagen und fischen, Bogen, Pfeile und Fallen verfertigen. Sie lernen das Wetter beobachten, sich die Namen und Formen der Berge, die Namen und den Lauf der Flüsse merken und den kürzesten Weg von Ort zu Ort finden. Sehr wichtig ist es auch, daß sie die Weidenstäbe für die Opfer machen können und wissen, welche Gebete man bei den verschiedenen Gelegenheiten hersagen muß. Jeder Ainumann muß sich darauf verstehen, denn er ist der Priester für sich und sein Haus. Einen eigenen Priesterstand haben sie nicht.

Sehr viel halten die Ainu auf gute Sitte im geselligen Verkehr und es mag eine Weile dauern, bis der Junge alles gelernt hat, was dazu gehört: Wie man, ehe man ein Haus betritt, durch Räuspern seine Anwesenheit meldet (da den Thürverschluß eine Matte bildet, ist es nicht möglich, anzuklopfen); wie man sich nach dem Eintreten vor dem Herrn des Hauses mit gekreuzten Beinen niedersetzt; wie man sich am Anfang und Schluß des Gesprächs den Bart streicht und während der Rede die Handflächen reibt; wie man nach des Hausherrn Gesundheit fragt und den Segen des Himmels erfleht über ihn, seine Frau, seine Kinder und Verwandten und auch über seinen Heimatort. Erst wenn dies geschehen ist, darf man anfangen, von Geschäften zu sprechen.

Wie die Knaben vom Vater, so werden die Mädchen von der Mutter unterwiesen in dem, was sie für ihr späteres Leben brauchen. Sie lernen nähen, sticken, flicken, Kinder warten, im Garten arbeiten, kochen.

Wenn die Erziehung der Kinder auch vorzugsweise aufs Praktische gerichtet ist, so entbehrt sie doch nicht ganz eines idealen und poetischen Zuges. So lieben es die Erzieher, ihre Ermahnungen durch Geschichten zu veranschaulichen. Den faulen Kindern erzählt man als abschreckendes Beispiel die Geschichte von dem Mann im Mond. Dieser Mann war ursprünglich ein fauler Junge, der nicht Wasser holen wollte, wie ihm befohlen war, und der zur Strafe in den Mond versetzt wurde. Um die schädlichen Folgen der Habgier zu zeigen, erzählt man die Geschichte von den beiden Füchsen Panambe und Penambe. Panambe, der gern reich werden wollte, streckte seinen Schwanz über das Meer, bis zur Stadt Matsumai. Da sprach der König von Matsumai: „Das ist eine Stange, die uns die Götter

geschickt haben; hängt all meine Kleider daran zum Lüften!" So wurden all die kurzärmeligen Kleider und was der König von guten Gewändern hatte, daran gehängt. Und nach einer Weile zog Panambe seinen Schwanz zurück und all die weichen Seidenkleider und die schönen Gewänder mit, so daß er ein ganzes Haus voll Sachen hatte und ein reicher Mann war. Als Penambe das hörte, wurde er ganz zornig und sagte: „Du böser, schlechter Panambe, das hab ich ja thun wollen und nun bist du mir zuvorgekommen." Und Penambe ging auch ans Ufer und streckte seinen Schwanz übers Meer bis nach Matsumai. Und der König von Matsumai sprach wieder: „Die Götter schicken uns eine Stange, hängt alle meine guten Kleider zum Lüften daran." Und so geschah es. Aber Penambe war so habgierig, daß ers nicht erwarten konnte, bis die Leute mit Aufhängen fertig waren, sondern seinen Schwanz zu früh einzog. Als der König von Matsumai die Bewegung sah, rief er: „Seht, so wars schon einmal; die Götter sandten uns eine Stange, und als wir unsere Kleider zum Lüften daranhängten, kam ein Dieb und stahl die Stange mitsamt den Kleidern. Es ist gewiß wieder ein Dieb da. Schnell! Haut die Stange entzwei." Da nahmen die Mannen ihre Schwerter, zerhieben die Stange und retteten die Kleider. Penambe aber hatte nur noch seinen halben Schwanz und war übel dran, denn Kleider hatte er auch keine bekommen. Hätte er sich von Panambe raten lassen und hätte er Geduld gehabt, so wäre er für sein Lebtag reich geworden; aber er hörte nicht auf guten Rat und so blieb er arm.

Die Ainu hatten, ehe sie unter japanische Botmäßigkeit kamen, keinen König und keinen einheitlichen Staat, sondern jedes Dorf bildete eine kleine, unabhängige Republik. Die Dorfältesten wählten einen Oberhäuptling und zwei Unterhäuptlinge. Der Oberhäuptling mußte bei den Begräbnissen anwesend sein und bei Hochzeiten das Paar zusammengeben. Er war der Anführer, wenn die Dorfbewohner zur Jagd oder zum Fischfang auszogen; er verteilte mit Hilfe der Unterhäuptlinge das Land und wies jedem sein Stück Feld und seinen Fischplatz an; er besuchte die Kranken, schlichtete Streitigkeiten und hielt zusammen mit den Dorfältesten Gericht.

Jetzt haben die Ainu japanische Beamte; aber es wird noch manchmal heimlich nach altem Brauch gerichtet. Ebenso suchen sie noch hie und da — wenn es geschehen kann, ohne daß die Japaner es merken, durch Gottesurteil oder selbst durch eine Art von Folter die Wahrheit herauszubringen. Uebrigens sind die Ainu kein grausames Volk, und unnatürlich grausame Strafen, besonders durch allerlei Qualen verschärfte Todesstrafen, überhaupt die Verachtung des menschlichen Leibes und Lebens, die man bei so vielen wilden

Völkern findet, ist den Ainu fremd. Die Todesstrafe hatten sie gar nicht. Einem Mörder wurden zur Strafe die Sehnen an den Füßen durchgeschnitten, wodurch er allerdings für Lebenszeit gelähmt und hilflos war. Ein Einbrecher wurde, wenn man ihn zum erstenmal ertappte, nur mit einer tüchtigen Tracht Prügel bestraft.

Das Hauptlaster der Ainu ist ihre entsetzliche Trunksucht, und sie ist auch ein Grund — obgleich nicht der einzige — für das Aussterben des Volks. Unter hundert Männern sind neunzig Trunkenbolde! Auch die Frauen trinken im Uebermaß, so oft sie so viel Wein oder Schnaps bekommen. In alten Zeiten wurde durch die Einfälle der Japaner und durch die vielen inneren Fehden der Ainu ihre Zahl sehr vermindert. Auch Krankheiten helfen dazu. Früher waren die Ainu Seuchen gegenüber ganz hilflos und ganze Dörfer starben z. B. infolge der Pocken aus. Jetzt giebt es japanische Aerzte auf der Insel Jeso; aber die Ainu behandeln ihre Kranken oft noch recht unverständig, und die furchtbare Unreinlichkeit trägt natürlich auch nicht dazu bei, die Gesundheit zu fördern.

In den Grenzgebieten finden sehr viele Heiraten zwischen Japanern und Ainu statt, denn die Ainumädchen sind immer bereit, die Frauen der höhergebildeten Japaner zu werden; sie begnügen sich sogar mit der Stellung einer Nebenfrau, denn sie haben bei einem Japaner jedenfalls ein weniger mühevolles Leben, als bei einem Ainu. Aber die Kinder aus diesen Ehen sind schwächlich und nach ein paar Generationen stirbt die Familie aus. Diese Mischehen, sowie die vielen Verwandtenheiraten unter den Ainu helfen auch noch dazu, die Lebenskraft des Volks zu untergraben.

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Uganda. Wie das englisch-kirchliche Missionsblatt meldet, waltet jetzt Ruhe und Ordnung in ganz Uganda und dessen Nachbarschaft. Die Parteikämpfe haben ein Ende genommen, das Volk baut im Frieden seine Felder und ist mehr als je dem Evangelium geneigt. Dieses darf auch von den Missionaren und ihren Gehilfen überall unverboten verkündigt und gelehrt werden. Die Bevölkerung, die sich jetzt wieder sicher fühlt, scheint bei weitem zahlreicher zu sein,

als man früher annahm; denn auf ihren Rundreisen treffen die Missionare Pflanzungen und Niederlassungen an, die je 10000—15000 Leute zählen. Ueber den gegenwärtigen Stand der Mission, die in der Hauptstadt Mengo ihren Mittelpunkt hat, schreibt Miss. Roscoe (20. Aug. 1894): „Wir haben außerhalb der Hauptstadt, in einem Umkreis von einigen Meilen, allein acht Kirchen für solche Leute, die nicht wohl nach Mengo herein zum Gottesdienst kommen können. In diesen findet jeden Tag regelmäßiger Unterricht statt, und an den Sonntagen senden wir einen unserer Evangelisten dahin, um Gottesdienst zu halten. Dieser ist so gut besucht, daß drei bis vier der Gotteshäuser, obschon sie 200—300 Personen fassen, bereits zu klein sind. Da sich die Errichtung solcher Filialkirchen als praktisch erwiesen hat, so gedenken wir noch in einem weiteren Umkreis, der einige Meilen über den ersteren hinausliegt, derartige Gotteshäuser zu erbauen." Da und dort sind es besonders Häuptlinge, die das Werk in jeder Weise fördern, so z. B. in der östlich gelegenen Provinz Kyagwe. Die Gemeinden sind dort sehr zahlreich und in blühendem Zustand. In der nördlichen Provinz Bulemesi sah der besuchende Miss. Leakey neun Kirchen, die alle von Eingebornen errichtet worden sind. In Singo, einer Provinz im Nordwesten von Mengo haben viele Taufen stattgefunden. Auch auf den Sesse-Inseln, die im Süden von Uganda in der Nordwestecke des Viktoria-Sees liegen, hat das Evangelium seinen Einzug gehalten. Die Bewohner, die Wasesse, sind meist Fischer und ihre großen hochschnabeligen Kähne bilden den Hauptbestandteil der Seemacht von Uganda. Bekanntlich erhielten bei der Teilung des Königreichs zwischen der protestantischen und katholischen Partei die Römischen die Hauptinsel Sesse mit dem benachbarten kleineren Eiland Bunjako. Die übrigen Inseln fielen den Protestanten zu. Auf 14 dieser kleinen Inseln sind bereits 19 Kirchlein gebaut. 21 Evangelisten, die von dem eingebornen Gemeindevorstand der Hauptstadt Mengo dahin gesandt worden sind und auch von diesem unterhalten werden, unterrichten die Inselbewohner. Die Zahl derer, die im Leseunterricht stehen und sich vielleicht später auch zum Taufunterricht melden werden, beträgt über 5000. Getauft sind erst 76 Seelen, da die Missionare es nicht auf Massentaufen absehen, sondern möglichst gründlich zu Werke gehen. Auf fünf der Inseln ist der Häuptling Christ, auf zwei andern befinden sich die Häuptlinge im Taufunterricht.

Aber nicht nur im eigentlichen Uganda, sondern auch in den angrenzenden Gebieten: in Koki, Bunyoro, Busoga und darüber hinaus, suchen die Ugandachristen dem Evangelium Eingang zu verschaffen. Hierin kommt ihnen das Verlangen mancher Häuptlinge nach Lehrern

sehr entgegen. So hat ein Usoga-Häuptling einige christliche Waganda bei sich aufgenommen und ein anderer, der um Lehrer gebeten, hat eine Kirche zu bauen angefangen. Ebenso haben Häuptlinge von Unyoro Lehrer erbeten. — So berechtigt das Missionswerk in den Ländergebieten des Viktoria-Njansa, sofern ihnen der Friede erhalten bleibt, zu den schönsten Hoffnungen. Nur König Muanga ist noch immer unbeständigen Charakters; er nimmt zwar je und je einen Anlauf zur Besserung, kann sich aber nicht von seinen alten Lieblingssünden losmachen. Einen sehr guten Eindruck dagegen macht Muangas Hauptfrau, die sich für die hl. Taufe vorbereiten läßt.

Ostafrika. Am Kilimandscharo, wo die Leipziger Mission in Madschame ihre erste Station unter den Dschagga angelegt hat, hat bis jetzt alles einen guten Fortgang genommen. Die beiden Brüder Faßmann und Müller widmen sich fleißig der Erlernung der Sprache und haben seit letztem September eine Schule eröffnet. Auch suchen sie der Station durch Anpflanzung von Fruchtbäumen und Ziersträuchern ein freundliches Aussehen zu geben. Bis jetzt hat sich der dortige Häuptling Schangali recht freundlich zu den Missionaren gestellt und versprochen, ein Schulhaus für sie bauen zu lassen.

Indien. Kürzlich, so berichtet das Leipziger evangel.-luth. Missionsblatt, war in der schottischen Mission große Freude über die Taufe eines hochgebildeten und hochgestellten Tamulen in Madras. Ramanudscham Tschetti, ein Doktor der Philosophie, Baccalaureus der Jurisprudenz und Rechtsanwalt am obersten Gerichtshof in Madras, ein wohlgesinnter, ehrbarer Heide, ließ sich im August vorigen Jahres in der schottischen Kirche zu Kalkutta taufen. Was hatte ihn zu diesem Schritte veranlaßt? Er hatte seine Ausbildung auf dem »Christian College« der Freischotten in Madras genossen. Der dort empfangene Unterricht in der heiligen Schrift und besonders auch — wie er selbst bezeugte — das exemplarische Leben der am Kolleg unterrichtenden Missionare, sowie manche christliche Vorträge und Bücher hatten einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er nach vielem Ueberlegen, Schwanken und Zaudern endlich zu der Ueberzeugung kam, daß es seine Pflicht sei, Christum als den Sohn Gottes zu bekennen. Diese Ueberzeugung war aber zunächst nur Sache des Verstandes, nicht des Herzens und darum ein Halm ohne Wurzel. Das zeigte sich schon darin, daß Ramanudscham sich scheute, den entscheidenden Schritt offen in seiner Vaterstadt zu thun, und den bei solchen Gelegenheiten regelmäßig losbrechenden Sturm der Entrüstung unter den Verwandten über sich ergehen zu lassen. Statt dessen zog er es vor, diesem Kreuzfeuer wenigstens vor der Taufe aus dem Wege zu gehen, reiste, ohne jemandem den Grund seiner Reise anzugeben,

nach Kalkutta und ließ sich dort taufen. Zu gleicher Zeit ließ er eine kurze Lebensbeschreibung veröffentlichen, in der er die Beweggründe, die ihn zu diesem Schritte veranlaßten, darlegte. Dieses öffentliche Bekenntnis wurde in vielen Zeitungen in Indien abgedruckt und besprochen. Bei den Heiden großer Aufruhr und vergebliches Bemühen, den tiefen Eindruck dieser Nachricht durch Ausstreuung von allerlei bösen Gerüchten über den Neubekehrten zu verdecken. Bei den Christen großer Jubel, wie über einen großen Sieg ihrer Sache und ein Vorzeichen weiterer Triumphe. Des Rühmens war so viel, daß der Rückschlag nicht ausbleiben konnte. Und dieser kam. Als der Neugetaufte nach Madras zurückkehrte, suchte er wieder Anschluß an seines Vaters Haus. Betreten durfte er es nicht, aber er bekam von dort sein Essen zugesandt. Zugleich ward er täglich von den Seinigen bearbeitet. Die gelehrtesten Hindus, erfahren in allen Künsten trügerischer Rede, suchten ihm die Thorheit des Christentums und die Herrlichkeit der indischen Religion haarklein zu beweisen, seine Verwandten sparten weder Thränen, noch Vorwürfe, Bitten und Drohungen, sein eigenes Kind (er war verwitwet) durfte ihn, den Verunreinigten, nicht sehen, um nicht verunreinigt zu werden durch bloße Berührung — und endlich legte man — o teuflischer Plan! Renans „Leben Jesu“ in seine Hände. Dies höllische Gift thut seine Wirkung: er legt das neue Testament beiseite, — seine bloß auf Verstandesgründen ruhende „Bekehrung“ hält nicht stand — er fällt: die Kuhmistpille muß die durch die Taufe geschehene Verunreinigung wieder wegnehmen! Das war für jene eingebornen Christen, die des Rühmens über weltliche Vorzüge zu viel gemacht hatten, eine bittere Lektion und es bewahrheitete sich wieder, daß die Reichen und Großen schwerlich ins Himmelreich kommen — die Reichen an Ehren, wie die Brahmanen. Auch die Erwartung, daß die wenigen Brahmanen, die sich bekehren, sich nun als besonders gesegnete Werkzeuge zur Bekehrung ihrer Landsleute erweisen werden, wird nach dem Zeugnisse der erfahrensten indischen Missionare gar oft getäuscht.

Aber gottlob, sie sind nicht alle so. Hiervon ein Beispiel. In demselben Monat wurde in Bombay ein anderer hochgebildeter Hindu von einem Missionar der Freischotten getauft, der ebenfalls ein Zögling einer Missionsschule, Doktor der Philosophie und Baccalaureus des Jurisprudenz ist, nämlich Professor N. G. Welnikar, der als Lehrer an der schottischen Hochschule angestellt ist. Er hat bald nach seiner Taufe eine Reihe von Briefen an „denkende Hindus“ herausgegeben. In ihnen bezeugt er unter anderem, daß seine „Bekehrung zum Christentum eine vollständige Umänderung seines ganzen

Weſens mit ſich gebracht habe." „Der neue Menſch habe den alten nicht verdrängt, ohne mancherlei Gedanken mit ſich zu bringen, von denen viele ſich kaum in Worte faſſen ließen." Er fragt ſeine Landsleute: „Brauchen wir eine Religion oder nicht? Eine Religion muß eine Macht und Wirklichkeit ſein. Aber der Hinduismus iſt keine ſolche Religion" u. ſ. w. Möge ſein Wort den Eindruck, den ſeine mutige That hervorgerufen, noch vertiefen! Möge er aber vor allem in der Demut und Treue erhalten werden!

Formoſa. Der gegenwärtige Krieg zwiſchen Japan und China läßt auch die Inſel Formoſa, die bei einem Friedensſchluß möglicherweiſe an Japan fallen wird, in den Vordergrund treten. Sie gehörte bis jetzt zur chineſiſchen Provinz Fukien und liegt ungefähr 90 engliſche Meilen vom Feſtland, Amoy gegenüber. Die Inſel iſt ſehr reich an wertvollen Produkten und hat ein im ganzen gutes Klima. Eingewanderte Chineſen bilden einen bedeutenden Beſtandteil der Bevölkerung, während die im Innern und auf der Oſtſeite der Inſel vorherrſchenden Ureinwohner der malayiſchen Raſſe angehören und ſich noch in ziemlich wildem Zuſtand befinden. Schon ſeit mehreren Jahrhunderten beanſprucht China die Oberhoheit über die Inſel, übt dieſelbe aber thatſächlich nur über die Weſtküſte aus. England und Japan haben jedoch ſchon längſt ihre Augen auf die Inſel gerichtet und ſind beſtrebt, ſie an ſich zu bringen.

Die evangeliſche Miſſion iſt auf Formoſa durch die engliſchen und kanadiſchen Presbyterianer vertreten. Jene arbeiten ſeit 1865 hauptſächlich im Südweſten der Inſel, während die letzteren ihr Arbeitsfeld (ſeit 1872) im Norden derſelben haben. Die erſteren haben bis jetzt über 2600 Chriſten geſammelt und beſitzen eine theologiſche Schule und einige Spitäler. An der Spitze der kanadiſchen Presbyterianer-Miſſion ſteht ein Dr. Mackay, der viel umherwandert und unter allerlei Volk, auch unter den Ureinwohnern, Kapellen errichtet und Gemeinden ſammelt. Von letzteren ſind es nun über 50 mit ebenſo vielen Nationalgehilfen, denen ein recht gutes Zeugnis gegeben wird. Auch zwei Spitäler, ein theologiſches Seminar und mehrere Mädchenſchulen ſind von Mackay ins Daſein gerufen worden. Von Getauften waren es im Jahre 1890 2833. Die Miſſion hat hier ein überraſchend ſchnelles und erfreuliches Wachstum erlebt, während die Arbeit auf der wilden Oſtküſte erſt geringe Anfänge aufweiſt. (Miss. Herald und Gundert, ev. Miſſ.)

Der Allgemeine evangeliſch-proteſtantiſche Miſſionsverein blickt auf zehn Jahre ſeines Beſtehens zurück. Er zählt etwa 19000 Mitglieder in 40 Zweig- und 90 Ortsvereinen. Auf ſeinen Miſſionsgebieten, Japan und China, hat er mit großen

Schwierigkeiten zu kämpfen. In Japan ist, wie in China, seit fünf Jahren eine christenfeindliche Stimmung. (Die sämtlichen evangelischen Christen Japans zählen 37398 und haben sich im Jahre 1893 nur um 1864 Seelen vermehrt.) Selbst die christlichen Gemeinden sind den europäischen Missionaren abgeneigt; sie wollen sich von Fremden nicht mehr leiten lassen, sondern fordern ein „japanisches Christentum". — Die Gemeinden des Vereins werden von japanischen Predigern kirchlich bedient; die Missionare haben es mehr nur mit der Pastorierung deutsch-evangelischer Gemeinden zu thun und suchen durch litterarische Thätigkeit für das Evangelium zu wirken. — Von den chinesischen Missionaren des Allg. ev.-prot. Missionsvereins widmen sich ebenfalls zwei ganz der litterarischen Wirksamkeit, und der dritte (Lic. Hackmann, früher Privatdozent in Göttingen) ist Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde in Shanghai und unterrichtet nebenbei Kinder der deutschen Familien; sie bilden die größte deutsche Kolonie in Ostasien. — Ob der Verein auf dem eingeschlagenen Wege ein Missionsverein bleiben wird, muß das zweite Jahrzehnt seines Wirkens lehren. (Hannov. Miss.-Bl. Nr. 2.)

Von einem **Freimissionar** wunderlicher Art, der in Südafrika unter Christen und Heiden zu wirken sucht, erzählt das Missionsblatt der Brüdergemeine. Derselbe ist ein junger Engländer, der dem Herrn in besonderer Weise dienen möchte. So ist er, ohne einer Missionsgesellschaft anzugehören, nach Afrika ausgezogen, hat sich mit einer ziemlich großen Laterna magica oder Zauberlaterne und einer Anzahl dazu gehöriger biblischer Bilder versehen und führt nun diese Weißen und Schwarzen vor, wobei er ein begleitendes Zeugnis ablegt. Dieser Zauberkasten muß ihm auch, da er keinerlei Gehalt bezieht, den Unterhalt abwerfen. Entweder reitet er auf einem abgetriebenen Rößlein, die Laterne vor sich auf dem Sattel, oder er fährt in einer gebrechlichen, zweiräderigen Karre im Lande umher. Hie und da muß sich freilich der wandernde Evangelist manche rohe Scherze über seine Person, seine Bilder und sein Zeugnis gefallen lassen und er findet nicht überall eine so gute Aufnahme wie auf der Brüdermissionsstation Bethesda. Hier erfolgte an mehreren Abenden die Vorführung seiner Bilder in der Kirche, auf deren großer weißer Giebelwand die dargestellten Personen in Lebensgröße wirkungsvoll hervortraten und aller Aufmerksamkeit fesselten; denn noch nie hatten die Kaffern so etwas gesehen. Mit Gesang, Gebet und Verlesen eines Schriftabschnittes begann jede Zusammenkunft. Ebenso wurden, sobald die Erklärung und Nutzanwendung eines vorgeführten Bildes beendet war, Verse wie: Christi Blut und Gerechtigkeit... Ich bin dein, sprich du dazu dein Amen u. a. an-

gestimmt. Schon die alttestamentlichen Bilder erregten allgemeine Bewunderung, noch weit mehr aber die Scenen aus der neutestamentlichen Geschichte. In tiefster Stille und mit angespanntester Aufmerksamkeit schauten und lauschten die Anwesenden. Kennzeichnend für den einseitigen Standpunkt des Evangelisten war es jedoch, daß er zuerst am Schluß der Zusammenkünfte diejenigen aufforderte, in der Kirche noch zurückzubleiben, die sich jetzt in der gegenwärtigen Stunde bekehrt oder zu bekehren sich entschlossen hätten. Doch beschied er sich und wiederholte jene Aufforderung nicht mehr, als der Missionar der Station ihn darauf hinwies, wie der Herr Jesus dem ausgestreuten Samen ausdrücklich Zeit bewilligt habe, zu keimen und empor zu wachsen. Uebrigens hatte auch niemand von den Anwesenden jener Aufforderung Folge geleistet. — Es ist ja wohl möglich, daß der Wanderprediger mit seinem Herzen voll Liebe zu seinem Heiland da und dort einer Seele zum Heile dienen kann; aber wir versprechen uns wenig von solchen Experimenten, die einer heiligen Sache dienen sollen.

Bücheranzeige.

Ratzel, Dr. Fr. **Völkerkunde.** Zweite, gänzlich neubearbeitete Aufl. I. Band. Mit 590 Abbildungen im Text, 15 Farbendruck- und 13 Holzschnitt-Tafeln, sowie 2 Karten. 748 S. Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien. Halbleder geb. Mk. 6.

Bei dem heutigen Stand der Völkerkenntnis, wie wir sie Reisenden, Forschern, Beamten und Missionaren verdanken, ist es von großem Wert, daß die in den völkerkundlichen Sammlungen und vereinzelten Fachschriften niedergelegten Zeugnisse des Völkerlebens zu einem Ganzen verarbeitet und damit der Leserwelt zugänglich gemacht werden. Dies ist in vorliegendem Werke geschehen, das in seiner zweiten neubearbeiteten Auflage eine hervorragende Leistung auf diesem Gebiet genannt werden muß. Der reiche und interessante Inhalt giebt: I. die Grundzüge der Völkerkunde (Sprache, Religion, Ackerbau, Viehzucht, Kleidung, Schmuck, Wohnstätten, Familie, Gesellschaft, Staat u. a.); II. den pazifisch-amerikanischen Völkerkreis (A. die Ozeanier; B. die Australier; C. die Malayen und Madagassen; D. die Amerikaner; E. die Arktiker der Alten Welt); III. die hellen Stämme Süd- und Innerafrikas (Buschmänner, Hottentotten, die Zwergvölker Afrikas). — Dem Text sind Abbildungen von Landschaften, Orten, Wohnungen, Völkertypen, Geräten, Industrie- und Bekleidungsproben, Kultusgegenständen, Pflanzen u. a. beigegeben, die — meist nach Photographien — in ihrer sauberen Ausführung den Text aufs beste veranschaulichen. Wertvoll sind ebenfalls die beiden Völker- und Kulturkarten von Ozeanien, Australien und Amerika. In der textlichen Darstellung sind auch die Zeugnisse und Berichte von Missionaren in ergiebiger Weise herbeigezogen und verwertet. Wir empfehlen das schön ausgestattete Werk aufs angelegentlichste, wenn wir auch in Fragen, die das religiöse Gebiet berühren, dem Verfasser nicht immer beipflichten können.

Eger, Pfr. **Wegweiser durch die volkstümliche Missionslitteratur.** Herausgegeben vom Vorstande der Missionskonferenz der Provinz Sachsen. 55 S. Berlin, Verl. v. Martin Warneck (Hugo Rother's theol. Buchhandlung) 50 Pf.

Das Schriftchen enthält eine Zusammenstellung von volkstümlichen und verbreitungswerten Missionsschriften, die zugleich kurz charakterisiert und übersichtlich rubriziert sind. Es kommt somit dem Bedürfnis nach einem Führer auf diesem Gebiete in dankenswerter Weise entgegen; denn mit seiner Hilfe ist es jedem leicht möglich, die Schriften, die er gerade wünscht und braucht, schnell und sicher zu finden. Wer z. B. eine Schrift über „Williams" haben will, findet dieselbe in der ersten Rubrik der zweiten Abteilung (Alphabetisches Verzeichnis nach den Lebensbeschreibungen) verzeichnet. Oder wer eine Schrift über die Missionen unter den „Betschuana" braucht, hat dieselbe in der zweiten Rubrik dieser Abteilung (Alphabetisches Verzeichnis nach Ländern, Landschaften, Stämmen und Hauptorten) unter Betschuanen zu suchen. In der dritten Rubrik endlich sind die Schriften „nach den für sie geeigneten Leserkreisen" zusammengestellt, zunächst die für Kinder, dann für Erwachsene, weiter die für Volksbibliotheken, für Missionsvereine, endlich die für „Gebildete". Prinzipiell ausgeschlossen davon ist alle pastoral-homiletische und theoretisch-fachwissenschaftliche Missionslitteratur. Wir zweifeln nicht, daß dieser Wegweiser sich viele Freunde erwerben wird. Mögen dann diese auch redlich mit dazu helfen, daß die volkstümliche Missionslitteratur durch sie eine recht weite Verbreitung erfahre.

Horne S. C. *The Story of the L. M. S.*, 1795—1895. London: Lond. Miss. Soc., and John Snow & Co. 440 S. Mk. 2.50.

Diese Schrift, welche die Geschichte der Londoner Missionsgesellschaft seit ihrer Gründung (1795) in gedrängter Darstellung behandelt, ist aus Anlaß ihrer demnächstigen 100jährigen Jubelfeier veröffentlicht worden und dürfte auch in deutschen Missionskreisen, soweit dieselben des Englischen mächtig sind, Interesse finden. Die Geschichte der einzelnen Missionsfelder der Gesellschaft ist zwar kurz und bündig, aber eindrucksvoll gezeichnet, sodaß damit dem Leser übersichtliche Geschichtsbilder dargeboten werden. Von besonderem Interesse ist auch der Umstand, daß wir es zumeist mit Arbeitsfeldern und Persönlichkeiten zu thun haben, die aus der Missionsgeschichte früherer Jahrzehnte dem Missionsfreund besonders teuer sind. So z. B. die Südsee mit einem Williams, Madagaskar mit Ellis u. a., Südafrika mit Van der Kemp, Moffat und Livingstone. Dem Buch ist auch eine Anzahl recht guter Bilder beigegeben.

Keller S., **Mosaik,** Randbemerkungen zum christlichen Leben. 93 S. Verlag von E. Schaffnit, Düsseldorf. Mk. 1.

Eine in volkstümlichem, kräftigem und erwecklichem Tone gehaltene Besprechung und Beleuchtung der verschiedenen Lebensfragen des Christen, die man nicht ohne Eindruck lesen kann.

Ein Mutterwort. Worte einer Mutter an ihre Tochter. Aus dem Norwegischen übertragen von Julie Ruhkopf. Dritte Auflage. Mit einem Geleitwort von D. Hölscher. 71 S. Verlag von M. Heinsius Nachfolger. Bremen 1895. broch. Mk. 1. | geb. Mk. 2.

In dem hübsch ausgestatteten Büchlein, das sich besonders als Konfirmationsgabe an junge Mädchen empfiehlt, werden die wichtigsten Fragen des inneren Lebens: Seelenreinheit und Weiblichkeit, Glauben und Wandel, Schriftlesen und Kirchengehen, Abendmahl und Gebet, von reifer Erfahrung getragen, in edelster Sprache behandelt und dem Herzen nahe gelegt.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Auf dem Mongofluß (Kamerun).

Madagaskar.

Ein bedrohtes evangelisches Missionsland.

Von Dr. H. Christ, Basel.

(Schluß)

6. Der heutige soziale und christliche Zustand und die Statistik.

Wahrhaft imponierend stehen die Thatsachen da. Hören wir unverdächtige, französische Zeugen. Der Akademiker Alfred Grandidier, der lange Jahre Madagaskar bewohnte, urteilte 1886 also:

„Von einem Tag auf den andern, am 21. Februar 1869, haben die Großen, in seltener Würdigung des Wertes unseres sozialen Zustandes, das Christentum an die Stelle ihres Aberglaubens gesetzt. Diese moralische Umwälzung, die erst 17 Jahre alt ist, hat schon glückliche Erfolge gezeitigt und die Lage des Volkes verbessert, und wird das mit der Zeit noch mehr thun. Nicht daß die christliche Sitte in so kurzer Zeit hundertjährige Gewohnheiten und Meinungen besiegt hätte; Erziehung und Instinkt, Pflicht und Eigennutz bekämpfen sich im Herzen der Howas, wie in denen aller Menschen, und die übeln Triebe sind bei ihnen immer die stärkern. Aber man kann nicht leugnen, daß ein neues und besseres Zeitalter für Madagaskar sich aufgethan hat. Der Fortschritt ist ein wirklicher. Die Zeit ist vorbei, wo Lüge, Undank, Verrat und Mord keinerlei Abscheu erregten, wo die scheußlichsten Missethaten schamlos am hellen Tage sich entfalteten, als wären sie lobenswerte Handlungen. Diese barbarischen Sitten haben sich allmählich unter dem wohlthätigen Einfluß des Christentums geändert, der soziale Zustand wird ein anderer, zum größten Vorteil des Volkes."

Der französische Naturforscher Dr. Cattat, der 1889 die Insel besuchte, beschreibt die Thätigkeit der verschiedenen Missionsgesellschaften, deren „schöne Kirchen, in denen die Anhänger sich drängen", und sagt: „So sind heute alle Einwohner (der Hauptstadt) in den Grundsätzen des Christentums unterrichtet. Aber die Evangelisation war nicht die einzige Beschäftigung der Missionare. Unter ihrem Einfluß sind unendliche Fortschritte erreicht, namentlich hat die Schulbildung zugenommen. Wir sehen in der Stadt um die Kirchen zahlreiche Schulen, in denen Elementarunterricht erteilt wird, ferner höhere Schulen, in denen die eingeborenen Lehrer sich ausbilden, wie die der englischen Mission zu Faravohitra, und der Jesuiten in Ambohipo. Noch mehr: die Erfordernisse des Unterrichts führen die Missionare dahin, in ihren Häusern Werkstätten, wie Druckereien, Schreinereien, Schmieden zu schaffen, wo ihre Schüler mannigfaltige technische Kenntnisse sich aneignen. Endlich wurden Anstalten der christlichen Liebe eröffnet, so ein englisches Spital zu Analakely und Zufluchtshäuser der Jesuiten für Aussätzige einige Kilometer von der Stadt." — Und welches Bild entrollt uns die neueste Statistik vom Bestande der Missionen?

Die Londoner Missionsgesellschaft, wesentlich von den freien Kirchen Englands (den Dissenters) unterhalten, die erste auf dem Kampfplatz, zählt nach der von C. S. Horne für 1893—1894 publizierten Statistik 26 Stationen und 1328 Außenstationen, mit 32 englischen Missionaren, 30 Missionsfrauen und 6 weiblichen Missionsarbeiterinnen, 1061 eingeborenen, ordinierten Pfarrern, 5879 Evangelisten, 63020 Kirchenmitgliedern, 283738 Anhängern, 119 Sonntagsschulen, 16368 Sonntagsschülern, gegen 1000 Schulen, davon 441 Knabenschulen, mit 36931 Schulknaben, 37497 Schulmädchen, also zusammen 74428 Schülern.

Die Jahresausgabe der Gesellschaft beträgt für Madagaskar, nach Abzug der Beiträge im Lande selbst (für 1893 Fr. 138000), ungefähr Fr. 400000. Daneben hat diese Gesellschaft ein theologisches Seminar mit 32 Studenten, ein Lehrerseminar mit 63 Zöglingen, mit einer Normalschule von ungefähr 300 Schülern, und eine höhere Töchterschule mit 237 Schülerinnen, nebst der sogenannten Palastschule für den Adel mit 230 Schülern. Ein gewaltiges Werk, das reichlich zwei Dritteile der gesamten, unter dieser gesegneten Gesellschaft stehenden Anzahl von Heidenchristen umfaßt!

Die Gesellschaft der Freunde (Quäker) hat sich in einer Demut und Freundlichkeit, wie sie leider die Missionsgeschichte nicht immer aufweist, mit der Londoner Gesellschaft verständigt, um Lücken auszufüllen, ohne in Konkurrenz mit ihr zu treten, und sogar die Sakramente beibehalten, welche die Freunde unter sich nicht spenden, um sich dem herrschenden Gebrauch anzupassen. Ihr Bericht von 1892 weist 12 Missionare, 3 Missionsärzte, 139 eingeborene Gemeinden mit 3161 Gemeindegliedern und 14410 andern Teilnehmern, 404 madagassische Prediger, 14862 Schüler auf.

Auch die Mission der ritualistischen Hochkirche (S.P.G.), die das Werk der kirchlichen Missionsgesellschaft übernommen hat, unterhält, allerdings unter wenig Fühlung mit den andern Missionen — wie ja überall — einen Bischof, 9 englische und 18 farbige ordinierte Priester für 9595 Gemeindeglieder und 2589 andere Teilnehmer, nebst 72 Schulen mit 3682 Schülern.

Die norwegische Mission hat sich aus dem Zululand nach Madagaskar gewandt, seit 1867 eine bedeutende Wirksamkeit entfaltet und sich, was ihr sehr hoch anzurechnen ist, ganz besonders der armen, vernachlässigten Sakalawen in der ungesunden, westlichen Küstenregion angenommen. Als stark ausgesprochene Lutheraner ergänzen sie, mit ihrer zurückhaltenden Gründlichkeit und stramm pastoralen Organisation, vortrefflich die sanguinisch vorwärtsstrebende Londoner Mission; sie sind so gründlich und in die Tiefe gehend, daß sie sich vor Taufen und Aufnahmen in die Gemeinde eher zu fürchten als sie zu befördern scheinen. Und doch haben sie bereits unter 23 ordinierten Missionaren und 56 eingeborenen Geistlichen in 485 Gemeinden 32672 Christen, wovon 24578 abendmahlsberechtigte, und 487 Schulen mit 34437 Kindern, ein theologisches Seminar, eine Schule für Aerzte, ein Spital, ein Aussätzigenspital, eine Schule für Missionskinder, eine Druckerei. An religiösen Zeitschriften dieser Missionsgesellschaften ist natürlich auch kein Mangel. Bis jetzt ist das Neue Testament in der 32., das Alte in der 8. Ausgabe erschienen.

Der zukunftsreichste Teil der madagassischen Kirche aber ist die sogenannte königliche Kirche, die im Hofgebiet des Palastes selbst ihr Gebäude hat und seit dem Uebertritt Ranavalonas II. besteht. Sie ist die Kirche der königlichen Familie, besteht ganz, in Leitern und Gliedern, aus Eingeborenen, und hatte 1886 bereits

194 Gemeinden und ebenso viele Pfarrer in und um Antananarivo, 20000 Kommunikanten, 60000 andere Teilnehmer, 188 Schulen und 14000 Schüler. Besonders anziehend ist diese Kirche, weil sie den Kern der künftigen madagassischen Nationalkirche zu bilden bestimmt ist, wenn einmal das Christentum so tief gewurzelt sein wird, daß die Kirchen der europäischen Missionen in der nationalen aufgehen können.

Welch ein Missionsland! Wenn auch die Küstenstämme noch großenteils Heiden sind, so kann doch das Hochland als thatsächlich christianisiert, und die Zahl der Christen auf eine halbe Million angenommen werden!

Aber all diese Zahlen geben uns doch nur das Aeußere; einen Zustand, bei dem hinter dem Namenchristentum sich viel Gedankenlosigkeit, viel Kälte und heidnischer Sinn erhalten kann; wie steht es mit dem innerlichen Wachstum der Madagassen im Christentum? Antwort auf diese Frage holen wir uns wohl am besten bei den strengen, vorsichtigen Norwegern.

Sie bekennen, daß Gott mit ihnen sei, und daß er sie gebrauche nicht nur, um den Widerspenstigen das Fluchurteil zu verkündigen, sondern auch, um in die Herzen und die Häuser mancher den Segen zu bringen. D. Borchgrevinck, der eine mit der Londoner Gesellschaft verbundene medizinische Mission leitet, erzählt, wie sein Herz erquickt worden sei durch die klare, ansprechende Darlegung des göttlichen Heilsrates, die er aus dem Munde eines eingeborenen Predigers in Sirabe vernommen, und bemerkt dazu: „Es ließ mich ahnen, daß die Kraft Gottes vielleicht eher, als jemand von uns glaubt, unter dem Volke sich offenbaren wird. Denn wenn einmal die Landeskinder selbst als wahre Verkündiger der Lebensbotschaft auftreten, wird sicherlich mehr als eines von den Hindernissen fallen, welche unserer Wirksamkeit hemmend entgegenstehen. Je bälder wir Europäer also überflüssig werden, desto besser."

James Sibree, der schon 1863 Madagaskar betrat, um die Gedächtniskirchen zu bauen, seither aber ordiniert ist (1870), und nun als ehrwürdiger Veteran (Ellis starb im Jahre 1871) das Lehrerseminar in Antananarivo leitet, hat ein schönes, 1881 auch deutsch erschienenes Buch über Madagaskar geschrieben, worin er den geistlichen Zustand der Christen schildert, und eine wunderbare Aehn-

lichkeit mit jenem nachweist, in welchem die ersten Gemeinden von Heidenchristen sich befanden, wie die Briefe des Paulus sie uns schildern: viel heidnische Reste, viel Aberglauben, stete Gefahr des Rückfalls in die heidnischen Sünden, und weil die Religion in „silbernen Schuhen wandle, die Sonne scheine und das Volk ihr Beifall klatsche", so seien ja die Bedingungen für die Ausbildung der solidern und nachhaltigen Eigenschaften des christlichen Charakters hier so ungünstig als möglich; alles sei dazu angethan, ein oberflächliches Scheinwesen hervorzubringen. Mehr als einmal sei es vorgekommen, daß unbegründete Gerüchte in den Dörfern die Meinung verbreitet hatten, die Königin habe dem Christentum ihre Gunst entzogen, und sofort hätten da, wo sonst eine Versammlung von 300 bis 400 Andächtigen sich zusammengefunden hatte, sich wochenlang nur eine Handvoll Leute zu den Gottesdiensten eingestellt. Und auch die, welche man für aufrichtige Christen halten müsse, lassen so gar wenig von einem lebhaften Bewußtsein ihrer Schuld vor Gott oder erkennbare Freude an der Vergebung der Sünden blicken. Zum Teil sei diese Erscheinung in dem auffallend passiven Charakter der malayischen Rasse zu suchen.

Aber doch bezeugt Sibree, daß zu gar Vielen das Evangelium auch gekommen ist nicht mit dem Wort allein, sondern in der Kraft.

„Wenn wir sehen, wie die christlichen Tugenden sich ausbilden und das Böse abnimmt, wie Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit, Großmut und Keuschheit an die Stelle der entgegengesetzten Eigenschaften treten; wenn wir sehen, wie alljährlich größere Summen zu religiösen Zwecken beigesteuert werden und wie Männer und Frauen sich christlichen Werken widmen, so können wir nicht im Zweifel sein, daß der Geist Gottes hier wirklich thätig ist, wenn auch vielleicht in etwas anderer Weise, als wir erwartet hatten."

Diese Berichte sind aus dem Anfang der 80er Jahre, vor dem Franzosenkrieg, 1883 bis 1885, der dem Lande so viel Not und eine erdrückende Schuldenlast von 10 Millionen Franken als Kriegsentschädigung brachte.

Diese Leidenszeit hat überaus günstig gewirkt. Wenn wir hören, welch ein Gebetsgeist damals die Leute ergriff, wie in Gegenwart des großen Kabary (der Volksversammlung) die junge Königin den ehrwürdigen Premierminister bat, ein Gebet um Hilfe in dieser Gefahr zum Herrn zu thun, wie dieser nun in ergreifendem Flehen

sich an Ihn wandte, und durch die Hunderttausende, wie ein dumpfer Donner, antwortende Gebetsworte liefen; wie überhaupt zu jener Zeit nach den Berichten der Missionare das Land der Howas eine gewaltige Gebetsversammlung zu nennen war und wie auch für die Feinde gebetet wurde, so müssen wir darin eine Frucht des Geistes Gottes anerkennen.

Auch das Zeugnis, das die noch großenteils heidnischen Sakalawen der Westküste der Howa-Armee gaben, die mehrere Male (zuletzt 1889) in deren Land einrückte, ist bemerkenswert. „Was ist denn das für eine Religion, die Ihr nun habt? Früher machtet Ihr alles zu Sklaven, schluget alles nieder und raubtet; jetzt laßt Ihr unsere Weiber und Kinder in Frieden und bezahlt bar, was Ihr brauchet?" So fragten erstaunt die Sakalawen.

Besonders wichtig aber ist ein Bericht desselben Herrn Sibree, der uns 1881 die Lage Madagaskars so gewissenhaft schilderte, den er erst kurz, am 20. Juli 1893, veröffentlicht hat. Ein Teil des Berichts verbreitet sich über den sozialen Zustand. Schon früher excellierten die Madagassen in schönen Holzbauten; jetzt bedient man sich bereits allgemein in der Hauptstadt der gebrannten Ziegel. Das Missionshospital bildet einen schönen Komplex von Gebäuden; ein großes Aussätzigenspital ist im Begriff, eröffnet zu werden, ein Mädchenheim ebenso. Dann aber bezeugt Sibree, daß ein stetiger Fortschritt nicht nur in der Zahl der Christen, sondern im tiefern und ernstern religiösen Charakter besonders der jüngern Leute fühlbar ist. Wahre Erweckung und Kräftigung des geistlichen Lebens sei an manchen Orten erfolgt, so zwar, wie dies manche von uns hier in Madagaskar kaum gehofft hätten, und wie es nie zuvor der Fall war. Während Sibree einst so sehr über das kalte Wesen der Leute geklagt, freut er sich nun über die erfreuliche Begeisterung der Jugend für Reichsgottesarbeit, die sie besonders zur Evangelisation unter den bloßen Namenchristen hinziehe. Eine Menge neuer Gesellschaften christlichen Strebens (Fikambánana) haben sich gebildet, ein Verein von Studenten zur Bildung medizinischer Missionare, ein Frauentemperenzverein, ein Traktatverein sind darunter, selbst eine kleine Heilsarmee, deren Mitglieder eifrig auf den großen, offenen Märkten predigen. Extraklassen (Ferienkurse) für 120 Pastoren und Evangelisten wurden mit Erfolg gehalten und sollen fortgesetzt werden. Sonntagsschulen sind überall im Gang, freilich fehlt es

bitter an englischen oder amerikanischen Leitern, um die Leute ins richtige Fahrwasser zu bringen. Ueberhaupt ist jetzt die kritische Zeit, wo „wir jammervoll in der Not sind um mehr Hilfe." Abgesehen davon, daß noch ganze Distrikte nie das Evangelium vernahmen, so ist die Durchbildung der Massen, welche den Christennamen tragen, ein unabweisliches Bedürfnis. Bemerkt sei, daß die Hausssklaverei noch zu bestehen scheint, während anderseits Imerina eines der mäßigsten Länder der Erde und der Alkohol allgemein gemieden ist.

Und in der soeben erschienenen Geschichte der Londoner Gesellschaft, welche ihren hundertjährigen Bestand feiert (1795—1895), wird die Gegenwart also charakterisiert:

„Der erste Einfluß des Christentums unter einem Volke wie die Madagassen besteht im Ausreuten gewisser grober Sünden und heidnischer Gebräuche. In diesem Belang waren die 15 Jahre der Regierung Ranavalonas II. bemerkenswert; als wesentliche Fortschritte während dieser Zeit sind zu bezeichnen: das Verbrennen der Götzen, die Abschaffung der Sonntagsmärkte, die Einführung und feste Begründung der Religionsfreiheit, die öffentliche Beobachtung des Sonntags, der Bau der Hofkirche, die Befreiung der Negersklaven von Mozambique, die Verbesserung der Lage der Soldaten, die Kodifikation der Gesetze, das Aufhören von Tumulten und Empörungen, die Abschaffung des Verbots von Ziegel- und Steinbauten, der Bau von höhern und niedern Schulen und Spitälern, der Fortschritt im Elementarunterricht, die Abschaffung der Vielweiberei, die Gründung einer Missionsgesellschaft von Eingeborenen: gewiß ein weites und edles Programm sozialer und religiöser Reformen."

„Aber Madagaskar mußte nun auch ganz neuen Versuchungen entgegentreten, gegen die es bis jetzt nur unvollkommen gerüstet war. Man nannte es eine an Einem Tage geborene Nation, aber es kann nicht in einem Tage zum Manne erwachsen. Das Eindringen der Fremden führte bei den Madagassen fremde Laster ein. Die Einfuhr berauschender Getränke brachte über manche Stämme und Dörfer Verderben. Diese Dinge erschwerten und verlangsamten die Arbeit des Christentums. Dazu kommt die ungenügende Macht der Regierung in Aufrechterhaltung der Ordnung in vielen abgelegenen Gegenden. Räuberbanden machen Teile des Landes unsicher, und

werden selten zur Rechenschaft gebracht. Ein anderes, großes Uebel ist das Gesetz, daß jeder junge Madagasse zu jeder Zeit seiner Laufbahn zum Dienst der Regierung herangezogen werden kann, ohne auf Lohn Anspruch zu haben."

„Es wäre leicht, bei solchen großen Charakterfehlern zu verweilen, die dem Missionar beständig Sorge und Enttäuschung bringen. Jahrhunderte eines Heidentums, unter dessen Herrschaft Zügellosigkeit, Gewaltthat und Schande eher als Tugenden, denn als Fehler galten, haben manche dunkle Neigungen der madagassischen Natur zurückgelassen. Aber diese schwinden vor dem Licht des Evangeliums Christi. Wir arbeiten an einem Volk, das in seiner Befreiung vom Aberglauben noch nicht gelernt hat, um welchen Preis der Glaube gewonnen werden muß. Durch Gottes Vorsehung, und im Blick auf die Treue und den Ernst unserer Missionare, liegt die Heranbildung dieses Volkes reichlich in unsern Händen. Die Zukunft allein wird zeigen, mit welchem Grad von Glauben wir eine so heilige und gewaltige Aufgabe lösen werden."

Das ist der heutige Stand des großen Gotteswerkes im fernen südindischen Weltmeer, und das ist im Lauf von 80 Jahren unter des Herrn Gnade und durch die von Seiner Liebe brennenden Kinder Gottes erwachsen!

---

7. Der bevorstehende Krieg mit Frankreich und seine Veranlassungen.

Und nun steht also die Insel unmittelbar vor einer politischen Krisis, wie sie noch keine durchgemacht hat. Denn bereits haben die französischen Kammern einen Kredit von 65 Millionen und ein Heer von 15000 Mann genehmigt, um die drei Jahrhunderte dauernden Gelüste Fankreichs nach dem prächtigen Lande endlich zu stillen, es zu erobern, und in der Hauptstadt und an allen andern erforderlichen Punkten eine Truppenmacht zu unterhalten, welche zur wirksamen Ausübung des französischen Einflusses genüge. Wer die Geschichte der Beziehungen Frankreichs zu Madagaskar kennt, für den haben die Vorwände, welche den Franzosen zu ihrem nunmehrigen, wie sie hoffen endgültigen Eroberungszug zu Gebote stehen, überaus geringe Bedeutung! Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Hanotaux, hat in der Kammersitzung vom

14. November 1894 mit voller Aufrichtigkeit das Kind beim Namen genannt, als er sprach von „jenem Thatendrang, der bei kräftigen Rassen zu den besten Kennzeichen der Gesundheit gehört. Madagaskar kann in thätigen Händen eine schöne und mächtige Kolonie abgeben". Die dermaligen Handelsinteressen Frankreichs in Madagaskar sind auffallend gering, also ist es etwas Neues, was die Franzosen dort suchen, und nicht etwa der Schutz alter Interessen. Denn der Minister selbst gab die Gesamteinfuhr der Insel für das erste Semester 1893 auf zwei Millionen, die Gesamtausfuhr auf drei Millionen Franken an, wovon auf Frankreich „mehr als ein Fünftel", also bloß etwa eine Million komme. Kein Wunder, daß ein Abgeordneter höhnisch bemerkte: also verdienen wir an der ganzen Geschichte 100000 Franken! Es war allerdings eine Zeit, wo Frankreich den Anfang einer Kolonie auf Madagaskar besaß: das im Jahr 1643 durch die damalige französische Orient-Handelsgesellschaft unter Richelieus Aegide gegründete Fort Dauphin, tief südlich des Wendekreises, nahe der Südspitze der Insel an der Küste gelegen. Heute wird der Ort noch von den Madagassen Faradofay genannt. Allein schon 1672 verließen die letzten Franzosen diesen Platz, um ihn erst 1818 wieder zu besetzen; doch zwang sie Radama I. schon 1823 zum Rückzug für immer; 1829 wurden sie bei einem Angriff auf die Plätze an der Ostküste ebenfalls zurückgetrieben. Ein Versuch, sich 1840 von einem Sakalawen-Häuptling, den sie nach Bourbon hinüber nahmen, einen Landanspruch zu verschaffen, kam nie zur Ausführung. Bessern Erfolg hatte 1862 die französische Gesellschaft Lambert bei dem liederlichen Radama II., der ihr ein weites Gebiet von der Nordspitze bis zum 16. Grad südl. Breite zusagte, welcher Anspruch aber 1864 von Rasohérina durch Zahlung einer Million Franken wieder abgelöst wurde. Und so haben auch die Franzosen im Vertrage von 1885 irgend welche erworbene Rechte nicht durchgesetzt: ein sicheres Zeichen, daß ihr Anspruch an Madagaskar lediglich auf der Anschauung beruht, eine Großmacht könne jedes Land unterjochen, das ihr eine andere Großmacht nicht streitig macht.

Immerhin mag es den Leser interessieren, wie diesmal sich der Knoten schürzte. Man weiß, wie nach den Einfällen von 1883 und 1884 am 17. Dezember 1885 die Franzosen in Antananarivo die Unterzeichnung eines Dokumentes erzielten, worin

es heißt: ein Resident, Vertreter der Regierung der französischen Republik, wird den Beziehungen Madagaskars mit dem Ausland vorstehen (présidera), während die Königin, wie bisher, der innern Verwaltung vorstehen werde. Was sich unter dieser Phrase die Madagassen vorstellten, ist schwer zu sagen; daß aber die Franzosen daraus heute ein förmliches und umfassendes Protektorat (Schutzherrschaft) ableiten, versteht sich unter obwaltenden Umständen von selbst, ebenso, daß ein Protektorat nach der Auslegung der französischen Machthaber alles das in sich begreift, was im Belieben des Schutzherrn liegt. Wie klar übrigens die Franzosen sich selbst bewußt sind, daß der Vertrag vom 17. Dezember 1885 ihnen irgend ein Protektorat, ein weitgehendes oder auch nur ein zahmes, mit Recht nicht einräumt, erhellt deutlich aus einer, in Warnecks Missionszeitschrift 1895, Seite 52 uns mitgeteilten Aeußerung des Herrn Le Myre de Vilers, des ersten französischen Residenten in Antananarivo selbst, der auseinandersetzt, daß der Premier-Minister der Königin den Vertragsentwurf, welcher das Wort Protektorat enthielt, zurückschickte und bat, dasselbe zu streichen, weil sonst Madagaskar vorziehe, den Krieg wieder anfangen zu lassen. Darauf wurde das Wort gestrichen.

Aber auch das „Präsidium" über die auswärtigen Beziehungen lag den Madagassen nicht recht, und ehe sie den Vertrag genehmigten, verlangten sie eine beschränkende Erläuterung dieses Vertragsartikels. Sie wurde ihnen in einem besondern Schreiben der französischen Bevollmächtigten (Mr. Patrimonio und Admiral Nicot) gegeben. Allein in Paris wurde nur der Vertrag, nicht aber auch der Nachtrag zur Ratifikation vorgelegt, ein Verfahren, das Herr Hanotaux vor den Kammern mit Genugthuung zugesteht. Und erst noch werden wir belehrt, daß in diesem Meisterwerk von Vertrag der madagassische Text an Gültigkeit dem französischen ausdrücklich gleichgestellt wird, und daß der Ausdruck, auf den alles ankommt: nämlich das Wort, mit welchem der Einfluß Frankreichs auf die auswärtigen Angelegenheiten der Insel bezeichnet ist, auf französisch présider, vorstehen, und auf madagassisch bloß contempler, surveiller, d. h. betrachten, überwachen bezeichnet!

Wahrlich mit einem solchen Vertrag in der Hand läßt sich „Barbaren" gegenüber schon etwas anfangen. Trotz der Demütigung,

welche in diesem Vertrag für Madagaskar lag, wurde, nach dem Zeugnis des Missionars Shaw, der erste dieser Residenten, Herr Le Myre de Vilers, und auch seine Beamten und Soldaten herzlich aufgenommen; auch der Minister Hanotaux anerkennt in seiner Kammerrede, daß die guten Beziehungen zwischen Le Myre und dem madagassischen Premier-Minister und der Howa-Regierung herzlich waren und sich selbst nach seiner Abreise von Madagaskar fortsetzten. Aber damit war ja den weiterstrebenden, dies Abkommen nur als Brücke zu einem ganzen Erfolge betrachtenden Franzosen nicht gedient. Der folgende Resident, Herr Larrouy, machte seine Sache weit besser: er hatte sich bald eine solche Sammlung von Klagepunkten gegen die Howa-Regierung angelegt, daß man füglich weiter schreiten konnte. Die Barbarei in Madagaskar nehme in unerträglicher Weise zu: niemand sei seines Lebens sicher, und nicht zuletzt der Resident und seine Eskorte; von der Befolgung der Abmachung inbetreff des Exequatur (der Genehmigung) fremder Konsuln, das dem Residenten zustehe, sei keine Rede: kurz im Interesse der Zivilisation und Frankreichs sei eine Intervention nötig. So ungefähr lauteten Larrouys Depeschen, und wo irgendwo im weiten Gebiet von Madagaskar irgend eine Gewaltthat gegen einen Fremden gemeldet wurde, registrierte sie der eifrige Vertreter und setzte sie auf Rechnung des Uebelwollens der Howas. Es ist ja klar, daß die jahrhundertlange Abneigung der Madagassen gegen die Franzosen, die einzige europäische Macht, die sie bedrohte, von deren Ueberfällen sie periodisch zu leiden hatten, die ihnen die verhaßten Jesuiten aufdrängten, und deren Endziele auch für „Wilde" durchsichtig waren, der tendenziösen Empfindlichkeit eines Residenten manche Nahrung bot: nur zu gewiß ist es auch, daß das leidige Exequatur des englischen oder deutschen Konsuls durch den französischen Residenten hindurch den Howa-Beamten nie in den Kopf wollte und sie lieber diese Sachen ungeordnet liegen ließen. In der That haben die Howas seit neun Jahren überhaupt keinen Konsul mehr akkreditiert, bis vor kurzem, seit dem Bruch mit Frankreich, wo sie sofort Herrn Porter als englischen Konsul anerkannten, 29. Oktober 1894. — Und so stürmte denn Herr Larrouy so lange mit seinen Telegrammen in Paris an, bis der Minister kaum anders konnte, als — losschlagen, und dies war ja der Zweck der Sache.

Nun wurde vorerst wieder der versöhnliche Herr Le Myre nach Antananarivo geschickt, denn es handelte sich darum, die dort ansässigen Franzosen wegzuführen, damit dann während des Krieges keine Geiseln in Händen der Howas sich befänden. Er that es, natürlich nicht ohne zur Gewinnung von Zeit und um die anständige Form zu wahren, ein Ultimatum zu übergeben, worin die Einsetzung einer ernsthaften Truppenmacht an beliebigen Punkten, die Mitwirkung der Howas bei Herstellung von Verkehrsstraßen, und die Zustimmung der Franzosen zu allen Land- und Minenkonzessionen verlangt wurde, welche die Regierung erteile.

Natürlich konnte man darauf in Antananarivo nicht eingehen, antwortete aber mit einem Gegenvorschlag, worauf Herr Le Myre seinen Auftrag ausführte und die Franzosen, etwa 150 Personen abteilungsweise nach der Ostküste herunterschickte, wo sie sich in Tamatave einschifften. Le Myre selbst mit seiner Eskorte stieg Ende Oktober den weiten Weg nach der Westküste, zum Mojanga- (Majunga-) Hafen herab, und nun wird in Toulon und Marseille eifrigst gezimmert und geteert, auch werden in England Transportschiffe gemietet, um sobald als möglich die Feuerschlünde und schwarzen Legionen vom Senegal an die Küste der schwergeprüften Insel zu werfen. Die englischen Missionare sind von den französischen Herren auch aufgefordert worden, die Insel zu verlassen, aber sie sahen dazu natürlich nicht den mindesten Grund, und auch die Madagassen ließen die Franzosen in vollstem Frieden ihren Auszug bewerkstelligen, den sie ja ohne madagassische Träger und thätige Hilfe aller Art gar nie hätten ausführen können: ein deutlicher Beweis, wie es sich mit den Klagen Larrouys verhält, daß die Regierung schon in Friedenszeit nicht imstande und nicht willens sei, die Franzosen zu schützen. Auch wissen wir, daß die römischen Priester und Schwestern sich weigerten zu gehen, und nur auf bestimmten Befehl Le Myres sich aufmachten.

Was aber sagen die andern Mächte, was sagt vor allem das so tief, eigentlich mit seinem besten Herzblut in Madagaskar beteiligte England? Sie schweigen, sie müssen schweigen, denn sie alle, namentlich aber England, haben Frankreich „freie Hand" zugestanden. Es ist ein böses Handwerk, der Länderraub, und die schönsten Phrasen von zivilisatorischen Absichten waschen die Hände nicht rein. Oft auch geschieht es, daß man in dem großen Schacher um fremde

Länder alte, teure Interessen preisgiebt, um neue Ländermassen zu erwerben. So hier. Als es England gelang, das von Deutschland begehrte Zanzibar an sich zu ziehen, da mußte es befürchten, daß ihm Frankreich auf Grund eines Abkommens mit der Pforte von 1862 entgegentrete. Und so ward Lord Salisbury (im Vertrag vom 5. August 1890) genötigt, gegen freie Hand in Zanzibar auch Frankreich freie Hand in Madagaskar zuzugestehen, mit der weitgehenden Zusage: England erkenne „das Protektorat Frankreichs mit seinen Konsequenzen" an. Und eben diese Konsequenzen nützt nun Frankreich aus! Herr Hanotaux behauptete sogar in der Pariser Kammer, England habe erklärt, es überlasse dabei Frankreich das Recht, im Innern der Insel für die Respektierung seiner englischen Missionare und die Sicherung der religiösen Toleranz zu sorgen, gemäß einem Vertragsartikel, welcher laute: „Die Missionare beider Länder genießen vollkommnen Schutz, indem die religiöse Toleranz, die Freiheit aller Kulte und des Religionsunterrichts gewährleistet ist."

Wie nötig, aber wie unzureichend auch solche Vertragsklauseln oft sind, mußte Lord Salisbury aus der Geschichte von Tahiti wissen, wo selbst ausdrückliche Verträge nicht genügten, um die englische Mission vor dem Uebereifer französischer Beamten zu schützen. Er mußte auch wissen, daß im letzten Kriege (1883) der Londoner Missionar G. A. Shaw unter nichtigen Vorwänden in einem französischen Schiff vor Tamatave sieben Wochen lang gefangen gehalten und ihm nicht einmal gestattet wurde, seine während dieser Zeit aus Europa zurückgekehrte Frau zu sehen; denn auch in der französischen Kammer kam damals dieser Fall zur Sprache.

8. Die römische Gegenmission.

Wie es sich nun mit der römischen Propaganda verhält, haben wir noch kurz zu sehen. Die römische, französische Mission leitet ihren Ursprung zurück auf das Jahr 1855, wo in einem Privatzimmer bei Herrn Laborde in Antananarivo, und nur unter Europäern, das erste Meßopfer gefeiert wurde. Im Jahre 1882 standen in Madagaskar 48 Väter und 20 Brüder der Gesellschaft Jesu, ferner 8 Schulbrüder und etwa 20 Schulschwestern. 63 Kirchen waren gebaut, darunter die schöne Kathedrale, und 161 Kapellen.

Die Zahl der Gläubigen, die Europäer inbegriffen, betrug 23940, die der Schüler etwa 20000. —

Gegenwärtig beträgt der Personalbestand der europäischen Kräfte 114, mit ungefähr 130000 Anhängern, 641 eingebornen Lehrern, 17338 Schülern; eine Druckerei, ein Aussätzigenasyl und ein astronomisches Observatorium wird von den Jesuiten betrieben. Man sieht, die Anzahl der römischen Missionare ist eine sehr starke, sie kommt der aller evangelischen Bekenntnisse mindestens gleich, aber ihre Anhänger scheinen auch, nach ihrer eigenen Zählung, nicht den Dritteil der evangelischen Christen zu betragen. Es ist eine ausgesprochene Gegenmission, die sich in ein längst bestehendes evangelisches Missionsland eingedrängt, d. h. unter Protestanten für römische Zwecke eingearbeitet hat. Erfreulich ist es, daß in Madagaskar selbst die Jesuiten nicht anders konnten, als ihren Anhängern die Bibel, wenigstens in „gereinigten" Auszügen, in die Hand zu geben, weil ohne das Bibellesen der römische Kultus einfach für Heidentum gehalten würde. So tief ist das Wort Gottes ins Volk hineingewachsen, daß sich die katholische Praxis davor beugen mußte, und daß man diesen „Wilden" gestatten mußte, was man dem Katholiken in Frankreich strenge verbietet. Die stete Tendenz jedoch, in die Politik einzugreifen, und die verdeckte Anfeindung der evangelischen Missionen hat dieser römischfranzösischen Mission bei den Madagassen immer geschadet. Bei einem katholischen Reisenden (Mr. Désiré Charnay, Madagascar à vol d'oiseau 1862. Tour du monde 1864, I. 226) liest man: „Meine Freunde, sagte einer der englischen Methodisten, als er zum Volk in Tananarivo sprach, diese Franzosen mögen Euch ihre Religion wohl rühmen; aber glaubt ihnen nicht, denn als Jesus Christus, unser Herr, die Erde durch seine Gegenwart heiligte, da war es in England, wo er herniederstieg; uns hat er seine Lehre anvertraut, aber nie, hört, niemals hat er den Fuß nach Frankreich gesetzt: urteilet nun selbst über die Wahrheit der zwei Religionen." In solchem Licht haben die Patres diesem Reisenden die Wirksamkeit der evangelischen Missionare geschildert. Und Pater Jouen schreibt selbst: „Das Geld ist das Geheimnis der Macht der Methodisten. Durch dieses Zaubermittel weit mehr als durch die Bibel ist es dem Protestantismus gelungen, die meisten Minister, den größern Teil der Vornehmen, Adeligen und Oberbeamten und

fast sämtliche Unteroffiziere des Heeres für seine Sache zu gewinnen. Diese letztern werden zu gut bezahlten Prädikanten und Schullehrern gemacht und dann auf verschiedenen Punkten verteilt, um den Irrtum zu verbreiten." —

Es ist dies derselbe Pater Jouen, der unter Ranavalona I. gegen diese konspirierte und von ihr ausgewiesen wurde, derselbe, der den Radama II. ohne sein Wissen katholisch gekrönt hat, und der sich rühmt, Herrn Laborde veranlaßt zu haben, die sterbende Königin Rasoherina ohne jemandes Wissen oder Willen zu „taufen", indem er vorgab, sie zu magnetisieren.

---

9. Die Stimmung in Madagaskar.

Wie wird nun in dem uns räumlich so fernen und den evangelischen Christen aller Nationen geistig doch so nahen Hochland von Imerina diese Kriegserklärung Frankreichs aufgenommen? Wir haben bereits allerlei Nachricht über die Stimmung in Antananarivo. Die Königin ist getrost: sie verlasse sich — so heißt es — auf Gott, der ihr helfen werde in dieser großen Gefahr. Sonntags, den 21. Oktober 1894, erhob sich in der königlichen Kapelle, nach der Predigt eines Missionars, ein eingeborner Kaplan der Königin, und ermahnte das Volk, Fleiß zu thun im Gebet in dieser Krisis. Dann stand die Königin selbst auf, und flehte in lautem Gebet um Befreiung ihres Landes von seinen Feinden. Sie wandte sich dann an das Volk, ermahnte es, nicht zu zagen, denn Gott helfe immer denen, die das Recht auf ihrer Seite haben und auf Ihn ihr Vertrauen setzen. Die Zuhörer antworteten lebhaft auf diese Ansprache. Am 31. Oktober wurde dann das große Kabary gehalten, die Landsgemeinde der Howas bei allen wichtigen Vorfällen im Lande. Der erste Minister erklärte dem Volk die Abreise der Franzosen und die Zurückweisung ihrer Ansprüche durch die Regierung. Darauf bestätigten die Häuptlinge verschiedener Stämme die Unannehmbarkeit dieser Zumutungen. Einer wurde unterbrochen durch einen wohlgekleideten Mann, welcher erklärte, er habe bereits seine vier Dienstjahre in der Armee hinter sich, nun aber biete er sich neuerdings zum aktiven Dienst an. Einer meinte: Alles Unglück kommt davon, daß die

Franzosen eine Republik haben. Die Engländer haben Viktoria, wir haben unsre Königin, die Franzosen haben das nicht, darum sind sie so bös!

Am 22. November war dann das Nationalfest der Howas, das Fandroana oder Bad der Königin, das uralt ist, und nun mit christlichem Charakter gefeiert wird. Nach dem dazu gehörigen Bade erscheint die Königin, empfängt die Glückwünsche des Volkes; jeder bietet ein Geldstück, als Zeichen der Abhängigkeit und Treue dar. Dann folgen Reden, und den Schluß macht die Beschenkung aller Anwesenden, Fremder und Eingeborner, mit Rindfleisch, Reis und Honig. Diesmal hielt der alte, beredte Premier die Rede. „Jedes Volk, sagte er, hat von Gott sein Land erhalten, und jedes Volk sei zufrieden, es in Ruhe und Frieden zu bewohnen, und sehe nicht, Land zu nehmen, worauf es kein Recht habe. Da sind diese Franzosen, die wir lange schon in unsrer Mitte hatten; sie nannten sich Freunde. Aber was thun sie nun? Du, o Königin, thatest nichts sie zu kränken, vielmehr duldetest du Kränkung ohne Ende von ihnen, und eines Tages nahmen sie ihre Flagge herunter und alle zogen ab nach ihrem eignen Willen. Du hast sie nicht weggeschickt. Sie gingen. Und nun sei nicht bekümmert, fasse Mut, denn wir wollen streiten bis zum letzten Hauch, um unsre Königin und unser Vaterland zu schützen, und uns nie dem Fremden unterwerfen. Hier bin ich, und spreche für mich und das ganze Heer: wir sind bereit, eher das Leben zu lassen als den Franzosen nachzugeben. Ich hörte, was ein Weib sagte: es sagte, die Franzosen seien böse, und sie wissen etwas davon! (Stimme aus dem Volk: wenn die es wissen, um soviel mehr werden wir Männer es wissen!) Aber sei getrost: wir werden nie erlauben, daß die Franzosen unsre Weiber und Kinder nehmen. Das ist vorbei (Stimme: ja, das ertragen wir nicht mehr länger!) und wir werden widerstehen, wenn sie es wieder versuchen. Du, unsre Königin und Herrin, liebst den Frieden, und so thun wir auch, aber nicht um den Preis, den die Franzosen wollen. Gott segne dich und helfe dir und uns, deinem Volk, und auch unsern Freunden, den Fremden, die aus Freundschaft diesen Abend zu uns kamen. Auch sie brauchen keine Furcht zu haben, wir werden sie schützen und ihr Eigentum, wie bisher, geben ihnen unser Wort darauf, und werden es halten. Wir wollen und können schützen unsre Königin,

unser Land, unsre Weiber und Kinder, und alle, die in Frieden leben. Gott wird mit uns sein."

So sprach der oberste Beamte und zugleich Heerführer dieser „Barbaren", gegen die Frankreich einen Zivilisationskrieg zu führen sich in die längst erwünschte Lage versetzte. Er sprach als Madagasse zu Madagassen mit steter Wiederholung der Hauptsätze, mit starker Gestikulation, an einigen Stellen vor Erregung beinahe tanzend, unter dem Beifallssturm und Schwerterschwingen seiner Zuhörer. Freilich setzt der Berichterstatter besorgt hinzu: „Wie die Insulaner bestehen wollen in einem wirklichen Krieg, den die Franzosen bis ins Herz ihres Landes hineintragen, das wird sich zeigen! Wie wird es nächstes Jahr um diese Zeit sein? Die Fremden, fürchte ich, teilen nicht alle die Zuversicht, die der Premier seiner Königin mitzuteilen wünschte!" Und auch wir sind mit bangen Ahnungen einer großen Katastrophe erfüllt.

10. Die Pariser Mission.

Wir erwähnten Tahiti, wo auch eine blühende Missionskirche durch die französische Eroberung aufs höchste gefährdet war, wo die englischen Missionare durch ganze und halbe Gewalt, durch vexatorische Maßregeln aller Art bis auf einen, den geduldigen Howe, verdrängt wurden. Aber im kleinen Tahiti war es möglich, daß die evangelische Pariser Missionsgesellschaft in die Lücke trat und die verwaisten Gemeinden (1865) übernahm, sodaß heute wieder unter Gottes Obhut die evangelische Mission in französisch nationalem Gewande, also vor dem Richterstuhl der französischen Kolonialreglemente unantastbar, fortlebt. Wird nun das so fragen wir — im großen Madagaskar möglich sein? Denn wenn Frankreich für Madagaskar nicht eine Ausnahme von seiner Regel macht, so muß ja auch da die Mission eine nationale d. h. eine französische sein! Sehen wir nun zu, wie sich die Pariser Missionsleitung zu der Frage stellt: ihr Journal des Missions evangéliques giebt uns erschöpfende Auskunft.

Im Jahr 1884, als Frankreich die Eroberung Madagaskars beabsichtigte, aber sich dann freilich mit dem magern Vertrag vom 17. Dezember 1885 begnügen mußte — fragte Herr Felix Faure, der heutige Präsident, damals Unterstaatssekretär der Kolonien,

beim Komite der Pariser Gesellschaft an, ob sie der Regierung Geistliche zur Verfügung stellen könne, um sie in dem Maß nach Madagaskar zu senden, als die Besitzergreifung vorrücke.

Die Gesellschaft antwortete in vortrefflicher Weise, daß sie nur dann solche Geistliche unter dies protestantische Volk senden könne, wenn sie dazu von diesem Volke selbst, das seine regelmäßige kirchliche Organisation besitze, eingeladen werde, daß sie aber einen geeigneten Pfarrer, falls gewünscht, dahin absenden würde, um die Lage zu studieren. Hiebei blieb es bis in die Gegenwart, bis zur Zeit, als man sich in Frankreich rüstete zum Kampf, der eben jetzt entbrennen soll. Wieder legte sich die Gesellschaft die Frage vor: ist es jetzt an der Zeit, unsre Mission bis nach Madagaskar auszudehnen? In den Heften vom Juli 1893 und August 1893 des Journal des Missions evangéliques wird die Frage in einer äußerst sorgfältigen Weise untersucht: die Gesellschaft stellt zwar fest, daß die christliche Wahrheit in Madagaskar tiefe Wurzeln geschlagen, und daß das Volk der Howas mit der Londoner Gesellschaft, die so eng mit seiner nationalen Geschichte verknüpft ist, aufs innigste verwachsen ist; sie fragt aber, ob jetzt, da doch von nun an Madagaskar dem französischen Einfluß unterliege, der Moment gekommen sei, daß auch der französische Protestantismus dort einzugreifen habe? Verschiedene Wege, die an sich denkbar wären: Errichtung einer neuen Mission, Uebernahme der bestehenden Missionen, fallen von vornherein außer Frage: möglich bliebe allein eine beschränkte Teilnahme an der Mission in irgend welcher erst sich darbietenden Weise, etwa durch Gründung einer protestantischen höhern Schule, unter einem geeigneten Pfarrer, lediglich um den Howas zu zeigen, daß man Franzose und doch gut evangelisch sein könne. An sich war die Pariser Gesellschaft einer solchen Markierung des französischen Protestantismus geneigt, sie erkundigte sich aber vorerst bei den Politikern: bei Herrn Grandidier und Herrn Le Myre de Vilers, ob ein solcher Schritt opportun wäre. Mit allem Nachdruck erhielt sie die Antwort: abstenez-vous! d. h. laßt die Hände aus dem Spiel, denn jede Art von Einmischung könnte nur Verwirrung und Schaden bringen! — Also schimmert uns auch von seiten der Schwestermission Frankreichs keine tröstliche Aussicht für Madagaskar herüber.

11. Schlußwort.

Was bleibt der bedrohten Insel also übrig? Gelobt sei Gott, daß die madagassischen Christen in Seinen Händen sind. Er ist ja noch und immer nicht von Seinem Volk geschieden, und Er wirds machen, daß die Trübsal nicht über ihr Vermögen geht, und daß sie die Herzen von ihrem heißgeliebten, irdischen Vaterland um so williger der himmlischen Heimat zuwenden, die doch noch süßer und liebenswerter ist.

Weshalb haben wir die Feder ergriffen und die Sache Madagaskars unserm Leserkreise ans Herz gelegt? Was können denn wir thun?

Zweierlei.

Einmal unsere menschliche Sympathie dem kleinen Volke zuwenden, dem mit einer europäischen Großmacht der Kampf aufgedrängt wird, ohne andern Grund und anderes Recht, als weil es den Großen nach dem Gute des Kleinen gelüstet. Man ist ja daran gewohnt, daß die Großmächte auch das letzte Stück Land, das zu Kolonialland taugt oder auch nicht taugt, an sich reißen, und tröstet sich damit, daß es Wilde seien, denen ein Stück Zivilisation nur gut thun könne. Hier aber hat bereits ein selbständiges Volk entschieden den Weg der Zivilisation betreten, und man sollte glauben, jetzt sei es zu spät zum Protektorat, jetzt habe es sich das Recht der Existenz errungen. Wir täuschen uns leider; aber deshalb geben wir ihm auch wenigstens, was wir können: unsere Sympathie.

Dann aber möchten wir die liebe, evangelische Christenheit in der Heimat, und vor allem die Missionsgemeinden deutscher Zunge ermuntern: tretet ein in euerm Gebet für die Brüder und Schwestern in Madagaskar. Dermalen liegen die Christen Englands auf den Knien und halten an in Gebet und Flehen um die teure madagassische Christengemeinde, und kürzlich noch hat uns ein Freund, der die Verhältnisse kennt, herzlich ermahnt: vergeßt das arme Madagaskar nicht! Das Gebet der Kinder Gottes im Namen Jesu ist eine Waffe, der auch die stärksten Weltmächte nicht gewachsen sind.

Wir wollen nicht beten um dies und das, aber eines dürfen und sollen wir bitten: Herr, bilde Du eine feurige Mauer um Deine Kinder in Madagaskar in dieser Entscheidungszeit, Amen!

Im Nordosten von Kamerun.

Reiseskizze von Miss. Fr. Autenrieth.

1. Allerlei Hindernisse.

Es sind nun bald zwei Jahre her, daß es den Basler Missionaren der Station Mangamba zum erstenmal gelang, über die nächsten Grenzen ihres Stationsgebiets hinaus nach dem Hochgebirge des Inneren vorzudringen und sichere Kunde über das in sagenreiches Dunkel gehüllte Gebirgsland der Nkosi einzuholen.*) Damit war ein wichtiger Schritt nach vorwärts gethan und der Mission ein Weg nach dem unbekannten Norden gebahnt. Und doch war dadurch nur ein verhältnismäßig kleines Gebiet des weiten Innern von Kamerun zu unserer Kenntnis gebracht, während andere große Länderstrecken, die von nicht minderem Interesse für uns waren, immer noch unbekanntes Land blieben. So dehnt sich vom Aboland in nordöstlicher Richtung ein weites Hügelland aus, das sich dem Auge als ein ununterbrochener Urwald darstellt. Es zieht sich dasselbe östlich vom Nkosigebirge noch weit nach dem Innern hin, bis es sich in nebelgrauer Ferne zu zwei mächtigen Gebirgsstöcken erhebt, die dem Kupeberg an Majestät und Großartigkeit der Formen durchaus nicht nachstehen. Es ist ein wunderbarer Reiz, den diese Bergriesen, am fernen Horizonte auftauchend, auf die Phantasie des Beschauers ausüben. Majestätisch thronen sie über der zu ihren Füßen ruhenden und in düsteres Laubdunkel gehüllten Tropenwelt und bilden den abschließenden Hintergrund des weitausgedehnten Landschaftsbildes.

So wünschenswert es auch erschien, über dieses verhältnismäßig nahe gelegene Inlandgebiet baldmöglichst Kenntnis zu erhalten, so lag es doch zunächst nicht in unserer Absicht, auf neue Forschungsreisen auszuziehen. Unser Hauptaugenmerk blieb vielmehr auf das im Jahr 1893 erkundete Nkosi gerichtet, mit dessen Bevölkerung wir Beziehungen angeknüpft hatten und wo uns die Begründung einer Missionsthätigkeit vor allem am Herzen lag und als das Wichtigere erschien. Der erste Schritt zu dieser war auch geplant und sollte im Jahr 1894 zur Ausführung kommen; aber es hieß auch hier wie so oft in Afrika: „Beschließet einen Rat, und werde nichts daraus."

*) Mangamba im Aboland — etwa 10 Stunden nördlich vom Kameruner Mündungsgebiet gelegen — bildet seit 1889 den Stützpunkt der Basler Mission im Inland, wo ihr nicht nur viele Thüren aufgethan sind, sondern von wo aus sie auch nach dem Innern vorzudringen sucht. Vgl. Missions-Magazin 1894, S. 49 ff.; S. 426 ff. — Wir gedenken der Fortsetzung obiger Reiseskizze eine Karte der bereisten Gebiete beizufügen.

Nicht nur der Führer einer großen Expeditionstruppe, der einen Tsad-See oder sonst ein wichtiges Ziel erreichen will, hat sich den in Afrika oft so unerwartet schnell eintretenden ungünstigen Umständen zu fügen, sondern auch der Missionar mit seinen weniger weitgehenden Plänen muß diese nicht selten im letzten Augenblick zum Opfer bringen. Das war auch der Fall mit der im letzten Jahr ins Auge gefaßten Reise ins Nkosi-Gebiet. Schon waren alle Vorbereitungen getroffen, die mancherlei Tauschartikel beschafft, die Träger bestellt und der Tag für den Abmarsch bestimmt, siehe — da verbreitete sich in letzter Stunde ein Gerücht, das — so unsinnig es auch war — doch die Folge hatte, daß um keinen Preis ein Abojüngling als Träger nach Nkosi gegangen wäre. Wer nur eine Idee davon hat, wie tief den Bewohnern Abos die Furcht vor den Spukgestalten der Nkosi in den Gliedern steckt, der versteht auch, daß es nur eines leisen Windhauches von dorther bedarf, um die Aboer in ihrer Angst vor jenen Geistern hundert Meilen weit davon zu jagen. Obs einer geträumt, oder obs wirklich jemand von dort gesagt — ich weiß es nicht — kurz, es ging eben plötzlich das Gerücht: ich solle in Nkosi totgeschlagen werden, weil ich das Jahr zuvor drei Leuten „die Seele gestohlen und gegessen haben sollte". Damit war das Schicksal unserer Nkosi-Reise besiegelt. Wohl wäre uns noch ein Ausweg offen gestanden, wenn wir den Umweg durch das Gebiet des Balong-Stammes gewählt und Balongträger benützt hätten; aber noch ehe dies geschehen konnte, brach der von der Kolonialregierung gegen die Miang-Dörfer geführte Strafkrieg aus und verschloß uns den Weg nach Balong und somit auch nach Nkosi.

So stand ich denn schließlich — weil sich nichts anderes thun ließ — von meinem Plane ab. Dagegen drängte sich mir ein anderer auf. In Anbetracht der nun einmal doch getroffenen Reisevorbereitungen hielt ich die Gelegenheit für gekommen, eine Kundschaftsreise in die bereits erwähnten, nordöstlich von Abo gelegenen Gebiete zu versuchen. Dahin waren auch meine Träger bereit zu folgen. Das Unternehmen hatte auch seine volle Berechtigung. Denn wird das Nkosi-Gebiet in nicht allzuferner Zeit, wie wir zuversichtlich hoffen, ein Feld unserer Missionsthätigkeit, so liegt es auf der Hand, daß die Kenntnis seiner Nachbarländer von großem Werte für uns ist, wie denn überhaupt die Landeskunde, die seiner geographischen, ethnographischen und sprachlichen Verhältnisse, ein allgemeines Interesse hat. Da die von der Regierung ausgesandten Expeditionen bis jetzt jenes Gebiet unberührt gelassen haben und dasselbe zwischen den von ihnen eingeschlagenen Routen in der Mitte liegt, so konnte es geschehen, daß die dem Kamerun-Flußbecken — dem Centrum der Kolonie — zunächstgelegenen Inlandgebiete bis daher am unbekanntesten geblieben

sind: wenigstens reichte die Kenntnis in der Richtung des Wurifluſſes kaum weiter als vier bis fünf Tagereiſen landeinwärts.

So wurde denn der 7. Mai für den Abmarſch feſtgeſetzt. Mehrere Miſſionare hatten ihre Begleitung zugeſagt, wurden aber im letzten Augenblick daran verhindert, und ſo mußte ich leider allein an der Spitze meiner kleinen ſchwarzen Mannſchaft, beſtehend aus acht Laſtenträgern — jungen Chriſten und Taufbewerbern — und dem Predigtgehilfen Abel Mbung die Reiſe antreten. Ob wir in der ins Auge gefaßten Richtung Menſchen und Pfade finden würden und ob es uns möglich ſein werde, eine nennenswerte Strecke landeinwärts vorzudringen — das mußte erſt der Verlauf der Reiſe zeigen.

---

2. Den Mabombe-Fluß aufwärts.

Unſern Gang ins Ungewiſſe der leitenden Hand Gottes befehlend, gings nordoſtwärts im Gänſemarſch den Stationshügel von Mangamba hinunter. Fröhlich und wohlgemut durchzogen wir zunächſt das vor uns liegende palmenreiche Gelände, bis wir nach zwei Stunden hinter Beſunkang im ſchattigen Urwald verſchwanden, wo das geheimnisvolle Dunkel mit ſeinem Schweigen unwillkürlich auch zu ſtillem Nachdenken ſtimmt und dem Geiſt wie im Traume die abenteuerlichſten Bilder vorgaukelt. Nach einem etwa fünf- bis ſechsſtündigen Marſch erreichten wir dann die Bainſeng-Dörfer am Mabombe-Fluß,*) welche die nördlichen Grenzorte des Abolandes bilden. Hier, wie in dem auf dem jenſeitigen Ufer gelegenen Dorfe Nkom, das ſchon zum Ndogripenda-Stamm gehört, nahmen wir je einen Tag Aufenthalt und fanden für unſere Botſchaft willige Hörer. Bainſeng und Nkom liegen ſehr günſtig am Knotenpunkt verſchiedener Verkehrs- und Handelswege und ſind dadurch in den letzten Jahren zu belebten Handelsplätzen geworden. Denn ſeitdem die deutſche Regierung das althergebrachte raubritterliche Handelsſyſtem, nach welchem nur der Küſtenſtamm der Duala das Fett des Landes verzehrte und wonach die Inlandſtämme Handelseinrichtungen haben, die weder für ſie ſelbſt, noch für andere erſprießlich ſind, wirkſam zu unterdrücken begonnen hat, ſuchen nun die am meiſten dadurch beeinträchtigten Küſtenhändler den erlittenen Schaden dadurch auszugleichen, daß ſie die Zone ihrer Handelsgebiete möglichſt weit nach dem Innern zu ausdehnen. Dadurch werden aber auch die Inlandſtämme vorwärts gedrängt. Zugleich

*) Auf den bisherigen Karten irrtümlich Dibombe genannt.

vollzieht sich von der Küste bis ins Hinterland ein Prozeß, der alle bisher bestehenden Handelsrechte und Geschäftsordnungen umgestaltet und fast überall nur durch Krieg und Blutvergießen seine endliche Lösung findet. So steht das ganze Land gegenwärtig in einer nicht unbedeutenden wirtschaftlichen Umwälzung, von der natürlich die Sache des Evangeliums bald günstig, bald nachteilig berührt wird.

Auch Nkom und Bainseng weiß etwas von diesen tiefgreifenden Umwälzungen der Neuzeit zu erzählen. Denn nichts Geringeres als ein „großer Krieg", der zwischen dem mittleren Abo einerseits und Bainseng und Nkom anderseits entbrannte und volle anderthalb Jahre währte, war nötig, um die zur Zeit bestehenden Handelsrechte der hier zusammentreffenden Stämme festzustellen und zur Geltung zu bringen. Dieser Krieg und wie er geführt wurde, ist für die Art und Weise, in welcher die öffentlichen Streitfragen und politischen Gegensätze abgewickelt werden, sowie für den Charakter unseres Volkes so bezeichnend, daß er hier kurz Erwähnung finden möge.

Um bessere Geschäfte zu machen, ließ sich da irgendeiner zu dem geschäftlichen Kniff verleiten, daß er einen Sack Salz zu einem ungesetzlichen Preis verkaufte. Damit war der Anstoß zu der in den Verhältnissen liegenden Umgestaltung der Handelsverhältnisse für die nördliche Abogrenze gegeben. Nachdem man sich infolge dessen etlichemale gegenseitig recht weidlich durchgeprügelt hatte — was übrigens ganz privatim abgemacht wurde — erklärte Bainseng den Krieg. Dieser wurde denn auch von den mittleren Abodörfern ganz gern angenommen, da er doch einiges neues im Einerlei des täglichen Lebens zu bieten versprach. Doch war man weit davon entfernt, sich in dieser Sache zu überstürzen oder eine rasche Entscheidung herbeizuführen. O nein! Denn so ein Fall will doch mit aller Ruhe und Gemütlichkeit betrieben werden; auch würde die Sache an ihrer Wichtigkeit und Bedeutung wesentlich einbüßen, wollte man sie nicht mit der gebührenden Umständlichkeit behandeln. So kam es, daß man diesen Krieg volle anderthalb Jahre hinzog und daß in demselben neun ganze Schlachten von je eintägiger Dauer geschlagen wurden. Diese gemütliche Art von Kriegführung darf uns nicht wundern, wenn wir hören, wies dabei zuging. Schon der jedesmalige Ausmarsch erlitt allerlei Verzögerung. Da wars heute dem einen, in der nächsten Woche dem andern nicht geschickt; nachher kam ein Regen dazwischen und als man endlich so weit war, erhoben die Weiber Einspruch und meinten, es seien nicht mehr viel Erdnüsse und Jams auf dem Feld, sodaß es zu einem reichlichen Siegesfestmahl nicht mehr reiche. Dieser Umstand fiel umsomehr ins Gewicht, als auch schon die Ziegen im Kriegsjubel so unter der Hand aufgezehrt

worden waren. Ohne Aussicht aber auf einen großartigen Schmaus, der dem Siege folgen mußte, hatte der ganze Feldzug weder Sinn noch Reiz. Unter diesen Umständen wurde denn der Ausmarsch wieder um einen Monat hinausgeschoben, damit jeder noch einmal auf den Handel gehen könne, um Ziegen und sonstige Fourage in genügender Menge einzuhandeln. So brauchte unsere 2—3000 Mann starke Abo-Kriegsmannschaft meist ein bis drei Monate Zeit, bis wieder ein Heerzug nach Bainseng genügend vorbereitet war. Und mit welchem Riesenmut gingen alsdann unsere heldenmütigen Abokrieger ins Zeug! Daß doch nur keinem ein Unglück passiere! Das war ihre einzige Sorge. Vorsichtig, wie mans im Kriege nicht besser sein kann, sind sie — das muß man ihnen lassen — ins Feld gezogen. Die Gefahr haben sie immer richtig erkannt. Nur schade, daß unseren Aboern das Kriegsglück nicht hold war und ihnen in den neun Schlachten nie die Ehre des Sieges zufiel. Jedesmal, noch ehe sie Bainseng recht zu Gesicht bekamen, waren sie genötigt, schleunigst Reißaus zu nehmen, wollten sie nicht das größte Unglück riskieren. Denn als die Bainsenger den großen Abohaufen ungestüm und siegesfroh von weitem daherrauschen hörten, entfiel den Männern von Bainseng das Herz; sie knallten in ihrer Seelenangst mit ihren alten Donnerbüchsen so fürchterlich in die blaue Luft hinein, daß auch den Aboern mit einem Schlag das Herz wankte und sie die wildeste Flucht ergriffen. In atemlosem Lauf kamen dann regelmäßig unsere Abohelden am Abend des Treffens in ihre Dörfer dahergerannt, und jeder wußte ganz außerordentlich viel von den Leistungen und Vorkommnissen des großen Tages zu erzählen. Unser gutmütiger, aber einfältiger Häuptling von Mangamba, Koto-Muele, machte uns immer gleich die neueste und genaueste Mitteilung über den Verlauf der Schlacht. Mit köstlicher Naivität erzählte er, wie ungeheuer gefahrvoll es hergegangen sei und wie sicher ein Unglück vorgekommen wäre, wenn sie sich näher an den Feind herangewagt hätten; wie sie aber so schlau gewesen seien, jeder ernstlichen Gefahr aus dem Wege zu gehen. Daß sie, wie jedermann wisse, so gute Läufer seien, das sei ihnen auch diesmal wieder ganz außerordentlich zu statten gekommen. So hätten sie denn, als die Bainsenger so greulich auf sie losdonnerten, von ihren Beinen Gebrauch gemacht und seien gesprungen, was das Zeug halten mochte, sodaß ihnen schier die Seele dahinten geblieben sei. Die Bainsenger seien aber auch zu unzivilisiert; denn daß sie gleich drauflosfeuerten, ehe sie — die Aboer — sich nur in der Nähe ordnungsgemäß aufgestellt hätten, das verstoße doch gegen alle bisherige Sitte und den üblichen Kriegsbrauch. Auf diese Weise lasse sich kein ordentlicher Krieg miteinander führen u. s. w.

Obschon unsere Aboleute alle Vorsicht angewandt und auch immer bei Zeiten das Hasenpanier ergriffen hatten, konnte es doch geschehen, daß in diesen neun Treffen sieben Leute umkamen. Natürlich, wie's eben so geht: es stolpert einmal einer, oder es passiert ihm sonst etwas, sodaß er dahinten bleibt und dem Feinde in die Hände fällt. Doch, daß diese Leute „tot gegangen seien", meinte drollig, aber bitterernst unser Häuptling, sei zu verschmerzen; aber daß zwei derselben ihren Kopf verloren hätten, das sei das Schlimmste an der ganzen Sache. „Tot oder nicht tot, das ist einerlei; aber keinen Kopf — wä, wä! das übertrifft allen irdischen Jammer!"

Wie begreiflich, war das Resultat dieses anderthalbjährigen Krieges gleich Null. Durch unsere Vermittlung wurde dann von den Abo-Häuptlingen die deutsche Regierung zu Hilfe gerufen. Ein Zollbeamter feuerte alsdann vom Mabombe aus 70 kleine Granaten in den Bainsengwald hinein; aber da die Bainsenger nichts davon merkten, so half auch dieses Feuerwerk nichts. Was jedoch ein anderthalbjähriger Krieg und 70 Granaten nicht ausrichten konnten, das bewirkte ein einfaches, mündliches Palaver vom Gouverneur, dem es ohne viele Umstände gelang, Frieden zu gebieten und die neuen Handelsrechte festzustellen, die denn auch bis anhero gehalten worden sind. — Doch nun von dieser Kriegsepisode zurück zu unserer Reise.

Nordöstlich von Nkom dehnt sich zwischen dem Mabombe- und Wurifluß in einer Länge von ca. zwei Tagereisen das Ndogripenda-Gebiet aus. Auch dieser Stamm ist, wie der Abo- und Fanstamm, eine Abzweigung des großen Basa-Volkes, das vor Zeiten der herrschende Stamm im Kamerun-Flußgebiet war, aber bei der Einwanderung der Duala von diesen aus dem Küstengebiet und von den Flußufern in die östlich vom Kamerun- und Wurifluß gelegenen Gebiete zurückgedrängt wurde, wo er noch heute von der Mündung des Lungasi bis nördlich von Ndogripenda eine mindestens fünf bis sechs Tagereisen lange Gegend besetzt hält und viele zerstreute Ansiedlungen aufweist. Das unbekannte Ndogripenda-Gebiet von Nkom aus seiner Länge nach zu durchziehen, hätte unserem Plan wohl entsprochen, umsomehr als wir schon vor Jahren vernommen, daß dort irgendwo „Männer Gottes" seien, die schon lange unser Kommen wünschten. Aber ein zwischen den Ndogripenda und einem andern Stamm ausgebrochener Handelskrieg sperrte uns den Weg. Es blieb uns somit nur die Möglichkeit übrig, der nördlichen Richtung des Mabombe zu folgen. Um aber nicht von den in Nkom ansässigen Duala-Händlern ein Kanoe um hohen Preis mieten zu müssen, beschlossen wir, auf dem rechten Mabombeufer einen Landweg einzuschlagen, der allerdings sehr unwegsam und menschenleer ist, seit

eine plötzliche Hochflut und damit verbundene Ueberschwemmung des Mabombe vor zwei Jahren die meisten Menschen von diesem Ufer weggefegt und vernichtet hat. Indes fügte es sich so glücklich, daß wir vor unserem Aufbruch einen alten Freund antrafen, der uns um den billigen Preis von 10 Mark ein Kanoe mietweise verschaffte, sodaß uns dadurch der zweitägige, anstrengende Marsch bis zu dem etwa 12—14 Stunden oberhalb Nkom gelegenen Handelsplatz Njanga erspart blieb. Ein besonderes Vergnügen war zwar diese Flußfahrt auch nicht, denn bis ich mit meinen neun Leuten und ihren Lasten, und unserem Freund, der als Steuermann mitging, im Baumboot Platz genommen, hatte das schwankende Ding kaum noch eine Handbreit Fläche über dem Wasser. Es galt darum, sich krampfhaft ruhig zu verhalten, um nicht durch eine Schwankung einen plötzlichen Schiffsuntergang zu verursachen. Ohne unseren geschickten Steuermann, der die unzähligen, zum Teil unter der Oberfläche des Wassers liegenden Baumstämme genau kannte, hätte sich unser Fahrzeug kaum zu halten vermocht. Ein Umschlagen des leichten Boots mußte aber wenn immer möglich verhütet werden. Der Mabombe ist zwar nicht breit und es hätte sich wohl jeder auf irgend einen überhängenden Baumast retten können, vorausgesetzt, daß ihn nicht vorher ein Krokodil oder Flußpferd erfaßt hätte; verhängnisvoller wäre es für unsere Waren gewesen, die in diesem Fall zum Teil untergegangen, zum Teil unbrauchbar geworden wären.

Fröhlich stach indes unsere junge Mannschaft mit ihren Rudern ins Wasser und wir kamen so schnell vorwärts, daß wir schon nach siebenstündiger Fahrt glücklich in Njanga anlangten. Letzteres ist nur ein kleines Dorf, das jedoch, seit die Händler von der Küste ihre Handelsrechte bis hieher ausgedehnt haben, ein belebter Handelsplatz zu werden beginnt. Leider hat auch der heillose Schnaps bereits in großen Quantitäten seinen Weg hierher gefunden und wird von da bis weit ins Innere hinein weiterbefördert. Das beweist auf den ersten Blick die ansehnliche Zahl großer Schnapsfässer, die neben den vielen für den Palmöltransport bestimmten Fässern am Ufer von Njanga liegen. Es ist traurig, daß dieses Gift als erster Bote der angebrochenen Neuzeit bis in die fernsten Gegenden des Innern vordringt. Wie wenig der Branntwein in Europa Kultur, Gesittung und Christentum fördert — das weiß man ganz genau und ist jedem klar; in Bezug auf die afrikanischen Völker dagegen streitet man sich und thut, als ob man den Schnaps in seiner Wirkung gar nicht kennen würde und als ob das erst durch allerlei wissenschaftliche Untersuchungen ermittelt und nachgewiesen werden müßte! Von der Menge des Branntweins aber, glaubt man, hänge zu einem guten

Teil der Wert oder Unwert der Kolonie ab. Soll jedoch eine bessere, dem europäischen Handel zu gut kommende Bewirtschaftung und Hebung des Landes erzielt werden, so wird man dies vergeblich anstreben, so lange die Bewohner durch den Schnaps demoralisiert werden. Auch die Arbeiterfrage in den afrikanischen Kolonien, die ebenfalls zu den brennenden Tagesfragen gehört, hängt damit zusammen, je nachdem man sich zur Branntweineinfuhr stellt. Man wird nie und nimmer erwarten dürfen, die ohnehin schon trägen und arbeitsscheuen Schwarzen zur Arbeit erziehen zu können, so lange man dieselben durch den Schnaps einer regelrechten Arbeit noch mehr entfremdet. Der Handel und die europäische Industrie kann nur dann auf ein reiches Absatzgebiet in den Kolonien rechnen, wenn die Eingebornen zu einem menschenwürdigeren Dasein erzogen werden und auch ihre äußeren Verhältnisse und Lebensbedingungen höhere Erfordernisse an den einzelnen stellen. Durch den Branntwein wird jedoch gerade das Gegenteil bewirkt, indem er einerseits die Produktionsfähigkeit in einheimischen Erzeugnissen zum Stillstand und Rückgang bringt, und anderseits den ohnedies bedürfnislosen und charakterschwachen Neger vollends zum unvernünftigen Menschen herabwürdigt. Unsere Aufgabe ist es vielmehr, den Schwarzen durch christliche Belehrung und gutes Beispiel zu guter Sitte und fleißiger Arbeit zu erziehen. Damit wird der Kolonie nach innen und außen mehr genützt als durch die Zufuhr des Feuerwassers, durch die sich dieselbe bezahlt machen soll. In richtiger Erkenntnis des schädigenden Einflusses, den der Branntwein auf den Handel und die Produktionsfähigkeit der Eingebornen ausübt, bekannte mir vor kurzem selbst der Agent eines Handelshauses: er würde gern allen Schnapsverkauf aufgeben, wenn nur die Konkurrenz nicht wäre! Doch nun genug vom Kapitel des Branntweins.

An so einem Handelsplatz wie Njanga, wo der Schnaps- und Schachergeist alle Interessen beherrscht, ist natürlich für die Sache des Evangeliums nicht viel zu erwarten. Immerhin sind die Küstenhändler, die Duala, die das Gros der Handelssippe bilden, so anständig, daß sie sich zu einer Versammlung meist zahlreich einstellen; aber wenn dann so hinten herum einer dem andern ein Gläschen Schnaps kredenzt, so merkt man, wie wenig wichtig sie die Sache nehmen.

Von Njanga aus kann man nach drei verschiedenen Richtungen hin ins Innere: nordwärts zu den Stämmen Mfun, Manehas und Nkosi; nordostwärts ins Bonking- und ostwärts nach dem Ndokripendagebiet. Wohin sollten wir uns nun wenden? Am liebsten hätte ich den Weg nach Nkosi eingeschlagen, aber um meine Träger nicht in neuen Schrecken zu versetzen, durfte ich den Namen Nkosi gar nicht

erwähnen. Es war keine ganz leichte Sache, so ganz ins Ungewisse hinein weiterzuziehen. Alles was vor uns lag, war eine uns völlig unbekannte Welt. Wir befahlen unsere Sache dem Herrn und übergaben uns seiner Führung. Wir nahmen das als den für uns gewiesenen Weg an, der sich uns von einem Tag zum andern aufthun werde. Und wie gut sind wir geführt worden! Gottes freundliche Hand leitete uns ganz offenbarlich, und wenn wir nun nachträglich die ganze Route überschauen, die wir so an Hand der leitenden Umstände zurücklegen durften, so müssen wir bekennen: wir würden, falls wir das Land und die Möglichkeiten der Reise vorher gekannt hätten, keinen besseren Plan im voraus haben entwerfen können. Führer, die etwa mehrere Tagereisen weit den Weg zeigen könnten, giebt es in diesem vielstämmigen, einander meist feindlich gegenüberstehenden Völkergemisch nicht. Ja, die geographische Kenntnis eines Eingebornen reicht hier, wo man oft an einem Tag zwei oder drei Stammesgrenzen überschreitet, selten weiter als zwei bis drei Tagereisen. Doch sollte uns auch hier von einem Tag zum andern der erwünschte Führer ohne Mühe und sogar ohne Kosten beschert werden. „Wer da bittet, der nimmt!“ Dieses Wort, dessen sich ja der Missionar bedienen darf, findet hierzulande seine praktische Anwendung. Ueberall, wo wir bei einem Häuptling Quartier nahmen, haben wir eben einfach um einen Führer bis zu unserem nächsten Reiseziel gebeten und die Gewährung dieser Forderung als selbstverständliche Sache hingestellt. Ohne alle Umstände gab uns denn auch daraufhin jeder Häuptling ein Ehrengeleit mit, wodurch wir beim nächsten Häuptling als Freund des vorigen empfohlen und eingeführt wurden. Damit war für unser Weiterkommen besser gesorgt, als wenn wir uns gemieteter Führer hätten bedienen müssen.

Unschlüssig, nach welcher Richtung wir uns von Njanga aus wenden sollten, gab am Abend vor dem Weitermarsch die erhaltene Kunde, daß der Häuptling des Bonking-Dorfes Bonandam uns sehr willkommen heißen würde, den Ausschlag. Wir betraten somit den in nordöstlicher Richtung ins Innere führenden Weg. Wie gewöhnlich erkundigten wir uns zuvor so gut als möglich nach der Entfernung und Wegrichtung des vor uns liegenden Zieles. Aber wir sollten schon am ersten Tag — wie später noch oft — recht gründlich die Unzuverlässigkeit der Angaben unserer Eingebornen inne werden. Nach dem, was uns auf unsere Erkundigungen hin mitgeteilt wurde, mußten wir auf eine Wegstrecke von drei bis vier Stunden schließen. So machten wir uns denn am Morgen wohlgemut auf den Weg, in der Meinung, einen leichten Tagesmarsch vor uns zu haben. Aber es sollte anders kommen. Hinter Njanga gesellte sich ein freundlicher

Häuptling zu uns, der zwei Sklaven — einen Mann und ein Mädchen — an einer Kette vor sich hertrieb. Beide waren miteinander durchgegangen, um im Wald ein wildes Ferienleben zu führen, waren aber nach einigen Tagen wieder eingefangen worden. Nun brachte sie der Häuptling wieder in sein Dorf Bonasongo zurück. Dieses erreichten wir nach etwa anderthalb Stunden. Nachdem wir hier eine Versammlung und den beiden Flüchtlingen — auf Bitte des Häuptlings — eine Strafrede gehalten hatten, bat uns dieser, ein Mahl bei ihm einzunehmen. Wir hatten zwar anfangs einiges Bedenken, uns dadurch aufhalten zu lassen, da wir hofften, fast in der gleichen Zeit, bis die Mahlzeit zubereitet sei, in Bonandam zu sein. Indes ließen wirs uns doch schließlich gefallen und verweilten zwei Stunden. Das war gut; denn erst in der Abenddämmerung und nach einem sehr angestrengten Marsch rückten wir in Bonandam ein. Ohne den freundlich dargereichten Imbiß des Häuptlings wären wir sicher nicht bis dahin gekommen und hätten mit hungrigem Magen im Walde übernachten müssen. Statt der erwarteten drei bis vier Wegstunden waren es ihrer acht. Doch ist der Weg für einen guten Fußgänger, wenn er unter keiner Traglast zu keuchen hat und Sinn für Naturschönheiten besitzt, sehr interessant.

Außer den zwei kleinen Dörfern Bonasongo und Musoko, die ganz weltverloren in einer kleinen Waldlichtung liegen, bildet diese ganze lange Strecke einen ununterbrochenen Urwald. Schon dieser schweigende, großartige Wald mit seinen ungeheuren Waldriesen und gewaltigen Schlingpflanzen, mit seinem geheimnisvollen Dunkel und der ringsum waltenden Totenstille hat seinen eigenen Reiz. Aber hier tritt noch der Umstand hinzu, daß man fast auf der ganzen Strecke den wild daherrauschenden Mabombe unmittelbar zur Seite hat. Dieser bildet hier mitten im Düster des Urwalds mit seinem wildromantischen Felsenbett, mit seinen hohen, überhängenden Basaltmauern, mit seinen sprudelnden und tosenden Wasserfällen, mit seinen engeingeschnittenen Wasserrinnen und dichtbewaldeten Ufern ein großartiges Schaustück afrikanischer Naturschönheit. Schwingt sich dann noch je und je eine Horde Affen in den Wipfeln der Bäume, oder unterbricht plötzlich eine Schar kreischender Papageien die gewöhnliche Stille der Waldeinsamkeit — ja, dann weiß man, daß man wirklich und nicht träumend in der herrlichen Natur der Tropen wandelt.

(Schluß folgt.)

Die Ureinwohner von Japan.

(Schluß)

*

2. Die Religion der Ainu.

Da die Ainu keine geschriebenen Religionsbücher besitzen und ganz auf die Ueberlieferung angewiesen sind, so hat sich bei ihnen kein von allen gleichmäßig geglaubtes Lehrsystem gebildet, sondern es herrschen in manchen wichtigen Punkten ganz verschiedene Ansichten. So haben wir schon gesehen, daß manche den Frauen keine Seele und kein Fortleben nach dem Tode zugestehen wollen, und doch wagt der Ainu nicht, sich dem Grab einer alten Frau, und wäre es auch das seiner eigenen Großmutter, zu nahen, weil er fürchtet, ihr Geist könnte die Entweihung des Grabes, die durch Betreten des Platzes erfolgt ist, rächen. Die meisten Ainu glauben, daß nicht nur Männer und Frauen, sondern auch Tiere nach dem leiblichen Tode fortleben, und zwar sind in der Geisterwelt ganz dieselben Verhältnisse wie in der diesseitigen, nur haben Schmerz und Tod aufgehört. Mann und Weib, Eltern und Kinder werden im Jenseits wieder vereinigt. Wenn auch ein Mann in diesem Leben ein paarmal verheiratet war, so hat er in jener Welt doch nur eine Frau, und zwar seine erste. Es giebt auch Frauen, die, obgleich ihnen jede religiöse Unterweisung versagt ist, an ein Jenseits glauben. So lernte Missionar Batchelor eine Witwe kennen, die ihm als besonders gut gerühmt wurde, weil sie durchaus nicht wieder heiraten wollte, sondern nur darauf wartete, in jenem Leben mit dem einzigen Mann, den sie lieben konnte, wieder vereinigt zu werden. Die Geister der Verstorbenen können auf die Erde zurückkehren und können auch Speise und Trank, die man für sie hinstellt, zu sich nehmen, aber sie sind unsichtbar, und nur die Hunde merken's und fangen an zu heulen, wenn sich irgendwo ein Geist zeigt. Wenn sich aber einmal ein lebender Mensch ins Totenreich verirrt, so geht es ihm wie den Geistern auf der Erde: er ist für die Verstorbenen ein Geist und unsichtbar.

Die folgende Legende zeigt die Anschauungen der Ainu über das Jenseits. „Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Söhne. Da begab es sich, daß der Vater starb, als der jüngere Sohn nicht daheim war. Vor seinem Tod rief der Vater den ältesten Sohn zu sich und sagte ihm, daß alle seine Schätze und Erbstücke, überhaupt der ganze Besitz gleichmäßig zwischen den beiden Söhnen verteilt werden solle. Nach ein paar Tagen kam der jüngere Sohn heim und war sehr betrübt, als er von seines Vaters Tod hörte. Der ältere Sohn aber

behauptete, der Vater habe ihm als dem Familienhaupt alle Erbstücke und das ganze Vermögen vermacht. Darob entstand ein Streit zwischen den Brüdern und sie trennten sich. Der ältere blieb daheim und ließ sichs wohl sein, der jüngere nahm Köcher und Bogen und fing an, den Weg zu suchen, auf dem sein Vater in die Unterwelt gegangen war. Er fand den Zugang und fing an hinabzusteigen. Bald kam er zu einem großen Dorf, das voll von Menschen und schönen Häusern war. Die Hunde bellten ihn an, als er vorüberging, und er hörte, wie die Leute zueinander sagten: Ei, es muß ein Geist um den Weg sein. Dann brachten sie ihm Trankopfer dar. Der Mann ging unter dem Gebell der Hunde immer weiter, bis er an seines Vaters Haus kam. Er trat ein und wollte mit seinem Vater sprechen, aber dieser sah und hörte ihn nicht. Da dachte er bei sich: Ich bin ein Geist und kann also in einen der Dorfbewohner fahren und kann diesen für mich reden lassen. Gesagt, gethan. Er fuhr in das Herz des nächsten besten Mannes, und durch dessen Mund und Zunge fragte er den Vater, wie er's mit seinem Vermögen gehalten habe. Der Vater antwortete, er habe es gleich unter seine beiden Söhne verteilt. Nun kehrte der jüngere Bruder auf die Oberwelt zurück und berichtete, was er drunten gethan, gesehen und gehört hatte. Da bat ihn der ältere Bruder um Verzeihung und teilte redlich mit ihm, und von da an lebten sie glücklich nebeneinander in demselben Dorfe.

Uebrigens wissen die Ainu auch von einem Ort, wo die Bösen nach dem Tod gestraft werden. Manche glauben, an diesem Ort herrsche eine furchtbare Kälte, was vielleicht darauf hinweist, daß die Ainu aus einem kalten Land stammen. Die Guten kommen nach dem Tod in das „Reich Gottes", wo sie für immer glücklich leben. Obgleich weit von der Erde entfernt, können sie doch sehen, was darauf vorgeht, und können den überlebenden Gliedern ihrer Familie je nach Verdienst Glück oder Unglück senden. In die Unterwelt führt ein Weg, den jeder Verstorbene gehen muß. Sobald er unterwegs ist, sagt ihm einer der den Weg bewachenden Götter, er habe durch Vermittlung der Feuergöttin von dem Schöpfer Nachricht erhalten, ob der Tote in den Himmel oder in die Hölle komme. Von der Unterwelt führt ein Weg in den Himmel und einer in die Hölle. Götter bewachen die Wege und sorgen, daß sich nicht jemand unbefugter Weise auf den Weg zum Himmel drängt. Wenn ein Geist, der auf den Weg zur Hölle gewiesen wird, behauptet, es geschehe ihm Unrecht, so ruft man die Feuergöttin. Diese zeigt ihm ein großes Bild, auf dem alle seine Thaten und Worte gemalt und verzeichnet sind, und beim Anblick dieses Bildes muß er zugestehen, daß er auf der Erde böse gewesen ist.

Wir haben schon aus dem bisherigen gesehen, daß die Ainu eine zahllose Menge von Göttern haben; oder vielleicht sollte man lieber das Wort Dämonen gebrauchen, denn unter den unsichtbaren Wesen giebt es gute und böse. Ueber all den Göttern und Dämonen lebt und herrscht in unerreichbarer Ferne der Schöpfer der Welt und Geber alles Guten. Er bedient sich der niederen Götter zur Ausführung seines Willens. Daß dabei die Feuergöttin eine besonders wichtige Rolle spielt, haben wir schon gesehen. Sie genießt auch noch aus einem andern Grund besondere Verehrung: Feuer und Wärme nämlich sind dem Ainu gleichbedeutend mit Leben.

Natürlich wird auch der Sonnengöttin (die Sonne ist bei den Ainu meistens weiblich) große Macht zugeschrieben, und eine Sonnenfinsternis erschreckt die Leutchen sehr, weil sie meinen, die Sonne wolle sterben. Einen Ohnmächtigen oder Sterbenden sucht man durch Bespritzen mit Wasser zu beleben, und dasselbe Mittel versuchen sie auch bei der sterbenden Sonne. Sie spritzen Wasser in die Höhe, womöglich mit Weidenstäben, weil dann das Mittel noch wirksamer ist und rufen: Sonne werd' lebendig, Sonne werd' lebendig! Wenn die Sonne wieder lebendig geworden ist, muß man natürlich das frohe Ereignis durch ein Trinkgelage feiern.

Die Ainu wissen auch von einem obersten der bösen Dämonen, der zuweilen sogar dem Schöpfer Schwierigkeiten bereitet. Ueberhaupt wird diese ganze Mythologie von dem Dualismus, dem Kampf zwischen guten und bösen Göttern, beherrscht. So giebt es zwei Meergötter, ein ungleiches Brüderpaar, der wilde Onkel und der Friedensonkel genannt. Der Friedensonkel, dem an der Küste Weidenstäbe aufgesteckt werden, ist ein guter Mann, der den Ainu hilft, wo er kann. Er kommt herunter ans Meer und bringt gutes Wetter, daß man die Boote aussetzen und fischen kann. Aber dann erscheint der böse ältere Bruder, der Dämon der Stürme und Schiffbrüche, und verjagt den guten jüngeren Bruder, so daß die Fischer schnell ihre Boote ans Land ziehen müssen.

Die Ainu sind ein sehr religiöses Volk. Alle Ereignisse ihres Lebens müssen eine religiöse Weihe haben, und das Gefühl der Abhängigkeit von Gott ist bei den Ainu so stark, daß es manchmal an Fatalismus grenzt. Missionar Batchelor ließ einmal seinen Garten durch einen Ainu umgraben und wünschte, daß der Mann die Beete etwas dünge. Da erklärte ihm dieser, man dürfe die Erde nicht anders machen, als Gott sie geschaffen habe, und nicht mehr Fruchtbarkeit von ihr verlangen, als Gott für gut finde, ihr zu verleihen. Vollends ein Prediger der Religion dürfe doch nicht auf den Gedanken kommen, Gottes Werk zu verbessern. Auch für manche Widerwärtig-

leiten wissen sie einen religiösen Grund und ertragen sie deshalb ohne Murren. Batchelor sprach sich einmal etwas ärgerlich über die Ratten aus; da erzählte ihm ein alter Mann folgendes: „Nachdem Gott die Welt geschaffen hatte, kam er herunter vom Himmel, um alles zu besehen. Da kam der Böse, verlachte ihn und sprach: Du meinst, du habest alles aufs beste gemacht, aber sieh einmal diese Distel und diesen Dornbusch an, wozu sind die nütze? Darüber war Gott zornig, legte die Hände auf den Rücken und schuf heimlich eine Ratte, die fuhr dem Bösen in den Mund und biß ihm die Zunge aus. Seither ist er stumm, denn die Zunge wuchs nicht wieder. Der Böse aber wollte sich rächen und vermehrte die Ratten so, daß sie bald eine Landplage wurden. Da versammelten sich die Ainu, die sich vor den Ratten kaum ihres Lebens erwehren konnten, und baten Gott um Hilfe. Und Gott, immer bereit, den Menschen zu helfen, schuf die Katze, damit sie die Ratten im Zaum halte. Darum, fuhr der Alte fort, wollen wir mit den Ratten Geduld haben, denn es war doch gut, daß eine von ihnen dem Bösen die Zunge ausbiß. Und schilt nur nie irgend ein Geschöpf Gottes, denn du siehst ja, wie der Böse dafür gestraft wurde."

Die frechsten und zudringlichsten Vögel sind die Krähen, die manchmal in die Häuser fliegen und den Leuten das Essen vor dem Munde wegnehmen. Als Batchelor einmal über diese Vögel eine tadelnde Bemerkung machte, sagte ein Ainu, die Krähen wüßten wohl, warum sie so frech seien, und man dürfe sie auch nicht schelten, denn eine Krähe habe den Menschen eine große Wohlthat erwiesen. Dann erzählte er die folgende Geschichte: „Als Gott die Welt geschaffen hatte, war der Böse ihm überall entgegen, besonders wenn sichs um die Menschen handelte. So merkte er, daß die Menschen nicht ohne das Licht und die Wärme der Sonne leben konnten und er beschloß, die Sonne zu vernichten. Also stand er eines Morgens früh auf, ehe sie aufgegangen war, und wollte sie verschlingen. Aber der Schöpfer merkte die Arglist des Bösen und erschuf schnell eine Krähe. Als die Sonne aufging, kam der Böse mit offenem Mund und wollte sie verschlingen. Aber die Krähe lag auf der Lauer, sie flog dem Bösen in den Mund und den Hals hinunter und rettete so die Sonne. — Das wissen die Krähen und sie denken deshalb, sie dürfen sich alles erlauben und das Essen wegnehmen, das die Menschen für sich bereitet haben. Und wir müssen gestehen, daß sie recht haben und dürfen sie nicht ünnütze Tiere schelten!"

Die niederen Götter freilich machen ihre Arbeit nicht immer vollkommen, wie die folgende Geschichte zeigt: „Als Gott die Welt schuf, trug er einem Gott und einer Göttin auf, die Insel Jeso zu

bauen. Der Gott mußte die Süd- und Ostküste machen, und die Göttin die Westküste. Die beiden arbeiteten um die Wette, bis die Göttin eine Bekannte sah und mit ihr zu plaudern anfing. Nach Frauenart schwatzte sie fort und vergaß darüber die Arbeit. Indessen arbeitete der Gott weiter und war beinahe fertig, als die Göttin endlich an ihr Geschäft zurückkehrte. Da sie nicht zu spät fertig werden wollte, überhudelte sie die Sache und darum ist die Westküste der Insel Jeso so felsig und gefährlich geworden."

Die Ainu machen sich nichts daraus, die geringeren Götter gelegentlich auszuschelten. Ein Beispiel davon sah Batchelor, als er in eine Hütte kam, wo ein sterbendes Kind lag. Die Weiber schrieen und heulten, ein alter Mann aber rief die Göttin des Feuers an und drohte, er werde sie nie mehr anbeten, wenn sie des Kindes Körper nicht warm halte. Ein andrer sah zum östlichen Fenster hinaus und verklagte die pflichtvergessene Feuergöttin bei dem Schöpfer. Ein dritter schalt in großem Zorn auf die Schutzgötter und sagte ihnen, sie seien eine nichtsnutzige Bande und verdienten nicht, daß man ihnen ferner Opfer und Gebete darbringe.

3. Die Mission unter den Ainu.

Der erste Missionar, der die Ainu besuchte, war W. Dening. Im Jahr 1876 lebte er einige Wochen in einer Ainuhütte, gewann das Vertrauen der Leute, lernte ihre Sprache und bemühte sich, ihnen etwas vom Evangelium zu sagen. Im Jahre 1878 kam er wieder und besuchte andre Dörfer, aber die eigentliche Mission begann erst, als im Jahre 1879 Missionar Batchelor (von der englisch-kirchlichen Miss.-Gesellschaft) seinen ersten Besuch bei den Ainu machte und anfing, ihre Sprache zu lernen. Nach einer Reise nach England im Jahre 1882 kehrte er 1883 nach Jeso zurück und wurde von den Ainu wie ein alter Freund begrüßt. Der Häuptling Penri räumte ihm eine Ecke in seiner Hütte ein, und hier wohnte und arbeitete er, studierte die Sprache, sammelte ungefähr 6000 Wörter, schrieb eine Grammatik und fing an, das Neue Testament zu übersetzen. Er hielt Gottesdienste in Penris Hütte und machte viele Predigtreisen. Ueberall wurde er freundlich aufgenommen, aber die Trunksucht der Leute machte doch viele Schwierigkeiten. Manchmal konnte ein Gottesdienst nicht gehalten werden, weil die ganze Gemeinde betrunken war. Einmal entschuldigten sich die Leute damit, daß sie zu Ehren des Missionars getrunken hätten. Der Ainu konnte sich früher gar keinen Gottesdienst denken ohne ein Trink-

gelage, er konnte nicht glauben, daß ein Gebet, zu dem nicht getrunken wurde, der Gottheit angenehm war. Deshalb war ihm das christliche Gebot der Mäßigkeit anstößig. Unter dem Einfluß des Evangeliums lernen die Ainu aber doch allmählich, die Trunkenheit als ein Laster anzusehen und sich ihrer zu schämen, und besonders wirds ihnen nach und nach klar, daß Wein und starkes Getränke nicht zum Gottesdienst gehören.

Leider finden die Ainu in ihrer Trunksucht einen Bundesgenossen an den japanischen Händlern, die von ihnen Felle gegen Wein umtauschen. Die Händler merken, daß ihr Geschäft zurückgehen muß, wenn die Ainu Christen werden. Sie fingen deshalb an, Missionar Batchelor und das Christentum zu verlästern. Dieses, sagten sie, sei heruntergekommen und darum unnütz, und der haarige Chinese, wie sie Batchelor nannten, sei nur gekommen, um sich in das Vertrauen der Ainu zu stehlen, sie mit einer falschen Religion zu betrügen und dann das Land in Besitz zu nehmen. Am Anfang des Jahres 1884 konnte Batchelor infolge der Verleumdungen, die die Händler ausstreuten, die Ainudörfer nicht besuchen, aber später gelang es ihm doch wieder, hinzukommen, und jetzt brachte er auch seine Frau mit. An Weihnachten 1885 konnte er den ersten Ainu, einen Häuptlingssohn, taufen und drei andre folgten im nächsten Jahr. Im Jahr 1887 wurde eine Schule für die Ainu eröffnet. Doch, obgleich die Ainu der Predigt des Evangeliums zuströmten und aufmerksam lauschten, wurden in den folgenden Jahren nur wenige getauft, aber im Jahr 1893 brachte endlich die Saat des Evangeliums eine reiche Ernte. Batchelor schreibt im August 1893: „Gott sei Dank, nach all der Arbeit des Säens und Vorbereitens, werden wir dieses Jahres immer gedenken als des Jahrs der Ernte unter den Ainu. 171 Taufen haben wir dieses Jahr gehabt und noch sind 200 Taufbewerber da. So sind wir auf die Höhe gefahren, haben die Netze ausgeworfen und einen Zug gethan. Möge der Herr uns beistehen, daß wir anhalten im Gebet, daß wir demütig, wachsam und voll des heiligen Geistes und Glaubens seien. Der Segen ist uns hauptsächlich in Piratori, der alten Ainuhauptstadt, zugefallen, wo wir zuerst im Jahr 1879 die Arbeit anfingen. Alle Frauen in Piratori haben Jesum als ihren Heiland angenommen. Das ist ein herrlicher Triumph des Kreuzes, denn bisher hatten ja die Frauen gar keine Religion. Man bedenke doch, daß Frauen, die über 70 Jahre alt sind, jetzt zum erstenmal in ihrem Leben und zwar zu Jesu allein beten. Wir haben jetzt eine ordentliche Kirche in diesem Dorf (Piratori) gegründet, mit Kirchenältesten und einem Kirchengemeinderat. Mein Ainugehilfe Petros wohnt hier. Er hält am Sonntag zwei

Gottesdienste und Sonntagsschule, predigt auch am Mittwoch im Dorf und macht an den andern Tagen Predigtreisen."

Unterdessen hat auch Bischof Bickersteth die Christengemeinde in Jeso besucht, und 106 Christen konfirmiert. Die vier Evangelien sind jetzt in der Ainusprache gedruckt und einige der Episteln sind in Arbeit.

Die Ainukirche ist noch zu jung, als daß man darüber etwas sagen könnte, wie sie sich bewährt, aber schon ist eins ihrer Glieder, eine 75jährige Frau, im Glauben heimgegangen. Sie hörte nichts lieber, als die alte und doch immer neue Geschichte von Jesus und dem Kreuz, und ihr letztes Zeugnis war: Nun kann ich ruhig schlafen, nun kann ich im Frieden ruhen.

Erläuterung zu dem Bild:

Auf dem Mongo-Fluß (Kamerun).

Es gehört mit zu den Vorzügen des Missionsgebiets von Kamerun, daß dem dortigen Missionar auf seinen Evangelistenfahrten nach den verschiedensten Seiten hin der bequeme Wasserweg zu Gebote steht. Da giebt es keine ermüdenden Landreisen durch die öde heiße Savanne, keine wasserlosen Sandstriche und felsigen Wegstrecken zu durchmessen, um die einzelnen Niederlassungen der Eingebornen mit der Botschaft des Heils zu erreichen. Zwar kann es ihm da und dort auch beschieden sein, den Landweg einschlagen zu müssen; aber in diesem Fall führt ihn sein Pfad meist durch den schattigen Urwald, wo der Sonne Gewalt nicht so stark wirkt, da ihre brennenden Strahlen durch das dichte Gewebe der immergrünen Laubhölzer merklich gedämpft werden. Und wo, wie in Kamerun, die zahlreichen Flüsse und Wasserläufe die Verkehrsstraßen und Lebensadern des Landes bilden, da darf auch der Missionar darauf rechnen, daß er an ihren Ufergeländen und deren Gebiet die meiste Bevölkerung angesessen findet.

Einer der bedeutendsten Ströme Kameruns ist der Mongo, der von Norden kommend sich in das buchtartige Kamerunbecken ergießt und an seiner Mündung ein vielverschlungenes Netzwerk von Wasserstraßen darstellt. Eine Fahrt auf diesem Gewässer, besonders stromabwärts und auf einem gutgedeckten Boot, wie es das Titelbild vorführt, bietet allerlei Interessantes. Welch fremdartige Bilder

tauchen doch da vor dem Auge auf! Auf beiden Seiten der Uferhöhen dehnt sich die üppige Wildnis des Urwaldes aus, wo unzählige Guirlanden von blütenreichen Schlingpflanzen an den mächtigen Baumriesen in wirrem Durcheinander emporranken, um dann von droben wieder bis zum Wasserspiegel herniederzuhängen oder von Baum zu Baum eine schwebende Brücke zu schlagen. Da und dort wird dieser ungezügelten Ueppigkeit Halt geboten durch einen gewaltigen altersgrauen Sandsteinfelsen oder durch eine ganze breite Felsenwand, aus deren Ritzen und Spalten wenigstens fette Farnkräuter ihre langen zarten Wedel herausstrecken. Bald beschreibt der Strom einen kühnen Bogen, bald erweitert er sich zum weiten Spiegel, bald läßt er sich wie in eine Schlucht einzwängen, wo er unter dem Rauschen von Strudeln und Wirbeln mit beschleunigter Eile dahinflutet. Ab und zu tauchen dichtbewaldete Inseln auf, als wäre ein Stück Wald mitten in den Strom gesetzt, oder aber sind es dürre, nackte Sandbänke, die das Gewässer verteilen und verflachen. Weniger angenehme Erscheinungen sind die langen Baumstämme, die die Strömung irgendwo am Ufer losgerissen und mitgeführt hat und die sich nun in schräger Richtung auf dem Grunde des Flußbettes eingebohrt haben. Wie Wogenbrecher ragen ihre Stümpfe über dem Wasserspiegel hervor und zerteilen die rastlos dahinziehenden Fluten des Stromes. Wehe dem Kanoe, das die Wirbel der anprallenden Wogen gegen diese Sturmböcke treibt. Noch gefährlicher aber für die Schiffahrt werden solche Baumriesen, wenn dieselben wagerecht unter dem Wasserspiegel quer über den Fluß liegen und damit die Passage zu sperren drohen. Nur zu leicht sitzt ein Boot auf und riskiert ein Leck.

Auch einiges Leben macht sich auf dem Fluß bemerklich, sei es, daß kreischende Papageien und muntere Affen in den hohen Aesten der Uferwaldung ihr Spiel treiben, oder aber, daß weiße Möwen über die Fluten hinstreichen. Vor allem aber erweckt der König des Urwalds, der Elefant, unser Interesse, wenn derselbe mit mächtigem Tritt durch das knackende Gehege hervorschreitet, um in den Fluten des Mongo mittelst seines langen Rüssels seinen Durst zu stillen, oder bis an die segelartig aufgeblähten Ohren im Wasser stehend ein erfrischendes Bad zu nehmen. Wenig dagegen ist im ganzen von Menschen zu sehen. Nur ab und zu tauchen einige wenige Negerhütten auf, oder man gewahrt auf den Lichtungen der Uferränder einen offenen Schuppen — ein Zeichen, daß es der Strand für eine Ortschaft ist, deren Häusermasse weiter zurück auf höheren Waldblößen liegt. Häufiger ist die Erscheinung eines Handelskanoes, das mit Warenballen und Koffern befrachtet und mit einigen Ruderern bemannt, langsam stromaufwärts strebt.

Diese Wasserstraße dient aber auch, wie gesagt, dem reisenden Missionar als Verkehrsweg, wenn er die gute Botschaft in die am Fluß gelegenen Ortschaften trägt oder aber von der Hauptstation Bonaberi aus seine Außenposten Bakundu und Bombe am oberen Mongo besuchen will. Da giebt es freilich oft weite Strecken, da nur Wildnis und Urwald die Umgebung bildet und kein Dorf, kein Weiler zur süßen Rast winkt. Da muß meist eine Lichtung, eine Insel oder Sandbank die Stätte bieten, wo man seinen Anker auswirft und sich sein Mahl über dem flackernden Lagerfeuer bereiten läßt. Doch bald geht es weiter unter munterem Ruderschlag und der Strom trägt das Schifflein auf seinen Fluten dahin, bis eine Ansiedlung oder das ersehnte Filial im Dunkel der Urwaldung erreicht ist.

Missions-Zeitung.

Rundschau.

Die deutschen Missionen in Südafrika.

Das Kapland mit seiner farbigen Bevölkerung gehört mit zu den ältesten Arbeitsfeldern der evangelischen Mission, denn ihre Anfänge daselbst reichen bis in das vorige Jahrhundert zurück. Trotzdem würde man irren, wollte man annehmen, die Kolonie sei ein größtenteils christianisiertes Land. Im Gegenteil, die heidnische Bevölkerung wiegt noch vor. Wie viel der Mission dort noch zu thun übrig bleibt, läßt am besten ein im Jahr 1891 amtlich aufgestellter Census erkennen.*) Hienach beträgt die Gesamtbevölkerung der Kapkolonie 1527224 Seelen und zwar zerfällt dieselbe in 376987 Weiße und 1150237 Farbige und Mischlinge. Von jener gesamten Bevölkerung sind 749322 Christen, 3009 Juden, 15099 Mohammedaner, 1394 Angehörige verschiedener Sekten und 758400 Heiden. Unter den 749322 Christen aber sind es 356960 Weiße und nur 392362 Farbige. Man sieht also, daß von einer vollzogenen Christianisierung der farbigen Bevölkerung noch nicht die Rede sein kann. Interessant ist es, aus dem Census zu ersehen, wie wenig Boden die römischen Katholiken trotz ihrer Rührigkeit bis jetzt ge-

*) Wir entnehmen die nachstehenden Ziffern und charakteristischen Züge der trefflichen Broschüre von C. Buchner: Acht Monate in Südafrika.

wonnen haben, denn ihre Zahl beträgt nur 17275 (darunter 14800 Weiße), wogegen die Protestanten 732047 Seelen zählen.

Auch die althergebrachten Vorurteile der Weißen gegenüber den Farbigen sind noch keineswegs überwunden und noch viel weniger beseitigt. Der Rassen- und Farbenunterschied beherrscht noch so sehr die gesellschaftlichen Verhältnisse, daß er die Menschen durch eine weite Kluft scheidet. So ist ein Farbiger noch heute nicht nur von jeder weißen Gesellschaft, sondern auch von allen staatlichen Aemtern und Würden ausgeschlossen. Diesem Vorurteil tritt zwar die Mission energisch entgegen und sucht die Menschenrechte der Farbigen in jeder Weise zur Anerkennung zu bringen, aber der allgemeinen Anschauung gegenüber ist sie hierin fast machtlos. Nur auf den Missionsstationen läßt sich der göttliche Gedanke der Gleichheit aller Menschen vor Gott lehren und üben; aber über diese Grenzen hinaus bleibt der zum schroffen Gegensatz gesteigerte Unterschied zwischen Japhet und Ham bestehen.

Diese sociale Stellung bringt es mit sich, daß die Farbigen auch im politischen Leben zu keiner Bedeutung gelangen. Zwar lassen sich die Engländer die intellektuelle und praktische Erziehung der Eingebornen angelegen sein; aber es geschieht dies doch nur soweit, als es in ihren persönlichen Interessen liegt, und es hat die Erziehung der Farbigen nicht den Zweck, dieselben zu vollberechtigten Staatsbürgern heranzubilden, sondern nur zu einigermaßen brauchbaren Arbeitern der Weißen. Darüber hinaus darf der Unterricht nicht gehen. So wird auch nirgends eine höhere Bildung der Farbigen, die sie etwa zum Staatsdienst in leitender Stellung befähigte, erstrebt. Im Gegenteil, man geht mit allem Bedacht darauf aus, die Nationalität der Eingebornen möglichst zu zertrümmern, um die eigene Herrschaft um so fester zu begründen. Je geringer aber das dadurch herabgedrückte Nationalbewußtsein ist und je weniger Aussicht vorhanden, daß das Volk je zu einer gewissen Selbständigkeit in sozialer und politischer Beziehung gelangen wird, um so schwieriger ist es auch für die Mission, das farbige Volkselement zu einer kirchlichen Selbständigkeit heranzuziehen. Was in dieser Beziehung da und dort, wie z. B. in den rheinischen Missionsgemeinden der Kapkolonie, erreicht worden ist, gehört zu den Erscheinungen, die noch sehr vereinzelt dastehen. Werfen wir zunächst einen Blick auf jene.

Die zehn rheinischen Missionsstationen, welche größtenteils im Südwesten der Kapkolonie liegen und sich bis gegen den Oranjefluß durch Klein-Namaland und in die Karreeberge hinziehen, bilden das älteste Arbeitsfeld der rheinischen Mission, deren erste Sendboten im Jahr 1829 am Kap landeten. Dieses ihr Arbeitsgebiet ist — wie auch

Großnama- und Hereroland, letztes Jahr von Inspektor Dr. Schreiber zum erstenmal visitiert worden, worüber derselbe einen interessanten Visitationsbericht veröffentlicht hat.*) Alle zehn Gemeinden sind insofern zu einer kirchlichen Selbständigkeit herangewachsen, als sie sich finanziell selbst unterhalten; ja, sie führen auch zum Teil, wiewohl keineswegs reich, recht ansehnliche Gaben an die rheinische Missionskasse ab, sodaß sie voraussichtlich mit der Zeit die Ovambo-Mission ganz auf ihre eigene Rechnung nehmen werden. An die Stelle der alten Missionare, von denen einige gegen 50 und mehr Jahre ihre Gemeinden bedient haben und die nun einer nach dem andern abgerufen worden sind oder wegen Alters ihre Arbeit niederlegen mußten, treten jetzt mehr und mehr jüngere Kräfte. Leider stehen der Gesellschaft nicht genügend Leute zur Verfügung, um die zum Teil recht großen Gemeinden besser versorgen und vor allem die so nötige Missionsarbeit unter den noch sehr zahlreichen Heiden des Kaplandes eifriger treiben zu können. Sehr erfreulich ist das stetige Wachstum dieser kapischen Gemeinden. Die Gesamtzahl ihrer Kirchenglieder betrug Ende 1893 über 13000 Seelen. Das Jahr zuvor hatten sie sich um 500 Seelen vermehrt, und es ist zu erwarten, daß in den kommenden Jahren die Gemeinden durch zahlreichere Heidentaufen in noch größerem Maße wachsen werden. Leider machen die alten afrikanischen Laster: Unzucht und Trunksucht, viel Not. Dieselben werden indes ernstlich bekämpft durch treue Seelsorge, eifrige Verkündigung des göttlichen Worts und strenge Kirchenzucht.

Auch das Missionsgebiet der Brüdergemeine in Südafrika ist vor zwei Jahren (Oktober 1892 bis Juni 1893) von Missionsdirektor C. Buchner amtlich besucht worden. Dasselbe wird in den Berichten als westliche und östliche Missionsprovinz aufgeführt. In jenem, dem westlichen, liegen die Missionsplätze des Kaplandes, die als geschlossene Ortsgemeinen eine Bevölkerung von ursprünglich hottentottischer Abkunft aufweisen, wogegen es die Mission in der östlichen Missionsprovinz mit Kaffern zu thun hat.

Unter den Stationen des westlichen Bezirks bildet Gnadenthal mit seinen ca. 3000 Einwohnern das Centrum der Mission. Dasselbe ist zugleich klassischer Boden, denn hier am Eingang in die Baviaanskloof legte im vorigen Jahrhundert (1738) Georg Schmidt den Grund zur ersten Ansiedlung der Brüdermission. Hatte dieselbe auch vorerst nur kurzen Bestand, so wurde sie doch 50 Jahre später (1792) an derselben Stelle wieder aufgenommen und somit das Reis gepflanzt, das sich seitdem lebenskräftig entwickelt hat. Das Missions-

*) Fünf Monate in Südafrika, von Dr. Schreiber. Barmen, Missionshaus.

werk ist seither auf zehn Hauptstationen und mehrere Außenposten ausgedehnt worden. In letzter Zeit ist noch von dem östlich gelegenen Enon aus eine weitere Station: Etembeni unter einem dort angesiedelten Kaffernstamm angelegt worden, für deren Unterhalt die Gemeinden der westlichen Provinz teilweise aufkommen. Damit ist diesen gewissermaßen ihr eigenes Missionsfeld zugewiesen, dem sie sich auch mit großem Eifer widmen. Bereiten auch die inneren und äußeren Verhältnisse der einzelnen Gemeinden manche Not, so ist doch nicht zu verkennen, daß dieselben im großen und ganzen vorwärts schreiten. Namentlich ist dies von Moravianhill in der Kapstadt zu sagen. Besonders erfreulich ist, daß sich die von den Eingebornen aufgebrachten Beiträge — sowohl für die lokalen kirchlichen Zwecke, als auch für die Mission im allgemeinen — sehr bedeutend gehoben haben. Dieselben erreichten im Jahr 1893 die Höhe von 31144 Mark. Am schönsten zeigte sich dieser Geist der Freiwilligkeit in Goedverwacht. Mit rührender Aufopferung haben die dortigen Gemeindeglieder gethan, was sie konnten, um durch ihre Gaben und freiwillige unentgeltliche Arbeit den Bau ihrer Kirche zu fördern. Die westliche Provinz zählt im ganzen 9529 Kirchenglieder.

Das Missionsgebiet der östlichen Provinz zerfällt in zwei räumlich getrennte und innerlich sehr verschieden gestaltete Teile. Auf der rechten Seite des Keyflusses liegen die älteren Kafferstationen Silo, Engotini und Gosen, welche geschlossene Ansiedelungen bilden. Der andere Teil umfaßt die Gemeinden, die aus den Stämmen der Tembu und Hlubi gesammelt sind. Im Gegensatz zu jenen sind diese über weite Strecken des Landes zerstreut und zeigen im allgemeinen eine größere geistliche Frische und Regsamkeit. Ueberhaupt ist hier unter den Tembu- und Hlubikaffern die Arbeit eine hoffnungsvolle, wiewohl es auch nicht an Hemmnissen und Enttäuschungen fehlt. Besonders erschwert wird die Arbeit durch die tief eingewurzelten heidnischen Unsitten des Volkes, durch die Stellung der Regierung zu den Farbigen und vor allem durch das unbrüderliche Benehmen benachbarter Gesellschaften, die sich in rücksichtsloser Weise in das Arbeitsgebiet eindrängen und viel Verwirrung anrichten. Trotz alledem schreitet das Werk im Segen vorwärts. So sind z. B. — was für den Fortschritt des Evangeliums sehr ins Gewicht fällt — eine Anzahl neuer Schulen gegründet worden. Außerdem darf als ein hoffnungsvolles Zeichen inneren und äußeren Wachstums der Umstand angesehen werden, daß sich der Trieb zu freiwilliger Evangelisation unter den dortigen Christen regt. Die Mitarbeit solch freiwilliger Evangelisten ist um so wichtiger, als es dem einzelnen Missionar ohne dieselbe gar nicht möglich wäre, die Arbeit in den weit zer-

streuten Kaffergemeinden mit ihren von Heiden durchsetzten und umgebenen Gebieten zu bewältigen. Aus letzterem Grund soll auch die Zahl der Missionare verstärkt und einige Außenposten zu selbständigen Stationen erhoben werden. Dies ist um so nötiger, als es noch immer schwer hält, wirklich tüchtige, im Christentum festgegründete eingeborne Geistliche heranzuziehen. Alle Bemühungen in dieser Richtung sind leider bis jetzt von wenig Erfolg begleitet gewesen. Bevor man in diesem Punkt eine entschiedene Besserung erwarten darf, muß erst das ganze Volksleben vom Sauerteig des Evangeliums durchdrungen werden.

Die Gemeinden dieser östlichen Missionsprovinz zählten Ende 1893 4567 Seelen. (Jahresber. der Brüdergem. 1894.)

Das Gebiet der Berliner Mission (I) in Südafrika erstreckt sich über die sechs Missionsprovinzen: Kapkolonie, Oranje-Freistaat, Britisch-Kafferland, Natal, Süd- und Nordtransvaal. Von letzterem aus ist man neuerdings auch noch über den Limpopo hinüber vorgegangen und hat in Bonjai unter den Bakhalanga einen Anfang mit der Missionsarbeit gemacht.

Im Kapland und Natal zeigen die Berliner Missionsgemeinden ebenfalls bereits den Charakter organisierter Christengemeinden, in denen besonders die Schulen und die Kirchenzucht ernstlich gepflegt werden. Einen erfreulichen Fortschritt weist besonders die Station Laingsburg auf, die auf eine Entfernung von 70 Meilen weit die Eisenbahnarbeiter und die anliegenden Bauernhöfe besorgt und auch schon die Mittel zu ihrer Selbsterhaltung aufbringt.

Britisch-Kafferland ist wie die meisten andern Gebiete Südafrikas vor zwei Jahren von schweren Heimsuchungen betroffen worden. Zahllose Heuschreckenschwärme vernichteten Ernte und Aussaat, und trotzdem die Regierung alle Mittel gegen diese Plage ergriff, so war ihr doch kein Einhalt zu gebieten. Sonderbarerweise erhob sich unter der Bevölkerung von verschiedenen Seiten Widerspruch gegen ihre Bekämpfung. So hielten es manche alte holländische Farmer für eine Sünde, gegen die Heuschrecken anzukämpfen, da sie nun einmal Gott zum Gericht geschickt habe, unter das sich die Menschen geduldig zu beugen hätten. Manche wollten nicht einmal ein Gebet um Abwendung der Plage gestatten. Außer den Heuschrecken waren es starke Regengüsse, die viel Not bereiteten. Sie verwandelten das ganze Land in einen Sumpf und riefen dadurch allerlei Krankheiten unter Menschen und Vieh hervor.

Die Gemeinden in Kafraria bieten neben manchen Schattenseiten, wie sie dort zu Lande eben sehr allgemein sind, und trotz

ihrem langsamen Wachstum doch manches Ermutigende. So wird uns von der gesegneten Wirksamkeit eines blinden Evangelisten erzählt, dem eine Außenstation von Bethel anvertraut ist und der von brennendem Eifer beseelt ist, Seelen für den Herrn zu gewinnen. Obwohl von Kindheit an blind, weiß er doch die halbe Bibel auswendig und kann seinen Text, oft ganze Kapitel, sowie die zu singenden Gesangbuchslieder aus dem Kopf hersagen, als lese er sie vom Buche ab. Schon durch seine bloße Erscheinung predigt der Mann und die Kaffern sagen: Nun sehen wir, daß Gottes Wort Wahrheit ist; denn wie kann dieser Mensch, der nie die Welt gesehen hat, also zeugen von der Sünde der Menschen.

Auch für den Oranje-Freistaat war das Jahr 1893 ein Jahr schwerer Bedrängnisse, die durch Heuschreckenschwärme, Ueberschwemmungen, Dürre, Fieber, Pocken und andere Krankheiten hervorgerufen wurden. Besonders waren es die Pocken, die Hunderte hinwegrafften und Handel und Wandel störten.

Die Mission erfreut sich hier der zunehmenden Freundlichkeit der weißen Bevölkerung bis hinauf zu den Spitzen der Behörden. Auf den Hauptstationen Bethanien und Adamshoop verlegt sich der Schwerpunkt der Arbeit mehr und mehr auf die zahlreichen Außenposten, die zum Teil 10 bis 15 deutsche Meilen entfernt liegen und sich recht erfreulich entwickeln. So zählt Bethanien unter seinen 1328 Gemeindegliedern bereits 500, die auf diesen Außenstationen wohnen oder dort getauft sind. Besonders gesegnet ist die Arbeit auf dem zu Adamshoop gehörigen Filial Douglas, sodaß es künftighin mit einem Missionar besetzt werden soll. Auch Koffyfontein, die Arbeit eines treuen betschuanischen Nationalhelfers, hat sich zur Größe einer Hauptstation entwickelt. Am schnellsten ist der Außenposten Lückhoff gewachsen, der erst 1893 angelegt, schon eine neuerbaute Kirche eingeweiht hat. Nach kurzem fanden sich hier 22 Taufbewerber vor. — In Kimberley lastet eine große Aufgabe auf den Schultern des dortigen Missionars und dessen Gehilfen. Auch hier hat sich die Arbeit über die nächsten Ortsgrenzen hinaus ausgedehnt und die Gemeinde hat einen schönen jährlichen Zuwachs. Dagegen ist Beaconsfield als Ort und Diamantgräberei in seiner Existenz bedroht, indem eine benachbarte Konkurrenzgesellschaft seine Zukunft zu untergraben sucht. Eine Kompagnie mußte infolge dessen die Arbeit einstellen und ca. 1000 Arbeiter entlassen. Trotzdem hat sich weder die Zahl der Taufbewerber, noch die Höhe der Stationseinkünfte verringert. Ueberhaupt ist auf allen Stationen dieses Gebiets ein frisches Wachstum bemerklich.

In Südtransvaal haben sich die Verhältnisse seit einigen

Jahren völlig umgestaltet. Eisenbahnen durchziehen das Land oder sind im Bau begriffen. Engländer reisen mit Dampfmaschinen umher, um den Leuten ihr Korn auszudreschen. Die unerschöpflichen Goldgräbereien von Johannesburg füllen den Staatssäckel. Gelehrte und Naturforscher durchstreifen das Land. Selbst auf die Schulkinder erstreckt sich die überhand nehmende Civilisation, indem sie vor älteren Personen den Hut, oder was sie sonst an Kopfbedeckung besitzen, abziehen, während die Mädchen mit einem regelrechten Knix grüßen. Diese Sitte hat so allgemeinen Beifall gefunden, daß selbst die Männer sie angenommen haben und nicht nur den Hut vor einander abnehmen, sondern auch einen tiefen Knix machen. Damit aber, daß die frühere Armut und der Geldmangel, namentlich für die regierenden Kreise, einer Ueberflut von Einnahmen aus den Goldfeldern Platz gemacht hat, sind auch die Preise der Lebensmittel ganz bedeutend gestiegen, wodurch die Mission nicht wenig in Mitleidenschaft gezogen wird. So hat eben alles seine zwei Seiten.

In Botschabelo hat das neue Lehrerseminar, das an die Stelle des früheren Nationalhelferinstituts getreten ist, eröffnet werden können. Die Station selbst, die gegen 3000 Getaufte zählt, hat dadurch manche Veränderungen erfahren, daß viele Bewohner aus Mangel an Raum truppweise auf die benachbarten Bauernplätze gezogen sind oder außerhalb des Ortes sich auf ihren Pflanzungen ansiedeln. In dieser Zerstreuung und Vereinsamung ist auch wieder ein regeres Heilsverlangen unter den Leuten auf jenen Außenplätzen erwacht, während sie vordem auf der Station sich übersättigt fühlten. Für den Missionar aber, der allen diesen Leuten nachzugehen hat, gestaltet sich dadurch die Arbeit zur Reisepredigt, wenn anders er sie erreichen will. Sehr erfreulich ist die freundliche Stellung, die zur Zeit viele Bauern der Mission gegenüber einnehmen. Sie rufen die Farbigen zu den Gottesdiensten und räumen hiefür Lokale ein. Da und dort bilden sich blühende Außenstationen, von denen leider die eine und andere von den Wesleyanern und Hochkirchlichen oder aber auch von den abgefallenen Bapedi-Christen zum Anschluß gedrängt werden. Uebrigens ist die Sezession der Bapedi ziemlich im Niedergang begriffen, obschon noch immer einige Stationen von diesen Wühlern bedroht sind.

Eine besonders wichtige Bedeutung hat die Missionsarbeit in neuerer Zeit in der Stadt Johannesburg erlangt, indem sich dieser Ort durch seine reichen Goldlager zur bedeutendsten Empore von Südafrika emporgeschwungen hat. An die Stelle der noch vor wenigen Jahren leichten Häuser und Läden sind nun stattliche, teure Prachtbauten getreten, deren sich selbst Berlin nicht zu schämen

brauchte. Johannesburg hat hierin selbst die Diamantenstadt Kimberley überflügelt. Seine Goldlager scheinen geradezu unerschöpflich zu sein und haben allein im Jahr 1893 eine Ausbeute von über 96 270 000 Mark ergeben. Nach vorgenommenen Bohrungen befinden sich noch in einer Tiefe von 2500 Fuß reichhaltige Goldlager und es dehnen sich dieselben auf einen Umkreis von wenigstens 10 deutschen Meilen aus. Wie aber Johannesburg mit seinen Goldfeldern der geschäftliche Mittelpunkt für ganz Südafrika geworden ist, so ist es gleichzeitig auch ein Missionszentrum; denn wohl nirgends in Afrika können so ungeheure Massen von Heiden, die sich hier als Minenarbeiter zusammenfinden, unter den Einfluß des Evangeliums gebracht werden, wie an diesem einen Punkt. Aus der Kapkolonie, aus Britisch-Kafferland, Natal, Sululand, Swasiland, aus Transvaal und Betschuanenland, von den Ufern des Limpopo, ja selbst vom Sambesi her strömen alljährlich wenigstens 50 000 Arbeiter hier zusammen, und ein ähnlicher Strom geht von hier wieder zurück, Kulturbrocken und irdisch Gold, aber auch hie und da göttlichen Samen mit sich führend. Durch Predigt, Schule, Seelsorge und Verkauf von Büchern wird derselbe vom dortigen Missionar unter Christen und Heiden ausgestreut. Dieser hat auch seine Arbeit auf die Umgegend ausgedehnt und predigt entweder selbst oder durch unbesoldete Nationalhelfer, die er zuvor instruiert, an fünf Außenplätzen. Der Besuch der Gottesdienste von seiten der Christen und Heiden ist meist so zahlreich, daß die Räumlichkeiten der Kirche nicht ausreichen. In ihnen wird einer Anzahl von mindestens 1200—1500 Personen das Evangelium verkündigt.

In der Ephorie Nordtransvaal scheinen sich die bei Veranlassung des Todes von Superintendent Knothe hochgehenden Wellen in der Missionsgemeinde zu legen. Dagegen hat das Eindringen der Sekten und anderer Konfessionen in diesem Arbeitsgebiet viel Not gemacht. Außer den wühlerischen Bapedi, die von Südtransvaal aus hier einzudringen suchten, waren es auch die Reformierten, Baptisten, Wesleyaner und Englisch-Hochkirchlichen, die den Missionaren viel zu schaffen machten. Dazu waren die Bavenda-Stationen, die im Norden gegen den Limpopo hin liegen, der Schauplatz blutiger Fehden, indem einige Häuptlinge sich gegenseitig bekämpften. Die dortigen Missionare dienten bei dieser Gelegenheit beiden Parteien mit ärztlicher Hilfe, und wenn sie auch hiefür keinen Dank ernteten, so erfreuten sich doch dadurch ihre Stationen einer gewissen Sicherheit. Bei der abwehrenden Stellung, die die meisten Häuptlinge dieses Gebiets dem Evangelium gegenüber einnehmen, sind und bleiben auch deren Unterthanen, die Bavenda, hart und unempfänglich für

das Wort Gottes. Indes ist es den Missionaren im ganzen gelungen, das Vertrauen das Volkes zu gewinnen.

Von Nordtransvaal aus ist die Berliner Mission in den letzten Jahren noch einen Schritt weiter nach Norden vorgegangen und zwar über den Limpopo-Fluß hinüber ins Maschonaland. Schon im Jahr 1883 und 1886 begaben sich einige schwarze Christen in jenes Gebiet zu den Bakhalanga, die zu derselben Völkerfamilie gehören wie die Bavenda und Baßutho. Später, im Jahr 1889 unternahmen auch der Missionssuperintendent Knothe und Miss. Schwellnus mit einigen Nationalgehilfen eine Reise nach Bonjai, wo sie überall gute Aufnahme fanden und die Bitte um Lehrer zu hören bekamen. Auch die Häuptlinge waren fast ausnahmslos willig, Nationalgehilfen oder Missionare bei sich aufzunehmen. Aber erst im Jahr 1892 wurde die Arbeit in Bonjai unter den Bakhalanga durch die Missionare Meister und Wedepohl aufgenommen. Diese ließen sich bei dem Häuptling Gutu, etwas nördlich von Neu-Viktoria, einer Ansiedelung von Weißen, namentlich Südafrikanern, nieder. Am 10. August 1892 wurde jener Platz zur Station geweiht. Eine zweite Station sollte demnächst bei dem freundlich gesinnten Häuptling Tschibi angelegt werden. Aber noch im gleichen Jahr erlagen Meister und seine Frau dem Klimafieber, und Wedepohl mußte um seiner angegriffenen Gesundheit willen für längere Zeit die Station verlassen. Dieses und manche andere Bedenken ließen in der Heimat die ernstliche Frage auftauchen, ob es nicht geraten sei, von dieser Mission lieber ganz abzusehen. Nach manchem für und wider beschloß indes die Generalversammlung der Berliner Mission die Arbeit in Bonjai weiterzuführen und dem alleinstehenden Wedepohl Verstärkung zu senden. Dies ist 1893 geschehen. Inzwischen ist nun dort ein Wohnhaus auf einem verhältnismäßig gesünderen Platz errichtet worden. So arbeitet denn die Berliner Mission getrost weiter in Bonjai, obschon sie bis jetzt noch keine äußerlich erkennbaren Erfolge unter den dortigen Eingeborenen aufzuweisen hat. Indes berechtigt die Mission seit der Niederlage des gefürchteten grausamen Matebelenfürsten Lobengula zu schönen Hoffnungen. Mögen sich diese recht bald erfüllen!

Ueberblicken wir das ganze südafrikanische Gebiet der Berliner Mission, so tritt uns dasselbe als ein wohlorganisiertes und vom Segen Gottes getragenes Werk entgegen, das nach innen und außen hin stetig wächst und zunimmt. Die Gesamtzahl seiner Arbeiter betrug Anfang 1894 55 ordinierte und 5 nichtordinierte Missionare, 123 besoldete und 396 unbesoldete Nationalgehilfen. Es zählte 45 Hauptstationen, 102 Außenstationen, 195 Predigtplätze. Auf

jenen befanden sich 25 589 Gemeindeglieder, wovon 12 479 Kommunikanten waren. In den Schulen erhielten 4570 Schüler christlichen Unterricht. Aufgebracht wurden auf den afrikanischen Missionsfeldern an Beiträgen: 173 805 Mark. (Berliner Missionsberichte 1894).

Unter ähnlichen Verhältnissen wie die Berliner Mission arbeiten auch die Hermannsburger im südöstlichen Afrika. Ihre Arbeit unter den Sulu und Betschuanen ist im ganzen in den letzten Jahren überall von Segen begleitet gewesen, nur mit dem Unterschied, daß sie unter den Sulu langsamer vorwärts schreitet als bei den benachbarten Betschuanen. Der Grund hievon liegt im Volkscharakter und in der Geschichte der Kaffernstämme, sowie in der geographischen Lage des Landes. Die Sulu waren von jeher ein kräftig entwickeltes Volk, voll Selbstgefühl, stolz und hochmütig. Diese Charakterzüge ließen sie lange der Predigt des Evangeliums weniger zugänglich sein. Nun ist aber ihre Macht und ihr Stolz gebrochen; teils leben sie in Natal und Sululand) unter englischer Herrschaft, teils (in Transvaal) unter den holländischen Bauern und haben ihre politische Selbstständigkeit eingebüßt. Seitdem findet auch das Evangelium eher eine offene Thür bei ihnen und die Mission erfreut sich gegen früher einer weit fruchtbarern Arbeit. So konnten im Jahr 1893 im ganzen 365 Seelen auf den Sulustationen getauft werden, wodurch der Bestand der dortigen Gemeinde auf 2521 Seelen stieg. Doch lassen die Heiden sich noch nicht so zum Besuch der Gottesdienste herbei, wie es zu wünschen wäre. Nur in den Zeiten, in denen eine Mißernte sie an Völlerei und Saufgelagen hindert, finden sie sich in größeren Scharen ein. Haben sie aber eine gute Ernte gehabt, so leben sie herrlich und in Freuden und fragen nichts nach dem Heil ihrer Seele. Große Schwierigkeiten bereitet besonders die heidnische Unsitte des Verkaufs von Mädchen, wodurch die Missionsarbeit, zumal wenn solche Mädchen dem Taufunterricht und der Pflege der Mission entrissen werden, sehr gehindert wird; denn selbst die englische Polizei unterstützt in Fällen, wo die Mädchen von den heidnischen Eltern zum Zweck der Verheiratung gegen ihren Willen verkauft werden, deren gewaltsame Wegführung. Den Christen ist bei der Verheiratung ihrer Töchter nur die Annahme eines Geschenkes, bestehend in einigen Stück Vieh, gestattet, eine Verordnung, deren Einführung nicht ohne Schwierigkeiten durchgesetzt werden konnte.

In der Sulumission stehen gegenwärtig auf den 24 Stationen (mit 15 Filialen) 23 europäische Missionare und 6 sonstige europäische Angestellte mit 67 eingebornen Gehilfen, von denen 29 besoldete Lehrer und Katecheten sind.

In der Betschuanen-Mission ist das Wachstum ein bedeutend

schnelleres. Hier sind im Jahr 1893 im ganzen 2207 Personen getauft worden, sodaß die Zahl der Gemeindeglieder auf 19244 angewachsen ist. Es sind bereits acht Gemeinden vorhanden mit über je 1000 Seelen und bis auf fünf kleinere Stationen zählen dieselben sämtlich über 500 Getaufte. Die Betschuanenstämme sind im ganzen durch ihre natürliche Veranlagung und durch den langen Druck, unter dem sie standen, empfänglicher für das Evangelium und es ist das Christentum unter ihnen bereits zu einer Macht geworden. So sind es auch nur wenige der heidnischen Häuptlinge, die der Mission hindernd im Wege stehen. Auch die Zahl der Taufbewerber ist eine recht große und betrug im Jahr 1893 nicht weniger als 1087. Zum Teil kommen sie aus weiter Ferne auf die Station, um hier unterrichtet zu werden. Ein großer Uebelstand für die Gemeinden ist, daß viele der Christen auf den Goldfeldern ihren Verdienst suchen müssen, wo sie den größten Versuchungen ausgesetzt sind. Manche bringen dann auch noch gesteigerte Bedürfnisse und mancherlei Unsitten in die heimatliche Gemeinde zurück.

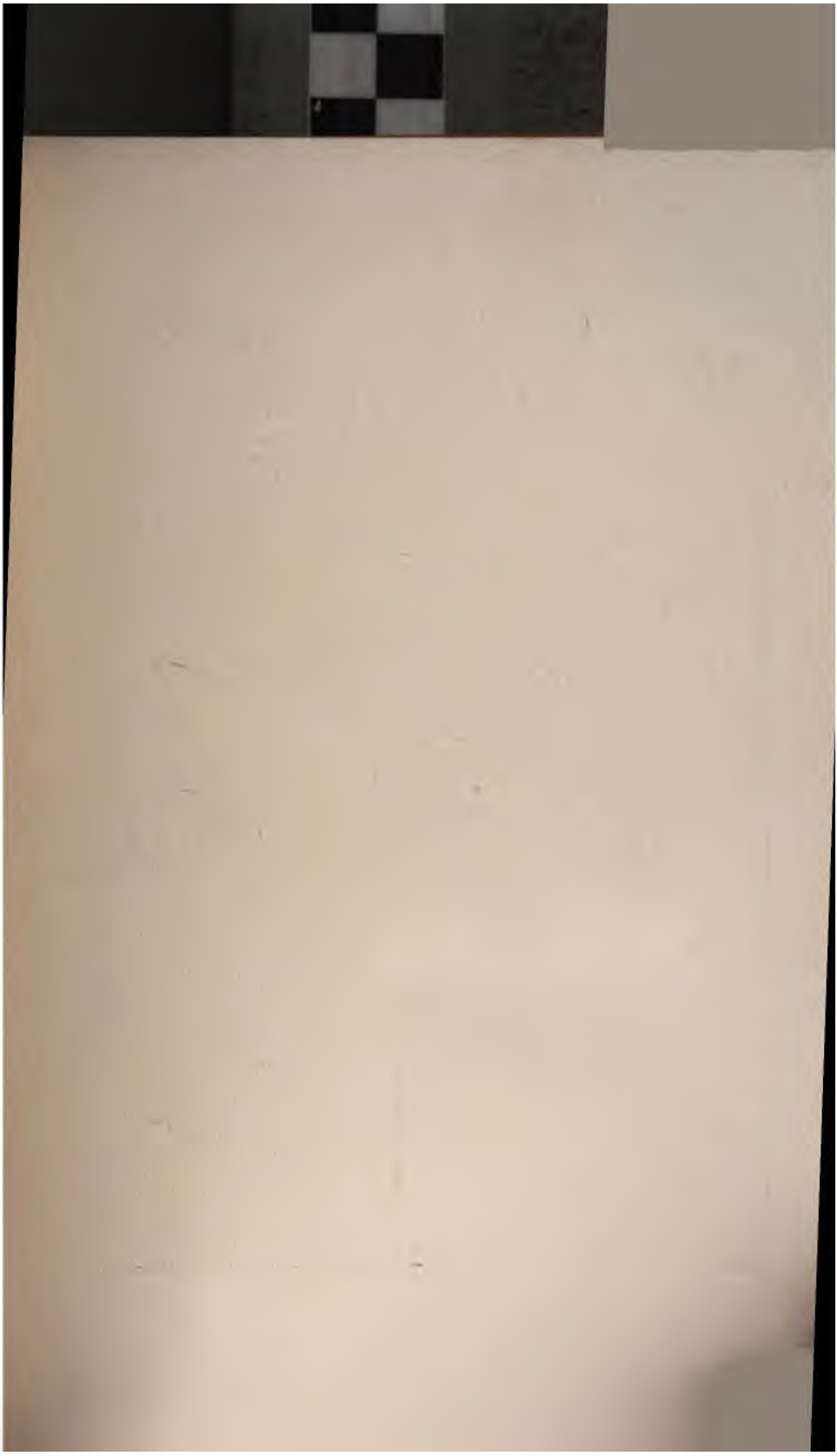
Auf den 24 Stationen der Betschuanen-Mission arbeiten 27 europäische Missionare und ein Lehrer, sowie 161 eingeborne Gehilfen, darunter 51 besoldete Lehrer und Katecheten.

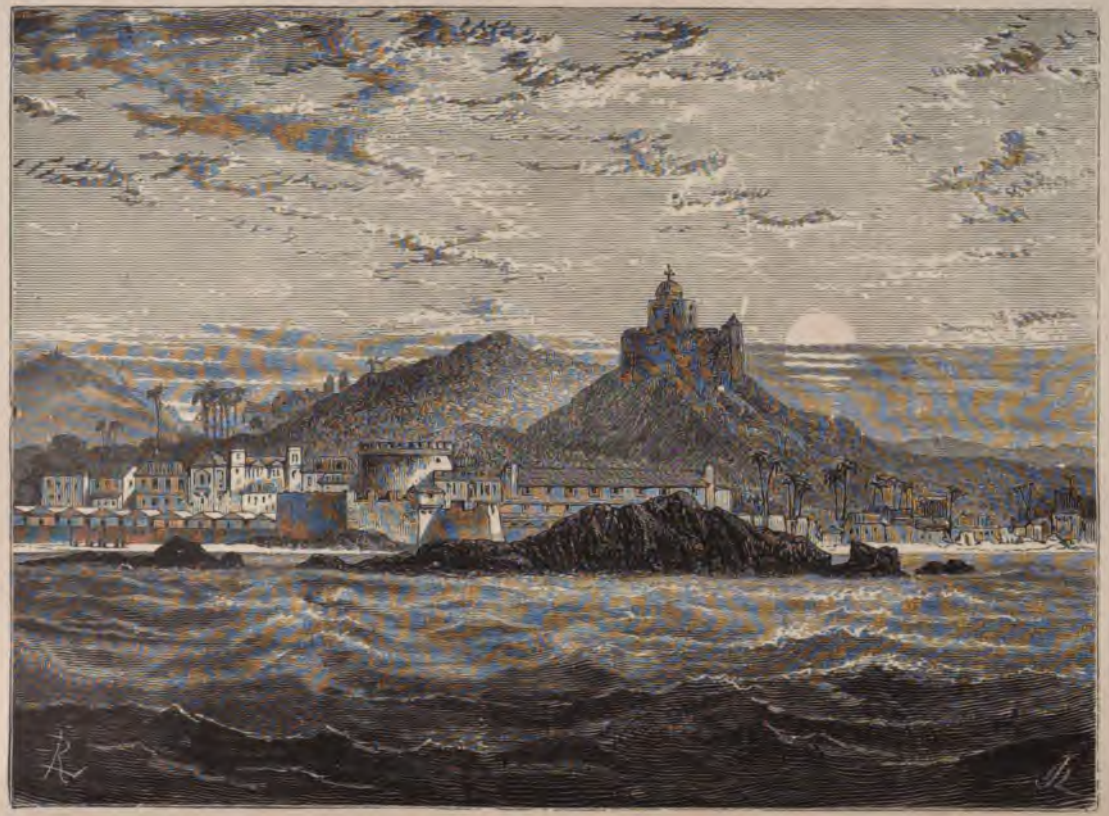
Außer den hier aufgeführten vier deutschen Missionsgesellschaften arbeiten noch eine ganze Reihe der verschiedensten Missionen in den südafrikanischen Gebieten, die wir aber aus Mangel an Raum hier nur mit Namen aufführen können und zwar: die Freischotten, die Unierten Presbyterianer und die Ausbreitungsgesellschaft in Britisch-Kafferland; unter den Sulu die Norweger, die Freischotten, die Wesleyaner, die schwedische Staatskirche, der Amerikanische Board und die Ausbreitungsgesellschaft; unter den Betschuanen die Pariser (in Süd-Baßutho und am Sambesi), die Wesleyaner, die Ausbreitungsgesellschaft und die Mission Romande in Transvaal. Westgriqualand bildet noch immer das durch Moffat und Livingstone bekannt gewordene Arbeitsfeld der Londoner Mission. Letztere besitzt auch einige Stationen unter dem Suluvolk der Matebelen im Maschonaland.

Berichtigung.

In dem Artikel „Madagaskar" sind leider einige Druckfehler übersehen worden, die wir hier berichtigen möchten.

Seite 132, Zeile 3 v. oben statt „auffallend kühlen" lies: wenn auch schalen.
S. 143, Z. 11 v. o. statt „1832" lies: 1852; Z. 6 v. u. statt „1852" lies: 1854.
S. 147, Z. 15 v. o. statt „aufgehoben" lies: nie angewendet.
S. 186, Z. 13 v. u. statt „Nicot" lies: Miot.





Cape Coast Castle auf der Goldküste.

Missionssinn und theologisches Studium.

Vortrag, gehalten im akademischen Missionsverein in Tübingen von Professor D. Jul. Grill.

Während meiner Repetentenzeit führte mich mein Weg einmal nach Basel und dort unter anderem auch ins Missionshaus. Ich suchte in diesem einen Altersgenossen und Jugendfreund auf, der der Lehrerschaft der Anstalt angehörte, und war bald mit ihm in trautem Gespräch über gemeinsame Erlebnisse und nicht minder über die verschiedenen Berufsaufgaben, vor welche wir zu der Zeit uns gestellt sahen. Da ich ein gut Teil meiner akademischen Studienzeit der energischen Beschäftigung mit Sprachen und Litteratur des Orients gewidmet hatte, konnte es mir nicht an einem speziellen Verständnis für manche Dinge fehlen, von denen mir der Freund nach den neuesten Mitteilungen aus Indien und andern Ländern zu berichten wußte. Gleichwohl war es ein Mißton, unter dessen Eindruck ich Abschied nahm. Der Zufall wollte, daß mir bei der Vorweisung der neuesten Nummer des Heidenboten angesichts der darin befindlichen Illustrationen die Bemerkung entglitt: „Nun, da habt ihr ja auch schöne Helgen (Bildchen)." Aus diesen ziemlich harmlosen Worten glaubte mein guter Freund nur die Satire eines Uebermütigen heraushören zu sollen, was ihn zu der Entgegnung veranlaßte: „O ihr eingebildeten Stiftler! Alles, was über eueren beschränkten Horizont hinausliegt, glaubt ihr verspotten zu dürfen!" — Sie können ahnen, mit welchem Gefühl der Befriedigung ich heute in einem Kreis erscheine, der den Beweis liefert, daß jener Vorwurf bornierter Geringschätzung der vielgestaltigen Bestrebungen und Leistungen der äußern Mission jedenfalls in unsern Tagen gegen die Studierenden und insbesondere die theologische Jugend unserer alma mater mit Fug und Recht nicht erhoben werden kann.

Sind es doch gerade die Interessen der Mission, welche Sie zusammengeführt haben, meine Herren, und wollen Sie Ihre Teilnahme nicht bloß der heutzutage in den Vordergrund gerückten sogenannten innern Mission, sondern auch der äußern zuwenden.

Wenn ich es nun unternehme, Ihrer Aufforderung folgeleistend, über das zu reden, was uns gemeinsam am Herzen liegt, will ich bei dem stehen bleiben, was wir unter Mission im engeren Sinn verstehen: ich werde die äußere Mission im Auge haben, wenn ich vor Ihnen das angekündigte Thema behandle: „Missionssinn und theologisches Studium."

Dabei werde ich kaum vorauszuschicken haben, daß ich mit „Missionssinn" nicht etwas bezeichne, was mit geistlichem Unterhaltungsbedürfnis und der Befriedigung der Neugierde durch erbauliche Anekdoten zusammengehört. Ich rede zu Jüngern der Wissenschaft, die sich gewöhnt haben, den Blick ins Große und Ganze zu richten und in der Flucht der Erscheinungen dem Wesen und Zweck der Dinge nachzugehen, um solcherweise zu lernen und die Fähigkeit zur Mitarbeit an der Aufgabe ihrer Zeit zu erlangen. In diesem Sinn übersetze ich unser Thema in die Frage:

Welche Bedeutung hat das Interesse an der äußern Mission für das Studium der Theologie?

Ich antworte vor allem: es erweitert den theologischen Gesichtskreis. Und indem ich Ihnen dies darzulegen versuche, will ich zunächst auf Thatsachen hinweisen, die über den engeren Bereich der eigentlichen theologischen Wissenschaft hinausführen. Meine Herren! Die Mission ist nicht bloß Dienst im Reiche Gottes, sie ist ein hervorragend wichtiger Teil der menschlichen Kulturarbeit; ihre Leistungen und Erfolge haben, auch insoweit sie von allgemeinerer Bedeutung sind, einen Wert für den Theologen, dessen Losung sein muß: homo sum, nihil humani a me alienum puto. Das bekannte Wort Goethes: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen", enthält eine allgemeine Wahrheit, die auf unsern Fall angewendet besagt: Wer die Mission verstehen will, der muß mit Land und Leuten sich bekannt machen, und gerade der Theologe wird, wenn er diesen Rat befolgt, den reichsten Gewinn davon haben. Welch eine Fülle von Anregung wird uns zuteil, wenn wir den Sendboten des Evangeliums auf dem Weg der Entdeckung und Forschung folgen! In statt-

licher Zahl sehen wir sie zu den verschiedensten Zeiten, mit den kühnsten Pionieren der Wissenschaft wetteifernd, in unbekannte Ländergebiete vordringen, über deren geographische wie klimatische Beschaffenheit und Bevölkerungsverhältnisse wir von ihnen die ersten Aufschlüsse erhalten. In der Geschichte der Lösung wichtigster geographischer Probleme glänzen Namen von Missionaren. Wir erinnern nur an die Erforschung des Nilquellengebiets, wie ein Knoblecher den Lauf des weißen Nil bis über den 5.° nördlicher Breite hinaus verfolgte und bald darauf (1855) Krapf und Rebmann von den ungeheuern Binnengewässern des äquatorialen Afrika Kunde brachten. Die Anthropologie und Ethnologie erhält im Fortgang der Missionsarbeit eine Menge der wertvollsten Beiträge, welche die Kenntnis der Rassen, sowie der Völker und Stammestypen vervollständigen und eine Grundlage abgeben für die genauere Bestimmung der Verwandtschaftsverhältnisse der Erdbewohner. Von hervorragender Bedeutung ist aber namentlich die Förderung des Einblicks in das Geistesleben der Völkerwelt, wie sie in der Bemeisterung der unzähligen Sprachen des Missionsgebiets sich vollzieht.

Die Verdienste der Missionare in dieser Richtung sind nicht hoch genug anzuschlagen. Wir verdanken ihnen nicht nur die Bekanntschaft einer stets wachsenden Reihe von Sprachen solcher Völker, die sich auf die Stufe des Schrifttums, der Kultur und eines geschichtlichen Lebens noch nicht erhoben haben, sie haben auch die Sprache höher entwickelter Nationalitäten nach der Seite des grammatischen Baus und des Wortschatzes in zahlreichen Werken behandelt und der Wissenschaft des Westens die Wege zur Erforschung umfassender und hochbedeutsamer Litteraturen des Orients geebnet. Wir weisen auf das arische und das dravidische Sprachgebiet in Indien hin und erinnern an Sanskritforscher wie Häberlin, an Kenner der Dekkhan'schen Idiome wie Graul und Gundert.*) Wir gedenken jenes Volks im fernsten Osten Asiens, das ein Viertel der gesamten Menschheit ausmacht, seiner schwierigen Sprache und Schrift, seiner ungeheuren, in das hohe Altertum zurückreichenden Litteratur, und blicken mit Bewunderung auf

*) Der Vortragende hatte das Vergnügen, auch den anwesenden Herrn Miss. Kittel (Verfasser des ausgezeichneten Kannada-English Dictionary, Mangalur 1894) zu begrüßen.

das, was gerade auf diesem schwer zugänglichen Arbeitsfeld von einer ganzen Schar von Missionaren der katholischen und der evangelischen Kirche, von den Premare, Morrison, Medhurst und anderen geleistet worden ist, und nennen mit Auszeichnung insbesondere die Bemühungen des einstigen Missionars, nachmaligen Professors der chinesischen Sprache in Oxford, James Legge, um die Herausgabe, Uebersetzung und Erklärung der chinesischen Klassiker. Man darf hier von wissenschaftlichen Triumphen der Mission reden; und man begreift wohl auch das Hochgefühl, aus welchem jene originelle alljährliche Epiphanienfeier der Kongregation de propaganda fide in Rom hervorgegangen ist, die zumal unter Mezzofanti ein Gegenstück zum Sprachenwunder des Pfingstfestes darzubieten schien. Dabei soll auch der Anteil der Mission an der Entdeckung wichtiger Inschriften des Altertums unvergessen sein, und gedenken wir mit Stolz des deutschen Missionars Klein, der 1868 ein Schriftstück ersten Rangs, die stele des moabitischen Königs Mescha, auffand. Insbesondere fällt in die Wagschale was durch die Organe der Mission für die Kenntnis der zahllosen Formen und Stufen menschlicher Kultur geschehen ist. Welch reiche Belehrung können wir ziehen aus den lebendigen Schilderungen der gesellschaftlichen Einrichtungen jener unabsehbaren Reihe von Völkerschaften, die aus den Tiefen erschreckender Barbarei bis in die Regionen feiner Ausbildung und hoher Vervollkommnung emporführt! Welche kulturgeschichtlichen Perspektiven thun sich uns auf, wenn wir uns z. B. vor die charakteristische Erscheinung des Kastenwesens bei den Indern oder vor das zopfige Schreibertum des chinesischen Beamtenstaats gestellt sehen, — Perspektiven, deren Wert nicht am wenigsten darin zu erkennen ist, daß sie uns zur Selbstkritik anleiten. Bald ist es dann wieder das bunte Bild der Sitten und Bräuche, das unsern Blick fesselt und je nachdem unsere Sympathie und Achtung, oder aber unsern Unwillen und Abscheu erregt, unter allen Umständen aber uns umsomehr einen Spiegel der eigenen Zeit und Umgebung vorhält, je mehr wir gelernt haben, theologisch in die Welt zu schauen. Auch die mannigfaltige Entwicklung der Wissenschaft begabter heidnischer Völker, die oft genug der Mission hindernd entgegentritt; die vielfach staunenerregende Kunstfertigkeit solcher Völker, von der uns die Mission in ihren Museen Proben vorlegt; die Anstrengung

ihrer Lebenskraft in Verkehr und Handel, in die die Mission Streiflichter fallen läßt, verdient unsere volle Beachtung. Wir erhalten, wenn wir das alles überblicken, den Eindruck großartigster Vielseitigkeit vom Werk der Mission und unwillkürlich sehen wir uns im Geist vor jenen Grabstein in der Westminsterabtei versetzt, der die Inschrift trägt: „30 Jahre seines Lebens waren dem unermüdlichen Streben gewidmet, die eingeborenen Völker zu evangelisieren, die unentdeckten Geheimnisse zu erforschen und ein Ende zu machen dem verwüstenden Sklavenhandel Centralafrikas." Der große Mann, der hier als Missionar, als Entdeckungsreisender und als Philanthrop gezeichnet wird, ist David Livingstone.

Wir sind damit schon auch auf die Bemühungen um Verbreitung christlicher Kultur und Civilisation hingewiesen, die mit der Missionsarbeit unzertrennlich verknüpft ist. Nicht immer und überall hat es sich freilich dabei um gleich reine Absichten und edle Früchte gehandelt. Aber interessant und lehrreich ist was uns die Missionsgeschichte berichtet, selbst wo unser Urteil ungünstig ausfallen muß. Wie viel giebt gerade dem Theologen — um nur ein Exempel herbeizuziehen — die wundersame Geschichte der Jesuitenmission in Paraguay zu denken: jene Schöpfung eines exklusiven Indianerstaats, der die Eingeborenen nach Art einer socialistisch angelegten Arbeitergenossenschaft in einem patriarchalischen Regiment vereinigte und dieselben „als Kinder mit Bärten auf der Kindheitsstufe der menschlichen Gesellschaft unter lebenslänglicher väterlicher Erziehung und Bevormundung festhielt", — das alles zu Nutz und Frommen der ehrwürdigen Väter und in majorem gloriam ecclesiæ, aber ohne wirklichen Segen an Freiheit und Bildung für die Regierten, geschweige denn Förderung ihres Seelenheils.

Doch wir sind mit dem allem sozusagen in der Vorhalle stehen geblieben. Wir verweilten etwas bei der ins allgemeine gerichteten Thätigkeit der Mission, weil wir wohl mit Recht voraussetzen, daß wir die religiöse Eigenart der Völker, mit welchen die Mission zu thun hat, um so besser verstehen werden, je vollständiger wir ihre allgemeinen Verhältnisse physisch und geistig zu würdigen in der Lage sind. Die Hauptsache bleibt selbstverständlich für den Theologen die unmittelbare Erweiterung seines wissenschaftlichen Horizontes in der Mission, der Beitrag der letztern

zur Kenntnis der sittlich-religiösen Natur der nichtchristlichen, insbesondere der heidnischen Welt.

Es ist vor allem die Erschließung der Glaubensweise und der religiösen Vorstellungswelt der zu evangelisierenden Völker als eine Quelle wertvollster theologischer Belehrung namhaft zu machen. Von der dunkelsten Ahnung und rohesten Auffassung des göttlichen Wesens, von seiner verworrenen, schrankenlosen Vervielfältigung und Hineinbannung in beliebige Naturgegenstände bis hinauf zu einer Art philosophischer Religion, die den Polytheismus in bloße Einkleidung der Idee umzusetzen beginnt, führt uns die Schilderung der Missionare die Entwicklung des religiösen Denkens und Empfindens vor, wie sie in tausendfacher Abstufung und Variation als lebendige Wirklichkeit sich darstellt. So abenteuerlich das Spiel der Einbildungskraft ist, dem wir hier allerwärts begegnen, so stoßen wir doch oft genug, selbst bei niederstehenden Rassen und Völkerschaften, wie bei Negern und Rothäuten, auf tiefsinnige Mythen, die uns anreizen, ihrer psychologischen Wurzel und dem Wahrheitsmoment in ihnen nachzuforschen und sie demgemäß in einen größern Zusammenhang einzuordnen.

Kaum weniger hoch ist das farbenfrische Bild anzuschlagen, welches uns von der Art und Weise heidnischer Gottesverehrung entrollt wird und das uns in immer neuen charakteristischen Beispielen den Zusammenhang darlegt, der von Natur zwischen Aberglauben und selbstsüchtigem Begehren des Menschen besteht. Seine Ergänzung findet jenes Bild im Bericht der Missionare über die sittlichen Zustände auf den verschiedenen Arbeitsfeldern. Und gerade hier nun, wo die ethischen und die religiösen Beobachtungen unserer Berichterstatter sich verbinden, häuft sich ein wissenschaftliches Material von hervorragender Bedeutung für den Theologen. Ich denke, kurz gesagt, an die eigenartige Beleuchtung des Verhältnisses von Sünde und Gnade, die wir hier erhalten.

Wo könnten wir denn einen tiefern Eindruck von der Macht der Sünde bekommen, als dort, wo die Mission ihre Kraft einsetzt, um die Verlorenen zu retten? Dort tritt sie uns in nackter Gestalt entgegen mit all den Greueln gleißender Lüge, verbrecherischer Grausamkeit, schmutziger Habgier und entmenschender Lasterhaftigkeit, die bald unsern Abscheu, bald unser tiefstes Mitleid hervorrufen. Dort sehen wir sie aber auch — sollen wir sagen,

in raffinierter oder in naiver Weise? — sich verhüllen in den Schleier der Selbstgerechtigkeit und des Tugendstolzes, begegnen ihr im Weisheitsdünkel der Brahmanen Indiens, wie der Philosophen und Gelehrten Chinas, oder im Fanatismus wahnwitziger Religiosen der verschiedensten Erdteile. Dort aber, auf dem weiten Erntefeld der Mission, werden wir auch Zeugen jener ergreifenden Vorgänge, in denen eine gottentfremdete und doch wieder gottsuchende Menschheit seufzend sich beugt unter der Last des Sündenbewußtseins und Schuldgefühls und zum Zweck der Sühne und Selbstbefreiung die verzweifeltsten Anstrengungen macht. Die grausenerregenden Gestalten jener Büßer tauchen vor uns auf, die in selbstauferlegten körperlichen Qualen ihr Heil suchen. Aber wir belauschen auch jene stillen Gewissensregungen, denen schon ein Dichter des vedischen Altertums, Vasischtha mit Namen, beredten Ausdruck verliehen hat in einem Liede an Varuna, das ich mir nicht versagen kann Ihnen vorzutragen:

1. Voll Macht und Weisheit ist doch dessen Wesen,
Der Erd und Himmel festigte, die weiten,
Die hehre Himmelswölbung hoch emportrieb,
Das Sternenheer, der Erde Fluren aufthat.

2. Und mit mir selber sprech ich diese Worte:
„Wann werd' ich Varuna ans Herz doch dringen?
Ob er mein Opfer ohne Zürnen annimmt?
Wann werd ich seine Huld beseligt anschaun?"

3. Ich frag', die Schuld, o Varuna, erspähend;
Ich gehe hin, die Kundigen zu fragen.
Es sagen mir die Weisen Eines Sinnes:
„Dir zürnet wahrlich Varuna, der König!"

4. Was, Varuna, war meine schwerste Sünde,
Daß du den Sänger, der dich liebt, willst schlagen?
Das künde mir, untrüglicher Beherrscher;
Durch diese Andacht möcht ich dich besänft'gen.

5. Lös ab von uns das väterliche Unrecht!
Nimm weg das Unrecht, das wir selbst verübten,
Wie Dieb', o König, die nach Herden trachten;
Lös wie ein Kalb vom Bande den Vasischtha!

6. Nicht war's mein Will', o Gott, Verstrickung war es,
Rausch war es, Zorn, verwirrende Verblendung;
Des Jünglings Fehl bewältigte den ältren;
Der Schlaf selbst ist der sündigen Thaten Anlaß.

7. Dem Knechte gleich will ich dem gnädigen dienen,
Von Schuld befreit, dem eifervollen Gotte;
Die Thoren, die ihm treu, hat er belehret,
Den Klugen führt der Weisere zum Heile.

8. Es möge dies mein Loblied, o Gewalt'ger,
O Varuna, dir recht zu Herzen gehen;
Heil sei beim Ruh'n uns, Heil uns bei der Arbeit!
Ihr Götter schützt uns stets mit eurem Segen!*)

Rig-Veda VII. 86.

Lernen wir mit den Missionaren auf die nie verstummende wundersame Sprache des Gewissens in der Heidenwelt achten, so werden wir auch mit ihnen uns freuen dürfen, je und je inmitten eines allverbreiteten geistlichen Elends auf Spuren der anima naturaliter Christiana zu stoßen, die uns an das Wort des vierten Evangelisten erinnert, daß Jesus sterben sollte, nicht für das Volk Israel allein, sondern ἵνα καὶ τὰ τέκνα τοῦ θεοῦ τὰ διεσκορπισμένα συναγάγῃ εἰς ἕν.

Häufiger freilich stehen wir anbetend vor der Wundermacht göttlicher Gnade, vor der schöpferischen Heilswirkung des Evangeliums. »Fiunt, non nascuntur Christiani«, sagt Tertullian. Diese Wahrheit bestätigt uns in überwältigender Weise die Missionserfahrung. Sie zeigt uns an einer unerschöpflichen Fülle von Beispielen das Werden des neuen, nach Gott geschaffenen Menschen in der Schilderung schwerer, anhaltender Kämpfe, wie sie hauptsächlich auf dem Weg von der Erweckung zu der Bekehrung stattzufinden pflegen; wie türmen sich doch in der Regel die Hindernisse, wenn eine Seele dem Bann heidnischer Anschauung und Sitte entrissen werden soll! Was kostet es, all das Bollwerk des Aberglaubens niederzureißen, ein verwildertes Menschenkind zu aufrichtiger Reue und ausdauerndem Kampf gegen die schlechten Triebe des Herzens, zu ernsthaftem Bruch mit den verderblichen Lebensgewohnheiten, zur Aufnahme des Heiligsten, des höchsten Gutes zu bewegen! Was wollen in zahlreichen Fällen nur allein die socialen Hindernisse bedeuten: der nationale Dünkel des Kastenbewußtseins, das Recht und der Stolz der Familie! Sollen wir uns wundern über die nicht unbedeutende Zahl von schweren Rückfällen, die der Schmerz der christlichen Sendboten sind? Je zäher

*) Nach Graßmann (mit unbedeutenden Aenderungen).

und vielfältiger aber eben allerorten der Widerstand der menschlichen Natur erscheint, der durch den Geist von oben gebrochen wird, in desto helleres Licht rückt vor unserem Auge der Reichtum der göttlichen Heilsgnade.

Und wenn wir nun in der Wahrnehmung dieser Dinge mit gutem Grund eine Bereicherung unseres theologischen Bewußtseins suchen, so werden wir auch den wissenschaftlichen Gewinn nicht übersehen, welchen wir aus der Kenntnis des Missionsbetriebs als solchen und der Organe der Mission zu ziehen haben. Wir haben es im Missionsdienst und bei der Leitung des Missionswerks mit einer Technik im großen Stil zu thun, in welcher es sich um die schwierigsten Aufgaben der Didaktik, Pädagogik und Kyberneſe handelt. Bei Festhaltung der vollen Wahrheit des Evangeliums gilt es, auf die Verschiedenheit der nationalen Typen Rücksicht zu nehmen, die richtige Methode der Akkommodation herauszufinden, gemäß der apostolischen Losung: „Ich bin jedermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben ja etliche selig mache.“ Ich wüßte nicht, was dem Studium der praktischen Theologie mehr Anregung und Förderung bringen sollte, als die eingehende Kenntnisnahme von den Grundsätzen, nach welchen die verschiedenen Missionsgesellschaften in Predigt, Unterricht und Seelsorge, in Gemeindebildung und Gemeindeleitung verfahren, und von den Erfahrungen, welche sie damit gemacht haben. Und diese Ausschau wird ohne allen Zweifel nur um so fruchtbringender werden, wenn der lernende Theologe sich auch mit dem Charakter und Lebensbild derjenigen Männer bekannt macht, die bahnbrechend und vorbildlich am großen Werk der Mission mitgearbeitet und im Dienst des Reiches Gottes Gesundheit und Leben geopfert haben.

Erweiterung des theologischen Horizontes, meine Herren, thut not und ist hier zu finden. Aber auch mehr noch, und das lassen Sie mich Ihnen nur in kurzen Zügen noch andeuten. Das Interesse an der äußern Mission führt auch zur Vertiefung der theologischen Arbeit.

Ich verstehe dieselbe zunächst in theoretischem Sinn, sofern eine Rückwirkung stattfindet auf die Beschäftigung mit dem, was ordentlicher Weise und obligat als theologische Disziplin studiert wird. Und ich lenke hier billig Ihr Augenmerk vor allem auf das Studium der sog. Religionsgeschichte. Wie viele sehen in

dieser Wissenschaft kaum viel mehr, als eine Rumpelkammer, eine Sammlung von Kuriositäten, die uns zeigen, wie weit die Phantasie und der religiöse Trieb des Menschen sich verirren kann. Mich dünkt, ein lebhafter Missionssinn müßte der beklagenswerten Vernachlässigung der „Geschichte der Religionen", die bei der hergebrachten Methode des theologischen Studiums an der Tagesordnung ist, entgegenwirken. Man sollte, dank den Lehren der Mission, wenigstens zur Einsicht gelangen, daß in den Mythologieen und Kulten aller Völker und Zeiten etwas vom innersten Leben der Menschheit in die Erscheinung tritt, und daß hier, als an der Quelle, gewichtige Momente für die begriffliche Erfassung des Wesens der Religion überhaupt, wie auch mittelbar für die Würdigung der Offenbarungsreligion zu erheben sind. Insbesondere noch dürfte ein für die Mission aufgeschlossener Sinn den Theologen auch zur Einsicht führen, welch wertvolles Hilfsmittel zum Verständnis des sog. christlichen Volksglaubens bis in die Gegenwart herein in der Vertrautheit mit der altklassischen Religion und dem Glauben unserer germanischen Vorfahren gegeben ist. Es ist nicht schwer, zu zeigen, wie auch das Studium der andern theologischen Disziplinen durch die Beschäftigung mit der Mission eine Vertiefung erfahren kann. Sollten wir nicht von dieser Seite — um von anderem abzusehen — zu den vielen Aussagen der Schrift über das Heidentum den lebendigsten Kommentar erhalten? Sollte nicht die Auseinandersetzung der Mission mit der nichtchristlichen Welt für das Studium der Dogmatik und der Ethik zum wenigsten den Wert haben, daß sie auf diejenigen Glaubenswahrheiten und sittlichen Fragen aufmerksam macht, welchen nach dem empirischen, gemeinmenschlichen Bedürfnis die größte Wichtigkeit zukommt? Und wer sieht nicht, daß aus der Geschichte der Mission das bedeutsamste, vielfältigste Licht auf die Geschichte der christlichen Kirche überhaupt zurückfällt, ja daß wir auch in heidnischen Ideen und Vorstellungen einen nicht zu unterschätzenden Schlüssel besitzen zu tieferem Verständnis verschiedener Irrgänge in der Entwicklungsgeschichte der Dogmen der Christenheit?

Aber auch praktische Impulse, die dem theologischen Studium zu statten kommen, können nicht ausbleiben, wo ein reger Sinn für die Interessen der Mission sich findet. Es entsteht für den Theologen, je emsiger er in die Probleme der Wissenschaft sich

vertieft, desto mehr die Gefahr, auf eine einseitige Befriedigung seines Erkenntnistriebs sich zu beschränken, in seinem Teil zu vergessen, daß alle wissenschaftliche Thätigkeit ihren Wert einbüßt, wenn sie losgelöst wird vom Zusammenhang mit dem Leben. Es ist daher eine wohlangebrachte Mahnung, wenn die Pforte zu unsern theologischen Hörsälen die Inschrift: »Scholæ et vitæ« trägt. Ich kann mir aber keinen kräftigeren Antrieb zu lebensvoller Gestaltung des theologischen Studiums denken, als denjenigen, welcher dem Interesse an der Mission entspringt. Die theologische Arbeit bedarf einer Vertiefung auch in ethischer Richtung, und diese wird ihr gerade unter dem genannten Einfluß zu teil. Der begleitende Missionsgedanke, wenn rechter Art, wird zu einem ernsten Mahnruf, der uns immer wieder zum Bewußtsein bringt, daß unser Studieren zur Vertiefung unserer Selbsterkenntnis, zur Stärkung unseres Glaubens an das Heil in Christo und zur Aneiferung unserer Liebe zu den miterlösten Brüdern dienen soll. Werden nicht, wenn sie das Elend in der Heidenwelt schildern hören, gerade diejenigen, welche richtige studiosi theologiæ sind, oft genug eine inwendige Stimme vernehmen: „Du bist der Mann?“ Sollte der immer neu zu uns dringende Ruf: „Komm herüber und hilf uns!“ keinen besonderen Widerhall finden in einem pectus theologicum? Und sollten nicht wiederum zuerst wir Theologen gerade im Fortgang der Mission, trotz allem Mißerfolg und allen Hemmungen, die sich einstellen, einen überwältigenden Beweis dafür erkennen, daß unser Glaube der Sieg ist, der die Welt überwunden hat?

Möchte es, und mit diesem Wunsch lassen Sie mich schließen, möchte es auch an unserer Hochschule nie an Theologen fehlen, die unter solcher Anregung ihre Studien verfolgen und auf den Dienst am Wort Gottes in unserer evangelischen Kirche sich vorbereiten! Möchte aber auch, zumal in Zeiten, da wir im eigenen Lande der Arbeiter mehr denn genug haben, das Vorbild eines Mögling und Gundert bei der theologischen Jugend häufiger Nachahmung finden! Prüfen Sie sich, ich bitte Sie darum, ob Sie nicht eben deswegen, weil Sie Theologen sind, der Mission mehr zu leisten haben, als Lektüre ihrer Blätter, Kollekten, Feste u. dgl., ob Sie ihr nicht Ihre Person und Ihr Leben schuldig sind?

Ein Missionspionier.

Lebensskizze des wesleyanischen Missionars Th. Freeman.

Wenn man die Missionsberichte der vierziger und fünfziger Jahre zur Hand nimmt, welche die Missionsanfänge an der westlichen Goldküste, in Asante, Joruba und Dahome behandeln, so ist es besonders der Name des wesleyanischen Missionars Th. Freeman, der in denselben immer und immer wiederkehrt. Die damaligen Berichte über seine ausgedehnten Untersuchungsreisen und Missionsunternehmungen in Asante und Dahome waren ganz dazu angethan, nicht nur in England, sondern auch in der deutschen Missionswelt ein ungewöhnliches Interesse zu erregen, da sie den Missionskreisen zum erstenmal Gebiete in den Gesichtskreis rückten, die bis daher nur im allgemeinen als Stätten des greulichsten Heidentums bekannt waren. Freemans Name ist aber später aus den Blättern der neueren Missionsgeschichte wieder verschwunden und mancher Missionsfreund mag den Mann, der seiner Zeit so viel von sich reden machte, längst unter den Toten gewähnt haben. Er ist aber — wie wir hier gleich vorausschicken wollen — erst im Jahr 1890 aus diesem Leben und aus der Missionsarbeit geschieden. Es sind besondere Verhältnisse gewesen, die ihn für Jahrzehnte der Vergessenheit anheimfallen ließen, ohne daß die Ergebnisse seiner Arbeit damit hinfällig geworden wären. Im Gegenteil, die Wesleyaner zählen ihn mit Recht zu den Begründern ihrer Missionskirche an der westlichen Goldküste und bewahren ihm ein dankbares Andenken.

Es ist nicht ohne Interesse, das Leben dieses unternehmenden Mannes, dem sein Biograph den Namen eines Missionspioniers beigelegt hat, zu verfolgen und wir thun dies im nachstehenden, indem wir im wesentlichen der veröffentlichten Lebensskizze folgen.*) Nur hie und da werden wir zur Charakterisierung Freemans und seiner Missionsmethode das Bild durch manche Züge aus der eigenen Erinnerung vervollständigen.

1. Jugendjahre.

Nicht weit von der alten Stadt Winchester im südlichen England liegt in malerischer Umgebung das Dorf Twyford, das mit seinen römischen Ueberresten ebenfalls auf ein sehr hohes Alter schließen läßt.

*) Thomas B. Freeman, Missionary Pioneer to Ashante, Dahomy, and Egba. By J. Milum.

In diesem Dorf wurde Thomas Birch Freeman am 29. November 1809 geboren.

Ueber seiner Herkunft liegt ein gewisses Dunkel und nur den Angaben eines alten Bewohners von Twyford verdankt man einige Kenntnis hierüber. Sein Vater war, wie man sich erzählt, ein Negersklave, den sein Herr zum Dank für seine Treue bei einem Sklavenaufstand mit nach England gebracht hatte. Der Sohn hat aber seine Herkunft von einem Westindier nie gelten lassen und er pflegte bei solcher Annahme jedesmal sehr energisch dagegen zu protestieren. Sicher ist, daß sein Vater im Hause seines Meisters dessen Dienerin, eine Engländerin, heiratete und daß dieser Ehe unser Freeman als einziges Kind entstammt. Aber schon mit sechs Jahren verlor er den Vater, worauf sich seine Mutter später wieder verheiratete. Der Knabe verblieb dagegen im Hause des Meisters seines Vaters, bis er zum Jüngling heranwuchs. Er nahm auch dessen Namen Birch an und fügte demselben den Zunamen Freeman bei, weil sein Vater auf englischem Boden zum freien Mann geworden war.

Ein an sich unbedeutender Vorfall sollte für das innere und äußere Leben des jungen Freeman entscheidend werden. Der Wohnung gegenüber befand sich damals ein Häuschen, das von einem einfachen, aber gottesfürchtigen Schuhmacher bewohnt war. Er gehörte der methodistischen Kirchengemeinschaft jener Gegend an, und in seinem Hause versammelten sich die Mitglieder des Dorfes Twyford zu den Gottesdiensten, die ein Methodistenprediger regelmäßig hielt. Die Woche über leitete der Schuhmacher ihre religiösen Versammlungen und versah den Dienst eines geistlichen Führers der kleinen Herde. Das einfache Häuschen mit seinem bemoosten Strohdach erregte dadurch die Neugierde der Dorfjugend, die den hier Versammelten allerlei Schabernack mitspielte. Unter anderem suchte Freeman mit seinen Kameraden die Andächtigen dadurch zu ärgern, daß er mit ihnen über eine hohe Mauer auf das niedrige Dach kletterte und auf diesem allerhand Unfug trieb. So ließen sie z. B. einen Ziegelstein am Strick im Schornstein auf- und niedergleiten, während die Methodisten eben ihre Andachtsübungen verrichteten. Das scharrende Geräusch, das von oben durch den Kamin drang, mußte natürlich die Andacht der Leute nicht wenig stören. Eines Sonntags abends, als die Ruhestörer sich wieder hiezu einfinden wollten, langte Freeman etwas früher als seine Genossen am Häuschen des Schuhmachers an. Neugierig legte er das Ohr ans Schlüsselloch und horchte. Die Worte, die der Lauscher da vernahm, waren aber derart, daß sie nicht nur an sein Ohr, sondern auch in sein Herz hinein drangen und die Veranlassung zu seiner gründlichen Umkehr wurden.

In welchem Lebensalter Freeman damals stand, ist uns unbekannt, wie er denn überhaupt über seine Jugendzeit nie den Schleier gelüftet hat. Vielleicht war es die Erinnerung an die Stellung seines Vaters, die ihn nicht gern über diese Zeit seines Lebens, wie überhaupt von seiner Herkunft, sprechen ließ. Und wenn ihn seine dunkle Hautfarbe und das krause Haar ganz unverkennbar zum Afrikaner stempelte, so suchte er doch bei aller Begeisterung für Afrika recht geflissentlich darzuthun, daß er nach Herkunft, Sprache und Erziehung ein Sohn Englands sei.

Jener Vorfall veranlaßte ihn, sich den Methodisten anzuschließen, unter denen er später selbst predigend auftrat. Hiezu scheint er nicht nur durch seine hervorragende Begabung, sondern auch durch die sorgfältige Erziehung, die ihm sein Meister, Herr Birch, hatte angedeihen lassen, befähigt gewesen zu sein. Aber auch praktisch ließ ihn derselbe ausbilden, indem er ihn die Gärtnerei erlernen ließ. Später trat dann Freeman in die Dienste eines Sir Robert Harland, auf dessen Landsitz Orwell Park bei Ipswich er den Posten eines Obergärtners bekleidete. Auch hier scheint sein Herr ein besonderes Interesse an dem jungen Mulatten genommen zu haben, denn er ermöglichte ihm die weitere Ausbildung, besonders in der Kenntnis der Pflanzenkunde und Gartenkunst. Aber auch sonst erzeigten ihm Sir Robert und Lady Harland sehr viel Freundlichkeit und Güte, bis jener erfuhr, daß sich Freeman den Methodisten in der Nachbarschaft angeschlossen habe. Er ließ ihn vor sich kommen und forderte ihn auf, entweder sein Predigen oder seine Stellung aufzugeben. Der junge Mann beriet sich mit seinen Freunden und entschloß sich zu letzterem, so ungern er auch aus dem Dienst seines Gönners schied. Wo er hierauf Stellung genommen und wie lange er in derselben verblieb, ist uns nicht bekannt. Es scheint aber, daß er schon in jener Zeit mit dem Gedanken umgegangen sei, dem Volk, dessen Blut in seinen Adern floß, als geistlicher Gärtner zu dienen. Aber erst im Jahr 1837 reifte dieser Gedanke zum Entschluß. Er meldete sich bei der wesleyanischen Missionsgesellschaft und trug ihr seine Dienste an den Negern an, worauf er zu einer mündlichen Besprechung nach London berufen wurde. Hier bestand er ein Examen und hielt noch am Abend desselben Tages eine Probepredigt. Daraufhin wurde Freeman für Westafrika bestimmt, wo er in die eben erst gegründete wesleyanische Mission auf der Goldküste eintreten sollte. Da die Gesellschaft seine Verheiratung wünschte, so fragte er ein ihm von Orwell Park her bekanntes Fräulein Boot an, ob sie bereit sei, mit ihm auf das afrikanische Arbeitsfeld auszuziehen. Diese, eine gebildete Engländerin und zugleich voll Verlangen, die Mühen und Ge-

fahren des Missionsberufs mit ihm zu teilen, willigte ein und wurde seine Gattin. Noch im gleichen Jahr, Ende 1837, schifften sich beide nach der Goldküste ein.

2. Cape Coast.

Die Goldküste gehört schon seit mehreren Jahrhunderten zu den bekanntesten Küstenstrichen Westafrikas. Schon im Jahr 1471 wurden die Portugiesen auf ihren Entdeckungsfahrten an dieselbe geführt, wo sie dann zehn Jahre später (1481) das Fort St. George d'el Mina (das heutige Elmina) anlegten. Ihnen folgten bekanntlich später noch mehrere seefahrende Nationen: die Holländer, Engländer, Dänen, Schweden, Franzosen und selbst die Brandenburger (1681), die alle durch den Handel mit Gold und Sklaven angelockt wurden. Besonders war es der Sklavenhandel, der Jahrhunderte lang an diesem Küstenstrich aufs schwunghafteste betrieben wurde. Zum Schutz dieser Handelsunternehmungen errichteten die verschiedenen Seestaaten, bezw. die hiefür privilegierten Handelsgesellschaften, eine Reihe von Befestigungen, sodaß sich schließlich im 17. und 18. Jahrhundert gegen 40 solcher Kastelle und Basteien längs der Goldküste erhoben. Davon gehörten — ihrer ursprünglichen Anlage nach — 1 den Portugiesen, 12 den Holländern, 15 den Engländern, 7 den Dänen, 1 den Schweden und 3 den Brandenburgern. Diese Forts dienten aber nicht allein dem Handel als Stützpunkte, sondern auch als verteidigungsfähige Burgen gegen die umwohnenden Negerstämme, sowie zum Schutz gegenüber den miteinander rivalisierenden Handelsgesellschaften; denn bei der Nähe der Forts konnten gegenseitige Reibungen, blutige Fehden und verräterische Ueberfälle nicht ausbleiben und es geschah dies meist im Bunde mit den Negerstämmen, in deren Gebiet oder Nachbarschaft die Befestigungen lagen. Viele derselben gingen deshalb auch ihren ursprünglichen Besitzern verloren. So gelangten z. B. die Forts der Portugiesen, Schweden und Brandenburger in die Hände der Holländer und diese wieder büßten die meisten ihrer festen Plätze an ihre Rivalen, die Engländer, ein. Ihre letzten Besitzungen, Elmina und Holländisch-Akra, die ihnen von allen noch verblieben waren, traten sie 1868 und 1872 durch Vertrag an die Briten ab. Seither steht die ganze Goldküste, nachdem auch Dänemark 1850 seine Ansprüche und Besitzungen an England abgetreten, unter britischer Oberhoheit.

Hauptort der Goldküste war bis zum Jahr 1877 Cape Coast,

das nur wenige englische Meilen östlich von Elmina entfernt liegt.*) Da es zugleich Ausgangspunkt und Hauptsitz der Wesleyanischen Mission an der Goldküste ist, von der die nachfolgenden Blätter in Verbindung mit Th. Freeman erzählen sollen, so sei dieses Platzes etwas eingehender gedacht.

In Cabo Corso, wie es die Portugiesen nannten, in der damaligen Landschaft Fetu, scheinen die Schweden die ersten Europäer gewesen zu sein, die sich zum Zweck des Handels hier niederließen. Gewiß ist, daß dieselben mit Einwilligung des dortigen Häuptlings im Jahr 1652 das erste Kastell daselbst erbauten. Ein Schweizer, Namens Isaak Meville, von Basel gebürtig, der in Diensten der „Schwedischen Afrikanischen Kompagnie" stand, legte den Grundstein zum Fort und ward dessen erster Kommandant. Es erhielt den Namen Karolusburg.**) Doch schon wenige Jahre darauf — im Jahr 1658 — überrumpelte ein ehemaliger schwedischer Beamter, der zu den Dänen übergegangen war, mit Hilfe der Eingeborenen das Kastell und lieferte es in dänische Hände aus. Sein Nachfolger handelte noch verräterischer und übergab in der Nacht vom 15. auf den 16. April 1659 nicht nur die Feste von Cabo Corso, sondern auch noch einige andere dänische Plätze an die Holländer. Aber auch diese erfreuten sich des Besitzes nicht lange; denn die Eingeborenen von Fetu berannten hierauf das Fort und belagerten es so lange, bis sich die Holländer nach sechswöchentlicher Einschließung zur Uebergabe gezwungen sahen. Bald darauf, 1660, erschienen einige Schiffe der Schweden, denen das Kastell nun wieder eingeräumt werden mußte. Diese vermochten es aber nicht lange zu halten und so fiel es wieder in die Hände der Eingebornen; denn als sich in den nächsten drei Jahren kein einziges schwedisches Schiff sehen ließ, nahmen dieselben an, die schwedische Kompagnie habe sich aufgelöst, und sannen deshalb darauf, das Fort in ihre Gewalt zu bekommen und es dann an eine der andern Handelsgesellschaften zu verschachern. Durch einen kühnen Handstreich gelang ihnen dies 1663, wobei sie auch alles bare Gold und was an Kaufmannswaren vorhanden war, hinwegnahmen. Nun bemühten sich die Dänen, Engländer und Holländer, durch Geschenke die Feste Cabo Corso in ihre Hände zu bekommen. Die Holländer trugen in diesem Wettbewerb den Preis davon, indem sie „die Braut hinwegführten." Das Fort ward ihnen am 2. Mai 1663 von den Eingebornen über-

*) Seit 1877 hat die englische Kolonialregierung ihren Sitz nach dem centraler gelegenen Akra-Christiansborg verlegt.

**) Wahrscheinlich zu Ehren des damaligen schwedischen Thronfolgers und späteren Königs Karl X.

liefert, doch mit dem Beding, daß sie mit den andern Nationen in „guter, nachbarlicher Freundschaft leben sollten." Das wurde von den Holländern versprochen, aber nicht gehalten. Sie ließen sich allerlei Gewaltthaten zu schulden kommen und suchten ihre Rivalen zu verdrängen. Da erschien am 14. April 1664 eine englische Flotte „in 13 kapabeln Orlog- und Kaufmannsschiffen bestehend", unter dem Admiral Robert Holms. Die Engländer und Dänen schlossen ein Bündnis und landeten Kriegsvolk und grobes Geschütz. „Hierauf ward von ihnen das Cabo Corsische Kastell Tag und Nacht zu Wasser und zu Lande dergestalt angegriffen und beschossen, daß der Unter-Kommandant Tobias Pensade, ein Franzmann, genötigt ward, seinen Fähnrich P. Morgenthal, einen Ungarn, nebst andern nach der dänischen Feste Friedrichsburg abzuordnen und einen Akkord zu begehren. Selbiger Akkord ist auch unter ihnen getroffen worden, sodaß die Holländer folgenden Tags, welcher war der 3. Mai (1664), Kriegsgebrauch nach, von Cabo Corso haben ziehen müssen, und sind von den Englischen nach dem Kastell St. George d'el Mina konvoyiert worden. Die Englischen nahmen hierauf von jenem Besitz."*)

In ihren Händen ist denn auch das Kastell bis auf den heutigen Tag geblieben, wiewohl der holländische Seeheld De Ruyter, der im Jahr 1665 alle englischen Plätze längs der Küste zerstörte, es mit 13 Kriegsschiffen angriff. Seinen Namen Cabo Corso hat die englische Zunge mit der Zeit in Cape Coast umgewandelt. Ueber zwei Jahrhunderte lang ist es der Hauptort und Regierungssitz der Engländer an der Goldküste gewesen, hat mehrmals dem Ansturm der Asanteer standgehalten und ist noch heute mit seinen wehrhaften Mauern und Zinnen ein nicht zu verachtendes Bollwerk. Trotzig erhebt es sich mit seinem blendendweißen Turm auf den dunkeln Klippen des felsigen Strandes, bespült von dem Gischt der Brandungswellen, die sich an seinem Fuße brechen. Die an seinen Mauern liegende Stadt der Eingebornen hat sich mit der Zeit zu einem ansehnlichen Ort mit stattlichen Gebäuden entwickelt. Im Fort lag bis in die neuere Zeit herein eine kleine Garnison von schwarzen Truppen, die von britischen Offizieren befehligt wurden. Hier residierte auch der Präsident der Handelsgesellschaft, später der Gouverneur der englischen Besitzungen. Mit Cape Coast ist die geschichtliche Entwicklung der Goldküste aufs engste verknüpft und auch die Geschichte

*) Obige Angaben sind dem Büchlein entnommen: Die Afrikanische Landschaft Fetu. Beschrieben durch Wilh. Joh. Müller von Harburg. Hamburg, 1673. — Müller war von 1662—1670 Kaplan im dänischen Fort Friedrichsburg bei Cabo Corso, das 1685 an die Engländer verkauft wurde und jetzt in Ruinen liegt.

ihres religiösen Lebens, soweit sie die Mission betrifft, hat hinter den Mauern von Cape Coast ihren Anfang genommen. (Siehe Titelbild.)

Alle jene geschichtlichen Vorgänge der vorigen Jahrhunderte hatten, wie schon angedeutet, ihre Entstehungsursache im schmachvollen Sklavenhandel und es gehört zu den uns heute unverständlichen Dingen, wie selbst die humandenkenden und als christliches Volk geltenden Engländer diesen Handel mit ihrer Gottesfurcht vereinigen konnten. Aber das christliche Gewissen dachte damals anders als heutzutage. Mit wenigen Ausnahmen wußte es sich mit der herkömmlichen Sitte und der Allgemeinheit des Sklavenhandels abzufinden und sah ihn als Notwendigkeit für den Arbeitermarkt in den amerikanischen Kolonien an. So fand man auch nichts Befremdliches dabei, daß in den Hauptforts, die lediglich dem Interesse des Skavenhandels dienten, Gottesdienst und kirchliche Sitte eine Stätte fanden. Zu diesem Zweck waren eigens Kaplane angestellt, denen das geistliche Wohl der europäischen Bediensteten und der aus den wilden Ehen hervorgegangenen Mischlinge anbefohlen war. Eine Wirksamkeit unter den heidnischen Eingebornen war gewöhnlich ausgeschlossen und nur in seltenen Fällen fand sich ein Kaplan gedrungen, nebenher unter seiner heidnischen Umgebung zu missionieren.*) Ein solcher war der englische Kaplan Thomas Thompson, der von 1751 ab diesen Posten im Kastell von Cape Coast bekleidete. Er hatte schon als solcher im Dienst der englischen Ausbreitungsgesellschaft fünf Jahre in Amerika gearbeitet und sich von seiner Gesellschaft die Erlaubnis erbeten, an die Goldküste zu gehen, „um es daselbst mit den Eingebornen zu versuchen und zu sehen, welche Aussichten die Einführung des Christentums unter ihnen habe." Vier Jahre hat er hier gearbeitet; dann nötigte ihn seine angegriffene Gesundheit zur Rückkehr nach England. Sein Missionsversuch soll sehr entmutigend ausgefallen sein. Wahrscheinlich hat er wie andere auch eingesehen, daß sich in jenen Zeiten die Missionsarbeit nicht wohl mit dem offiziellen Amt eines von den europäischen Sklavenhändlern abhängigen Kaplans vereinigen ließ. Thompson hatte aber zwei eingeborne Jünglinge nach England zur Ausbildung geschickt, von denen der eine, Philipp Kwaku, in Oxford Theologie studierte und 1765 ordiniert wurde. Dieser kehrte dann in seine Heimat nach Cape Coast zurück und hat hier über 50 Jahre lang als Missionar der Ausbreitungsgesellschaft und zugleich als

*) Auch der oben erwähnte dänische Kaplan W. J. Müller versuchte den Negern „von Christlichen Glaubens-Artikuln" Mitteilung zu machen, scheint aber wenig Erfolg davon gesehen zu haben; denn er nennt sie einmal übers andere blinde Leute, Höllenbrände ꝛc. und „ihr vornehmster Fitiso (feitiço) ist der leibhafftige Teuffel."

Kaplan des Forts gewirkt, bis er am 17. Oktober 1816 im Alter von 75 Jahren starb. Innerhalb der Fortmauern findet sich noch heute sein Grabstein, den ihm die Handelskompagnie in Anerkennung seiner langen und treuen Dienste errichten ließ. Wenn ihm später nachgesagt worden ist, er sei auf seinem Sterbelager wieder ins Heidentum zurückgefallen und habe seine Zuflucht zum Fetisch genommen, so ist das nur üble Nachrede von seiten solcher, die sich damals keinen Schwarzen als überzeugungstreuen Christen denken konnten.

Die Ausbreitungsgesellschaft sandte hierauf in rascher Folge vier europäische Missionare an die Küste; aber drei derselben erlagen dem Klima und der vierte kehrte mit gebrochener Gesundheit nach England zurück. Die Goldküste blieb jedoch auf der Liste jener Gesellschaft bis zum Jahr 1826 stehen und noch 1843 hatte man die Hoffnung nicht aufgegeben, die Arbeit wieder aufzunehmen. Aber da sich niemand für den gefahrvollen Posten fand, so gab ihn schließlich die Gesellschaft auf. An ihrer Stelle trat dann später die Wesleyanische Missionsgesellschaft in die Arbeit ein (wie die Basler Mission im östlichen Teil der Goldküste das Erbe der Brüdergemeinde antrat). Auch ihr blieben schmerzliche Verluste nicht erspart, aber ihre Thätigkeit fällt bereits in die neue Zeit unseres Jahrhunderts, da der Sklavenhandel aufgehoben war und sich humanere Anschauungen hinsichtlich der Negerrasse Bahn gebrochen hatten. Auch die Handelsgesellschaften hatten ihre Privilegien den Regierungen zurückgeben müssen.

3. Der erste wesleyanische Missionsversuch auf der Goldküste.

Eine eigentümliche Veranlassung führte die wesleyanische Mission nach Cape Coast. Wir haben sie zunächst in der Vorarbeit jener Kaplane zu suchen, die bei allem scheinbaren Mißerfolg doch nicht vergeblich gearbeitet hatten. Durch sie war eine Schule innerhalb der Fortmauern ins Leben gerufen worden, die zur sogenannten Regierungsschule wurde. In ihr lernten die jungen Leute die englische Bibel lesen, von denen jeder abgehende Schüler ein Exemplar als Geschenk erhielt. Administratoren, wie der edle Präsident Georg Maclean, brachten der Schule ein warmes Interesse entgegen und suchten die sittliche und geistige Hebung des Volkes zu fördern. Von dieser Schule ging der zündende Funke aus.

Einige dieser eingebornen Jünglinge, die in jener Schule die englische Bibel lesen gelernt hatten, waren von deren Inhalt so er-

griffen, daß sie auf den Rat eines dortigen Schotten beschlossen, jede Woche einmal zusammen zu kommen, um in der heiligen Schrift zu forschen, und ihr Leben nach ihr einzurichten. Sie nannten ihren Bund „Versammlung zur Förderung christlicher Erkenntnis". Dies geschah 1831, zu einer Zeit, da in Cape Coast schon seit Jahren kein Kaplan mehr war. Dieser kleine Kreis von Wahrheitssuchenden blieb zwar anfangs nicht verschont von Druck und Verfolgung, da man politische Umtriebe hinter der Sache wittterte, aber als sich später diese Befürchtung als unbegründet erwies, wandte ihm der damalige Präsident Maclean seine bleibende Freundschaft zu.

Mittlerweile hatten verschiedene Mitglieder der kleinen Gesellschaft ihre Lebensstellung da und dort an der Küste gefunden. Der Leiter, William de Graft, hielt sich in Dixcove als Kaufmann auf. Ihn baten nun seine jungen Freunde in Cape Coast, noch eine Anzahl Neuer Testamente durch irgendjemand in England besorgen zu lassen. Bald darauf kam der Kapitän eines Handelsschiffes, Namens Potter, nach der Küste und an ihn wandte sich de Graft. Potter, ein Mitglied der Wesleyaner-Gemeinde in Bristol, war nicht wenig erstaunt über diese Bitte und wohnte einer Versammlung der Gesellschaft an. Auf seine Frage, ob da nicht ein Missionar willkommen wäre, erhielt er ein freudiges Ja. Er besprach sich noch mit Präsident Maclean und verhieß bei seiner Abfahrt nicht nur die gewünschten Bibeln, sondern auch die mögliche Ankunft eines englischen Missionars.

In Bristol angekommen (1834), teilte Potter alsbald dem wesleyanischen Missions-Komitee in London mit, welch offene Thür er an der Goldküste gefunden, und erbot sich, einem Missionar auf seiner nächsten Reise dahin freie Ueberfahrt zu gewähren, und auch, wenn derselbe dort die rechten Anknüpfungen nicht fände, ihn kostenfrei zurückzubringen. Das Anerbieten wurde freudig angenommen und J. Rh. Dunwell als Pionier für die Mission in Cape Coast bestimmt. Mit Potter schiffte sich derselbe am 17. Oktober desselben Jahres ein und erreichte am 29. Dezember Elmina. Bei seiner Ankunft in Cape Coast, einige Tage später, wurde er von Maclean, der ihm eine vorläufige Unterkunft im Fort anbot, mit größter Zuvorkommenheit aufgenommen. Groß war auch die Freude der Eingebornen über die Ankunft des Missionars. Er lernte sogleich die 16 Glieder des Vereins kennen und sah hier die schönste Anknüpfung einer Mission bereits vorliegen. Schon am folgenden Sonntag, den 4. Januar 1835, hielt Dunwell seinen ersten Gottesdienst. In kurzem hatte er einige 50 Leute um sich gesammelt, die sich ihm als geistlichem Führer unterstellten. Auch in den umliegenden

Plätzen wie Anamabu, fand er die beste Aufnahme. Aber schon nach sechsmonatlichem Wirken beschloß Dunwell seinen Lauf. Am 24. Juni 1835 raffte ihn das Klima hinweg.

Indes die kleine Gemeinde zerstreute sich nicht, sondern bat um neue Arbeiter. Das Missions-Komitee konnte es nicht über sich gewinnen, die Arbeit aufzugeben und beschloß, zwei weitere Missionare, aber verheiratet, hinauszusenden. Am 12. August 1836 ging zunächst G. O. Wrigley mit seiner jungen Frau dahin ab. Mit regem Eifer warf sich derselbe in die Arbeit und begann mit dem Bau einer großen Kapelle, während seine Frau das weibliche Geschlecht um sich sammelte und es unterrichtete. Nach vier Monaten hatten sie die Freude, ihren Mitarbeiter P. Harrop mit seiner Gattin ankommen zu sehen. Aber schon einige Wochen später erlagen diese beide, sowie Frau Wrigley dem Fieber, und Wrigley stand blutenden Herzens allein. Doch er ließ die Hände nicht sinken, sondern sprach: „Wir sind zwar schwach, aber wir fahren fort." Er arbeitete getrost weiter, bis auch er am 16. November 1837 von dieser Erde abgerufen wurde.

So standen die Dinge in Cape Coast, als Th. Freeman sich unterwegs auf der Fahrt nach der Goldküste befand.

4. In der Bresche.

Am 3. Januar 1838 betrat Freeman mit seiner jungen Frau den afrikanischen Boden. Zu seinem großen Schmerz fand er statt des eifrigen Wrigley nur dessen frischen Grabhügel vor. Fünf Missionsarbeiter waren in der kurzen Spanne Zeit von kaum drei Jahren ins Grab gesunken. Freeman fühlte den Ernst der Lage und zugleich die Schwere der Verantwortung, die ihm dadurch für die nächste Zeit des Alleinstehens auferlegt war. Die von seinen Vorgängern gesammelten Gemeindeglieder kamen von allen Seiten herbei und gaben ihrer Freude über die Ankunft des Missionars lebhaften Ausdruck. Mit dem Feuereifer, der Freeman eigen war, warf er sich sofort ins Zeug und nahm die abgerissenen Fäden wieder auf. Er that dies mit so viel Geschick und Rücksichtnahme auf die eigenartigen Volks- und Küstenverhältnisse, daß nicht nur Eingeborne, sondern auch Europäer sein taktvolles Auftreten anerkannten.*) Es lag überhaupt

*) Brodie Cruickshank in seinem Buch: „Eighteen years on the Gold Coast" (von 1834—1852) wirft den ersten wesleyanischen Missionaren Fanatismus vor hinsichtlich der Art ihrer Verkündigung des Evangeliums und rigoroses Auftreten gegenüber der öden Moralität der Eingebornen, wogegen er das maßvolle Verhalten Freeman's rühmt. Wir können natürlich nicht entscheiden, inwieweit jener Engländer, der sonst mit Verständnis und Wohl-

in seiner Art eine gewisse angeborne Gewandtheit, die ihm bis ins hohe Alter verblieben ist; dazu besaß er eine Elastizität, einen Geistesschwung und Reichtum von Ideen, die ihn — um dies gleich zu seiner Charakterisierung zu sagen — als einen Mann von außerordentlicher Bildung erscheinen ließen. Wir wissen, er hat sich diese auf keiner Hochschule geholt und er ist auch wahrscheinlich bis zu seinem Eintritt in den Missionsdienst immer nur in dienender Stellung gewesen; aber als ein Mann von mehr als gewöhnlichen Gaben hat er wohl jede Gelegenheit benützt, um sich eine allgemeine Bildung zu erwerben, die — wir sagen gewiß nicht zu viel — in den meisten Fällen die seiner europäischen (wesleyanischen) Mitarbeiter überragte. Seine Berichte, um nur auf das eine hinzuweisen, sind fast durchgängig in einem Stil gehalten, der den Meister in der Darstellung erkennen läßt, dabei von schöner und vollendeter Form. Solcherart war auch sein mündlicher Vortrag. gewählt seine Umgangssprache, die er aber leider sein Leben lang nur in englisch zu gebrauchen wußte. Doch wir greifen vor.

Freeman war kaum an der afrikanischen Küste angekommen, als er auch schon von einem schweren Malariafieber darniedergeworfen wurde und dadurch dem Tode nahe kam. Er hatte sich davon noch nicht erholt, als ihm am 20. Februar seine junge Frau wie im Sturm entrissen wurde. Ihr Tod war ein schwerer Verlust für die Mission, wie für den armen, geprüften Mann. Aber er vermochte ihn nicht lahm zu legen. Sobald er sich vom Krankenlager erheben konnte, setzte er die unterbrochene Arbeit fort. Schon gleich nach seiner Ankunft hatte er den Weiterbau der von seinem Vorgänger begonnenen Kirche aufgenommen. Von dem Bauwerk war nicht mehr viel vorhanden; die tropischen Regengüsse hatten das meiste niedergewaschen. Ehe diese wieder einsetzten, mußte der Bau unter Dach und Fach sein. Die meisten Gemeindeglieder stellten sich freiwillig zur Arbeit und schafften das nötige Baumaterial, Erde und Steine, herbei. 4000 Bündel Gras für die Bedachung trugen die Schüler auf den Köpfen 6 englische Meilen weit heran. Am 10. Juni konnte Freeman die Kirche durch einen feierlichen Gottesdienst ein-

wollen über die Missionsbestrebungen spricht, recht hat oder nicht. Es ist ja sehr wohl möglich, daß die Missionare aus Unkenntnis der Verhältnisse in ihrem methodistischen Eifer zu weit gingen und bei ihren Kirchengliedern ein Maß der christlichen Erkenntnisreife voraussetzten, wie sie es in ihren Kreisen der Heimat zu finden gewohnt waren; aber es liegt auch anderseits nahe, anzunehmen, daß Freeman in seinem Idealismus und bei seinem Zug ins Große doch wohl hie und da dem Charakter der Eingebornen, sowie den bestehenden Küstenverhältnissen etwas zu viel Rechnung trug und nicht selten in der Nachsicht zu weit ging.

weihen. Sie war so groß, daß sie 700—1000 Leute faßte. Später ist sie noch mit Galerien und mit einem Turm versehen worden. Einige Europäer und wenigstens 1200 Eingeborne wohnten der Feier an. Was innen nicht Platz fand, stand dicht gedrängt draußen vor der Thür und den Fenstern. Bald darauf, am 3. September, wurde in ihr das erste Missionsfest gefeiert, welchem nach englischer Sitte die höchste Persönlichkeit des Ortes präsidierte. Es war dies Präsident Maclean, der eben (15. August 1838) mit seiner Frau, der gefeierten Dichterin L. E. L.*) von England eingetroffen war. Die geistvolle Dame nahm den wärmsten Anteil an der Mission und deren Aufblühen.

Der frische Fortschritt des Werks rief bald den Widerstand der Heiden, besonders den der Fetischpriester, hervor. Ein Fetischmann trat in Cape Coast als Prophet und Wunderthäter auf. Durch seine Gaukeleien und Taschenspielerkünste, die bei dem abergläubischen Volk nur zu leicht Glauben fanden, suchte er die Macht und den Einfluß des Heidentums zu stärken. Aber er wurde als Betrüger entlarvt und mußte den Ort für immer verlassen. Der christliche Einfluß aber machte sich je länger je mehr in der ganzen Umgegend bemerklich.

5. Nach Asante.

Der erfreuliche Stand der Dinge in Cape Coast weckte bald den Unternehmungsgeist Freemans. Ein Charakter wie er konnte sich nicht an einer engumgrenzten Arbeit genügen lassen. Hohe Ideale, große Ziele waren stets eine treibende Kraft in ihm. So bewegte ihn von Anfang an der Gedanke, das länderbeherrschende Asante für Christum zu gewinnen, und schon in seinem ersten Bericht an das Komitee drückt er sich dahin aus, daß er seine Arbeit nicht für vollbracht

*) Laëtitia Elisabeth Landon (geb. 1802 in London), deren Gedichte unter den Anfangsbuchstaben L. E. L. erschienen, stand damals auf der Höhe ihres Ruhms, aber sie entsagte allem Glanz des Londoner Lebens und reichte Georg Maclean ihre Hand, um mit ihm nach der Goldküste zu gehen. Ganz England nahm teil an diesem damals für mehr als abenteuerlich gehaltenen Entschluß, zumal sie die einzige europäische Frau war, die in jener Zeit an der Küste lebte. Noch weit mehr Teilnahme erregte aber ihr bald darauf erfolgter Tod. Acht Wochen nach ihrer Ankunft in Cape Coast (16. Oktober 1838) fand man sie morgens tot an ihrer Zimmerthür liegen. Sie hatte sich frisch und gesund vom Lager erhoben und eben noch einen Brief geschrieben, den sie einem nach Europa abreisenden Beamten mitgeben wollte. Während sie ihre Kammerfrau wegen einer kleinen Besorgung für einige Minuten weggeschickt hatte, trat ihr plötzlicher Tod ein — wahrscheinlich infolge eines Herzschlags. Sie liegt im Fort von Cape Coast begraben; neben ihr ruht (seit 1847) ihr Gemahl Maclean.

ansehen werde, bis er nicht das Panier des Kreuzes in Kumase, der Hauptstadt von Asante, entfaltet habe. Letzteres war seit mehr als 100 Jahren die Geißel für die Stämme der Küste gewesen, bis es in der entscheidenden Schlacht bei Dodowa (1826) geschlagen und durch Verträge in die Schranken gewiesen wurde. In dem Frieden, der 1831 durch Maclean zu stande kam, wurden die bisher von den Asanteern beherrschten Küstenstämme unter britischen Schutz gestellt. Zwei Asante-Prinzen, Nkwantasiba und Ansa Owusu, wurden als Geiseln nach England geschickt und dort erzogen. Wir werden ihnen später noch begegnen.

Die Beziehungen zwischen Asante und der Küste, bezw. mit der englischen Regierung in Cape Coast, waren somit zur Zeit friedliche, sodaß einem Besuche Freemans in der Hauptstadt Kumase nichts im Wege stand. Dagegen gab es Schwierigkeiten anderer Art. Vor allem kam der Kostenpunkt in Betracht und die Frage, wer inzwischen die Bedienung der Gemeinde übernehmen solle. Auch durfte sich Freeman nicht verhehlen, daß der Erfolg einer Reise in die Hauptstadt bei dem despotischen Charakter des Asantekönigs sehr zweifelhaft sei. Alle jene Hindernisse wurden indes glücklich beseitigt. Gemeindeglieder und der hochherzige Maclean steuerten großmütig zu den Reisekosten bei und letzterer versprach sogar, zwei Soldaten und einen Empfehlungsbrief nach Kumase mitzugeben. William de Graft aber erbot sich, inzwischen den Missionar zu vertreten.

Am 29. Januar 1839 nahm Freeman bewegten Herzens Abschied von seiner Gemeinde und trat am folgenden Morgen die Reise nach Asante an. Obwohl unterwegs mehrmals vom Fieber befallen, erreichte er ohne Zwischenfall den Grenzfluß Prah. In einem großen, schwerfälligen Baumboot wurde dieser gekreuzt, dann gings nach längerem Marsch durch den düsteren Urwald die Adanse-Berge hinan nach dem Dörfchen Kwisa. Dreiviertel des Wegs waren glücklich zurückgelegt. Nun begannen aber die bei der Annäherung der Hauptstadt üblichen Schikanen. Es hieß: Freeman dürfe ohne besondere Erlaubnis des Adanse-Häuptlings, der im nahen Fomana seinen Sitz hatte, nicht weiter. Er ahnte nicht, daß dieser Grenzhäuptling, Namens Korintschi, ihn wochenlang in dem armseligen Kwisa hinhalten werde. Zunächst ließ sichs derselbe nicht nehmen, sich dem Missionar in seiner Würde zu zeigen und veranstaltete zu dem Zweck einen offiziellen Empfang. Er empfing Freeman unter einem mächtigen Staatsschirm, umgeben von seinen Unterhäuptlingen und Unterthanen. Aber von einem Weiterzug war vorderhand keine Rede. Freeman benützte sowohl den Empfang als auch die spätere Wartezeit, die Leute mit dem Evangelium und dem Zweck seines Kommens be-

kannt zu machen. Es fanden sich auch einige christliche Händler von der Küste im Grenzort, sodaß man regelmäßigen Gottesdienst abhalten konnte.

Inzwischen wurde Freeman unter allerlei Vorwänden hingehalten, bis eines Tages ein Bote von Kumase anlangte. Der König sandte ihm einigen Goldstaub als Geschenk und ließ ihm vermelden, daß er ihn in einigen Tagen nach der Hauptstadt holen lassen werde. Korintschi bot nun Freeman an, zu ihm überzusiedeln. Gern vertauschte er seine armselige Hütte mit dem besser gelegenen Fomana. Auch hier drängte sich das Volk zur Verkündigung des Wortes Gottes und selbst der Häuptling besuchte die Versammlungen, die Freeman in dieser heidnischen Wildnis hielt. Daß aber Korintschi und sein Volk nur bloße Hörer und keine Thäter waren, davon konnte sich Freeman bald mit eigenen Augen überzeugen. Des Häuptlings Schwester starb, und als der Missionar sich am nächsten Morgen ins Freie begab, sah er auf offener Straße den verstümmelten Leichnam einer Sklavin liegen, die in der Nacht geköpft und der Verstorbenen als Dienerin ins Jenseits nachgesandt worden war. Seiner Anwesenheit wars wohl zuzuschreiben, daß der Trauerfall nicht noch mehr Opfer gefordert hatte. Im Lauf des Tages tanzten dann die Eingebornen unter wilden Gebärden um das Opfer ihres heidnischen Aberglaubens. Weiber und Mädchen, phantastisch aufgeputzt, Gesicht und Schultern mit roter Erde bemalt, marschierten heulend und klagend durch die Straßen des Orts. Der Leichnam wurde dann in einen Graben geworfen, wo er der Verwesung oder den Aasgeiern und Raubtieren überlassen blieb.

Einige Tage darauf wurde die Fetischtrommel geschlagen, um die Totenfeier vollends zu Ende zu führen. Alles erschien im Festgewand. Eine Menge Volks versammelte sich unter dem Fetischbaum, um hier den Fetischpriester orakeln und tanzen zu sehen. Weiber schlugen dazu die Trommeln. Die äußere Erscheinung des Priesters glich der eines Harlekins. Und demgemäß war auch sein Auftreten. Sein Gesicht war mit weißer Erde bemalt und eine eiserne Kette um seinen Hals geschlungen. An den Beinen war eine Anzahl von Amuletten befestigt und in der Hand hielt er ein mehr als fußlanges breites Messer. Bald tanzte er wild dahin, bald starrte er wie geistesabwesend in der Runde umher. Dann lief er eine Strecke weit, ergriff eine Muskete, zielte damit auf einen Habicht, der auf einem Baume ahnungslos saß, und feuerte ab, doch ohne ihn zu treffen. Hierauf kehrte er wieder zurück und hielt eine sinnlose Rede, die das abergläubische Volk für Orakelsprüche des Fetisches hielt. Mit einem Saufgelage schloß die lärmende Totenfeier.

In angetrunkenem Zustand wohnte am nächsten Sonntag der Häuptling dem Gottesdienst an. Freeman hielt ihm bei dieser Gelegenheit das Widersinnige solcher Totenfeierlichkeiten und das Barbarische der Menschenopfer vor. Korintschi entschuldigte sich damit, daß sie als uncivilisierte Leute keinen andern Trost in ihrem Leid wüßten, als ihre Trauer im Branntwein zu vergessen. In der darauffolgenden Nacht ließ das Dröhnen der Trommeln niemand zur Ruhe kommen. Es war nur das Vorspiel zu einem weiteren Menschenopfer; denn am Morgen lag der kopflose Rumpf eines Jünglings von etwa 18 Jahren auf der Straße, während die Aasgeier schon über ihm her waren.

So vergingen Tage und Wochen in Fomana, ohne daß die Erlaubnis zur Weiterreise vom König in Kumase eintraf. Es war klar, der Häuptling suchte ihn mit Hinterlist hinzuhalten. Endlich ging dem Missionar die Geduld aus und er drohte mit der Rückkehr an die Küste. Darüber erschrak Korintschi, denn die Sache konnte in diesem Fall übel für ihn ablaufen. Er bat deshalb Freeman, noch ein wenig Geduld zu haben. Dieser ließ sich dazu bestimmen, aber nur unter der Bedingung, daß sofort ein Bote mit einem Brief nach Kumase abgehe. Dazu verstand sich der Häuptling nach längerem Sträuben. Aber am nächsten Tag fand sich Freeman aufs neue hintergangen, und um nicht Rede und Antwort stehen zu müssen, hielt sich der wortbrüchige Korintschi versteckt. Er war nirgends zu finden. Freeman ließ nun seine Sachen packen und traf Anstalten für den Aufbruch nach der Küste. Jetzt sollte plötzlich der Bote bereit sein und auch der Häuptling ließ seine demnächstige Erscheinung melden. Aber wieder ließ sich weder ein Bote noch der Häuptling blicken. Der Missionar hieß nun seine Träger abmarschieren und befahl ihnen, außerhalb des Dorfes auf ihn zu warten, bis er von Korintschi Abschied genommen habe. Ihre beiderseitige Begegnung war nichts weniger als herzlich. Der Häuptling machte einen stupiden Eindruck und benahm sich höchst mürrisch und brutal. Er wagte es nicht, dem Scheidenden die Hand zu geben. Freeman hielt ihm vor, daß er nun 46 Tage hingehalten worden sei, daß ihm die Lebensmittel auszugehen drohten und die Regenzeit vor der Thür stehe. So schieden sie. Freeman war aber noch nicht weit gekommen, als ihn ein nacheilender Bote Halt zu machen bat. Er würdigte ihn keiner Antwort. Der Häuptling war darüber so bestürzt, daß er einen Boten um den andern nachsandte und den erzürnten Missionar zur Rückkehr zu bewegen suchte. Er versprach zugleich, noch in derselben Nacht einen Boten nach Kumase abgehen zu lassen. Inzwischen war der Abend angebrochen und ein Gewittersturm hielt die Reisenden

in einer kleinen Hütte fest. Die Boten thaten ihr möglichstes, um den Missionar zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Korintschi aber suchte in jener Nacht seine Sorge um den Ausgang der Sache im Schnaps und unter Tanzen und Trommeln zu vergessen.

Freeman entschloß sich zögernd zur Rückkehr nach Fomana. Sein entschiedenes Auftreten hatte solchen Eindruck gemacht, daß schon eine halbe Stunde nach seiner Ankunft eine bis daher hingehaltene Botschaft von Kumase anlangte, wonach er vom König eingeladen wurde, dahin aufzubrechen. Ohne Zweifel lag die Schuld der Verzögerung nicht allein beim Häuptling. Dieser handelte nur auf Befehl des Königs und letzterer wiederum stand unter dem Einfluß seiner Großen, der Mohammedaner und Fetischpriester, die den Missionar nicht gern in der Hauptstadt sahen. Andererseits durften sie es aber auch nicht mit dem englischen Gouverneur verderben.

Am 1. April erreichte Freeman das kleine Dorf Franfraham, nur anderthalb englische Meilen von Kumase entfernt, wo der Landessitte gemäß alle Fremden vor ihrem Eintritt in die Hauptstadt die Einladung des Königs abzuwarten haben. Freeman hatte infolge seines Aufenthaltes in Fomana nicht weniger als zwei Monate für seine Reise von der Küste nach Kumase gebraucht, während die ganze Wegstrecke doch nur 170 englische Meilen beträgt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein mohammedanisches Familienfest.

Das Innere eines indischen Frauengemachs ist gewöhnlich den Augen eines Missionars verschlossen und nur selten dringt eine Kunde von den Vorgängen, die sich in einem solchen abspielen, in die Außenwelt. Nur Missionarinnen und Missionsfrauen dürfen sich jenen verschlossenen Gemächern nahen und ihren unterdrückten Schwestern etwas vom Trost des Evangeliums sagen.

In ein solches Frauengemach, und zwar in ein mohammedanisches, führt uns ein Bericht von Frau Missionar Schad in Kudelur, worin sie uns ein Familienfest schildert, dem sie in einem mohammedanischen Hause als Augenzeuge anwohnen durfte. Sie schreibt darüber im Leipziger Missionsblatt (1895, Nr. 1):

Vor einigen Wochen war der ältesten verheirateten Tochter des

Hauses ein Kindlein geboren worden. Am dritten Tag nach der Geburt kam der Priester, um an dem Kinde die vorgeschriebene religiöse Ceremonie vorzunehmen und ihm den Namen zu geben. Die Hauptfestlichkeit aber, die sogenannte „Chilla" findet erst nach 40 Tagen statt. Während dieser 40 Tage gilt die Mutter des Kindes als unrein; sie darf nicht mit den andern Frauen des Hauses verkehren, darf keine häuslichen Arbeiten verrichten und muß abgeschlossen in einem besonderen Gemach die Tage ihrer Reinigung abwarten. Die einzige Unterhaltung dabei ist ihr Kindlein.

Endlich kam der 40. Tag und mit ihm die Festlichkeit. Alle Freunde und Verwandte wurden eingeladen; auch mich lud der alte „Sahib", das würdige Familienoberhaupt, ein, der Ceremonie beizuwohnen. Es war mir interessant, solch einen Akt einmal mit anzusehen, darum versprach ich zu kommen, trotz der mitternächtlichen Stunde, die zu dem Höhepunkt des Festes, nämlich „der Wiederaufnahme der Frau und der Begrüßung des Kindleins in dem Senana" (Frauengemach) festgesetzt war. Mit Vorliebe wählen Heiden und Mohammedaner nächtliche Stunden zu all ihren Festlichkeiten, denn in der Stille und dem Dunkel der Nacht kommt die ohrenzerreißende Musik und das großartige Feuerwerk, ohne das kein Fest denkbar ist, erst recht zur Geltung.

Es war nachts 11 Uhr, als zwei dunkle Gestalten mit einer Laterne an unserm Haus erschienen, um mich abzuholen. Mein Mann durfte mich natürlich nicht begleiten, denn keines fremden Mannes Auge darf bis zum Frauengemach dringen. Meine gute Kinderfrau, eine treue würdige Alte, folgte mir und blieb in meiner Nähe; es war mir fast schauerlich, so allein in das mohammedanische Haus zu gehen in finstrer Nacht, wo die Musikanten ganz toll aufspielten, dazwischen Raketen in die Luft zischten oder anderes Feuerwerk in Brand gesetzt wurde. Mutig durchschritt ich die Veranda, wo am Boden die Spielleute mit ihrem Dudelsack, Klarinetten, Flöten, Trommeln und Cymbeln (Becken) saßen und zu Ehren meines Besuches sofort einen ohrenzerreißenden Marsch aufspielten. An der Schwelle des Hauses begrüßte mich der alte „Sahib" und begleitete mich in die festlich erleuchtete Halle, wo schon eine Menge Schaulustiger sich versammelt hatte. Nur den ganz nahe verwandten Männern ist's gestattet, die andern Frauen des Hauses zu sehen. Diese saßen alle beisammen am Boden; eine Menge verhüllter Frauen nahmen die andern Seitenplätze ein. Die Mitte der Halle war freigelassen.

Für mich war ein Sessel bereit gestellt. Ich setzte mich und betrachtete die lieblich geschmückte Wiege, die in der Mitte der Halle an vier Stricken von der Decke herabhing. Es war eine uralte

geschnitzte Familienwiege; die Stricke, an denen sie hing, waren mit Blütenguirlanden umwunden, Blumen waren in die Wiege gelegt und dazu weiche, seidene Pfühle. Vor der Wiege am Boden lag ein schöner Teppich. Der Sohn des Hauses, ein gebildeter junger Mann, der außer Hindustani auch Englisch und Tamulisch versteht, setzte sich neben mich, mir alles zu erklären und ins Englische zu übersetzen.

Mit Spannung schaute alles nach der verschlossenen Thüre. Da — auf einmal thut sie sich auf, die Musik fällt draußen schmetternd ein, Raketen zischen und knattern — und aller Augen richten sich auf die feierlich hereinkommende kleine Prozession. An der Spitze kommt der Vater des Kindes, dann die Mutter, und das älteste weibliche Familienoberhaupt trägt den kleinen, strampelnden Säugling. Den Schluß bildet eine Menge schön geschmückter älterer und jüngerer Frauen. Eine stattliche Erscheinung war der Vater, er trug seidene, bunte Beinkleider, eine grüne, goldgestickte Weste, auf dem Kopf einen kostbaren Turban. Mit einer höflichen Verbeugung trat er vor mich hin, ein starkduftendes Nelkenbouquet mir überreichend. Dann ließ er sich auf den Teppich am Boden nieder, schlug die Beine übereinander und saß da starr wie eine Bildsäule. Nicht minder schön war die junge Mutter; ihre hellseidenen Gewänder standen sehr gut zu dem sammtenen Braun ihrer Haut, den reichen, glänzend schwarzen Haaren; in Nase und Ohren blitzten Juwelen. Verschämt, das Gesicht fast verschleiert, kauerte sie neben ihrem Manne am Boden nieder. Das Kind, die Hauptperson des Abends, war eine allerliebste kleine Mohammedanerin, mit geschwärzten Augenbrauen, einem goldgestickten Mützchen auf dem Kopf, einem grünseidenen Röckchen und silbernen und goldenen Spangen an Händchen und Füßchen; die Musik und die vielen Lichter schienen ihm offenbar zu gefallen; vergnügt lag es auf dem Teppich vor seinen Eltern.

Der erste Akt begann: er stellte die Wiederaufnahme der jungen Mutter in den häuslichen Kreis der andern Frauen vor. Alle die braunen Genossinnen drängten sich nun herbei, eine nach der andern umarmte feierlich erst den Vater, dann die Mutter, dann das Kind, schmückte alle drei mit Blumen und legte ein Geschenk vor ihnen nieder. Das Gesicht des Vaters blieb regungslos bei all den vielen Umarmungen, starr saß er da, nur die Augen verfolgten die vor ihm niedergelegten Goldstücke. Als alle Frauen dem Elternpaar gehuldigt hatten, erhob sich die Mutter, schob den Schleier zurück, verbeugte sich vor jedem und küßte allen Anwesenden, auch mir, die Füße. Damit war der erste Akt zu Ende, die Thür öffnete sich und die Mutter samt dem Kindlein wurde von ihren Genossinnen hinausgeführt.

Die Musik spielte abermals ihre Weisen; es dauerte nicht lange, so kamen alle drei Frauen wieder, unter denen ich auch jenes zarte Kind erkannte, bei dessen Hochzeit ich zugegen war. Der nun folgende Akt war äußerst lieblich. Die Musik schwieg, das Kind wurde sanft in die geschmückte Wiege gelegt, duftige Blumenguirlanden bildeten einen kleinen Baldachin darüber. Jede der Mohammedanerinnen trat herzu, berührte mit einer Hand die Wiege, und dieselbe sanft hin- und herschaukelnd, sangen sie mit leiser, gedämpfter Stimme einen rührenden Hindustani-Gesang, dessen Sinn ungefähr der war: „Schwester, wir begrüßen dich heute; mögest du nun unter uns aufwachsen, erblühen und stark werden; möge Allah und der große Prophet mit dir sein; mögest du mit deinen Schwestern in Frieden leben; mögest du auch mit deinem Gemahl ein freudenreiches Leben genießen.“ So sangen sie eine ganze Weile, bis das leise Wiegen, der starke Blumenduft und die Müdigkeit dieses jüngste Glied des Senana in Schlummer gesenkt hatten. Damit war die Ceremonie zu Ende. Ich reichte allen Frauen die Hand, versprach, sie bald wieder zu besuchen und eilte nach Hause mit dem innigen Wunsch, daß auch für diese braunen Schwestern noch einmal der Tag der wahren Freiheit anbrechen möchte.

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Madagaskar. Trotz Krieg und Kriegsgeschrei hat bis jetzt jeder Zweig der Missionsthätigkeit in dem von den Franzosen bedrohten Madagaskar fortgesetzt werden können. Unter den obwaltenden Umständen wurden am Jahresschluß und beim Beginn des neuen Jahres überall Gottesdienste gehalten, an denen von den Missionaren und den eingebornen Pastoren herzbewegliche Ansprachen gehalten wurden, die der gegenwärtigen ernsten Stimmung Ausdruck gaben. Es ist rührend zu hören, wie die madagassischen Christen im Gebet vor Gott liegen und ihn um Errettung aus der Hand ihrer Feinde anflehen, wie sie aber auch zugleich für diese beten. Selbst der Eskorte, die dem französischen Gesandten auf dem Fuße folgte und nach der Küste abzog, wurde im Gebet gedacht und zwar in einer Weise, daß englische Christen in ähnlicher Lage wohl kaum so gehandelt hätten. Klebt auch den madagassischen Christen viel Schwachheit und Unvollkommenheit an, so haben sie doch das Haupt-

stück des Christentums nicht nur dem Buchstaben nach, sondern auch anzuwenden gelernt, und man kann nicht anders, als es anerkennen, wie sie sich trotz aller Herausforderungen doch nicht von Rachegefühlen beherrschen lassen. So viel läßt sich aber bis jetzt annehmen, daß bei der bevorstehenden Invasion der Kern des Volkes sich um seine Königin scharen und den Kampf mit dem übermächtigen Feinde bis aufs äußerste aufnehmen werde. (Chronicle, May.)

Ceylon. Unter den Urbewohnern der Insel Ceylon, den Vedas, die scheu und zurückgezogen am Ost- und Südabhang des kandischen Gebirges leben, soll neuerdings ein ernstlicher Missionsversuch gemacht werden. Die Vedas sind ein von aller Kultur unberührtes Jägervölkchen, das seine Hütten auf Bäumen erbaut oder in den Höhlen und Klüften des Gebirges haust. Sie sind aber nicht immer in diesem verwilderten Zustand gewesen, sondern haben vor Zeiten eine höhere Stufe eingenommen. Es war etwa um das Jahr 1810 vor Chr., daß sie unter Anführung von drei Königen über die Berge Centralindiens vordrangen und sich in Ceylon festsetzten. Damals waren sie ein mannhaftes, königliches Geschlecht. Da sie sich aber von allem Verkehr mit den übrigen Völkerschaften gänzlich abschlossen und sich in das Bergland des Innern zurückzogen, sanken sie im Laufe der Jahrhunderte in immer tiefere Barbarei. Als dann am Anfang unseres Jahrhunderts die Engländer von Ceylon Besitz ergriffen, suchte zwar die Regierung manches für die noch bestehenden Reste des Völkleins zu thun und wollte sie in Dörfern sammeln und ansiedeln. Aber nur einige wenige ließen sich dazu herbei, die dadurch mit der Civilisation in einige Berührung traten. Unter diesen arbeitet nun im Osten der Insel die wesleyanische Mission mit einigem Erfolg. Die große Mehrzahl der Vedas dagegen lebt nach wie vor unstet und scheu in den Bergen und konnte bis jetzt von der Mission nur durch gelegentliche Besuche erreicht werden. Wie die amerikanischen Indianer, so sterben auch sie nach und nach aus.

Nun soll demnächst auf einem andern Weg als bisher der Versuch gemacht werden, diesem schwer zugänglichen und dem Untergang geweihten Volksstamm das Evangelium in letzter Stunde zu bringen. Es soll dies durch einen Missionar G. Trebbs geschehen, der, wie es scheint, einem Komitee unterstellt ist, das sich die »Ceylon and Indian General Mission« nennt und im Norden von London seinen Sitz hat. Trebbs gedenkt im Dorfe Alutnewara, das an der Grenze des Veda-Bezirks liegt, sich niederzulassen und von da aus die Arbeit unter den Urbewohnern aufzunehmen. Von hier aus will er den

Bezirk fleißig bereisen, den zerstreuten Vedas nachgehen, ihre Sprache und Sitten lernen und sie durch die Predigt des Evangeliums zu gewinnen und auch geistig zu heben suchen. Er hofft, was der Regierung durch ihre civilisatorischen Versuche nicht gelungen ist, werde ihm mit der Leuchte des Evangeliums möglich sein. (The Christian, March 1895.)

China. Der Krieg mit Japan, der für China so unglücklich verlaufen ist, ließ anfangs befürchten, daß die Ereignisse ihren Schatten auch auf das dortige Missionswerk und dessen Fortgang werfen würden. Dies ist jedoch nicht der Fall gewesen; die Mission hat unbehindert ihren bisherigen Gang fortsetzen können. Ja, es werden uns sogar von verschiedenen Seiten religiöse Bewegungen berichtet. So schreibt der Londoner Missionar Dr. John, der kürzlich von Hankau aus den Distrikt King-shan im mittleren China bereiste, von einer Bewegung, die sich unter der dortigen Bevölkerung kundgiebt. In 14 Dörfern finden sich Christen, die erst vor kurzem getauft worden sind, und in 12 weiteren Ortschaften stehen Leute im Taufunterricht. Das Werk hat sich somit auf 26 Dörfer ausgedehnt. Diese Vorgänge sind bedeutsam, insofern sie eine Idee davon geben, wie leicht der Umstand in China eintreten kann, daß nach langer Aussaat ganz plötzlich große Kreise vom Evangelium ergriffen werden können.

Ebenso schreibt Archidiakonus Wolfe (von der englisch-kirchlichen Mission) aus Futschau: Während der vielen (33) Jahre meines Aufenthaltes in China habe ich nie ein so tiefes Interesse für die christliche Religion gefunden, wie eben jetzt im Distrikt von Hok-tschiang. Ich bin fast ängstlich, etwas darüber zu schreiben, weil es wie Uebertreibung klingen könnte. Thatsache ist, daß sich eine wunderbare Bewegung zu Gunsten des Christentums im ganzen Bezirk bis in den entferntesten Winkel desselben bemerklich macht. Wir sind gar nicht imstande, allen Anforderungen nachzukommen, da sich uns eine Thür nach der andern aufthut und ein Dorf ums andere um Lehrer bittet. Fast alle unsere älteren Predigtplätze sind Sonntag für Sonntag mit Zuhörern überfüllt. Es ist, als ob die Leute mit einem Schlag zu der Erkenntnis der Nichtigkeit ihrer Götzen gekommen seien und als ob sie ihre ganze Vergangenheit vergessen hätten. So weit ich indes die inneren Ursachen dieser Bewegung beurteilen kann, ist es mehr die Entdeckung der Nichtigkeit des Götzendienstes und das Verlangen nach etwas Besserem, als ein tiefes und klares Gefühl ihrer Sündhaftigkeit, das sie dem Christentum dieses warme Interesse entgegenbringen läßt. (Miss. Herald Nr. 5.)

R. Krämer. K.A. Stolty.

Die Bekehrung Indiens.

Seit siebzehn Jahrhunderten wird treue, opferfreudige Missionsarbeit in Indien getrieben, und doch sind die breiten Schichten der indischen Völker vom Evangelium noch unberührt; die völlige Bekehrung Indiens ist noch immer ein schönes Zukunftsbild, dem wir uns jedoch in unserem Missionsjahrhundert mit Riesenschritten nähern. Wir wollen in Kürze versuchen, die gesegneten Anfänge christlicher Missionsthätigkeit in Indien, die Schwierigkeiten und Hemmnisse, die ein fröhliches Aufblühen verhinderten, und endlich die vielversprechenden Erfolge des jetzigen Jahrhunderts zu schildern.*)

1. Die griechische Zeit.

Die alte Ueberlieferung, daß die Apostel Thomas und Bartholomäus selbst die ersten christlichen Gemeinden gegründet hätten, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Vermutlich sind Glieder ihrer Gemeinden, etwa Handel treibende Judenchristen, bis nach Indien verschlagen worden. Thatsache ist, daß um die Jahre 180 oder 190 n. Chr. eine Bitte von indischen Christen an den Bischof von Alexandrien gelangte, ihnen einen Missionar zu senden. Der hochbegabte Pantänus, der damals wie wir sagen würden, Direktor des Predigerseminars in Alexandrien war und Männer wie Clemens, Origines, Hieronymus und Eusebius zu seinen Schülern zählte, wurde dazu ausersehen. Er soll eine priesterliche Erscheinung der Kirche von Alexandrien gewesen sein. Dazu war er ein geübter Lehrer; vor seiner Bekehrung war er griechischer Stoiker gewesen und somit an geschultes Denken gewöhnt. Er hatte einen gewaltigen Einfluß auf seine Schüler, die mit großer Liebe und

*) The Conversion of India from Pantænus to the present time, by George Smith. London 1893.

Begeisterung an ihm hingen. So hätte man keinen geeigneteren zum ersten Missionar Indiens wählen können. Wie lange Pantänus in Indien wirkte, wissen wir nicht. Er fand dort das Matthäus-Evangelium in hebräischer oder aramäischer Sprache vor, welches vermutlich einer der Christen mitgebracht hatte. Er kehrte später nach Alexandrien zurück, nahm seine Lehrthätigkeit am Seminar wieder auf und starb 211 n. Chr.

Ueber ein Jahrhundert hören wir von den ersten Christen in Indien nichts weiter, bis Konstantin das Christentum zur Staatsreligion erhob. Damals kam Theophilus mit dem Zunamen Indikus nach Europa und berichtete, daß er von seiner Heimat, der Insel Sokotra aus Indien bereist habe, und daß er in den indischen Christengemeinden einige falsche Lehren habe richtig stellen müssen. Wahrscheinlich waren dies bereits nestorianische Anklänge, die durch das nahe Persien nach Indien gelangt waren.

Bei dem Konzil zu Nicäa, 325 n. Chr. findet sich unter den Unterzeichnern ein „Johannes, Bischof von Persien und von Groß-Indien." Im vierten Jahrhundert bestand in Persien nämlich eine blühende christliche Kirche; Merv war ein Bischofssitz, und zu dem weit ausgedehnten Sprengel des Bischofs gehörten auch die indischen Christen.

Leider wurde die reine Lehre, die einst von Pantänus gepredigt war, allmählich in Indien durch nestorianische Einflüsse verdunkelt. Das Patriarchat von Babylon war in den folgenden Jahrhunderten der Mittelpunkt des Nestorianismus; mit großer Energie und Begeisterung wurde von dort aus das Missionswerk betrieben; eifrige Sendboten trugen das Evangelium nach Indien und den angrenzenden Ländern; ja, sie durchzogen die Wüsten der Mongolei und kamen bis an die entlegenen Ufer Chinas und Japans. Man hat in Indien Denkmäler entdeckt, welche von dieser Zeit zeugen. Im Jahre 1547 wurden nämlich drei Steinkreuze mit altsyrischen, christlichen Inschriften aufgefunden, welche aus dem siebenten oder achten Jahrhundert stammen. Das eine Kreuz befindet sich in der Kirche auf dem Thomasberge bei Madras; es ist hinter dem Altar in die Wand eingemauert, ein Vogel, einer Taube ähnlich, schwebt mit ausgebreiteten Flügeln darüber. Zwei andere Kreuze wurden in einer alten Kirche in Kottayam in Nord-Travankor gefunden; sie haben persische Inschriften.

Der erste eigentliche Missionsbericht über Indien wurde im Jahre 547 von Kosmas Indikopleustes verfaßt; er war Seefahrer, wurde später Mönch und hat im Kloster seine vielen Reisen beschrieben. Er berichtet über die christliche Kirche in Süd-Indien um das Jahr 522, daß sie damals viele Bischöfe, Geistliche und „eine Menge Christen" gezählt habe. Diese syrischen oder sogenannten Thomaschristen, von denen sich heutigen Tages noch ungefähr eine Viertel-Million in Süd-Indien finden, sind demnach in den frühesten Jahrhunderten durch nestorianische Missionare, die das rührige Patriarchat von Babylon aussandte, bekehrt worden. Seit 1665 gehören sie zu dem Patriarchat von Antiochien und haben damit die Lehre von der nur einen Natur Christi als Kirchenlehre angenommen.

Der nestorianischen Kirche war damals eine große Thür aufgethan. Sie hat späteren Jahrhunderten ein bewundernswertes Beispiel von Missionseifer gegeben; aber es war ihr nicht möglich, lebensfähige christliche Gemeinden zu schaffen, da sie nicht die volle Wahrheit in Bezug auf unsern Herrn und Heiland lehrte. So kam es, daß, als im sechsten Jahrhundert Mohammed auftrat, und der halbwahren Lehre der Nestorianer über Christi göttliche Natur die ganze Lüge seiner göttlichen Berufung und Inspiration entgegenstellte, das Christentum Indiens nicht standhielt.

2. Die römisch-katholische Zeit.

In der Geschichte der frühesten christlichen Kirche in Asien wechseln hoffnungsreiche Zeiten mit bitteren Enttäuschungen. Die günstigsten Gelegenheiten, Asien für den Herrn zu gewinnen, gingen vorüber. Gott ließ das zu; aber der Kleinglaube, die Verzagtheit und die Verirrungen der Sendboten trugen auch nicht wenig Schuld daran. Nochmals kam eine solche günstige Zeit, als die Tatarenhorden, nachdem sie Asien erobert, Europa überfluteten; nach Asien zurückgekehrt, richteten sie dort das mächtige Mongolenreich auf. Tolerant gegen jegliche Religion ließen sie unbehelligt Reisende, Lehrer und Missionare die Länder Asiens nach allen Richtungen hin durchstreifen. Welche Gelegenheit für die Ausbreitung des Evangeliums! Leider kam Indien wenig davon zu gute.

Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts richteten einige Khans Inner-Asiens nach Rom die Bitte um christliche Lehrer; es schien nicht unmöglich, daß um diese Zeit die christliche Religion die herrschende in Asien werden könne. Der Papst Johann XXII. ernannte Johann von Monte Corvino zum Erzbischof von Peking. Dieser brachte auf seiner Reise nach dem Osten eine Reihe tüchtiger Missionare mit und begann mit ihnen in Indien die römisch-katholische Mission. Ihre Missionsarbeit leiteten sie mit einer dringenden, aber vergeblichen Einladung an die syrischen Christen ein, ihrer Irrlehre abzusagen und in den Schoß der römischen Kirche zurückzukehren. Neun von den ersten römisch-katholischen Missionaren wurden grausam von fanatischen Mohammedanern getötet. Bruder Jordanus, der uns darüber Bericht erstattet hat, wurde geschlagen und mit Steinen geworfen. Er beklagte es, daß ihm nicht auch vergönnt war, als Märtyrer zu sterben. Das war also nur ein vorübergehender, wenig erfolgreicher Missionsversuch.

Eine neue Zeit war vor der Thür. Als Luther noch ein Knabe war, entdeckte Vasco de Gama den Seeweg nach Ost-Indien. Mit den portugiesischen Eroberern zogen Unduldsamkeit und Verfolgung in Indien ein, während die evangelischen Kirchen in Europa ihre Missionspflicht in den nächsten drei Jahrhunderten bis auf William Carey's Zeit vergaßen. Papst Alexander Borgia verteilte die Regionen der Erde außerhalb der christlichen Länder an Spanien und Portugal; Indien fiel an das letztere. Portugiesische Handelsplätze wurden an der Küste Indiens errichtet, und eifrige Anstrengungen gemacht, den Katholicismus zu verbreiten.

In dieser Zeit begegnen wir zwei sehr verschiedenen Männern: Franz Xavier, dem warmherzigen, obgleich irrenden Jesuitenmissionar mit seinem hohen Eifer, und Menezes, dem unduldsamen, strengen Prälaten, welcher das lateinische Christentum mit den Schrecken der Inquisition verbreiten wollte. Xavier, der 1506 geboren wurde, wäre beinahe ein Protestant geworden; allein Ignatius Loyola gewann völligen Einfluß über ihn, und dieser wurde entscheidend für sein ferneres Leben. Xavier war einer der sechs Freunde, mit denen Loyola im Jahre 1534 die Vereinigung zur Bekehrung der Ungläubigen gründete, aus welcher später die „Gesellschaft Jesu" entstand. Im Jahre 1542 ging Xavier, 36 Jahre alt, als Missionar nach Indien, um dort zehn kurze Jahre ein Leben voller

Hingebung und Aufopferung zu führen. Was Loyola dem Jesuitenorden im allgemeinen war, das wurde Xavier im besonderen für den Osten. Wie gering man auch von den Erfolgen und der Methode seiner Arbeit urteile, Xaviers Charakter werden wir unsere Hochachtung nicht versagen. Er urteilt von sich selbst: „Wenn es Gott gefällt, eine so armselige Kreatur wie mich zu solch einem Werk zu gebrauchen, so muß es die Männer beschämen, welche zu großen Thaten berufen sind; und es wird den Mut der Verzagten heben, wenn sie auf mich, der ich nur Staub und Asche und der Verachtetsten einer bin, blicken und sehen, welch ein redendes Zeugnis ich für das Heil der Menschen bin."

Nur drei Jahre arbeitete er in Süd-Indien, reiste dann nach China und Japan und kehrte wieder zu kurzer Arbeit nach Indien zurück. Es war Xaviers Wunsch, den Samen des Evangeliums auszusäen; aber seine religiöse Erziehung verleitete ihn, verkehrte Mittel anzuwenden, um Taufen herbeizuführen. Er scheute sich nicht, Heiden durch Geldgaben anzulocken; die Christen waren demnach schlecht unterrichtet. Auch führte er als letztes Mittel die Inquisition ein, dies schreckliche Gericht, das in Indien noch bis 1811 bestand, als der englische Missionar Henry Martyn Goa besuchte. Zudem verstand Xavier keine orientalische Sprache; stets mußte er einen Dolmetscher haben. Ein verzehrender Eifer nach sichtbaren Erfolgen beseelte ihn und verleitete ihn, sein Arbeitsfeld bald hier, bald dort zu erweitern. Die Römisch-Katholischen, die wir heute in Indien finden, sind meist nur Namenchristen. Xavier hat ihnen weiter nichts gegeben als ein Beispiel des Mutes, der Demut und der Liebe zu den irrenden Seelen. Ein berufener Mann wie Bischof Cotton schreibt über ihn: Obgleich Xavier wegen seiner Energie, seiner Opferfreudigkeit und Hingebung den Namen „Apostel von Indien" verdient, so halte ich seine Missionsmethode für falsch. Seine Erfolge in Indien und Ceylon sind kläglich; der Anblick der eingebornen Christen in Goa und überall beweist, daß Rom eine günstige Gelegenheit hatte, die Bekehrung Indiens herbeizuführen, und daß es ihr mißlungen ist.

Nicht nur in Süd-Indien machten sich damals christliche Einflüsse geltend. Der berühmte Kaiser Akbar im Nordwesten Indiens war ein Zeitgenosse der Königin Elisabeth von England. Ein mohammedanischer Geschichtsschreiber an seinem Hofe berichtet von

„Patres aus Europa", die ein unfehlbares Oberhaupt mit Namen Papst besäßen. Diese Mönche lehrten das Evangelium und brachten dem Kaiser Beweise über die Dreieinigkeit. Der Herrscher zeigte sich der christlichen Lehre zugänglich, wünschte die Lehren von Jesu im Lande auszubreiten und befahl, daß der Prinz Murad (damals 8 Jahr alt) einige katholische Religionsstunden erhielt. Dabei ist es leider geblieben. Wenn dieser Fürst oder der Mongolen-Khan einige Jahrhunderte früher nur andere Lehrer gehabt hätten; vielleicht hätten sie die Konstantins von Mittel- und Süd-Asien werden können!

Die Resultate der dreihundertjährigen Missionsarbeit Roms in Indien sind dürftig; einige Millionen eingeborner Christen, meist die Früchte von Xaviers Arbeit, sind gewonnen, Indien selbst hat auch durch die römische Kirche nicht bekehrt werden können: Sie gaben dem Volke nicht die Bibel in der Landessprache, sie umkleideten die Glaubenssätze, verdunkelten die reine Lehre und verbargen die sich selbst bezeugende, in der heiligen Schrift geoffenbarte Wahrheit vor ihren Gemeinden.

3. Die holländische Zeit.

Der Protestantismus klopfte nun in Indien an. Waren es bisher nur die Portugiesen, die aus Europa nach Indien kamen, so zog nun eine zweite europäische Macht auf ihren Handelsplätzen ein. Die evangelischen Holländer vertrieben im Jahre 1658 die Portugiesen aus Dschaffna und ergriffen allmählich Besitz von den Küstenstädten. Sie trieben eifrig Missionsarbeit und zählten in kurzer Zeit 180,000 Bekehrte. Leider waren sie ebenso unduldsam wie die Katholiken und griffen zu denselben traurigen Mitteln wie diese: Zwang, Bestechung, Aussicht auf Beförderung. Den Buddhisten auf Ceylon wurde durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht, daß Taufe, heiliges Abendmahl und Unterschrift zum reformierten Bekenntnis die Vorbedingungen seien, sowohl um eine Anstellung zu erlangen, als auch um Staatsländereien zu pachten. Damals wurden 85,000 Schulkinder unterrichtet. Leider waren längst nicht Missionare genug vorhanden, diese alle gründlich zu unterweisen, wahre Bekehrungen von Herzensgrund kamen selten vor. Was war der Erfolg? Es gab eine halbe Million Namen-

christen unter der holländischen Regierung auf Ceylon; vielleicht ein Viertel der ganzen Bevölkerung. Aber als England diese Insel besetzte und öffentlich erklärte, es werde keinen religiösen Zwang ausüben, verschwand die halbe Million Bekehrter, und als Claudius Buchanan, ein englischer Geistlicher, 1806 Ceylon besuchte, war fast keine Spur der reformierten Kirche mehr vorhanden. Auch der Versuch der reformierten Holländer war mißlungen; ihre Missionsmethode war falsch und nicht in dem Sinn und Geist unseres Herrn und Heilandes.

4. Die vorbereitende Arbeit der Ostindischen Kompagnie.

Nestorianer, Katholiken und Holländer hatten günstige Gelegenheit gehabt, Indien das höchste Gut zu bringen; es war keinem von ihnen gelungen. In Europa hatte inzwischen die Reformation ihren die Gewissen befreienden Siegeszug gehalten; aber an die Völker Asiens, die noch im Finstern saßen, dachte man nicht.

Da fand nach Gottes weisem Rat ein anderes mächtiges Volk den Weg nach Indien. Es ist merkwürdig, daß eine solche Kleinigkeit wie der Preis des Pfeffers, den die Holländer den Engländern gegenüber von drei Mark auf acht Mark für das Pfund heraufschraubten, der Anstoß wurde, daß Groß-Britannien mit Indien direkt Handel treiben wollte. Im Jahre 1600 unterzeichnete die Königin Elisabeth den ersten Handelsvertrag der Ostindischen Kompagnie. Auf den vierundzwanzig Seiten dieses Aktenstückes wird mit keinem Worte der geistlichen Güter gedacht, deren das Volk, unter dem die Kaufleute sich niederlassen wollten, doch am nötigsten bedurfte. Die Ostindische Kompagnie bestand 257 Jahre. Sie stellte sich zeitweilig sehr feindselig zu jeglicher Missionsarbeit; für ihre eigenen Angestellten hielt sie einige Prediger, auch wurden die deutschen Missionare Schwartz und Kiernander freundlich und entgegenkommend behandelt. Im allgemeinen sollte die Ostindische Kompagnie bahnbereitend wirken für spätere, größere Missionsthätigkeit.

Festgegründete Handelsgesellschaften haben eine wichtige Aufgabe in fernen Landen; sie breiten den Handel aus, sie besetzen vorläufig neue Plätze, ohne daß die Regierung für jeden ihrer Schritte verantwortlich ist. Sie können auch höheren Zwecken dienen. Ihnen selbst oft unbewußt tragen sie zur Sicherung der

Verhältnisse bei und schaffen Bedingungen, welche einer geordneten Predigt und Lehrthätigkeit mit zu gute kommen. Leider machten diese dem Namen nach christlichen Kaufleute selbst dem Christentum keine Ehre. Der Unglaube herrschte unter ihnen; die Eingebornen lernten mit Verachtung vom Christentum sprechen: „Christliche Religion, Teufels Religion; die Christen trinken viel, thun Unrecht, mißhandeln und verführen." Das war das Urteil der indischen Völker über die englischen, christlichen Kaufleute. Es gab allerdings auch einige wahre Christen unter denselben. Die Thomaskirche in Bombay (1718 eingeweiht) und eine Kirche in Madras wurde durch die Bemühungen solcher Männer erbaut. Im Jahre 1678 legte ein frommer Beamter seinen Leuten ihre Pflichten „gegen Gott und den Nächsten" sogar dringend ans Herz.

Die Vollmacht der Ostindischen Kompagnie mußte alle zwanzig Jahre erneuert werden; das gab jedesmal Gelegenheit, die Statuten zu verändern und neue Bestimmungen einzufügen. Der Vertrag von 1708 enthielt z. B. einen Abschnitt, der sich auf die Missionsthätigkeit „unter den Hindus", den Dienern der Kaufleute, bezog. Im Jahr 1686 war Kalkutta besetzt worden, weitere englische Eroberungen folgten. Inzwischen fingen auch die Missionare an, den guten Samen auszustreuen. Ziegenbalg und Plütschau von der dänischen Mission ließen sich in Trankebar nieder, sie waren die ersten, die einem Volke Indiens, den Tamulen, die Bibel in ihrer Sprache brachten. Schwartz, ihr Nachfolger (1750—1798), war einer der bedeutendsten Missionare Indiens. Dann kam wieder eine dunkle Zeit von zwanzig Jahren, in welcher sich die Ostindische Kompagnie feindlich gegen jede Missionsarbeit verhielt. In jener Zeit traten Carey, Marshman und Ward mit starkem Glauben und fröhlicher Hoffnung in die Arbeit in Indien ein. „Mit einer Bibel und einer Druckerpresse", sagte Carey, „werde ich der Nachwelt beweisen, daß ein Missionar selbst in Indien nicht vergeblich arbeitet." Hanna Marshman brachte der indischen Frauenwelt zuerst das Evangelium. Im Anfang dieses Jahrhunderts traten Männer wie Charles Grant, David Brown, Simeon von Cambridge, Martyn, Corrie, Buchanan, Thomasson für die Missionsarbeit in Indien ein und Gott segnete ihr treues, eifriges Wirken.

Grant und sein noch größerer Kollege Wilberforce wirkten auch in der englischen Heimat für die Evangelisation Indiens.

Auch im Parlament erhoben sie ihre Stimme und ließen es sich gefallen, daß man sie wegen ihrer unerhörten christlichen Anträge für halbe Narren hielt. „Die frommen Klauseln", wie diese auf die Mission bezüglichen Bestimmungen von den Gegnern genannt wurden, gingen endlich im Jahre 1813 im Parlament durch; dadurch wurde bestimmt, daß Indien nicht länger die Segnungen des Christentums vorenthalten werden sollten.

Jetzt begann eine neue Aera. Zunächst wurde Middleton zum Bischof in Kalkutta berufen. Die eigentliche Missionsarbeit, mit geordneter Predigt- und Lehrthätigkeit nahm einen neuen Aufschwung, tüchtige Beamte, Offiziere und Missionare halfen jeder an seinem Teil, daß das Werk sich ausbreitete und vertiefte.

Abgesehen von ihrer kühlen, sogar manchmal feindlichen Stellung gegen das Christentum ist nicht zu verkennen, daß die Gesetze und Verordnungen, welche die Ostindische Kompagnie den unter geradezu unmenschlichen Gewohnheiten seufzenden indischen Völkern gab, in hohem Grade segensreich waren. Zu keiner Zeit in der Geschichte der christlichen Kirche, selbst wenn wir bis auf Konstantins Toleranzedikt zurückgehen, hat das Christentum eine solche Erlösung von schwerem Joch gebracht, als in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Indien. Sitten und Gebräuche, die bisher durch eine Jahrhunderte lange Gewohnheit für unumstößlich gegolten hatten, die sogar im Namen der Religion befohlen oder doch gutgeheißen wurden, wurden nun mit dem rechten Namen als Verbrechen bezeichnet. Es wurden besonders folgende Unsitten verboten und mit strenger Strafe bedroht: 1. Verwandte durch die Satthi oder Witwenverbrennung zu töten, sie auf den Sandbänken des Ganges auszusetzen oder lebendig zu begraben; 2. die Kinder im Ganges den Krokodilen zum Fraß vorzuwerfen; 3. überhaupt Menschenopfer darzubringen; 4. Menschen zu verführen, sich unter den Rädern des Götterwagens dem Tode zu weihen; 5. oder anderen zuzureden, sich beim Hakenschwingfeste gebrauchen zu lassen oder sich die Zunge auszuschneiden; 6. oder Menschen so lange zu quälen, zu treten und zu mißhandeln, bis der Tod eintritt. Endlich wurde auch die Sklaverei verboten. Der Kastenunterschied sollte bei Besetzungen und Ernennungen zu Staatsämtern nicht mehr in Betracht kommen. Das stillschweigende Einverständnis, welches zwei Jahrhunderte hindurch zwischen der Ostindischen Kompagnie

und dem Heidentum geherrscht hatte, hörte auf. So waren die letzten fünfzig Jahre der Kompagnie ein schöner, segensreicher Abschluß ihrer Thätigkeit in Indien.

5. Die englische Mission.

Der Sipoy-Aufstand des Jahres 1857 stieß die Regierung der Ostindischen Kompagnie über den Haufen. Ihre Privilegien wurden durch das englische Parlament aufgehoben. England übernahm selbst, Indien zu regieren. Indien wurde eine englische Kolonie. Sehr bemerkenswert ist, daß die Königin von England ihr Regiment mit einem Toleranzedikt eröffnete, unter das sie eigenhändig folgende schöne Worte schrieb: „Weil wir uns fest auf den christlichen Glauben verlassen und mit Dank hierdurch bekennen, welchen Trost wir durch ihn empfangen haben, erklären wir, daß es unser königlicher Wille ist, daß niemand wegen seiner religiösen Ueberzeugung belästigt oder beunruhigt werde. Möge Gott der Allmächtige uns und unseren Räten Kraft und Weisheit geben, diesen unsern Wunsch zum Heil unseres Volkes auszuführen." Dieser Erlaß wurde mit Jubel in Indien begrüßt. Von nun an sollte es keine Quälereien, keine Verfolgung, keine gewaltsame, erzwungene Bekehrung, keine Bevorzugung wegen der Religion mehr geben.

Ein wohlthätiges Werk der neuen englischen Regierung war die Einführung eines sorgfältig ausgearbeiteten, neuen Strafgesetzbuches (1860). Dasselbe nahm gebührende Rücksicht auf die Volkseigentümlichkeiten und Vorurteile, war aber doch dabei so durchaus von dem Geiste der christlichen Humanität durchweht, daß es für eine Vorschule zum Christentum gelten kann.

Am Anfang unseres Jahrhunderts schien es fast, als sei Indien von den englischen Missionsfreunden übersehen. Es war z. B. auch Careys Absicht gewesen, nicht nach Indien, sondern nach Tahiti zu gehen. Aber Gott gebrauchte gerade diesen ernsten Calviniſten, um England zur Bekehrung Indiens aufzuwecken. Welche gesegneten Männer folgten seinen Fußstapfen: Martyn, Judson, Duff mit seinem Kolleg in Kalkutta, Wilson mit dem in Bombay, Anderson in Madras und viele andere, deren Namen im Buche des Lebens stehen!

Wir können dieser Männer nur mit Lob und Dank und mit der Bitte gedenken, daß es ihnen nie an Nachfolgern fehlen möge, die im gleichen Geiste arbeiten. Kann das Werk solcher Männer, dieser Versuch der protestantischen Mission, Indiens Bekehrung herbeizuführen, auch mißlingen, wie die früheren Versuche? Wir hoffen nicht.

Die evangelische Mission in Indien hat besonders drei Vorzüge, welche sie vor allen vorausgegangenen Missionsversuchen auszeichnen und ihr den Erfolg verbürgen. Sie bringt erstens den Eingeborenen aller Sprachen und Dialekte Indiens die Bibel in leicht verständlicher Uebersetzung. Die dänisch-halleschen Missionare waren die ersten, die sich an diese Arbeit machten. Die Bibelübersetzung des Fabricius in die Sprache der Tamulen ist bis auf den heutigen Tag mustergültig. William Carey, der englische Pionier-Missionar, verwandte seine Hauptkraft auf diese Arbeit. Er stellte mit seinen Gehilfen im Verlauf seiner langen Missionslaufbahn nicht weniger als 36 Uebersetzungen der ganzen Bibel oder des neuen Testaments her. Sind auch die meisten derselben durch die gründlichere Durchforschung der indischen Sprachen längst überholt worden, so ist es doch Careys unermüdlichem Fleiß zu danken, daß die evangelische Mission heute in allen wichtigeren Sprachen Indiens über gute Bibelübersetzungen verfügt.

Das zweite Missionsmittel von unberechenbarem Werte sind die Schulen. Auf dem Gebiete der Erziehung hat die Mission Erstaunliches geleistet. Von den Kollegs, die dem Range nach unsern Universitäten entsprechen, bis zu den einfachsten Dorfschulen hat die Mission ein ausgedehntes Schulwesen, durch welches ein großer Teil der indischen Jugend, besonders der strebsamen und lerneifrigen, Jahre lang unter christlichen Einflüssen steht. Die Engländer sind geneigt, ihren Schulen fast den ersten Rang unter den Missionsmitteln einzuräumen. Bischof Caldwell urteilt z. B. nach 42 Jahren Missionsarbeit in der Madras-Präsidentschaft: „Ich habe selbst einige Erfahrung in der Bekehrungsarbeit und habe nach einander verschiedene Methoden versucht. Ich muß die bemerkenswerte Thatsache konstatieren, daß während dieser langen Zeit, soviel ich mich entsinne, nicht ein gebildeter Hindu aus hoher Kaste sich in irgend einer Mission oder Kirchengemeinschaft bekehrt hat, der nicht seine Erziehung in den Missionsschulen erhalten

hätte. Diese Bekehrten mögen nicht sehr zahlreich sein, aber außerhalb der Schulen giebt es überhaupt keine solchen."

Als drittes kommt besonders für die englischen Missionen das große Gewicht hinzu, welches sie auf die Prediger und Lehrer aus den indischen Völkern legen. Neben 262 ordinierten europäischen Missionaren standen z. B. in Süd-Indien im Jahre 1890 767 ordinierte Eingeborene und 3491 eingeborene Lehrer und Katechisten in der Missionsarbeit. Wir Deutsche können uns in der bei uns bevorzugten, soliden Gemeindearbeit mit vielen dieser eingeborenen Helfer nicht befreunden und finden, daß ihnen die Solidität des christlichen Charakters fehle. Doch ist nicht zu leugnen, daß gerade durch diese Eingeborenen die englische Mission tiefe Wurzeln im indischen Volksleben gefaßt hat, zum Teil vielleicht tiefere, als die vorwiegend von Ausländern betriebenen deutschen Missionen.

Die englische Mission in Indien hat ihre Feuerprobe im Sipoy-Aufstande im Jahre 1857 bestanden. In diesem Jahre wurden viele indische Christen erschlagen und zu Tode gemartert. Fast alle haben auch in Gefängnissen und Verfolgungen ihren Glauben treu bezeugt, einige haben geradezu in heldenmütiger Weise ihren Feinden, den bigotten Mohammedanern, getrotzt.

Das zahlenmäßige Wachstum der evangelischen Mission ist ein hocherfreuliches. Im Jahre 1830 zählte man in Indien etwa 27,000 evangelische Christen. Bis zum Jahre 1861 war die Zahl auf 138,000 angewachsen. Nach wieder 30 Jahren, im Jahre 1891 war die Zahl auf 648,843 mit Einschluß von Barma und Ceylon angewachsen.

* * *

Wir haben auf den vorstehenden Seiten versucht, in kurzem eine Inhaltsangabe, eine Art Gerippe von dem Gedankengange des bedeutenden Buches des George Smith zu geben, dessen Titel wir als Ueberschrift an den Anfang gesetzt haben. Wir möchten dadurch unsern des Englischen kundigen Lesern Mut machen, das Original selbst zur Hand zu nehmen. Wir können nicht mit allen Ausführungen Smith's übereinstimmen. Er läßt die deutschen Missionen unserer Zeit nicht zu ihrem Recht kommen, und auch

sein etwas vorschnelles Urteil über die ältere hallesche Mission wird kein Kundiger unterschreiben können. Die Kastenfrage bleibt doch eben ein Problem, an dessen Lösung die Engländer noch ebenso zu arbeiten haben, nachdem sie von jedem Konvertiten Bruch der Kaste verlangt haben, wie die Leipziger Missionare, die diesen Bruch nicht vor der Taufe verlangen. Auch das ist eine Schattenseite an dem Buch, daß dem Anglisieren, der Einführung englischer Sitte und Denkart an Stelle der einheimischen Sitte, viel mehr das Wort geredet wird, als wir Deutsche gutheißen können. Die Hinduchristen sollen doch eben als Christen Hindu bleiben und nicht den nationalen Boden unter den Füßen verlieren. Aber abgesehen von solchen Bedenken haben wir selten ein Buch gelesen, welches uns eine gleiche Fülle vielseitiger Anregung gegeben hat; der Gesichtskreis des Buches ist von Anfang bis zu Ende weltweit; die Schlaglichter, die nach allen Seiten hin oft scheinbar fernliegende Dinge zugleich beleuchten, geben neue Aufschlüsse und regen ununterbrochen zum Weiterdenken an. Man merkt überall, daß der Verfasser ein alter Missionar und ein ganzer Missionsmann ist, ein Mann, der die ganze Welt- und Kirchengeschichte unter dem Gesichtspunkt der Mission durchgearbeitet hat.

Tage des Herrn in China.

Von Miss. M. Schaub.

Die Ereignisse der letzten Zeit und die immer allgemeiner werdende Erwartung tiefgreifender Umwälzungen im Reich der Mitte deuten darauf hin, daß über China wieder einmal ein „Tag des Herrn" hereinbricht, wie es solche Tage schon je und je erlebte, da der Herr Zebaoth die Massen dieses Volkes, die so gerne „auf ihren Hefen stille liegen", tief bewegte. Welchen Verlauf die Krisis noch nehmen wird, kann noch niemand voraussehen. Es ergreift aber die sonst um die Politik sich so wenig bekümmernden Chinesen immermehr ein allgemeines Unbehagen, zumal auch Teurung, Dürre und Seuchen, diese „Offenbarungen

des göttlichen Zornes vom Himmel", das Volk nachdenklich stimmen. „Then tsai lyu hang" („des Himmels Strafen kommen allenthalben über unser Land") sagen viele bedenklich und weisen darauf hin, daß Seuchen u. a. immer die Vorboten großer politischer Umwälzungen waren. Daß nun China einen gänzlichen Bankrott gemacht hat, kann die Regierung, so sehr sie es auch wünschte, vor dem Volke nicht mehr verbergen. Bald nach Ausbruch des japanischen Krieges sind vielen Chinesen die Augen aufgegangen. Schon nach der ersten größern Niederlage bei Phin yang in Korea, fing in Süd-China, in aller Stille sich eine Reformpartei zu organisieren an, die dem „alten kranken Mann", vielleicht durch einen Staatsstreich, aufhelfen will. Wenn nun aber diese Reformpartei nicht mit einer starken Militärmacht, was allein auf die Massen einen Eindruck macht, ihr Werk rasch und energisch durchführen kann, so glauben viele Chinesen, daß wir ernsten Zeiten entgegengehen. Aber die reaktionäre Partei ist eine stärkere Macht, als die Reformer sich denken. Das Heer der Geomanten und die Menge der Bücherleser tritt fortwährend allen Neuerungen entgegen. Dazu wissen wir, daß nach der Schrift eine fest organisierte Macht, der große alte Drache, hinter den Bollwerken des Heidentums steht. Bei meinen Predigtausgängen in der letzten Zeit fiel es mir auf, daß die Leute fast zäher als je an ihrer Geomantie hängen. Es ist, als ob dieser Drache merke, daß infolge des Krieges ein Gerichtstag über ihn hereinbrechen könnte. Manche Christen, die sich natürlich freuen würden, wenn es wirklich einmal zu einer gründlichen Umwälzung und Neugestaltung des chinesischen Reiches kommen sollte, äußerten sich schon, es wäre besser, wenn Japan, das nun einmal von Gott die Macht bekommen habe, die Neugestaltung China's durchführte und nicht eine einheimische Reformpartei, die sich erst legitimieren müßte. Eine solche könne nur furchtbare Revolutionen herbeiführen, und es sei zu befürchten, daß die reaktionäre Partei vor allem an den Christen ihren Zorn auslassen würde. Indes wir wissen, daß vom höchsten Kabinet aus, von dem, der alle Macht hat im Himmel und auf Erden, die ostasiatischen Verhältnisse geleitet werden und daß wir und unsre Christen im Blick auf die ernsten politischen Verwicklungen alle unsere Sorgen auf den Herrn werfen dürfen.

Als ich in diesen Tagen so viel von den weitgehenden Plänen

der chinesischen Reformpartei hörte und las, sind mir, im Blick auf diese für China so unendlich wichtige Zeit, einige „Tage des Herrn“ aus der chinesischen Geschichte wichtig geworden.

Es war im Jahre 555 nach Chr., am Ende der Lyong-Dynastie, als der Kaiser Nyen ti von allen Seiten das Unglück über sein Reich hereinbrechen sah. Wie wahnsinnig zog er sich in das Innere seines Palastes zurück und legte Feuer an seine große Bibliothek. Wie die Jahrbücher berichten, sollen 400,000 Bände in den Flammen aufgegangen sein. Beim Anblicke des Feuers habe der trostlose Kaiser seinen Leuten zugerufen: „Unsere Litteratur- und Militärwissenschaft findet heute Nacht ihr Ende.“ Als man ihn fragte, warum er denn so unsinnig diese reichen Wissensschätze zerstöre, erwiderte er: „Wir haben 10,000 Bücher gelesen und dennoch erleben wir den heutigen Unglückstag.“ Hierauf ergab er sich den Rebellen, die ihn sogleich hinrichteten. „Was helfen uns die Millionen von schön gedrechselten Aufsätzen über die Klassiker?“ so hört man heutzutage viele Chinesen ausrufen. Man sieht auch in manchen Kreisen die Verkehrtheit der durch das Staatsexamen obrigkeitlich sanktionierten Bildung der Bücherleser ein. Allerdings haben schon von jeher bedeutende Chinesen auf diesen wunden Fleck hingewiesen. Auch hat im Beginn der Mandschu-Herrschaft eine starke Reformpartei auf eine Neubildung des Staatsexamens hingearbeitet. Zweimal unterblieb deshalb zur Zeit des berühmten Kaisers Khong chi das übliche große Litteratenexamen in Peking. Bald war aber wieder alles im alten Geleise. In den letzten 25 Jahren haben der bekannte Minister Li Hung Tschang und andere stets darauf hingewirkt, daß neben dem altherkömmlichen Examen der Litteraten, noch verschiedene Fachexamina staatlich eingeführt werden sollten. Wie viel darin erreicht worden ist, hat sich in den letzten Monaten gezeigt. Kein Wunder, daß nun im Programme der Reformpartei eine durchgreifende Neubildung des Staatsexamens ein Hauptpunkt ist. Vom höchsten Minister bis hinunter zum Kreisrichter haben die regierenden Chinesen sich keine andere Bildung angeeignet, als die so einseitige Verwendung der trefflichen klassischen Litteratur zu formvollendeten, meistens oberflächlich gehaltenen Aufsätzen. Nun wollen viele mit den europäischen Verhältnissen bekannte Chinesen von den Japanern lernen, wie man sich die westliche Kultur und Wissenschaft zu nutze

machen sollte. Eine Hongkonger Zeitung hat kürzlich die Reformpläne dieser Jung-Chinesen vor die Oeffentlichkeit gebracht. Da trat es einem aber entgegen, daß dieser Partei noch der geeignete Führer fehle. Man hofft indes, daß durch die Zeitumstände, wie dies schon oft geschah, sich ein Haupt finden werde. Hiebei fiel mir ein andrer „Tag des Herrn" der alten Geschichte ein.

Am Ende der Tschui-Dynastie, 618 n. Chr., trat eines Tages ein begabter Jüngling vor seinen Vater Li yen, einen kleinen Fürsten, und sagte: „Den Thron des Reiches zu besteigen und das Land zu beruhigen wäre jetzt so leicht wie das Handumdrehen. Laß uns, Vater, Truppen anwerben, des Himmels Bestimmung folgen und der Menschen Wünsche willfahren, so können wir in diesen unglückseligen Zeiten, die über unser Volk gekommen sind, das Unglück in Glück verwandeln." Erschreckt entgegnet der Vater: „Wie darfst du dir erlauben, solche aufrührerische Reden zu führen! Ich werde dich der Obrigkeit ausliefern." Ruhig erwidert der Sohn Li Schi min: „Ich sehe auf des Himmels Zeichen und des Landes Verhältnisse; deshalb wage ich, solche Worte zu sprechen. Wenn du mich hinrichten lassen willst, so lasse ich mich getrost ergreifen und dem Richter ausliefern." Bewegt sagt der Vater: „Nein, mein Sohn, das will ich vorderhand noch nicht thun. Doch bitte ich dich, sei vorsichtig und führe keine solchen Reden mehr." Als der Sohn tags darauf seinen Vater in tiefem Nachdenken sitzen sieht, sagt er: „Jedermann spricht davon, daß du, lieber Vater, stets für das Reich in Sorge warst und die Rebellen oft gezüchtigst hast. Dafür habest du aber keinen Lohn bekommen. Was ich gestern gesagt habe, ist der beste Plan, dem armen Lande zu helfen." Hierauf erwiderte der Vater: „Die ganze Nacht habe ich über deine Worte nachgedacht und kam zur Ueberzeugung, daß du recht hast. Wenn mein Haus zu Grunde geht und ich verderben muß, so kommt das Unheil von dir; wenn aber mein Haus zu Ehren kommt und China gerettet wird, so kommt dies auch von dir." Rasch wurde ein Heer organisiert und in kurzer Zeit China unter den beiden trefflichen Li, Vater und Sohn, geeinigt. Es sind dies die Gründer der berühmten Thong-Dynastie, deren erste Zeit eine Glanzperiode der chinesischen Geschichte bildet. Seitdem hat das Geschlecht der Li einen guten Ruf im Reich der Mitte.

Wenn nun die heutige Reformpartei hofft, daß sich unter den Nachkommen einer der alten, einheimischen Dynastien wohl ein Führer finden werde, so ist man versucht, an den bekannten Minister Li Hung Tschang, und namentlich an dessen tüchtigen Sohn zu denken, der in seiner Jugend eine gute englische Bildung erhalten und seiner Zeit chinesischer Gesandter in Japan war, ja, wie die Leute hier herum behaupten, eine japanische Prinzessin geheiratet haben soll. Andrerseits ist aber Li Hung Tschang seit 10 Jahren bei den Chinesen sehr unpopulär geworden und überall verhaßt. Allgemein heißt es, er sei ein Landesverräter und halte es stets mit den Fremden. Als es in den letzten Tagen bekannt wurde, daß ein junger Japaner auf ihn geschossen habe, hörte ich von verschiedenen Chinesen, wie sehr es sie gefreut hätte, wenn dieser alte Mann gefallen wäre. Es ist aber nicht nur die reaktionäre Partei, die eingefleischten Fremdenhasser, die einen tiefen Haß gegen Li haben; es scheint auch, daß die Reformpartei nicht viel auf den alten Premier halte. Man weist darauf hin, daß er, seitdem er seine hohen Ehrenstellen einnehme, sich nur bereichert habe, erinnert auch daran, wie verhaßt sein Bruder Li Hon tschong, der gegenwärtige Vizekönig von Kanton sei, der sich um nichts als um seinen eigenen Beutel bekümmere und alles, was sein Vorgänger Tschong Tschi thung von Neuerungen in Kanton angefangen habe, liegen lasse. Der letztere, Tschong Tschi thung, der frühere energische Vizekönig von Kanton, der nun seit einigen Jahren im Herzen Chinas ist, hat wohl gegenwärtig am meisten Sympathien bei den Chinesen. Freilich ist er bei allem Streben, seinem Volke durch Einführung westlicher Kultur aufzuhelfen, doch ein arger Fremdenhasser. Aus seiner Umgebung gingen vor einigen Jahren in den innern Provinzen die heftigen Angriffe auf die Missionsarbeit aus.

Wer wird nun wohl das Ruder ergreifen, wenn das alte morsche Schiff des chinesischen Staates zusammenbrechen sollte? Wir hoffen, daß der höchste König, der die Geschicke der Völker lenkt, den rechten Mann für die jetzige Zeit erwecken wird. Bei diesen Gedanken ist mir ein anderer „Tag des Herrn" aus der Geschichte dieses interessanten Volkes wichtig geworden.

Als nach dem Fall der großen Thong-Dynastie, von 907 bis 959 n. Chr. 5 kurzlebige Dynastien über China herrschten, das

Land verwüstet und das Volk allenthalben entsetzlich darnieder lag, saß im Jahre 925 der Kaiser Schin tsung, ein Nachkomme der nordwestlichen Barbaren, auf dem Drachenthron. Von diesem berichten die Jahrbücher, daß er täglich bis tief in die Nacht im Innern seines Palastes Weihrauch brannte und inbrünstig zu Schang ti (Gott) schrie, er wolle doch wieder einmal einen heiligen Kaiser den Thron besteigen lassen, der dem armen Volke aufhelfen könne. Dieser so überaus beliebte Fürst Schin tsung fühlte sich den schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen. Eben in jenen Tagen soll unter merkwürdigen Himmelszeichen Tschau Khyong yin, der Gründer der glanzvollen Sung-Dynastie, auf die Welt gekommen sein. Ob wohl in dieser schweren Zeit der jetzige Kaiser, der 24jährige Kong si, auch in seinem Palaste seufzt und zu Schang ti ruft? Kürzlich brachten die Bücherleser, die zum Examen nach Kanton gegangen waren, einen kaiserlichen Erlaß von Peking mit hieher zurück. In diesem Schreiben klagt der tiefbetrübte Kaiser darüber, daß die „japanischen Räuber" wegen Korea einen Krieg vom Zaune gebrochen hätten und daß China dadurch ins Unglück gekommen sei. Er, der Kaiser, fürchte, daß er vor seinen Ahnen, die ihm das Reich wohlgeordnet hinterlassen hätten, nicht bestehen werde. „Die Generale verstünden die Militärkunst nicht und die Offiziere führten die Befehle nicht aus." Alle Schuld liege auf ihm selbst, da er nicht verstanden habe, die richtigen Leute anzustellen. Nach dem Fall der zweiten großen Festung (Wei hai wei) habe der kaiserliche Rat beschlossen, daß sich die alte Kaiserin-Witwe mit den sonstigen Familiengliedern nach der westlichen Provinz Schen si zurückziehe, er dagegen wolle in Peking bleiben, um auf seinem Posten zu sterben, damit er ruhig vor seinen Ahnen im Hades erscheinen könne. Die alte Kaiserin solle dann mit der Zeit sorgen, daß ein tüchtigerer Mann als er den Thron besteige, um dem schwer heimgesuchten Lande zu helfen.

Der Herr erbarme sich des armen China und lasse nach den Tagen des Gerichts einen neuen Tag des Heils über das große Reich der Mitte kommen!

Ein Missionspionier.

Lebensskizze des wesleyanischen Missionars Th. Freeman.

(Fortsetzung)

6. In der Blutstadt.

Freeman war der erste Missionar, der die blutgetränkte Hauptstadt von Asante betrat.*) Sein Einzug in Kumase vollzog sich mit allem afrikanischen Pomp, aber auch mit der Umständlichkeit, wie sie das Ceremoniell der Negerkönige vorschreibt. Ein Hofbeamter erschien bei Freeman und vermeldete ihm den Wunsch des Königs, daß er sich zum Kommen anschicken möchte. Noch war er damit beschäftigt sich umzukleiden, als schon drei weitere Boten mit goldenen Schwertern anlangten und zur Eile drängten. In Begleitung dieser und einiger Soldaten gings dann der Hauptstadt zu.

Als man die ersten Häuser erreicht hatte, wurde unter einem großen Baum Halt gemacht, um einen andern königlichen Boten abzuwarten. Dieser erschien in der Person des königlichen Sprechers Opoku, der in einem Tragkorb und von einem großen Staatsschirm beschattet, daher getragen wurde. Sein Gefolge übernahm das Reisegepäck und verbrachte es in die für den Missionar bestimmte Wohnung. Dann trafen neue Boten ein, die von Truppen und Schirmträgern begleitet waren. Nun ging es in Begleitung einer voranschreitenden Musikbande langsamen Schritts vorwärts. Sobald der Marktplatz erreicht war, verließ Freeman seinen Tragstuhl und bewegte sich durch die Massen des Volks, die ringsum den Platz füllten. Dann stand er vor Kwaku Dua, dem König von Asante, und seinen zahlreichen Häuptlingen. Sie alle saßen auf geschnitzten Holzsesseln, die mit Messing- und Goldbeschlägen reich verziert waren. Ueber ihnen wurden große Schirme gehalten, deren Spitzen allerlei vergoldete Tiergestalten als Abzeichen trugen. Der König und seine Großen waren von Truppen und Trabanten in großer Zahl umgeben.

„Ich brauchte", schreibt Freeman, „etwa eine halbe Stunde, bis ich mich, nach allen Seiten hin grüßend, durch die Menschenmasse hindurchgewunden hatte. Nachdem ich den König ehrerbietig gegrüßt hatte, nahm ich in einiger Entfernung, umgeben von meinen Leuten,

*) Ihm ist bald darauf, im Dezember 1839, der Basler Missionar A. Riis dahin gefolgt.

auf einem Stuhl Platz und erwartete den Gegengruß des Königs und seiner Häuptlinge. Jetzt kam auf einmal Bewegung in die vorher starre Masse. Zuerst zogen der Reihe nach die Großen des Reichs mit ihrem zahlreichen Gefolge an mir vorüber, von denen einige mir kräftig die Hand schüttelten. Dann folgten die Beamten des königlichen Haushalts mit ihrem Volk. Manche derselben trugen massive Goldplatten auf der Brust, andere hielten goldene Schwerter und Stäbe in den Händen oder trugen kleine, mit Gold und Silber bedeckte Holzsessel, Tabakspfeifen u. a. m. Hierauf erschien die wilde Truppe der Scharfrichter mit der großen Totentrommel, die bei der Enthauptung der unglücklichen Schlachtopfer geschlagen wird. Das Instrument war buchstäblich bedeckt mit Klumpen von getrocknetem Menschenblut und geziert mit den Kinnladen und Schädeln menschlicher Opfer. Ihnen folgte König Kwaku Dua unter drei mächtigen Schirmen von vielfarbigem Seidensammet. Ohne Unterlaß wurden diese von ihren Trägern auf und nieder geschwenkt. Der Goldschmuck, den der Monarch zur Schau trug, war großartig. Den Zug beschlossen Unterhäuptlinge und eine große Anzahl von Truppen. Die ungeheure Prozession von ca. 4000 Menschen brauchte anderthalb Stunden zum Vorbeimarsch. Die Handgelenke einiger Häuptlinge waren so mit Goldschmuck beladen, daß sie die Arme auf den Schultern ihrer Begleiter ruhen lassen mußten. Das Ganze war nicht nur ein großartiges, sondern auch ein eigenartiges Schauspiel, das nicht ohne Eindruck auf den fremden Beschauer bleiben konnte".

Freeman wußte zum Glück nicht, daß er an jenem Tag an zwei frischen Gräbern vorüber seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten hatte. Sie bargen zwei Menschen, die man rechts und links am Weg lebendig begraben hatte, um etwaigem Unheil vorzubeugen, das der Besuch des Missionars über die Stadt und seine Bewohner bringen könnte. — Ermüdet zog sich derselbe nach all den Aufregungen des Tages in sein Quartier zurück, wo er unter dem Eindruck des Gesehenen einen Aufruf an die britischen Christen niederschrieb, worin er sie aufforderte, diesem dunklen Land die Leuchte des Evangeliums zu bringen. Dann breitete er seine Matte auf den Boden und sank in Schlummer.

Der Ort, wo man den Missionar untergebracht hatte, war eng und auf allen Seiten von Hütten und Gehöften umgeben, sodaß die Hitze und Stickluft den Aufenthalt fast unerträglich machte. Hier stellten sich in den folgenden Tagen viele Besucher ein, aber er merkte, daß man jeden seiner Schritte mißtrauisch überwachte und dem König meldete. Von dem unpolitischen Zweck seines Kommens wollte sich niemand überzeugen lassen. Freeman beklagte sich deshalb bei Opoku

— dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten — über die Art von Haft, in der man ihn hielt und bat, sich freier bewegen zu dürfen. Das wurde ihm aber für die nächsten Tage nicht gestattet, da man eben für einen königlichen Anverwandten die Totenfeier hielt. Von seiner Hütte aus konnte er täglich sehen, wie die Aasgeier jene Plätze umkreisten, auf denen die menschlichen Opfer herumlagen. Den ganzen Tag über hörte man den dumpfen Ton der Totentrommel, der von den Greueln Kunde gab, die in jenen Tagen in der Hauptstadt vor sich gingen. Und nicht allein in dieser wurde die Blutarbeit gethan, sondern auch die umliegenden Dörfer beteiligten sich daran. Die Köpfe der unglücklichen Opfer wurden von dort in Körben nach Kumase hereingebracht. Währenddem erschienen einige Abgesandte des Königs mit einem Geschenk und der Bitte, der Missionar möge doch davon absehen auszugehen, da Se. Majestät recht wohl wisse, wie die Europäer über die Menschenopfer dächten.

Endlich erlaubte man ihm, sich die Stadt anzusehen. Er fand, daß dieselbe große, saubere, zum Teil recht breite und regelmäßig angelegte Straßen habe. Einige derselben waren von einer Reihe prächtiger Banianenbäume beschattet. An beiden Seiten standen die Wohnungen der vornehmeren Eingeborenen. Die offenen Vorderseiten der Häuser waren mit eigenartigen Figuren oder Zieraten versehen und mit roter Erde geschmackvoll lasiert. Der Eingang lag zwei oder drei Fuß über dem Erdboden und diente als Empfangsraum für Besucher. Hinter diesen offenen Hallen lagen eine Unzahl von kleinen Hüttenräumen versteckt, die den Bewohnern zum Aufenthalt dienten. Von Steinen erbaut fand sich nur ein einziges Gebäude, der königliche Palast.*) Alle anderen Bauten bestanden nur aus geknetetem Lehm und Holzwerk. Neben dem großen Marktplatz befand sich eine Grube, in welche die Leichname der Enthaupteten geworfen wurden und von wo ein schier unerträglicher Geruch ausging.

Etwa eine englische Meile von Kumase entfernt liegt der Vorort Bantama mit dem Mausoleum der Asante-Könige. Hier werden auch die Schädel berühmter Feinde aufbewahrt, die je und je bei großen Festlichkeiten als Prunkstücke figurieren. Aus besonderer Vergünstigung durfte Freeman durch die stillen Straßen dieses geheiligten Platzes mit seinen Fetischhütten und großen Banianenbäumen gehen und wurde dann von einem der ersten Staatsbeamten mit Palmwein bewirtet.

---

*) Dieser Steinpalast wurde ungefähr im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts von einem Holländer für die Asante-Könige erbaut. Nach der Einnahme von Kumase (Februar 1874) sprengten ihn die Engländer in die Luft.

Wenige Tage darauf bemerkte er eine Menschenmenge um einen großen Staatsschirm versammelt, unter dem der König mit seinen Häuptlingen dem Palmwein zusprach. Eine Musikbande spielte dazu auf, während ein menschliches Opfer vor ihnen auf dem Platz lag. Dieses Trinkgelage bildete den Abschluß der öffentlichen Totenfeierlichkeiten. Die Hofetikette schrieb dann vor, daß sich der König für eine Woche von allem äußeren Verkehr in die Stille zurückzog.

Währenddem setzte Freeman seine Beobachtungen über das Leben und Treiben in Kumase fort und hielt an den Sonntagen regelmäßig Gottesdienst. Aber nun drängte die eintretende Regenzeit zur Rückkehr an die Küste; denn schon setzten die ersten heftigen Gewitterstürme ein und drohten die Flüsse unterwegs unpassierbar, die Wege bodenlos zu machen. Er ließ deswegen beim König um Erlaubnis zum Aufbruch nachsuchen. Diese erhielt er denn auch. Zugleich schickte ihm Kwaku Dua durch seinen Sprecher ein Geschenk, bestehend in Goldstaub und einem Sklaven. Der königliche Bescheid aber lautete: Se. Majestät der König könne es verstehen, daß der Missionar wegen der Regenzeit nun wieder abzureisen wünsche; aber bei der kurzbemessenen Zeit sei es nicht möglich, eine runde Antwort auf dessen Wünsche (bezüglich der Mission) zu geben. Das wolle erst bedacht sein und dazu brauche man Zeit. Wolle er aber nach der Regenzeit wieder nach Kumase kommen oder jemand an seiner statt schicken, so werde der König zu einer Antwort bereit sein.

Dieser Bescheid war ganz nach Art der Asante-Diplomatie abgefaßt, genügte aber Freeman, da doch die Erlaubnis zum Wiederkommen damit ausgesprochen war. Er begab sich in den Palast, um sich vom König zu verabschieden. Dieser empfing ihn mit großer Herzlichkeit und trug ihm Empfehlungen an Präsident Maclean auf. Am folgenden Tag brach Freeman mit seinen Leuten auf. Kaum hatte er Kumase den Rücken gekehrt, als er dem Sklaven, den er als Geschenk erhalten hatte, die Freiheit schenkte. Der junge Mensch, der aus dem Inneren stammte, wußte sich vor Freude und Dankbarkeit nicht zu lassen. Er war, wie er erzählte, für die letzten Totenfeierlichkeiten als Opfer bestimmt gewesen. Zweimal hatte man ihn in Eisen gelegt und jedesmal wieder abgeführt. Als er an jenem Morgen dem Missionar zugeführt wurde, hatte er bestimmt erwartet, im Lauf des Tages unter dem Messer des Henkers zu fallen. Nun war er frei und in Sicherheit. Voller Freude folgte er seinem Befreier an die Küste. Der Marsch wurde möglichst beschleunigt; denn bereits entluden sich gewaltige Gewitterstürme, die die Regenzeit einleiteten und die Wege bodenlos machten. Müde und hungrig erreichte man Fomana, wo jetzt der Häuptling die wärmste Freundschaft

heuchelte. Er umarmte Freeman, schüttelte ihm beide Hände und bewirtete ihn mit Palmwein und Affenfleisch. Unterwegs wurden mehrere Träger krank, die Lebensmittel gingen aus und man war froh, am Prah-Fluß sich mit einigem Wildbret verproviantieren zu können. Je näher man der Küste kam, desto schwieriger war das Fortkommen. Ueberall war der Weg verwachsen oder vom Regen verwaschen. Endlich, am Abend des 23. April 1839, erreichte Freeman die Küste. Er hatte die Wegstrecke von Kumase nach Cape Coast in 8 Tagen zurückgelegt, während er auf der Hinreise nicht weniger als zwei volle Monate gebraucht hatte.

Was er unterwegs und in der Blutstadt gesehen, hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Der Gedanke, daß man in Asante und vor allem in dessen Hauptstadt eine Mission anfangen sollte, ließ ihn seitdem nicht mehr los. Er schrieb darüber an seine Gesellschaft: „Es ist wahr, dieses Jericho steht zur Zeit fest und erscheint uneinnehmbar; Satan ist sein König, der darüber triumphiert, daß tausende von teuer erkauften Seelen, für die Christus gestorben ist, von ihm in den Staub getreten werden. Und doch wird Israel den Sieg davon tragen. Die Kriegshörner werden nicht umsonst ertönen. Der Feind wird aus seiner Feste geworfen werden und unser Erlöser wird auch diese Heiden zum Erbe haben und der Welt Enden zum Eigentum".

7. Neue Aufgaben.

Inzwischen suchte Freeman die Mission an der Küste möglichst auszudehnen. Im Drange seiner Unternehmungslust, die ihn überall offene Thüren finden ließ, ging er hierin ohne Zweifel zu rasch voran; denn es standen ihm zur Zeit keinerlei Mitarbeiter zur Seite, die das an verschiedenen Punkten angefangene Werk fortgeführt und gepflegt hätten. Zwar scheinen ihm solche von England aus zugesagt worden zu sein, aber bei den damaligen Verkehrsmitteln und dem verrufenen Klima der Goldküste ließ sich das Versprechen nicht so leicht einlösen.

Schon vor seiner Reise nach Kumase hatte Freeman den Grund zu einer großen Kapelle in Anamabu gelegt. Der Ort liegt ebenfalls an der Küste, etwa 12 englische Meilen von Cape Coast entfernt. Der Bau war während seiner Abwesenheit nicht recht vorwärts gekommen. Jetzt eilte Freeman mit einigen Zimmerleuten und Maurern hin und suchte das Gebäude noch vor der Regenzeit unter Dach und Fach zu bringen. Die Christen halfen wacker mit und steuerten auch

reichlich bei. Am 26. Mai 1839 konnte die Kirche eingeweiht werden. Freeman predigte bei dieser Gelegenheit über Psalm 100, 3. 4 und selbst am Nachmittag und Abend konnte er noch einer großen Volksmasse das Wort Gottes verkündigen. Ueberhaupt fand er überall, wohin er kam, das größte Entgegenkommen. Viel trug dazu bei, daß sich schon damals unter der Küstenbevölkerung das Verlangen nach englischer Bildung kund that und diesem trug Freeman bei seiner Vorliebe für englisches Wesen Rechnung. Hat er doch selbst nie anders als in der englischen Sprache gepredigt und in seinen Missionsschulen das Englische auf Kosten der eingebornen Sprache vorherrschen lassen. Fast ein halbes Jahrhundert lang hat die wesleyanische Mission dem Volk weder die Bibel, noch den Katechismus, noch ein Gesangbuch, noch ein Schulbuch in der Landessprache in die Hand gegeben, weswegen sie ihre Thätigkeit auch fast nur unter der Küstenbevölkerung ausgeübt hat.

Von Anamabu reiste er an der Küste weiter nach Winneba, wo ebenfalls eine Kapelle im Bau begriffen war. Von da dehnte er seine Reise bis nach Akra aus, um auch in dieser Stadt dem wesleyanischen Missionswerk eine gesicherte Grundlage zu verschaffen.*) Der englische Kommandant nahm Freeman freundlich auf und stellte ihm ein großes Zimmer im Fort zur Verfügung. Die wesleyanische Mission zählte hier bereits 95 Mitglieder und besaß auch eine kleine Schule.**) Er erkannte die Wichtigkeit des Platzes und hätte gern gesehen, wenn er hier einen europäischen Missionar hätte stationieren können. Doch dazu kam es erst später. Auf der Rückreise fand er auch Eingang in dem damals noch unbedeutenden Salt Pond, einige Meilen östlich von Anamabu. Es gab auch hier einige Christen, die sich zum Bau einer Kapelle erboten.

*) Die Stadt Akra, der nächstgrößte Küstenplatz, bestand damals aus zwei getrennten Stadtteilen, von denen der eine unter englischer, der andere unter holländischer Oberhoheit stand. Jede dieser beiden Nationen hielt je ein Fort besetzt. Nur 15 Minuten östlich davon lag das damals dänische Christiansborg oder Dänisch-Akra, wo in jenen Jahren (seit 1828) eben die Basler Mission ihren ersten Missionsversuch unternommen hatte.

**) Zur Erklärung dieser Thatsachen müssen wir beifügen, daß hier wie an manchen Küstenorten, denen Freeman seine vorübergehenden Besuche abstattete, wohl kaum eine eigentliche Missionsarbeit vorangegangen war. Die Mitglieder der wesleyanischen Mission, die aufgeführt werden, rekrutierten sich wahrscheinlich aus eingebornen Kaufleuten und Beamten, die in den Regierungsschulen einige Ausbildung erhalten hatten, vielleicht auch von Sierra Leone und Cape Coast stammten und sich nur zu einer wesleyanischen Gemeinde als bereits Getaufte zusammenschlossen. Aus dem Kreise derselben entnahm wohl auch Freeman seine eingebornen Mitarbeiter, die er als Lehrer und Leiter der Versammlungen mit der Bedienung der kleinen Gemeinden und Schulen längs der Küste betraute. Denn mit der Heranbildung von Eingebornen zu Nationalgehilfen hat sich Freeman in seinem Gründungseifer nie befaßt.

In Cape Coast angekommen, war sein erstes, daß er einige Negerhütten, die der Kapelle zu nahe standen und diese im Fall eines ausbrechenden Feuers gefährdeten, ankaufte und niederreißen ließ. Er verschaffte dadurch dem Kirchengebäude die nötige Luft und freie Umgebung. Zugleich erstand er eine größere und bessere Wohnung. — Seine Berichte über den guten Fortgang des Werks dienten nicht wenig dazu, das Komitee der wesleyanischen Missionsgesellschaft zu ermutigen. Besonders seine Aufforderung, die Mission nach Asante auszudehnen, fand lebhaften Anklang. Man beschloß deshalb, Freeman nach England kommen zu lassen, teils damit er sich erhole, teils aber auch damit er mündlichen Bericht erstatte und die nötigen Geldmittel für die geplante Asante-Mission in den heimatlichen Kreisen aufzubringen suche. Inzwischen wollte man zwei Missionare hinaussenden, die ihn für diese Zeit ablösen sollten.

Am 13. Januar 1840 trafen diese an der Küste ein. Es waren dies Miss. Mountford mit Frau und R. Brooking. Freeman sah sich dadurch in der Lage, die Heimatreise antreten zu können. William de Graft begleitete ihn. Im Juni langten sie in England an, wo sie sich nur einige Monate aufzuhalten gedachten. Währenddem bereiste Freeman die bedeutendsten Städte Großbritanniens und Irlands und suchte das Interesse für die Asante-Mission zu wecken. Es gelang ihm dies auch in hohem Maß. Er wußte nicht nur Glieder der wesleyanischen, sondern auch die der andern Kirchengemeinschaften dafür zu erwärmen, sodaß in kurzer Zeit 5000 Pfund (100000 Mark) beisammen waren. Die Missionsgesellschaft sah sich dadurch in den Stand gesetzt, mit Freeman gleich fünf Missionare auszusenden, wovon vier für Asante und dessen Länder bestimmt waren. Auf Freemans Rat wurden auch Geschenke für den König von Asante vorgesehen, um sich damit nach afrikanischer Sitte bei diesem einzuführen. Den Hauptgegenstand derselben bildete eine Staatskarosse für die schwarze Majestät.*) Die Zustimmung hiezu wurde eigens bei der Königin von England und dem Prinz-Gemahl eingeholt. Letzterem wurde auch das Kunstwerk von seinem Erbauer zur Besichtigung vorgeführt.

Am 2. Dezember 1840 fand dann eine große Abschiedsfeier im wesleyanischen Missionshaus statt und tags darauf begab sich die für die Goldküste bestimmte Missionskarawane — bestehend aus elf

*) Wie unpraktisch der Gedanke war, den König gerade mit einem solchen Artikel der europäischen Kultur zu beglücken, liegt auf der Hand; denn zu seiner Verwendung im Inland der Goldküste fehlten damals wie heute die unerläßlichen Vorbedingungen: die fahrbaren Wege. Aber der sanguinische Freeman hoffte wahrscheinlich, daß der Besitz eines Wagens den König veranlassen werde, für solche Wege im Lande zu sorgen, und daß damit der Kultur in Asante Eingang verschafft werden würde.

Personen — an Bord der Brigg Osborne. Freeman hatte kurz vorher sich wieder verheiratet mit einer Engländerin von Bristol und war außer von William de Graft, der in den wesleyanischen Missionsdienst aufgenommen worden war, noch von einem Negerknaben begleitet. Von den übrigen fünf Missionaren Watson, Thackwray, Walden, Hesk und Shipman waren die beiden letzteren verheiratet. Nie, weder zuvor noch später, ist eine so große Truppe von wesleyanischen Missionsarbeitern auf einmal nach Westafrika ausgesandt worden. In ganz England verfolgte man das Unternehmen mit dem wärmsten Interesse. Den 1. Februar 1841 erreichte das Schiff seinen Bestimmungsort und mit den größten Hoffnungen betrat die Reisegesellschaft den afrikanischen Boden, wo man auch noch die beiden Missionare Brooking und Mountford in der Arbeit stehend antraf.

Aber es währte nicht lange und das tückische Klima zerstörte so manche Hoffnung mit rauher Hand. Das erste war, daß Mountford und seine Frau schon im März sich genötigt sahen, gesundheitshalber die Küste zu verlassen. Im Mai erlag Thackwray, der für Domonasi bestimmt war, in Anamabu dem Fieber. Ihm folgte bald darauf, den 29. Juli, Ch. Walden im Tode nach und am 25. August mußte es Freeman erleben, daß ihm auch seine zweite Frau entrissen wurde. Drei Tage später starb in Anamabu Frau Hesk, deren Mann dann im September nach England zurückkehrte.

So war im Lauf von sechs Monaten die Arbeiterschar um mehr als die Hälfte vermindert worden. Drei waren nach England zurückgekehrt, vier Personen waren — kaum angekommen — ins Grab gesunken. Freeman war aber nicht entmutigt, sondern verfolgte seine Pläne hinsichtlich der Asante-Mission mit aller Ausdauer. Ja er suchte zu gleicher Zeit seine Gesellschaft zu bewegen, am Gabun eine Mission anzufangen oder doch wenigstens das dortige Gebiet daraufhin untersuchen zu lassen. Dieser weitgehende Plan kam aber nicht zur Ausführung, da die Gesellschaft schon Mühe genug hatte, die opferreiche Goldküste sowie die Posten am Gambia und in Sierra Leone mit den nötigen Arbeitern zu versorgen.

Mittlerweile langten die beiden Asanteprinzen Kwantabisa und Ansa, die 1836 als Geiseln nach England verbracht und hier fürstlich erzogen und getauft worden waren, von dort an. Ihre Rückkehr wollte Freeman benützen, um sie nach Kumase zu begleiten. Zugleich gedachte er dem König die von England gesandten Geschenke zu überbringen und den Anfang mit der Mission in der Hauptstadt zu machen. Für diese war Brooking bestimmt, während Shipman und Watson die Küstenstationen versehen sollten.

8. Wieder in Kumase.

Am 6. November 1841 trat Freeman seine zweite Reise nach der Hauptstadt an, begleitet von den beiden Asanteprinzen und einem großen Gefolge. Letzteres, 340 Mann zählend, bestand zur Hälfte aus Asanteern, die übrigen waren als Träger gemietet, um die für den König bestimmte Staatskutsche zu transportieren. Brooking, der inzwischen einige Monate auf der Inlandstation Mansu gearbeitet hatte, schloß sich der Expedition an, um dann in Kumase zu verbleiben. Maclean gab als Eskorte einen Sergeanten mit 6 Soldaten bis an den Grenzfluß mit und ein eingeborner Christ begleitete Freeman als Dolmetscher.

Die größte Schwierigkeit auf dem Marsche bereitete der Transport der Kutsche; denn bei den afrikanischen Wegverhältnissen konnte dieselbe natürlich nicht auf ihrer eigenen Achse befördert werden. Hiezu waren die Pfade durch den Urwald viel zu schmal, zum Teil auch so verwachsen, daß man keinen Schubkarren, geschweige eine königliche Equipage auf ihnen durchbringen konnte. Man mußte sich wohl oder übel dazu bequemen, das schwere Gefährt auf den Schultern oder Köpfen der zahlreichen Träger zu spedieren. Endlich entschloß man sich doch, es mit dem Fahren zu versuchen. Dazu mußten aber die Buschwege erweitert, Baumriesen aus dem Wege geräumt oder um diese herum erst Wege gehauen werden. In den Dörfern, die man passierte, rief der Anmarsch der Expedition die größte Aufregung hervor und brachte jung und alt auf die Beine. Da und dort zogen ihr die Dorfbewohner mit lärmender Musik entgegen und geleiteten sie in ihre Dörfer. Wieder andere machten sich in aller Eile daran, mit ihren Pfahlmessern der Kutsche einen Weg durch ihr Gebiet zu bahnen. Nicht selten blieb diese bei hereinbrechender Nacht mitten im Urwald stecken, so daß man eine Wache für sie zurücklassen und den übrigen Troß ohne sie weiterziehen lassen mußte.

So erreichte man endlich den Grenzfluß Prah, wo ein Bote des Königs Kwaku Dua sie mit einem Brief erwartete und zur Eile antrieb. Der Wagen wurde auf zwei Kanoes, die miteinander verbunden waren, glücklich über den Fluß gesetzt. Man befand sich nun auf Asante-Gebiet. Aber jetzt begannen erst recht die Schwierigkeiten, denn es galt die steilen Adanse-Berge hinaufzuklimmen. An ihrem Fuß stand indes schon ein Königsbote mit 50 Mann bereit, die dabei behilflich sein sollten. Unter den größten Anstrengungen ging es die steilen Höhen hinan. Nicht weniger als 70 Mann zogen vereint an Seilen, während andere unter lautem Zuruf und Jauchzen das Gefährt von hinten vorwärtsstießen. Eine Strecke weit war der Anstieg

so jäh, daß er fast senkrecht zu sein schien, und der Anblick, den der Troß mit dem vorangeschobenen Wagen bot, die größte Besorgnis einflößte. Doch wurde die Berghöhe ohne Unfall gewonnen.

In Fomana fand Freeman sein ehemaliges Quartier noch vor, aber nicht mehr Korintschi, seinen alten Freund. Dieser war inzwischen beim König in Ungnade gefallen und auf einen niedrigeren Posten versetzt worden. Aber andere alte Bekannte fanden sich ein, um den Missionar und die beiden Prinzen zu grüßen. Auch weitere Königsboten langten von Kumase an. Je mehr man sich diesem näherte, desto besser und offener wurden die Wege, da sie der König für den Empfang seiner Gäste hatte ausbessern lassen. Selbst einige rohe Brücken waren über die Flüsse geschlagen. Am Morgen des 13. Dezembers erreichte man die Hauptstadt. Mit allem Pomp wurde Freeman mit seinen Begleitern empfangen. Die Ankunft der Prinzen und die Uebergabe der Geschenke — von letzteren besonders die Kutsche — erregte allgemeine Freude.*)

Wenige Tage darauf machte der König seine Gegengeschenke, die in einigen Ochsen, in Früchten und in Goldstaub (im Werte von 56 Pfund) bestanden. Bei den Zusammenkünften, die Freeman mit dem König hatte, nahm derselbe die Gelegenheit wahr, diesen mit dem Zweck einer Missionsniederlassung näher bekannt zu machen. Kwaku Dua versprach seinen Schutz und schenkte einen Platz zum Bau eines Missionshauses. In der fröhlichsten Stimmung wurde Weihnachten in Kumase gefeiert und es war wohl das erste Mal, daß die Weihnachtsbotschaft in dieser Stadt erscholl. Dem Volk schien auch volle Freiheit gelassen zu sein, an Predigt und Unterricht der Missionare teilzunehmen. Ueberhaupt bewies diesen der König alle Huld. So lud er sie einmal zu Gaste, wobei sich der Monarch zu ihren Ehren in eine etwas altmodische Montur gesteckt hatte und sich möglichst bemühte, der Sache einen englischen Anstrich zu geben. Eine Musikbande spielte den Herrschaften auf. Selbst einige englische Melodien bekamen die Gäste zu ihrem Entzücken zu hören. Auch die aufgetragenen Speisen waren zum Teil englische Gerichte, von denen der König — nur an seine landesübliche Pfefferbrühe mit Zuthat gewöhnt — anstandshalber kostete und sie dann seinen Häuptlingen

*) Unter den dem König verehrten Geschenken befand sich u. a. auch ein Paar Stiefelchen vom feinsten Leder, auf dessen Sohlen mit Goldbuchstaben stand: To His Royal Highness Quakoo Duah, King of Ashantee, West Africa. Diese Stiefel erhielten fast 30 Jahre später die in Kumase gefangen gehaltenen Basler Missionsgeschwister Ramseyer von König Karikari geschenkt. Sie waren unbenützt geblieben, und wenn auch die Zeit und die Insekten daran genagt hatten, so waren sie doch noch gut erhalten und leisteten Frau Ramseyer sehr gute Dienste.

zuschob. Auf den Nachtisch folgten sogar die obligaten Tischreden. Schließlich wurden die Gäste im Steinpalast umhergeführt. Dieser enthielt eine Menge Raritäten, meist Geschenke, die der König und seine Vorgänger erhalten und hier aufgespeichert hatten. Eine noch größere Ehre widerfuhr den beiden Missionaren dadurch, daß sie der Monarch eines Tages zu einer Art von Privat-Audienz zu sich entbieten ließ. Kwaku Dua war von seinen Frauen umgeben, die sonst nicht gerade dem Anblick Fremder ausgesetzt werden, und erklärte, daß er gern seine Dankbarkeit für all das Wohlwollen, das England ihm und den Prinzen bezeigt habe, an den Tag legen möchte. Die Musikbande spielte und mehrere junge Frauen des Königs tanzten graziös vor den Gästen. Dann erhob sich der König von seinem Sitz und tanzte ebenfalls und zwar, wie er ausdrücklich bemerkte, zu Ehren der Königin von England. Hierauf folgte die Königin-Mutter, die während des Tanzes die gefeierten Namen der Asante-Könige mit lauter Stimme pries. Zum Schluß stimmten die Frauen einen improvisierten Gesang an.

Auch den zweitgrößten Ort des Asante-Reichs, Dschabeng, der gegen 20 englische Meilen nordöstlich von Kumase liegt, sollte Freeman kennen lernen. Dort war die Königin, eine Verwandte der königlichen Familie in Kumase, erkrankt und Freeman wurde gebeten, ihr Medizin zu senden. Er erklärte selbst hinreisen und die Kranke behandeln zu wollen. Bei seiner Ankunft fand er, daß dieselbe auf ihren linken Arm gelähmt war und daß dessen Hauptmuskel beständig zuckte. Sie schrieb diesen Zustand, wie alle heidnischen Neger, der Wirkung von Gift zu und behauptete, daß die konvulsivischen Zuckungen von einem Wurm herrührten. Freeman behandelte sie mit einigem Erfolg, fand aber, daß mit der alten Dame nicht ganz leicht umzugehen sei. Nach der Rückkehr von Dschabeng hatte er Gelegenheit, auch einen Häuptling von einem schweren Gallenfieber herzustellen und kam dadurch in den Ruf eines großen Mediziners. Sein Ansehen wuchs noch, als er bei Gelegenheit eines ausbrechenden Feuers mit Umsicht und Energie einzugreifen wußte und dadurch die Einäscherung des königlichen Quartiers verhütete. Aber auch von Schauderscenen afrikanischer Barbarei, wie sie nun einmal in Asante an der Tagesordnung waren, mußte er oft genug Augenzeuge sein, ohne dagegen einschreiten zu können. Doch hoffte er von dem späteren Einfluß der Mission eine allmähliche Besserung der Zustände. Er ahnte nicht, daß die mit großen Hoffnungen ins Werk gesetzte Asante-Mission resultatlos verlaufen werde und noch weniger, daß Kumase, wie Asante überhaupt, noch nach einem halben Jahrhundert der Mission verschlossen sein würde.

Noch einmal versammelte Freeman, ehe er von Kumase aufbrach, seine Leute um sich und hielt einen Gottesdienst. Am Abend feierten die in seinem Gefolge befindlichen Christen mit den beiden Prinzen das heilige Abendmahl. Dann verabschiedete er sich vom König und dessen Häuptlingen und reiste am 31. Januar 1842 ab. Brooking blieb in Kumase zurück.

Als Freeman wieder an der Küste anlangte, hatte er die Freude, drei neue Mitarbeiter, die Missionare Allen, Rowland und Wyatt begrüßen zu dürfen. Ungesäumt ging er daran, diese und die sonst noch vorhandenen Arbeiter an ihre verschiedenen Posten zu bringen. Er stationierte Watson in Dixcove und Shipman in Akra. Rowland begleitete er bis an den Prah-Fluß, von wo dann dieser allein nach Kumase weiterreiste, um an die Seite von Brooking zu treten. Wyatt blieb in Cape Coast.*) Freeman aber hatte eine neue Untersuchungsfahrt vor, die ihn bis an die Sklavenküste führte.

9. In Badagry und Abeokuta.

Im Osten und Nordosten von Dahome lag zu Anfang unseres Jahrhunderts ein großes Reich, das aber nicht wie jenes im Kriege, sondern in den Werken des Friedens seine Kraft bewährte: Joruba. Es umfaßte eine Gruppe miteinander verwandter Völkerstämme, die mit dialektischen Abweichungen ein und dieselbe Sprache redeten, für die sich aber kein gemeinsamer Name aufstellen läßt. In ihrem Gebiet herrschte Frieden und Wohlstand, wie fast bei keinem andern Volke Westafrikas. Noch 1825, als Clapperton durch das Land reiste, traf er zahlreiche und große Städte von 60—70000 Einwohnern. Dörfer von 3—4000 Seelen waren über das ganze Gebiet hin verbreitet, während tausende von fleißigen Bauern auf ihren Höfen und Pflanzungen lebten. In Oyo residierte der König. Bald nach jenem genannten Zeitpunkt aber wurde diesem Wohlstand ein trauriges Ende bereitet. Nördlich vom Niger nämlich waren die mächtigen Reiche der mohammedanischen Fellata entstanden, die mit Feuer und Schwert die heidnischen Völker auszurotten suchten. Nun rief einer der Joruba-Häuptlinge, der von Illorin, angestachelt vom Ehrgeiz, einen jener mohammedanischen Helden herbei, um mit ihm die Herrschaft zu teilen und durch ihn groß zu werden. Damit war dem kriegerischen Vordringen des Islam auch hier die Thür aufgethan. Wie ein

*) Er starb schon nach 9 Wochen und auch Rowland, der bereits auf der Hinreise nach Kumase erkrankte, erlag hier im Juli dem Fieber.

breiter Strom ergossen sich die fanatischen Horden über das blühende Land. Die großen Städte, obwohl mit doppelter oder dreifacher Palisadenreihe nebst Graben geschützt, wurden unter furchtbarer Metzelei zerstört und Scharen von jungen Leuten nach den Sklavenfaktoreien an die Küste transportiert. Schon als Richard Lander 1830 durch diese Gegend reiste, fand er das Land verheert und verwüstet. Oyo war zerstört und die Fellata hatten zu Illorin ein Reich aufgerichtet, von wo aus sie immer wieder ihre Verheerungszüge und Sklavenjagden unternahmen. Große Landstrecken waren entvölkert, das Land blieb unbebaut. Wo einst wogende Kornfelder und üppige Bananengärten das Auge erfreuten, da stand der schnell aufgeschossene Buschwald mit seinem undurchdringlichen Dickicht. Zerfallene, von Gestrüpp überwucherte Lehmhaufen zeigten die Stätte an, wo einst die volkreichen Städte mit ihrem regen Treiben lagen. An die Stelle der munteren Stimmen menschlicher Geschäftigkeit war das Gekreisch der Affen und Papageien und anderer Tiere des Waldes getreten.

Doch nach Gottes Ratschluß sollte dies Volk noch nicht von der Erde verschwinden; es sollte für die Heilsbotschaft des Evangeliums erhalten bleiben. Unter dem weit und breit waltenden Schrecken hatten sich manche Flüchtlinge in sicheren Schlupfwinkeln zu retten gesucht. Eine dieser Stätten sollte eine große Bedeutung erlangen. Etwa 10 deutsche Meilen von der Seeküste, am linken Ufer des Ogun-Flusses, der sich bei Lagos in die Lagune ergießt, liegt ein mächtiger, ungestalter Porphyr-Felsen, der sich ziemlich isoliert aus der Ebene erhebt. Olumo wird er genannt. An demselben findet sich zwischen Felsblöcken eine Höhle, die sonst, so lange es in der Umgegend noch etwas zu plündern gab, allerlei Diebsgesindel zum Aufenthalt gedient hatte, nun aber von armen Flüchtlingen als Zufluchtsort ausersehen ward. Ihre Zahl mehrte sich, doch von allem entblößt, wohnten sie dort unter unbeschreiblichen Entbehrungen und Mühsalen beisammen, bis sie nach und nach durch Anbau des Bodens, der zwischen ihren Felsen lag, den nötigen Lebensunterhalt zu gewinnen lernten.

Inzwischen aber gingen die Raubzüge der Fellata weiter. Da fand sich denn bald von dieser, bald von jener zerstörten Stadt ein Häuflein ein, das sich unter den Felsenhügeln mit ansiedelte, doch jedes für sich, ohne sich mit den übrigen zu einem Gemeinwesen zu verschmelzen. Bald waren eine ganze Reihe kleiner Staaten mit ihren eigenen Ordnungen und Gesetzen, ihren Häuptlingen, Aeltesten und Kriegshauptleuten dicht nebeneinander entstanden. Jede dieser Niederlassungen aber erhielt den Namen der zerstörten Mutterstadt, aus der die Ansiedler stammten. Dem Ganzen aber gaben sie mit Bezug

auf den Felsen Olumo den Namen: Abeokuta, d. h. „Unterm Stein".

Zuletzt hatten die Reste von nicht weniger als 130 Städten dort ihre Zuflucht gefunden. Aber Abeokuta hätte nie recht erstarken können, wenn die neben einander wohnenden kleinen Gemeinwesen nicht zu irgend einem politischen Ganzen zusammengefaßt worden wären. Dies geschah ums Jahr 1829 durch den Häuptling Schodeke. Er war ein ausgezeichneter Mann, der seine Ueberlegenheit über die übrigen Häuptlinge nicht in blinder Selbstsucht, sondern zum Wohle des Ganzen gebrauchte. Er gab der aus verschiedenen Gemeinden zusammengesetzten Stadt eine einheitliche Verwaltung und damit zugleich einen festen Zusammenhalt, wodurch sie bald zu einer außerordentlichen Blüte gelangte. Etwa 30 Jahre nach ihren ärmlichen Anfängen zählte sie schon 80—100000 Einwohner und war stark genug, ihre Selbständigkeit gegenüber allen äußeren Feinden zu wahren. Die so wunderbar entstandene Stadt sollte aber auch der Mittelpunkt werden, an welchem der Samen des Evangeliums zum Heile jener Völker ausgestreut wurde.

Es geschah dies zunächst von Sierra Leone aus. Unter den dortigen befreiten Negersklaven gehörten viele der Aku-Nation an, die vormals als Sklaven aus Joruba hinweggeschleppt worden waren und die es nun in Sierra Leone durch Fleiß und Betriebsamkeit zu einigem Wohlstand gebracht hatten. Diese knüpften Handelsverbindungen mit Badagry, dem nächstgrößten Handelsplatz westlich von Lagos, an und da diese von Erfolg waren, so entwickelte sich bald eine rege Handelsschiffahrt zwischen Sierra Leone und Badagry. Zugleich erwachte aber auch in manchen derselben das Verlangen, auf diesem Wege in die alte Heimat zurückzukehren. Es war dies besonders bei denen der Fall, die sich zum Christentum abweisend verhielten und denen die christliche Ordnung in Sierra Leone lästig war.

So kam es, daß zwischen 1839 und 42 nicht weniger als 500 Akuleute letzteres verließen, um in ihre Heimat zu wandern. Schon in Badagry trafen sie eine kleine Kolonie von Landsleuten, die sie freundlich aufnahmen, und mit noch größerer Freude wurden sie in Abeokuta empfangen. Hier merkten die Auswanderer denn doch den Unterschied zwischen einem christlichen und heidnischen Gemeinwesen und fühlten sich gedrungen, in Sierra Leone um Zusendung eines Lehrers zu bitten. Eine solche Bitte war auch schon von Badagry aus an den Methodisten-Missionar Dove in Sierra Leone gerichtet worden, der sie an seine Gesellschaft weiterbeförderte. Infolge dessen wurde unser Freeman beauftragt, eine Untersuchungsreise dahin zu unternehmen, die er am 24. September 1842 in Begleitung von

de Graft und dessen Frau antrat. Zugleich nahm er Material zur Errichtung eines einfachen Hauses und einige eingeborne Handwerker von der Goldküste mit. Man landete in Badagry, dem Küstenplatz, von wo aus allein die Reise ins Innere unternommen werden konnte; denn in Lagos hatten die Sklavenhändler dafür gesorgt, daß der Verkehr zwischen diesem und Abeokuta für Fremde gesperrt war. Freeman erbaute in Badagry ein luftiges Wohnhaus und richtete Schule und Gottesdienst ein. Die weitere Arbeit übergab er de Graft. Er selbst machte sich für die Reise nach Abeokuta fertig. Der Egba-Häuptling Schodeke hatte ihm zum Schutz auf derselben 14 Mann geschickt und ihm auch ein Pferd zur Verfügung gestellt.

Am 5. Dezember wurde aufgebrochen und den 12. desselben Monats zog er unter dem Jubel der Bevölkerung in Abeokuta ein. Schon vor der Stadt hatten ihn einige Sierra Leone-Christen willkommen geheißen. Eine berittene Eskorte geleitete ihn zum Häuptling Schodeke, der ihn mit allen Ehren empfing, aber nicht in der lärmenden Weise wie in Asante. Der Häuptling saß würdevoll auf einer Matte, die auf dem Boden seiner Halle ausgebreitet war, den Körper gegen ein prächtiges Lederkissen gelehnt. Er trug ein schweres Damasttuch, das er geschmackvoll um die eine Schulter geschlagen hatte, und auf dem Kopfe eine scharlachrote Stoffmütze mit blauer Seidentroddel. Vor ihm stand eine europäische Glasschale mit Kolanüssen, womit den Gästen aufgewartet wurde. Nach kurzer herzlicher Begrüßung durfte sich Freeman in seine Wohnung zurückziehen. Auf dem Weg dahin, als ihn Schodeke über den Hofraum geleitete, gab er seiner Freude erst recht Ausdruck, indem er den Missionar vor allem Volk in seine Arme schloß. Er machte ihm dann auch seinen Gegenbesuch. Noch am gleichen Tag — es war gerade ein Sonntag — hielt Freeman einen Gottesdienst, dem auch der Häuptling beiwohnte. Damit war der erste Anfang zur Mission in Abeokuta gemacht.

Freeman blieb 10 Tage in Abeokuta, dann trat er die Rückreise nach Badagry an. Schodeke begleitete ihn bis vor die Stadt, während ihm das auf den Straßen versammelte Volk von allen Seiten ein herzliches Lebewohl zurief. Am gleichen Tag, den 29. Dezember, an welchem Freeman sich nach dem dahomeischen Küstenplatz Weida einschiffte, trat Missionar Townsend, der Vertreter der englisch-kirchlichen Mission, seine Reise nach Abeokuta an, um hier ebenfalls die ersten Schritte zur Missionsthätigkeit einzuleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Die madagassischen Märtyrer.

(Ein Wort der Berichtigung von L. Dahle.)

In der April- und Mainummer des Evangelischen Missions-Magazins hat Herr Dr. Christ einen sehr interessanten Artikel über Madagaskar geschrieben, worin er namentlich zwei Punkte in meiner Darstellung der madagassischen Christenverfolgungen beanstandet. Er charakterisiert meine Auffassung folgendermaßen: „Nur etwas über 60 Christen seien wirklich hingerichtet worden, und die in der Verfolgung von 1857 umgekommenen Christen hätten sich dieses Los zum großen Teil durch Teilnahme am Komplott gegen die Königin selbst zugezogen“ (S. 144).

Er hat damit meinen Standpunkt so ziemlich korrekt referiert, doch nicht ganz genau hinsichtlich der Zahl der hingerichteten Christen; denn in meinem Buch (Madagaskar, 2. Teil, S. 249) habe ich gesagt, daß zwar die Gesamtzahl aller mir von den Eingebornen mitgeteilten Fälle der Hinrichtungen von Christen nicht mehr als 60 bis 70 (genau 65) betragen habe, daß ich mich aber trotzdem denen anschließen wolle, welche die Zahl auf ungefähr 100 schätzten, da es mir sehr wahrscheinlich scheine, daß etliche Fälle von Hinrichtungen in fernen Provinzen meinen eingebornen Gewährsmännern nicht bekannt gewesen seien.

Dr. Christ, der die Richtigkeit meiner Resultate nicht anerkennen kann, meint nun, daß diesen jedenfalls nur „ein akademischer Wert“ beigemessen werden könne. Er spricht hierauf viel von englischen Missions-Autoritäten, die seiner Meinung nach zu ganz andern Resultaten gekommen seien, aber ohne andere zu citieren als Sibree, dem zufolge die Zahl der hingerichteten Christen ungefähr 200 betragen hätten.

Es sei mir erlaubt, dem gegenüber erstens zu zeigen: wie ich zu meinem Ergebnis gekommen bin, und zweitens zu dokumentieren, daß dieses Ergebnis auch so ziemlich mit den Resultaten der meisten und besten englischen Verfasser übereinstimmt.

Es waren in Antananarivo, als ich im Jahr 1870 dahin kam, noch viele Christen und Heiden am Leben, welche die ganze Verfolgungszeit mit durchgemacht hatten. Ich bin mit mehreren von ihnen die ganze Verfolgungsgeschichte durchgegangen und habe mir alles erzählen lassen und zwar mit genauer Angabe der Namen aller hingerichteten Christen. Wenn sie dann in allem Wesentlichen überein-

stimmten, so glaubte ich die jedenfalls zuverlässigste Quelle zu haben, die es überhaupt in dieser Sache gab. Diese Männer waren ja „gleichzeitige Zeugen", denn sie erzählten nur, was sie erlebt hatten. Die von Madagaskar während der Verfolgungszeit eingelaufenen Briefe, von denen Dr. Christ spricht, erzählen nur vereinzelte Fälle, geben aber — denn das konnten sie selbstverständlich nicht — keineswegs die Gesamtzahl aller Hingerichteten an. Noch weniger hat es zu bedeuten, daß Ellis im Jahr 1853 und 1854 Tamatave und dann 1856 Antananarivo besuchte, da ihm während dieser Besuche nicht dieselbe gute Gelegenheit geboten war, nach allen Seiten hin die Sache gründlich zu untersuchen, wie uns übrigen in der spätern Zeit. Uebrigens stimmen, wie ich bald zeigen werde, seine Angaben mit den meinigen überein.

Wenn Dr. Christ ferner anführt, daß die Herren Jones und Baker noch im Sommer 1836 in Antananarivo standen, und damit zeigen will, daß die Londoner Missionare von den Verfolgungen zuverlässige Nachrichten gehabt haben müßten, so verstehe ich nicht, wie er sich das denkt. Die erste Hinrichtung fand ja am 14. August 1837 statt und die letzten ungefähr 20 Jahre später. Was hat dann die Gegenwart dieser Missionare in Antananarivo im Jahr 1836 mit der Märtyrergeschichte zu thun?

Ich werde nun zeigen, daß die Resultate der Londoner Missionare von den meinigen nicht sonderlich abweichen.

1) Dr. Mullens, der später so bekannte Sekretär der Londoner Missionsgesellschaft, sprach auf der Liverpool-Konferenz 1860 über Madagaskar und sagte: „Madagaskar hat der Kirche Christi mehr als hundert Märtyrer gegeben" (Report of the Conference, p. 334). Wie er aber später (in «Missionary Principles and Plans») die einzelnen Fälle von Hinrichtungen angeben soll, kommt er nur bis ungefähr 50.

2) Ellis in seinem Werke «The Martyr Church» giebt sehr detaillierte Nachrichten über die Verfolgungen, hat aber die Gesamtzahl der hingerichteten Christen nicht angegeben. Wenn man aber alle die von ihm angeführten Fälle zusammenzählt, so kommt man nicht weiter als ungefähr zu einem halben Hundert.

3) «The Gospel in Madagascar», ein Buch, das ganz den Eindruck macht, daß es auf den Mitteilungen der Londoner Missionare fußt, sagt: „Ein Hundert armer Madagassen sind um des Namens Christi willen gestorben" (Preface, p. VII).

4) Das größte Gewicht lege ich aber auf die Ergebnisse des Veteranen der Londoner Missionare, des Rev. W. Cousins. Er

kam im Jahr 1862 nach Madagaskar und hat bis voriges Jahr (mit einigen kürzeren Unterbrechungen) daselbst gearbeitet. Er kennt Madagaskar und dessen Geschichte wie wenige und ist der von allen anerkannte Altmeister der madagassischen Sprache, weshalb er auch zum Hauptrevisor der madagassischen Bibelübersetzung erwählt wurde. Er hat über die Christenverfolgungen von Madagaskar ins «Sunday Magazine» Mai 1878 geschrieben und dabei seiner Ueberzeugung in folgenden Worten Ausdruck gegeben: „Nach der wahrscheinlichsten Schätzung waren es zwischen 60 und 80 Opfer" («The most probable estimate is that the victims were between 60 and 80»).

Dies ist ja ganz und gar dasselbe Resultat, zu dem ich etliche Jahre früher gekommen war. Zwar spricht Sibree in «The Great African Island» (p. 351) von 200 Märtyrern, aber in «Madagascar and its People» (p. 440) ist nur von „mehr als hundert" Hingerichteten die Rede. Er hat sich auch später an einer dritten Stelle über dieselbe Frage ausgesprochen, und da heißt es: „Man hat geglaubt (it is believed), daß mehr als zweihundert" u. s. w. (in seiner Broschüre in Snows «Outline Miss. Series», p. 31).

Hier hat er hinlänglich klar angedeutet, daß seine früheren „200" nur sein und anderer subjektives Dafürhalten ausdrücken sollten und auf keiner Berechnung fußten.

Aus dem Vorhergehenden geht hoffentlich zur Genüge hervor, daß es nicht korrekt ist, wenn man meine Angaben in diesem Punkte der Märtyrergeschichte mit derjenigen der Londoner Missionare kontrastieren läßt. Der wahre Sachverhalt ist vielmehr der, daß die meinigen mit den bestfundamentierten der englischen Angaben ganz gut harmonieren.

Es sind aber noch andere litterarische Erzeugnisse in der dänisch-norwegischen, deutschen und englischen Sprache, deren höchst abenteuerlichen Darstellungen der madagassischen Christenverfolgungen entgegen zu treten ich mich lebhaft provociert fühlte, und gegen die denn auch meine Kritik in diesem Punkte hauptsächlich gerichtet war. Folgende Beispiele sprechen für sich selbst:

1) In Blumhardt's Handbuch der Missionsgeschichte (von 1863) lesen wir, daß in 8 Monaten — von Juli 1836 bis März 1837 — 1016 Personen teils hingerichtet, teils verkauft worden seien — und dies alles, noch ehe die erste Hinrichtung (14. August 1837) stattfand. Der Verfasser erzählt dann weiter, daß 100 Personen im Jahr 1841 verbrannt wurden und sagt endlich: „Die geringste Berechnung der getöteten Christen übersteigt die Zahl 2000".

Der teure Mann, den ich sonst sehr hoch schätze, hat den 200 des Herrn Sibree, indem er seine Quellen mißverstand, noch eine Null hinzugefügt! (L. c. I. p. 121—125).

2) Das sind aber alles nur „unschuldige Nachrichten" im Vergleich mit dem, was uns Dr. Kalkar erzählt. In seinem Buche: „Die evangelische Missions-Historie" 1857 bringt er nicht nur die Blumhardt'sche Geschichte von den ca. 1000 in acht Monaten Hingerichteten, er kann auch Auskunft geben über 12000 andere, die Tangena trinken mußten und von denen 5000 starben!! Und das hat der Verfasser auch in seiner zweiten Missionsgeschichte (Kristelige Mission 1879), nachdem er bereits meine Darstellung gelesen hatte, noch stehen lassen!

Wenn man gegen solche Ungeheuerlichkeiten vorgeht und mit dem kritischen Messer hineinfährt, sollte man doch billigerweise nicht mit der überlegenen Bemerkung zurückgewiesen werden, daß die Ergebnisse historischer Forschung nur „einen akademischen Wert" hätten.

3) Zum Beweis, daß diese gewaltigen Uebertreibungen in der madagassischen Märtyrergeschichte noch nicht ausgestorben sind, citiere ich die große «Encyclopaedia of Missions» (New-York 1891), wo man folgendes lesen kann: «Several thousands were put to death in various ways» (II. p. 12—13, Madagascar).

Es scheint, daß die Kritik hier noch manches zu thun hat. Indem wir aber alle solche Märchen zurückweisen, geben wir gern zu, daß viele Christen in den Verfolgungen viel gelitten haben, ohne dabei hingerichtet worden zu sein.

Die zweite Frage: Waren die im Jahr 1857 hingerichteten Christen an der Verschwörung Lamberts beteiligt oder nicht? ist nicht so leicht zu beantworten. Es unterliegt natürlich keinem Zweifel, daß die eigentlichen Anstifter der Verschwörung die Franzosen (Konsul Laborde und Herr Lambert) waren, und daß der Prinz Rakoto (der spätere Radama II.) auf madagassischer Seite das Haupt derselben war. Aber es scheint mir schon im voraus als sehr wahrscheinlich, daß auch die eingebornen Christen sich daran beteiligten. Der Prinz war ja der anerkannte Gönner und Beschützer der Christen, diese aber waren unter allen Unterthanen der Königin diejenigen, die am meisten unter ihrem Blutregiment bereits gelitten hatten und voraussichtlich noch zu leiden haben würden, folglich auch diejenigen, die bei einer Revolution wie die beabsichtigte, am meisten zu gewinnen hoffen durften.

Nun ist es zwar eine bekannte Sache, daß man bei Anwendung des alten Satzes: «Cui prodest scelus, is fecit» sehr vorsichtig sein muß. Wenn aber sonst alles damit übereinstimmt, so ist es

doch nicht ganz ohne Bedeutung. Das Ausschlaggebende ist aber das Zeugnis der Eingebornen selbst. Ich habe vielfach über diese Angelegenheit mit den Eingebornen verhandelt und gefunden, daß, wenn ich die jetzigen Christen fragte, ob die damaligen Christen sich an der Verschwörung 1857 beteiligt hätten, sie anfangs eine verneinende Antwort gaben. Sobald es ihnen aber klar wurde, daß ich gesonnen sei, die Sache gründlich zu untersuchen, so räumten sie schließlich ein, daß viele Christen jedenfalls Mitwisser der Verschwörung gewesen seien.

Hiemit stimmt auch, was der jetzige Premierminister, der selbst ein Christ ist, seiner Zeit äußerte, als die Kirche in Fiadanana — ein Denkmal über den im Jahr 1857 hingerichteten Christen — eingeweiht wurde. Er sagte: „Meines Erachtens ist das ein Denkmal über politischen Verbrechern." Und der englische Missionar, der diese Aeußerung hörte und mir wiedergab, fügte selbst hinzu: „Meiner Meinung nach hat er recht."

Herr Clark (von der mit den Londonern befreundeten Quäker-Mission, der eine madagassische Kirchengeschichte in der Sprache der Eingebornen geschrieben hat, behandelt die Frage mit besonderer Zurückhaltung, wie dies auch in einem solchen Buch notwendig war. Er durfte sie weder bejahen noch verneinen («Asa izay marina»), sagt aber doch, daß vielleicht einige Christen Mitwisser der Verschwörung gewesen seien, während dagegen die meisten wahrscheinlich nichts davon gewußt hätten (l. c. p. 99).

Die meisten Eingebornen würden sich gewiß nicht so unentschieden ausgesprochen haben. Doch gebe ich gern zu, daß es jetzt nicht mehr möglich ist, genau festzustellen, in welchem Umfange die Christen im ganzen sich an der Verschwörung beteiligten. Es ist auch kaum zu bezweifeln, daß die damalige Königin in ihrem bekannten Haß gegen das Christentum die beteiligten Christen mit größerer Strenge bestrafte, als andere in gleichem Maße Schuldige.

Es sei mir schließlich erlaubt, nachdrücklich zu erklären, daß mir nichts ferner liegt, als die Resultate der Arbeit der Londoner Missionsgesellschaft schmälern zu wollen. Diese ehrwürdige Gesellschaft wird nun demnächst, so Gott will, ihre hundertjährige Jubelfeier begehen und sie hat gewiß alle Ursache zum jubilieren; denn wahrhaft große Wunderthaten hat ihr Gott gethan, und nicht am wenigsten in Madagaskar. Ihre Geschichte daselbst ist eine so herrliche, daß es mir wenigstens leid thäte, wenn sie irgendwie eine Verunstaltung erlitte. Sie verdient es, rein und unverfälscht der Nachwelt überliefert zu werden. Ich habe die Arbeit dieser Gesellschaft in Madagaskar 17 Jahre lang beobachtet und sie auch bisweilen freimütig kritisiert.

Das sage ich aber ohne Bedenken: Es ist eine gesegnete Arbeit, die ich auch dann, wenn ich sie kritisiere, doch sehr bewundere. Möchte die Gnade des Herrn immer auf ihr ruhen und ihr Jubeljahr und ihre ganze Zukunft reichlich gesegnet sein. L. Dahle.

* * *

Der Erklärung von Herrn Pastor Dahle, des Sekretärs der norwegischen Missionsgesellschaft, haben wir nur unsern Dank für die darin enthaltenen sachlichen Mitteilungen beizufügen, welche manche schätzbare Aufklärung enthalten. Wir konstatieren mit Befriedigung, daß die Uebertreibungen, gegen die Herr Dahle sich wendet, nicht den Sendboten der in Madagaskar thätigen Missionare, sondern andern Schriftstellern zur Last fallen. Nur in Betreff der Teilnahme der Christen an dem gegen Ranavalona I. geplanten Staatsstreich halten wir es mit den ausdrücklichen Erklärungen der Londoner Missionare, welche diese Teilnahme in Abrede stellen. Was das „Mitwissen" betrifft, so ist das ein so unsicheres Element, daß es füglich übergangen werden kann, umsomehr, als es sehr zweifelhaft ist, ob überhaupt ein Versuch, das Land von der völlig illegitimen, durch schändliche Gewaltthat, Verrat und Mord zur Herrschaft gelangten Königin zu befreien, die Bezeichnung eines politischen Verbrechens verdient.

Wir hoffen zuversichtlich, die Missionsfreunde erhalten den armen madagassischen Christen diese verhängnisvolle Zeit hindurch ihre brüderliche Teilnahme und stehen vor Gott getreulich ein für Abwendung der Schädigungen, die ihnen drohen. Dr. Christ.

Erläuterung zu dem Bild:

Ein westafrikanischer Häuptling mit Tragstuhl und Tragkorb.

Am 29. Mai wurde in der Sitzung des Basler Missions-Komitees der Missionsveteran Fr. Ramseyer mit seiner Frau nach einem kurzen Erholungsaufenthalt in der Neuenburger Heimat wieder für Afrika verabschiedet. Es ist das fünfte Mal, daß er während seiner nun 31jährigen Missionslaufbahn nach Westafrika auszieht und zwar kehrt er auch diesmal auf sein altes Arbeitsfeld, nach der ehe-

maligen Asanteprovinz Okwawu, zurück. Wohl den meisten unserer Leser wird bekannt sein, daß er im Jahr 1869 auf seiner damaligen Station Anum am Voltafluß während eines Einfalls der Asanteer von diesen gefangen genommen und mit Frau und Kind auf mühseligen und höchst entbehrungsreichen Märschen nach der Hauptstadt Kumase geschleppt wurde. Hier lebten sie als Zeugen heidnischer und barbarischer Greuel, wie sie von jeher in Asante an der Tagesordnung sind, über 4 Jahre in der Gefangenschaft, bis sie im Januar 1874 durch die englische Expedition unter Sir Garnet Wolseley befreit wurden. Seit jener Zeit war es ihr sehnlicher Wunsch, an der Stätte ihres ehemaligen Kerkers dem umnachteten Volke von Asante die Leuchte des Evangeliums zu bringen. Die politischen Verhältnisse des Asante-Reiches ließen indes diesen Wunsch nicht in Erfüllung gehen. Asante und dessen Hauptstadt war der Mission verschlossen und ist es noch bis auf den heutigen Tag. Doch hat es neuerdings den Anschein, als ob in nächster Zeit die Stunde schlagen sollte, in der die verschlossenen Thüren zu jenen Gebieten sich aufthun werden.

Mittlerweile ist es aber Missionar Ramseyer doch gelungen, sich den Grenzen Asantes bis auf wenige Tagereisen zu nähern. Es geschah dies zunächst dadurch, daß die Basler Mission auf der Goldküste im Jahr 1876 ihre Missionsposten bis in die ehemalige Asanteprovinz Okwawu vorschob und die im Mittelpunkt des Landes gelegene Stadt Abetifi besetzte. In diesem herrlichen Gebirgsländchen, das Ramseyers mit ihrem Leidensgefährten Kühne im Jahr 1869 als Gefangene auf ihrem Marsch nach Kumase passierten, ist seitdem ein schönes Gotteswerk aufgeblüht,*) das zugleich den Stützpunkt für die dereinstige Arbeit im eigentlichen Asante abgeben soll, sobald dasselbe den Boten Christi offen steht. Gewissermaßen ist auch schon in den letzten Jahren ein kleiner Anfang damit gemacht worden, indem man an mehreren Punkten in der Richtung auf Kumase zu einige Außenposten angelegt hat, so daß man sozusagen vor den Thoren der Hauptstadt steht. Jene Außenposten sind die Asante-Städte Bompata, Odumase und Agogo. Ersteres weist bereits eine kleine, lebenskräftige Gemeinde auf. Daß aber auch Kumase selbst dem Einzug der Friedensboten nicht mehr lange verschlossen sein dürfte, diese Hoffnung kann sich möglicherweise in Kürze erfüllen. Denn die politischen Verwicklungen, die zwischen Asante und der englischen Kolonialregierung schon seit längerer Zeit bestehen, sowie das Vordringen der Franzosen im Hinterland der westlichen Goldküste, haben jener die Notwendigkeit nahe gelegt, Asante unter die britische Oberhoheit zu stellen. Dieses

*) Vgl. den Artikel: „Missionsbilder aus Asante" im Missionskalender 1895.

sträubt sich aber mit aller Macht dagegen, seine unbeschränkte Alleinherrschaft über die von ihm unterworfenen Völkerstämme und das Recht zur Erweiterung seiner Grenzen aufzugeben und sich dem verhaßten Gegner zu unterwerfen. Asante hat deshalb eine Gesandtschaft nach England geschickt, um direkt mit der Königin Viktoria über diese Frage zu unterhandeln. Die englische Königin hat aber die Gesandten gar nicht empfangen, da sie sich mit Umgehung ihres Vertreters, des Gouverneurs der Goldküste, nach England eingeschifft haben. Zu all den wohlverdienten Demütigungen, die das stolze Asante seit seiner Niederlage durch die Briten im Jahr 1874 erfahren hat, kommt nun noch diese hinzu. Wie sich nun Asante daraufhin zur englischen Kolonialregierung stellen wird, läßt sich noch nicht sagen, doch ist kaum anzunehmen, daß es sich ohne weiteres den Forderungen derselben fügen werde. In diesem Fall könnte es noch zu einem Waffengang zwischen beiden kommen, der dazu führen würde, die für die Goldküste schon seit fast zweihundert Jahren gefährliche Nachbarschaft der Asante-Herrschaft vollends zu zertrümmern und in den Staub zu legen. Aber welches auch der Verlauf der Dinge sein möge, der Ausgang wird voraussichtlich der sein, daß sich Asante wohl oder übel die britische Oberhoheit und Bevormundung wird gefallen lassen müssen. Ein Resident mit einer genügend starken Besatzung wird dann in der Hauptstadt darauf sehen, daß die Verträge, zu denen sich Asante bis jetzt wohl herbeiließ, aber nie hielt, zur Geltung und Ausführung kommen. Sollte dieses alles eintreffen, so wären damit auch alle Gebiete von Asante und selbst die Hauptstadt mit einem Schlag für die Mission in ein anderes Stadium getreten. Das Evangelium könnte dann unbehindert den Asante-Völkern, die bis jetzt nur durch das despotische Regiment ihrer Großen davon ausgeschlossen geblieben sind, gebracht werden. Auf diesen Zeitpunkt hat Miss. Ramseyer von seiner Warte in Abetifi aus schon längst gewartet und in dieser Hoffnung ist er auch jetzt wieder nach Westafrika hinausgezogen.

Aber was hat das alles mit unserem Titelbild zu thun, zu dessen Erläuterung wir einige Worte beifügen wollten?

Das Gesagte steht insofern in einigem Zusammenhang mit dem Bild, als dasselbe den Häuptling von eben der oben genannten Okwawu-Stadt Abetifi darstellt, in deren Weichbild die erste Asante-Station liegt, auf der Miss. Ramseyer seit vielen Jahren seine Wirksamkeit gefunden hat.

Die Erscheinung des Häuptlings ist nicht gerade eine fürstliche zu nennen, aber das beeinträchtigt seine Würde keineswegs. Dessen ungeachtet gilt seine Stimme im Rate der Aeltesten, wenn sich diese

als Häupter des Volkes zuſammenfinden, um über das Wohl der Stadt zu beraten oder nach altväterlicher Sitte die Gerichtsbarkeit auszuüben. Unſer Bild ſtellt eine friedliche Scene dar. Zärtlich hält der Häuptling Adow-Kwame ſein Kind umfangen, und um ihn her ſtehen ſeine Trabanten mit den eigentümlich geſtalteten Schwertern, deren aus Holz geſchnitzte Knäufe mit Goldblech überzogen ſind und als königliche Inſignien gelten. Der mit dem federreichen Kriegshelm geſchmückte Hofbeamte iſt des Häuptlings „Sprecher", ſozuſagen der vortragende Rat, der an den Höfen afrikaniſcher Fürſten eine hervorragende Rolle ſpielt. Zu ſeiner Auszeichnung gehört auch das goldne Bruſtſchild, das er um den Hals hängen hat. Links oben ſehen wir den langen landesüblichen Tragkorb, der mit inländiſchem Baumwollſtoff ausgelegt und mit einem Ruhekiſſen verſehen iſt. Der Inhalt des letzteren beſteht aus Baumwolle, die der mächtige Seidenwollbaum wie Frau Holle im Märchen in Hülle und Fülle um ſich herſtreut. Rechts auf dem Boden ſteht der mit gelben Polſternägeln verzierte Tragſtuhl des Häuptlings, der wie jener auf den Köpfen rüſtiger Neger getragen wird. Beide — Tragkorb und Tragſtuhl — ſind einheimiſches Fabrikat. In ihnen läßt ſich der Häuptling, umgeben von ſeinem Gefolge und begleitet von lärmender Muſik, auf ſeinen Reiſen und zumal, wenn er den Landesvater beſucht, mit aller Grandezza einhertragen, je nachdem es Sr. ſchwarzen Hoheit beliebt. —

Bei dieſem Anlaß möchten wir die Gelegenheit ergreifen und unſere Leſer auf ein Album aufmerkſam machen, in welchem Miſſionar Ramſeyer 80 Anſichten von der Goldküſte — vornehmlich von Otwawu und Aſante — zuſammengeſtellt hat und wovon unſer Titelbild eine Probe iſt. (Näheres ſiehe Bücheranzeige Seite 303.) Und wer ſich noch eingehender mit den Zuſtänden in Aſante bekannt machen möchte, den verweiſen wir auf das in zweiter und vermehrter Auflage erſchienene, mit einer Karte der Goldküſte und 12 Bildern verſehene Schriftchen: „Vier Jahre gefangen in Aſante" Miſſionsbuchhandlung, Baſel. Preis: 30 Pf. = 35 Cts.

Miſſions-Zeitung.

Neueſtes und Vermiſchtes.

Die **Rheiniſche Miſſionsgeſellſchaft** hat ſoeben ihren Jahresbericht erſcheinen laſſen, aus dem wir folgende Zahlen mitteilen. Zum Vergleich führen wir in Klammer die Zahlen des Vor-

jahres an. Am 31. Dezember 1894 zählte die rheinische Mission 74 (71) Missionsstationen mit 145 (147) Filialen. Es sind somit im letzten Jahr drei neue Stationen angelegt worden und zwar sämtlich auf Sumatra. An europäischen Missionsarbeitern waren außer den Missionarsfrauen vorhanden 105 (102), darunter 1 Lehrer, 2 Aerzte, 7 Diakonissen. Eingeborne Mitarbeiter wurden gezählt: 16 ordinierte Pastoren, 270 (261) Lehrer, bez. Evangelisten, und außerdem noch 608 (569) unbesoldete Mithelfer (Aelteste, Diakonen u. dgl.).

Die Seelenzahl der in Gemeinden gesammelten Heidenchristen betrug 56944 (53816); die der Kommunikanten 17931 (16741); die der Schüler 9450 (8913). Aus den Heiden wurden getauft 2102, genau die Hälfte von den im Jahr zuvor getauften 4204. Dieser auf den ersten Blick auffallende Rückgang hat lediglich darin seinen Grund, daß die Missionare gegenüber den Massen der in Sumatra sich zur Taufe Drängenden ein etwas langsameres Tempo einschlagen; es stehen noch 7776 im Taufunterricht.

Die Gesamtausgabe des Jahres 1894 betrug 487745 Mark, die Einnahme dagegen 490856 Mark, was einer Steigerung der Einnahme gegen das Vorjahr (427327 M.) um 63000 Mark gleichkommt. Da die Einnahme die Ausgabe um ca. 3000 Mark überstieg, so verminderte sich das aus dem Jahr 1893 herübergenommene Defizit auf 6844 Mark. Hoffentlich verschwindet es bald ganz. Diese bedeutende Steigerung in den Missionseinnahmen ist hoffentlich keine einmalige, sondern eine anhaltende; denn das Werk wächst immer mehr und damit wachsen auch die Kosten. Ja eine Verringerung der Kosten würde auf einen Stillstand oder gar auf einen Rückgang des Werkes schließen lassen. Da aber draußen immer mehr Thüren aufgethan werden und das Werk zu größerer Ausdehnung drängt, hat die Gesellschaft beschlossen, das Missionshaus in Barmen zu vergrößern, um in Zukunft mehr Missionare aussenden zu können. So ist denn auch der erste Spatenstich zu einem Neubau geschehen, in welchem unten das Museum Aufnahme finden und oben eine Inspektorwohnung eingerichtet werden soll. Dadurch wird in der sog. Vorschule an Raum gewonnen. Gott gebe seinen Segen zu allem und bekenne sich weiter in Gnaden zur Arbeit der rheinischen Mission. (Nach dem Barmer Missionsblatt, Juni 1895.)

Sudan-Mission. Im mittleren Nigergebiet, wo die mohammedanischen Fellata- und Hausastämme ihre heutigen Wohnsitze haben, sind schon mehrfache Missionsversuche unternommen worden; aber die klimatischen Verhältnisse haben es bis jetzt zu keiner

benden und erfolgreichen Missionsthätigkeit in jenen Gebieten kommen lassen. Und doch werden von englischen Missionskreisen aus immer wieder aufs neue Versuche gemacht, den bis jetzt unzugänglichen Sudan der Mission zu erschließen.

So wurde erst im letzten Jahr wieder ein solcher von einigen jungen Leuten, Namens Gowans, Bingham und Kent, unternommen, die sich expreß für diese Pionier-Mission vorbereitet hatten. Sie trafen Anfang 1894 in Lagos ein und versuchten von da aus unter mancherlei Enttäuschungen und Entbehrungen ins Innere vorzudringen, wurden aber durch Stammesfehden am Vordringen verhindert. Daraufhin scheinen sie sich wieder nach Lagos zurückgezogen und einen günstigeren Augenblick abgewartet zu haben. Inzwischen wurde die kleine Schar durch die Ankunft von drei weiteren Mitarbeitern: Holt, Lomax und Greenwood verstärkt, wogegen zwei von der ersten Aussendung, Kent und Gowans, dem Klima erlagen. Der neu eingetroffene Loynd begab sich dann im Dezember mit Bingham von Lagos aus ins Innere. Im Januar erreichten sie das in Yoruba gegen Illorin und dem Niger zu gelegene Ogbomoso, wo die amerikanischen (südlichen) Baptisten eine Missionsstation besetzt halten. Sie vertraten hier den für ein Jahr auf Urlaub abwesenden Missionar. Mittlerweile hatten sich Holt, Lomax und Greenwood nach Bida begeben, das jenseits des Nigers an der Grenze der Haussaländer liegt, wurden aber hier vom König in verräterischer Weise am weiteren Vordringen verhindert. Man hielt sie volle vier Monate in Bida fest, während welcher Zeit ihre mitgeführten Lebensmittel und die für die Weiterreise bestimmten Tauschartikel aufgebraucht wurden. Auch wurden sie mehrmals thätlich angegriffen. Unter diesen Umständen beschlossen Greenwood und Lomax wieder nach Ogbomoso zurückzukehren und vorerst das Arabische und die Haussasprache zu studieren, wogegen Holt, der beide Sprachen fließend spricht und wegen seiner etwas dunklen Hautfarbe, zumal in mohammedanischer Kleidung, leichter durchzukommen hofft, weiter nach Kano (im Gebiet von Sokoto, zwischen dem Niger und dem Tsadsee) vorzudringen suchen soll. Wir möchten indes bezweifeln, daß diese etwas abenteuerliche Missionsidee eine Zukunft haben werde, denn mit der Begeisterung für die Sache ist es noch nicht gethan.

Korea. Seit der Eroberung und Besetzung dieses Landes durch die siegreichen Japaner bahnen sich in demselben allerlei neue Dinge an. Vor allem suchen die dort arbeitenden Missionen ihre Arbeitskräfte zu verstärken und zu den bereits daselbst thätigen Presbyterianern, Methodisten und Anglikanern denken nun auch die

amerikanischen Baptisten daran, in Korea einzurücken. Der Zeitpunkt ist allem Anschein nach günstig, solange Japan im Besitz der Halbinsel ist. Aber auch die Koreaner selbst fangen an, aus ihrem langjährigen Schlaf zu erwachen, sich die Augen zu reiben und die Glieder zu strecken. So ist kürzlich in der Hauptstadt Söul eine Schule für die aristokratische Jugend errichtet worden, in der Koreanisch (zum erstenmal), Chinesisch, Japanisch und Englisch gelehrt wird. Auch haben die Behörden die Missionare aufgefordert, eine weitere Schule zu eröffnen. Diese haben sich dazu bereit erklärt, wenn man ihnen gestatte, die christliche Religion als Unterrichtsfach aufzunehmen. Die Regierung hat dagegen nichts einzuwenden, da sie das Christentum für eine sehr gute Religion halte. Ebenso stellt sich der König von Korea sehr freundlich zur Mission. Bei einer Zusammenkunft, die einige Missionare mit ihm hatten, sprach sich derselbe sehr anerkennend über die Fortschritte der Mission aus und äußerte den Wunsch, daß die Zahl der Missionsarbeiter möglichst vermehrt werden möchte. Aber auch auf andern Gebieten geht Korea einer neuen Zeit entgegen, denn schon trifft man Anstalten, die Hauptorte des Landes: Söul, Tschimulpo und Fusan mit Eisenbahnlinien zu verbinden. Alles dieses muß dazu dienen, in dem bisher verschlossenen Land die Ausbreitung des Evangeliums zu fördern.

(The Missionary.)

Amerika. In New York, so lesen wir im Missionsfreund der deutschen evang. Synode von Nord-Amerika, giebt es einen chinesischen Tempel, in welchem der heidnische Gottesdienst in aller Form, wie etwa in Peking auch, verrichtet wird.

Im Jahr 1868 wurde innerhalb der amerikanischen Kongregationalisten-Kirche eine Frauen-Missionsgesellschaft gegründet, die seitdem eine große und eifrige Thätigkeit entfaltet hat. Sie hat im ganzen 144 Missionsarbeiterinnen berufen und nahezu eine Million Dollars für Missionszwecke gesammelt.

Bücheranzeige.

Dalton H. Auf Missionspfaden in Japan. 446 S. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 1895. broch. Mk. 5.40. | eleg. geb. Mk. 6.60.

Das vorliegende Buch enthält mehr als der schlichte Titel verheißt. Es sind nicht nur sehr ansprechende Reisebilder aus Japan, die der bekannte Verfasser als Ergebnis seiner Missionsstudienreise bietet, sondern es enthält zugleich eine treffliche Darstellung alles dessen, wodurch das ferne Inselreich in den letzten Jahrzehnten zur Bedeutung gelangt und besonders in jüngster Zeit in den Vordergrund getreten ist. Es findet deshalb nicht bloß das staatliche und religiöse Gebiet seine Beleuchtung, sondern es werden auch die geschichtlichen Ur-

sachen und der Prozeß des ganzen Umschwungs, der sich während der letzten vierzig Jahre in Japan in so staunenswerter Weise vollzogen hat, Schritt für Schritt nachgewiesen. Dabei zeigt die eingehende Behandlung der dortigen Missionen nach ihrer geschichtlichen Entwicklung, welchen Erfolg und welche Bedeutung die Mission in jenem aufstrebenden Lande erlangt hat. Besonders wertvoll ist auch, zu erfahren, welche praktische Stellung der allgemeine evang.-protest. Missionsverein im Reigen der evang. Missionen in Japan einnimmt und welches das Ergebnis seiner nun zehnjährigen Arbeit daselbst ist. Hienach wäre der betreffende Missionsverein besser bei seinen heimatlichen Missionstheorien geblieben und hätte lieber darauf verzichtet, auf das praktische Gebiet der Missionsthätigkeit draußen zu treten; denn wenn, wie Dalton unwiderlegbar nachweist, die Missionare jenes Vereins nur die liberale Theologie in Schrift und Wort verbreiten und diese erst noch im Namen deutscher Wissenschaft dem Volk vortragen, an dessen Christianisierung man arbeiten will, so verfehlen sie damit ihren Missionsberuf. Daß nach Dalton das Ergebnis ein sehr geringes ist, so daß man von keinem positiven Erfolg reden kann, ist nicht zu verwundern. Um so bedauerlicher ist es, daß die deutsche Mission nur durch diesen Missionsverein in Japan vertreten ist.

Dem Buch sind noch wertvolle Anmerkungen beigefügt, die dem Leser erwünschte Belege und weitere Ausführungen an die Hand geben. Bei dem allgemeinen Interesse, das Japan in gegenwärtiger Zeit beansprucht, ist ihm gewiß ein großer Leserkreis gesichert. Es verdient ihn auch in vollem Maß.

Ratzel, Dr. Prof. **Völkerkunde.** II. Band. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit 513 Abbildungen im Text, 15 Farbendruck- und 13 Holzschnitt-Tafeln, sowie 4 Karten. 762 S. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut, 1895. In Halbleder geb. 16 Mk.

Wie der I. Band, den wir Seite 175 besprochen haben, so ist auch der II. Band nach Text und Ausstattung ein Prachtwerk ersten Ranges. Er behandelt I. die Negervölker (A. die Süd- und Ostafrikaner; B. die Innerafrikaner; C. die Westafrikaner) und II. die Kulturvölker der alten Welt (A. Allgemeines über die altweltlichen Völker; B. die afrikanischen Kulturvölker; C. die asiatischen Kulturvölker und D. die Westasiaten und Europäer). Die dem Text beigegebenen Abbildungen von Landschaften, Wohnstätten, Völkertypen, Gerätschaften, Industrie- und Bekleidungsproben, Kultusgegenständen, Pflanzen, Waffen, Musikinstrumenten, Schmuck u. a. m. sind von vorzüglicher Ausführung. Der massenhafte Stoff, der zur Verarbeitung gekommen, ist übersichtlich gruppiert und führt den Leser in das Leben und Denken der verschiedenen Völkerfamilien mit ihren Sitten und Gebräuchen in interessanter Weise ein. Wir wüßten kein Werk der Neuzeit, das dem vorliegenden auf dem Gebiet der Völkerkunde gleichkäme. Der Preis ist im Verhältnis zu Umfang und Ausstattung sehr niedrig angesetzt.

Hirt's Bilderschatz zur Länder- und Völkerkunde. Für die Belehrung in Haus und Schule zusammengestellt von Dr. Alwin Oppel und Arnold Ludwig. 431 Abbildungen nebst einem kurzen, erläuternden Text. Mit farbigem, steifem Umschlag. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn. Mk. 3.

Es ist erstaunlich, was in diesem Bilderschatz für nur 3 Mark alles geboten wird. Auf 92 Seiten Groß-Folio finden wir 431 sehr gut ausgeführte Abbildungen nach authentischem Material hergestellt, und zwar gelangen die wichtigsten Objekte der allgemeinen Erdkunde, Landschaftskunde, Völkerkunde und Wirtschaftskunde zur Darstellung. Auch das Leben in den deutschen Kolonien ist besonders berücksichtigt. Der in gedrängter Form gehaltene Text, der den Bildertafeln vorausgeschickt ist, giebt den genügenden Aufschluß über dieselben. Wir empfehlen diesen Bilderschatz, der in der That ein Schatz von ungewöhnlicher Reichhaltigkeit zur Belehrung und Unterhaltung in Haus und Schule ist, allen Lesern aufs wärmste.

Album der Basler Missionsgesellschaft. Achtzig Ansichten von der Goldküste (Westafrika), nach Originalaufnahmen des Missionars Fr. Ramseyer. Verlag von Gebr. Attinger, Neuenburg 1895. Preis im Buchhandel Fr. 4.50 (Mk. 3.60). Für Abonnenten des Missions-Magazins durch die Basler Missionsbuchhandlung bezogen zum Vorzugspreis von nur Fr. 3.75 (Mk. 3).

Vor seinem Wiederauszug nach Westafrika hat Miss. Ramseyer (vgl. S. 295 f.) 80 von ihm an Ort und Stelle aufgenommene Bilder von der Goldküste zu einer Sammlung vereinigt, die in ihrer hübschen Anordnung das Volks- und Naturleben, sowie eine Reihe von Basler Missionsniederlassungen und das Leben auf denselben zur Darstellung bringt. Den Abbildungen ist ein übersichtlicher Text vorausgeschickt, der Land und Leute, die Geschichte der Goldküste und die Basler Mission daselbst in Kürze bespricht. Außerdem ist den Ansichten, sofern sich diese nicht selbst erklären, eine kurze Erläuterung beigefügt.

Es ist gewiß ein glücklicher Gedanke, ein ganzes Missionsgebiet, von dem man sonst nur liest und sich als einer fremden Welt kaum eine rechte Vorstellung machen kann, in Wort und Bild vorgeführt zu sehen. Denn es wird unstreitig dadurch ein größeres Verständnis und in Verbindung damit ein wärmeres Interesse dafür geweckt. Wir möchten deshalb wünschen, daß das Album mit seinen zahlreichen bildlichen Darstellungen Eingang in den weitesten Missionskreisen finden möge, und wir empfehlen es darum der freundlichen Beachtung aller unserer Leser und ihrer Bekannten.

Auch machen wir darauf aufmerksam, daß die Verleger Originalphotographien derselben Ansichten in Kabinetform (13 × 18 cm), in Blättern zu 80 Ct. das Stück, auf Karton gezogen Fr. 1, sehr schön hergestellt haben. Bei Bestellung solcher genügt Angabe der Ansicht-Nummer.

Schreiber, Dr. **Fünf Monate in Südafrika.** Mit einer Kartenskizze und mehreren Bildern. 140 S. Barmen, Verlag des Missionshauses. Mk. 1.

Das Schriftchen erzählt in schlichter, aber fesselnder Weise die Visitationsreise des rheinischen Missionsinspektors Dr. Schreiber, die derselbe im letzten Jahr nach Südafrika unternommen hat. Er führt uns über alle Stationen der rheinischen Mission im Kapland, Nama- und Hereroland und läßt uns das gesegnete Resultat einer langjährigen und mühevollen Missionsarbeit erkennen. Eine Anzahl guter Bilder bringen uns verschiedene Volkstypen, Landschaften, Missionskirchen und Niederlassungen, sowie einige Gruppen von Missionaren und Nationalgehilfen zur Anschauung. Solche Visitationsberichte, wie der vorliegende, führen durch die zusammenhängende Darstellung am besten in die Kenntnis eines Missionsgebietes ein. In diesem Fall ist es zudem ein deutsches Kolonialgebiet — das von Südwestafrika — welches unser besonderes Interesse beansprucht.

Lovett R. James Gilmour of Mongolia. His Diaries, Letters and Reports. With a Portrait, two Maps and five Illustrations. Third and cheap edition. London: Religious Tract Society. 1895.

312 p. sh. 2/6 (= Mk. 2.50).

Ein interessantes Missionsleben, das leider schon im Jahr 1891 seinen Abschluß gefunden hat. Der Schotte Gilmour (geboren 1843) ging im Jahr 1870 im Dienst der Londoner Mission zunächst nach Peking und arbeitete dann unermüdet in der Mongolei, wo er viel gereist und umhergewandert ist. Seine Missionslaufbahn hat etwas Heroisches an sich, denn er lebte und litt mit einer bewunderungswürdigen Aufopferung für seine Mongolen, und obschon es ihm nicht vergönnt war, auch nur einen derselben zu taufen, so arbeitete er doch mit aller Treue und in der Hoffnung einstiger Frucht unter diesem Volk, ohne zu ermüden oder mutlos zu werden. Das vorliegende Buch ist eine billige Ausgabe der vor zwei Jahren erschienenen Biographie Gilmours, wodurch man dieselbe weiteren Kreisen zugänglich zu machen hofft.

Forts of Darkness and Soldiers of Light. A Missionary Book for Boys and Girls. London: Church Missionary Society, Salisbury Square E. C. 1895. 104 p. sh. 1/6 (= Mk. 1.50).

Das überaus ansprechend ausgestattete Buch ist, wie sein Titel andeutet, für die reifere Jugend geschrieben, um dieselbe mit der Mission bekannt zu machen und sie für dieselbe zu erwärmen. In einer Reihe von in sich abgeschlossenen Artikeln werden in erzählender Form die tiefen Schatten des Heidentums und die Mission mit dem erleuchtenden und alles neuschaffenden Evangelium einander gegenübergestellt, so z. B. Finsternis und Licht in Westafrika; Sklaverei in Ostafrika; Uganda, oder das Blut der Märtyrer der Same der Kirche Christi; die Länder, wo der falsche Prophet regiert; Erzählungen aus Telugu; Bilder aus Südindien (Madras und Tinneweli); Sitten und Gebräuche in Mittel-China; Japan, oder die Inseln des fernen Ostens; ein Besuch im weiten Land der Einöde (Hudsonia ꝛc.) u. a. m. Der Stoff ist der englisch-kirchlichen Mission entlehnt, in deren Auftrag auch das Buch von verschiedenen Verfassern geschrieben ist. Fast jede Seite ist mit prächtigen Illustrationen geschmückt, die allein das Buch schon anziehend und es jedermann lieb machen. Unsere deutsche Missionslitteratur hat leider nichts Aehnliches für die reifere Jugend aufzuweisen, und doch ist es so wichtig, daß schon in diesem Lebensalter die Liebe zur Mission geweckt werde. Dazu dient sicherlich obiges Buch, und wir sind überzeugt, daß manchem Knaben oder Mädchen, die sich mit dem Englischen beschäftigen, eine große Freude mit demselben gemacht werden würde. Desgleichen seien auch Missionsschulen in den englischen Kolonialgebieten darauf aufmerksam gemacht.

Zur Anzeige bringen wir noch nachstehende empfehlenswerte kleinere Schriften:

Heilmann, Dr. **Der Missionsunterricht nach Theorie und Praxis.** Mit einem Vorwort von D. G. Warneck. 30 S. Ferd. Hirt, Königl. Universitäts- und Verlagsbuchhandlung. Breslau. 50 Pf.

Wender, P. **Was trennt uns von Rom?** Kurze Darstellung der Hauptirrtümer der römisch-katholischen Kirche. Bremen, Verlag von M. Heinsius Nachfolger. 1895. 20 Pf. Partienpreis von 20 Ex. ab 25 Pf.

Merensky, Missionsinspektor. **Das deutsche Reich und die Sklaverei in Afrika.** Leipzig, Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber). 40 Pf.

Lenk, P. **Was ist die Bibel?** Zweite Auflage. Leipzig, Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber). 30 Pf., bei Abnahme von 100 Ex. 15 Pf., bei 500 Ex. 10 Pf.

Orelli v., D. **Wider unberechtigte Machtsprüche** heutiger Kritiker. Antwort auf Prof. Meinholds Schrift: „Wider den Kleinglauben". Verlag von C. Schaffnit, Düsseldorf. 1895. 60 Pf.

Vahl J. **Missions to the Heathen** in 1892 and 1893. A statistical Review. Copenhagen, Fr. Berthelsen. 1895.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Märchenerzähler im Morgenland.

Mohammed als Religionsstifter.

Von P. Wurm.

In der Versuchungsgeschichte unseres Herrn wird erzählt, wie der Teufel ihm alle Reiche dieser Welt zeigte und sie ihm zu geben versprach, wenn er ihn anbete. Denken wir uns, Jesus wäre ein bloßer Mensch gewesen mit den Eigenschaften, die er hatte, und hätte dieses Anerbieten angenommen, so wäre er ein solcher Messias geworden, wie die große Mehrzahl des jüdischen Volkes ihn wünschte: ein Weltherrscher, der zugleich neue religiöse Ideen verbreitete und auf dieselben seine Herrschaft stützte, und es hätte ihm sicherlich auch der Erfolg bei andern Völkern nicht gefehlt; denn die Verbindung von religiösen und patriotischen Gedanken ist ja besonders geeignet, große Massen in heiliger Begeisterung zu entflammen und ihnen einen Kampfesmut und eine Ausdauer zu geben, welche über allen kleinlichen Egoismus und Partikularismus, über alte, eingewurzelte Vorurteile und hergebrachte Satzungen siegreich dahinschreitet. Wäre Jesus ein bloßer Mensch gewesen, so hätte ihm dieser Weg gar sehr einleuchten können, da er ihm einen rascheren Erfolg für seine religiösen Bestrebungen gesichert hätte. Warum hat er ihn nicht betreten? — Er wäre wohl auch ein Religionsstifter geworden, ein großer Mann in der Weltgeschichte. Er hätte gewiß auch die Begabung für eine weltliche Herrschaft gehabt. Aber der Zweck seines Kommens in diese Welt wäre verfehlt gewesen: er wäre nicht der wirkliche Erlöser der Menschheit geworden, er könnte nicht Sünder selig machen, sondern hätte nur eine neue Mischung von Wahrem und Falschem hergestellt, wie sie in allen von Menschen erfundenen Religionen sich findet; er hätte nicht für Gott, sondern für den Satan gewirkt, trotz allen wirklichen

Wahrheitselementen, welche gewiß seine Religion auch dann noch gehabt hätte. Die Menschheit wäre einer neuen Täuschung und neuen vergeblichen Anläufen im Ringen nach der Wahrheit verfallen.

Diese Gedanken möchten wir voranstellen, wenn wir ein Verständnis für Mohammed als Religionsstifter suchen. Denn 600 Jahre nach Jesus ist wirklich ein Religionsstifter aufgetreten, der solch ein Messiasreich aufrichtete, wie die Juden zur Zeit Jesu es wünschten, der seinem Volk höhere religiöse Ideen brachte und eine weltliche Herrschaft damit verband. Aber vom Geheimnis des Kreuzes wußte er nichts, und darum hat er auch die Menschheit nicht wirklich erlöst, sondern nur fanatisiert, und seine Religion hat, obgleich sie Universalreligion sein will, die nationalen Schranken viel weniger abgestreift als das Christentum, ja weniger als der Buddhismus. Aber eben in dieser Mischung von Geist und Fleisch kann sie dem Menschen den Schein eines gottseligen Wesens geben, ohne daß er selbst den satanischen Betrug merkt, denn das ist das Eigentümliche des Fanatismus, daß er seine Gedanken ohne weiteres für Gottes Gedanken hält.

So ist der Islam die Religion des natürlichen Menschen und macht viel raschere Fortschritte als das Christentum bei den Völkern, zu welchen er gleichzeitig mit demselben kommt, wie wir dies gegenwärtig in Afrika und auf den ostindischen Inseln beobachten können. Der natürliche Mensch fühlt, daß er Religion haben sollte, sein Gewissen bezeugt es ihm. Er weiß, daß er dabei etwas hergeben sollte. Um nicht sich selbst, sein ganzes Ich herzugeben, legt er sich gerne einzelne Entbehrungen auf und beobachtet gewisse Gesetze, wie im Islam die Gebete zu bestimmten Stunden, die Enthaltung von Wein und Schweinefleisch, das Fasten im heiligen Monat u. dgl. Er hält sich dabei für fromm und glaubt, das göttliche Wohlgefallen in besonderem Maße zu verdienen. Wie die Pharisäer in solcher Selbsttäuschung dahingingen, so finden wir es auch bei den Mohammedanern, ebenso in der großen Masse des Mönchtums und des katholischen Volksglaubens, ja selbst in weiten Schichten des evangelischen Volkes, sofern es einer toten, äußeren Kirchlichkeit huldigt. Was nun aber beim Judentum und beim Christentum eine Abweichung von der wirklichen, ursprünglichen Tendenz der betreffenden Religion

ist, das wird man beim Islam als ein ursprüngliches und unverwischbares Kennzeichen dieser Religion betrachten müssen: Der Islam kennt kein inneres religiöses Leben, oder wenn es in einzelnen Personen sich findet, so sind dieselben keine besseren Mohammedaner als diejenigen, welche nur äußerlich ihre religiösen Pflichten erfüllen.

Dabei wird man nicht sagen können, daß der Islam bloßes Gesetz und nicht auch in gewissem Sinn Evangelium sei. Als bloßes Gesetz hätte er keine so großen Eroberungen machen können. Die Verheißung des Paradieses bildet einen so wesentlichen Bestandteil dieser Religion, daß wir sie ohne diesen Unsterblichkeitsglauben gar nicht denken können. Aber das Paradies wird so sinnlich ausgemalt und kann ohne alle innere Zubereitung schon durch den Kampf für den Islam mit fleischlichen Waffen erworben werden, daß auch hier wieder die Mischung von Geist und Fleisch zu Tage tritt. Eben diese Mischung auch in den Verheißungen für die Zukunft bildet einen besonderen Anziehungspunkt für den natürlichen Menschen. Der Mohammedaner muß seine religiösen Pflichten pünktlich erfüllen, muß sich dabei manches versagen, darf dagegen anderes, namentlich in Fleischeslust, desto ungestörter genießen, und wenn er im Kampf für seinen Glauben sein Leben wagt, so wird er im Paradies dafür reichlich entschädigt.

Was den Islam gegenüber den heidnischen Religionen besonders erhebt, das ist der feste Glaube an den einen Gott, der nicht in Bildern verehrt werden darf. Es ist eine Erhebung der Erkenntnis aus der sichtbaren in eine unsichtbare Welt. Aber diese Erkenntnis kann auch beim natürlichen Menschen aufkommen. Hätten die christlichen Missionare nur die Aufgabe, den Heiden die Thorheit ihres Götzendienstes zu beweisen, so wäre das nicht so schwer. Die Hauptschwierigkeit liegt in der Erkenntnis der Sünden und der Erneurung des ganzen Herzens und Lebens. Wenn der Islam diese Forderung den übertretenden Heiden erläßt, so findet er bei der großen Menge weit mehr Beifall als das Christentum, und die Leute meinen, die Hauptsache doch gewonnen zu haben: eine reinere Gotteserkenntnis, welche der Konsequenz des menschlichen Denkens besser entspricht als ihre bisherige Religion.

Damit sind auch die mohammedanischen Völker für die christliche Religion viel unzugänglicher geworden als die Heiden, und die Mission unter den Mohammedanern hat wenig Erfolg, selbst in Ländern wie Indien, wo sie die politische Herrschaft nicht mehr haben. Die Mohammedaner können namentlich auf die katholischen und orientalischen Christen, die unter ihnen wohnen, mit ihrem Bilder- und Heiligendienst in großem Selbstgefühl herabsehen, und es wird ihnen dadurch bestätigt, was ihr Koran ihnen sagt, daß das Christentum eine niedrigere Religionsstufe, daß Jesus allerdings ein Prophet, aber nicht der höchste Prophet, und daß die Offenbarung Gottes in den heiligen Schriften der Christen verfälscht sei. Ebenso wenig als der Aberglaube ist der Unglaube und die religiöse Gleichgültigkeit vieler Christen, die in mohammedanische Länder kommen, geeignet, den Mohammedanern Respekt vor der christlichen Religion einzuflößen, denn sie stehen in ihrem Glauben fest. Auch darf der Verfall des türkischen Reiches uns nicht auf den Gedanken bringen, der Islam überhaupt sei im Zerfall. Mit dem Verfall des alten Kalifats in Bagdad erlitt die Religion Mohammeds keine Einbuße. So sehen wir auch heutzutage, wie der Islam trotz dem Zerfall des türkischen Reichs an der Grenze gegen das Heidentum sich ausbreitet, wie er nächstens die Guineaküste erreicht, wie er von der ostafrikanischen Küste in das Innere eingedrungen ist, wie er über den indischen Archipel bis nach dem Weltteil Australien seine Mekkapilger als Missionare aussendet. Mag immerhin die Erkenntnis des einen, allmächtigen, barmherzigen Gottes einen Fortschritt in der religiösen Entwicklung der betreffenden Völker bezeichnen, und mögen sie durch den Islam in eine gewisse Zucht genommen werden, so müssen wir doch bedauern, daß die mohammedanische Mischung von Geist und Fleisch sie gegen die Wahrheit des Evangeliums nur unempfänglicher macht. Mögen immerhin einzelne Personen sich unbefriedigt fühlen im Islam: zu den mohammedanischen Völkern im ganzen ist die Thür noch nicht offen, während in der Heidenwelt viele Thüren offen stehen, und es nur an Leuten fehlt, welche hineingehen, und an Mitteln, sie hineinzusenden. Aber eben in den Gegenden, wo der Islam Fortschritte macht, ist es desto mehr Pflicht der christlichen Mission, ihm zuvorzukommen.

Es ist im Missions-Magazin 1894, S. 97 ff. ein Artikel von Stadtpfarrer Römer erschienen: „Wie Mohammed zum Propheten wurde", nach der Schrift von Dr. Kölle: Mohammed and Mohammedanism critically considered. London 1889. An der Hand dieser englischen Schrift möchten wir als Fortsetzung jenes Artikels noch einen kurzen Ueberblick über Mohammeds Wirken und seine Erfolge geben, und werden darin unsre Anschauung vom Charakter des Islam bestätigt finden.

Dr. Kölle verwirft die Bestrebungen neuerer Geschichtschreiber, entweder den Mohammed als einen aufrichtig seines Glaubens gewissen Mann darzustellen, bei dem zwar große, bis an das Verbrechen streifende Fehler nicht zu leugnen seien, der aber eine wirkliche göttliche Mission gehabt (Carlyle), oder in seinem Leben zwei Perioden zu unterscheiden: eine Periode aufrichtigen Strebens bis zum Jahr 609, wo er ein wahrer Gottesprophet gewesen, und von da bis zu seinem Tode, wo er von seiner Idee abgefallen ein fleischlicher, herrschsüchtiger Mensch geworden sei (W. Muir). „Da der Islam offenbar ein Versuch ist, Gott und die Welt, Religion und Politik mit einander zu vermischen, konnte aus dieser unreinen Quelle niemals reines Wasser fließen. Der Prophet, der dies unternommen und seine Spuren darin hinterlassen hat, kann deshalb in keinem Fall ein Charakter von reinem Gold und unverfälschter Frömmigkeit gewesen sein. An der Frucht ist der Baum zu erkennen" (Kölle, p. 73 f.). Dabei möchte der Schreiber dieser Zeilen nicht behaupten, daß Mohammed sich dessen vollkommen bewußt gewesen sei: ich betrüge die Leute, wenn er auch in schlauer Ueberlegung gehandelt hat; denn das ist die satanische Macht bei allen Fanatikern, daß sie selbst meinen, ihre Gedanken müssen Gottes Gedanken sein, sie thun Gott einen Dienst in allem, was sie vornehmen, es werde ihnen alles erlaubt, wonach sie gelüstet.

Das Wirken Mohammeds als Religionsstifter zerfällt in zwei durch die Flucht nach Medina geschiedene Perioden: 609—622 und 622 bis zu seinem Tod 632. In der ersten hat er Mühe, sich geltend zu machen unter seinem Volk, in der zweiten entfaltet er seine Macht als weltlicher und geistlicher Beherrscher von Arabien.

Ungefähr 40 Jahre alt war Mohammed, als er jene Visionen

bekam (Miss.-Mag. 1894, S. 109 ff.), welche er nach dem Zeugnis seiner Frau Chadidscha als göttliche Offenbarungen ansah, und worin er als der Prophet, als der Gesandte Gottes bezeichnet wurde. Drei Jahre lang verheimlichte er seinen Glauben. Dr. Kölle sieht schon darin einen Beweis, daß er kein rechter Prophet gewesen sei. Es habe bei ihm nicht geheißen: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen"; er habe so lange gebraucht, bis er den Mut bekommen, offen zu bekennen, was er heimlich überlegte und glaubte (p. 76). Allein wir möchten ihm das nicht zum Vorwurf machen. Deswegen hätte er doch ein rechter Prophet sein können. Das Samenkorn soll ja zuerst unter sich Wurzel fassen.

Ein unterscheidendes Merkmal aber zwischen seinem und Jesu erstem Auftreten ist, daß Mohammed seine ersten Anhänger in seiner eigenen Familie fand: vor allem sein treu ergebenes Weib Chadidscha, die so viel Anteil an Mohammeds Ueberzeugung von seinem prophetischen Beruf hatte und denselben mit so brennendem Eifer bewillkommte, daß Kölle sagt, es sei schwer zu entscheiden, ob die geschichtliche Wahrheit besser ausgedrückt sei, wenn man sie als seine Bekehrte oder ihn als den ihrigen bezeichne (p. 78). In ihrer Familie war die hanifitische Sekte verbreitet, welche gegenüber dem in Arabien eingerissenen Götzendienst die Verehrung des einen Gottes durchführte, während Mohammeds Familie am Götzendienst hing. Der erste männliche Anhänger war Ali, der Sohn von Abu Talib, damals noch ein 10jähriger Knabe, der in kindlichem Glauben annahm, was seine Pflegeeltern Mohammed und Chadidscha ihm sagten. Ihnen war er zu persönlichem Dank verpflichtet, und später wurde er Mohammeds Schwiegersohn. Ebenso abhängig war Said, ursprünglich ein aus dem christlichen Syrien stammender Sklave, dann als Freigelassener Mohammeds Adoptivsohn. Der erste Bekenner, der nicht zur Familie des Propheten gehörte, war Abu Bekr, ein Freund und Nachbar, ein reicher Mann, der 5 weitere Mitglieder für den Islam gewann. Er und der später bekehrte Omar gewann den größten Einfluß auf Mohammed, so daß dieser die Engel Gabriel und Michael seine himmlischen, Abu Bekr und Omar seine irdischen Veziere nannte. Mohammed war der Mund des Islam, Abu Bekr das berechnende Haupt, Omar der starke Arm

(p. 96). So ist von Anfang an keine rein geistliche Macht in der Bewegung.

Der Geschichtschreiber Ibn Ischak zählt 52 Bekehrte auf, die mit der Verehrung des einen Gottes Ernst machten zu der Zeit, da Mohammed in die Oeffentlichkeit trat und als Prophet Gottes das Volk von Mekka zur Verehrung des einen wahren Gottes aufforderte. Zunächst fand er großen Widerstand, und seine Anhänger mußten in den Höhlen und Klüften der Umgegend ihre Gebete verrichten. Aber sobald sie sich stark genug fühlten, verteidigten sie ihren Glauben auch mit fleischlichen Waffen. Als Lügner, Zauberer, Besessener u. dgl. wurde Mohammed von seinen eigenen Stammesgenossen bezeichnet. Wenn er zu der Kaaba kam, war er den heftigsten Angriffen ausgesetzt. Er habe ihre Götter gelästert, ihren Glauben verspottet, ihre jungen Leute verführt und ihre Väter verdammt. Sein Oheim Abu Talib nahm ihn in Schutz. Aber es war demselben nicht ganz wohl bei der Sache, und so begab sich Mohammed ums Jahr 616 nach dem Berg Safa, wo einer seiner wohlhabenden Anhänger, Arkam, ihn aufnahm. Allein seine Bekehrten in der Stadt fühlten sich desto verlassener und flüchteten auf den Rat des Propheten nach dem christlichen Abessinien, wo eine gerechte Regierung ihnen Schutz gewährte. Der König verweigerte ihre Auslieferung an die heidnischen Koreischiten, als dieselben eine Gesandtschaft zu diesem Zweck schickten. Mohammed hat sich später nicht sehr dankbar erwiesen für den Schutz, welchen seine ersten Anhänger bei den Christen fanden (p. 89). Um die Herrschaft über sein Volk zu bekommen, war er zu einem Kompromiß mit den Mekkanern bereit, so daß er 3 Götzen als Fürbitter bei Allah anerkannte. Allein da seine Anhänger in Abessinien nicht darauf eingingen, bereute er diesen Schritt. Alles wurde in göttliche Offenbarungen gekleidet. Auch die Bekehrung von zwei angesehenen Männern, Hamsa und dem schon genannten Omar, veränderten seine Lage im wesentlichen nicht, so daß er nach dem Tod seiner treuen Chadidscha und seines Oheims Abu Talib nicht länger in dem feindlichen Mekka bleiben wollte. Aber er suchte seine Zuflucht nicht bei Gott, sondern in benachbarten Städten und bei wandernden Beduinenstämmen (p. 102).

Diese Zuflucht that sich ihm auf in der Stadt Jathreb,

wo sein Vater begraben war, einer Stadt, welche mit Mekka rivalisierte und gerne einen Zuzug von angesehenen Leuten von dorther aufnahm; einer Stadt, welche eine starke jüdische Kolonie beherbergte und dadurch für die Verehrung des einen Gottes empfänglicher war. Diese Stadt, welche jetzt den Namen Medîna, d. h. die Stadt, bekam, wurde die eigentliche Geburtsstätte des Islam. Das Jahr der Flucht des Propheten, der Hedschra, 622, wurde mit Recht der Anfang der mohammedanischen Zeitrechnung. An einem Freitag, welcher Tag nun der heilige Tag für den Islam wurde, zog er mit seinen Genossen dort ein, bewillkommt von einer wohlbewaffneten Anzahl seiner Anhänger. Doch gab es auch in Medina Gegner, namentlich unter dem Stamm der Awsiten, in welchem das Christentum Eingang gefunden hatte. Mehrere Stämme boten ihm Gastfreundschaft an, aber in kluger Berechnung wies er sie ab, um in keiner Weise abhängig zu sein, und erklärte, das Kamel, auf dem er ritt, habe göttlichen Befehl, an dem Ort zu halten, wo er sein Hauptquartier aufschlagen müsse. Es hielt an einem verlassenen Platz, der zum Eigentum eines seiner Verwandten und Anhänger gehörte. Dort wurde in kurzer Zeit eine Moschee und einige Privatwohnungen gebaut. Er brauchte kein besonderes Haus für sich, denn die Moschee diente ihm als Gottesdienst- und Geschäftslokal. Wenn er Erholung suchte, zog er sich zurück in die Gemächer seiner Weiber, deren jede eine kleine, an die Moschee anstoßende Hütte für sich hatte. Wenige Wochen nach Chadidschas Tod hatte er die Witwe Sewda geheiratet, und bald darauf die erst 9jährige Aischa, welche seine Lieblingsfrau wurde. Jetzt begann das wollüstige Leben, und es mußten immer mehr Hütten gebaut werden, da der Harem des Propheten sich vergrößerte. Die Moschee war der Mittelpunkt des Islam. Von da gingen die militärischen und politischen Befehle aus, sowie die angeblichen göttlichen Offenbarungen und Eingebungen, welche Arabien in ein Reich vereinigten und den Grund für die Weltherrschaft des Islam legten (p. 117).

Die Bevölkerung der Stadt war in zwei Stämme geteilt, die einander befehdeten. Mohammed wußte durch göttliche Offenbarungen sich zu ihrem Schiedsrichter zu machen und die Flüchtlinge aus Mekka, welche seine treuesten Anhänger waren, mit den

Bekehrten aus Medina zu einer Brüderschaft zu vereinigen, welche selbst die Erbschaft des Vermögens in sich schloß, wobei die Flüchtlinge als der ärmere Teil am meisten gewannen. Sie bedurften auch besonderer Aufmunterung, da manche von ihnen das kältere Klima von Medina nicht gut ertrugen. Diese kommunistische Brüderschaft blieb in Kraft, bis nach der Schlacht von Bedr ein weiterer Gesichtskreis von Reichtum und irdischer Lust für die Moslemin sich eröffnete. Ferner brachte er einen förmlichen Pakt der Solidarität, einen geschriebenen Vertrag zu gemeinsamer Defensive und Offensive für die Flüchtlinge und die Medinenser zu stande, den er auch auf die Juden in Medina ausdehnte, welche den Islam nicht angenommen hatten. Darin verpflichteten sich die Teilnehmer, in allen zweifelhaften Fällen und Streitigkeiten der Entscheidung Gottes und seines Propheten sich zu unterwerfen (p. 120). Kein Gläubiger darf einen Gläubigen töten, um das Blut eines Ungläubigen zu rächen, oder einem Ungläubigen gegen einen Gläubigen beistehen. Gottes Schutz gilt für den Geringsten, und die Gläubigen sind verbunden, einander gegen alle Menschen zu beschützen. Kein Schutz soll den ungläubigen Koreischiten und ihren Verbündeten gewährt werden, und alle müssen sich vereinigen, um jeden Angriff auf Medina zurückzuschlagen. Wie ganz anders ist die Wirksamkeit Mohammeds als die Thaten Jesu! Wir sehen, er will ein weltliches Reich aufrichten, und weil er dazu ohne die Hilfe der Juden sich nicht stark genug fühlt, schließt er das Bündnis mit ihnen, allerdings wohl auch in der Hoffnung, daß sie noch seine vollständigen Anhänger werden. Inzwischen aber läßt er ihnen volle Religionsfreiheit.

Nachdem Mohammed festen Fuß gefaßt hatte in Medina, wurden die religiösen und bürgerlichen Gesetze gegeben für seine Anhänger: das fünfmalige Gebet, die Fasten, die Versorgung der Armen. Strafgesetze wurden eingeführt, es wurde festgestellt, was gesetzlich und was ungesetzlich sei. Der Islam gewann Kraft sowohl in Bezug auf den Glauben als auf die äußere Versorgung seiner Anhänger. Beim Aufruf zum Gebet dachte Mohammed zuerst daran, das Zeichen mit einer Posaune zu geben, wie die Juden, oder mit einer Glocke, wie die Christen, aber er entschied sich schließlich, seinen eigenen Weg zu gehen, und

verordnete auf eine angebliche Offenbarung das laute Rufen. Die Macht des Propheten war bald so groß, daß Heiden und Christen in Medina sich unbehaglich fühlten. Einzelne wanderten aus, andere ließen sich durch weltlichen Gewinn und Kriegsbeute zu einer äußeren Unterwerfung bewegen, während sie im Glauben nicht mit ihm übereinstimmten (p. 127). Obgleich Mohammed die Götzenbilder zerstörte, wurde doch das Heidentum in Arabien bis auf den heutigen Tag nicht völlig ausgerottet.

Bei den Juden suchte er sich als den verheißenen Propheten darzustellen, der nur den alten Glauben Abrahams wiederherstellen wolle. Da sie beim Gebet ihr Angesicht gegen Jerusalem richteten, bestimmte er anfangs für seine Anhänger dieselbe Kibla, d. h. dieselbe Richtung beim Gebet. Durch jüdische Rabbiner bekam er religiöse Ideen aus dem alten Testament, mit denen er bisher nicht bekannt war. Aber da die Juden den künftigen Propheten aus dem Hause Davids, nicht aus Arabien erwarteten, und viele wohl die Moschee besuchten, aber nachher über den Islam spotteten, wurden sie hinausgeworfen, und Mohammed veränderte seine Kibla; er richtete sie auf den Tempel von Mekka. Weil die Juden ihm darin nicht folgten, wurde er auch ihr Gegner. Eine jüdische Deputation aus Jemen suchte er vergeblich zu überzeugen, daß er nur den Glauben Abrahams habe, und dann verlangte er von ihnen Tribut, wenn sie für ihr Leben und ihren Glauben Schutz wollten. Wenn er das Gesetz und das Evangelium als göttliche Offenbarung anerkannte, so suchte er damit nur seinen Koran als die letzte und vollständige Ausgabe von Gottes Buch darzustellen, Judentum und Christentum nur als Vorläufer. Er hatte nicht die geringste Idee von der Entwicklung und dem organischen Wachstum der göttlichen Offenbarung von Adam bis auf Christus.

Durch Krieg und Blutvergießen hat er Arabien erobert, seine Anhänger durch Beute bereichert und durch die Verheißung des Paradieses zum Kampf auf Leben und Tod angefeuert. Wir wollen seine Kriegszüge nicht im einzelnen beschreiben: den Sieg über die Koreischiten bei Bedr, die Niederlage bei Ohud u. s. w. Er nahm es dabei nicht genau mit seinen eigenen Gesetzen. So überfielen einmal seine Anhänger im heiligen Monat eine Karawane von Mekka, und Mohammed bekam eine Offenbarung, daß

es ein Gott wohlgefälliges Werk gewesen sei, weil die Leute von ihrem falschen Gottesdienst zurückgehalten worden seien; Abfall sei schlimmer als Mord (p. 144). Dadurch, daß die Juden unter sich uneinig waren, gewann Mohammed die Oberhand, und nun suchte er die Araber desto mehr zu gewinnen, indem er 628 eine großartige Pilgerfahrt zum Fest in Mekka veranstaltete. Aber die Koreischiten ließen ihn dies Jahr noch nicht in die Stadt hinein, schlossen jedoch einen Waffenstillstand auf 10 Jahre und erlaubten für das nächste Jahr den Eintritt. Das Selbstgefühl des Propheten war bereits so groß, daß er die benachbarten Potentaten, den griechischen Kaiser, den König von Persien, von Abessinien und die arabischen Fürsten durch Gesandtschaften zur Annahme des Islam aufforderte. 629 besuchte er mit 2000 Mann das Fest in Mekka. Doch mußten sie die Waffen ablegen. Aber die Verehrung Mohammeds für das Nationalheiligtum, das noch voll von Götzenbildern war, machte auf die Mekkaner einen tiefen Eindruck. Im folgenden Jahr (630) fand er einen Vorwand, um den Waffenstillstand zu brechen und eroberte Mekka mit einem Heer von 10000 Mann. Dieser Handstreich und die Großmut, mit welcher er die Besiegten behandelte, hatte solchen Erfolg, daß die Zweifel an seiner prophetischen Mission verstummten. Er besuchte den Tempel, ritt siebenmal um denselben herum und küßte den schwarzen Stein. Die Götzenbilder ließ er zerstören, die Malereien an den Wänden übertünchen. Aber die Kaaba selbst ließ er als den lokalen Mittelpunkt des Islam bestehen. Es war keine Anbetung im Geist und in der Wahrheit.

Durch weitere Kriege wurde sein Name in ganz Arabien so gefeiert, daß eine Menge von Deputationen nach Medina kamen von Stämmen, die sich dem Islam unterwarfen. Der Ruf des Propheten ließ aber zwei ehrgeizigen Strebern im Süden keine Ruhe. Sie wollten sich als Gegenpropheten aufspielen: El Aswad und Moseilama. Der erstere wurde ermordet, der andere machte nach Mohammeds Tod noch einen vergeblichen Versuch, das Joch der muselmännischen Herrschaft abzuschütteln.

Nach dem großartigen Fest im Jahr 632, das er mit 114000 Mann besuchte, plante Mohammed einen Angriff auf das griechische Kaisertum. Aber seine Tage waren gezählt. 63 Jahre alt starb er den 8. Juni 632 an einem heftigen Fieber, umgeben von seinen

9 Weibern. Zu seinen letzten Wünschen gehörte der Befehl, seine Anhänger sollten alle Nichtmoslemin aus dem Lande vertreiben, damit nur eine Religion in Arabien sei, und sie sollten arabische Stämme durch Geschenke zur Annahme des Islam bewegen.

So erscheint Mohammed sein ganzes Leben lang als ein Mann, dem die weltliche Herrschaft unzertrennlich verbunden ist mit der Ausbreitung seiner Religion. Entweder mit Gewalt oder mit Aussicht auf zeitlichen Vorteil werden die Stämme und Völker gewonnen. Eine Aenderung des Sinnes wird nur insofern verlangt, als die mohammedanische Orthodoxie und die mohammedanischen Gesetze von der bisherigen Religion und den Sitten der betreffenden Völker abweichen. Die patriotische Begeisterung ist zugleich eine religiöse und strebt über das Heimatland hinaus zu einer alle Völker umfassenden Weltherrschaft, bei der die Kaaba in Mekka der Mittelpunkt bleibt. Der Koran darf in keine andere Sprache übersetzt werden, Arabien muß die Völker beherrschen. So begreifen wir, daß die Mohammedaner unter christliche Herrschaft, wie z. B. in Indien, immer nur so lange sich beugen werden, als sie nicht die Mittel haben, um die Macht an sich zu reißen, und daß jede Bekehrung eines Mohammedaners zu einer andern Religion mit dem Tode, mit der Ausrottung aus dem Volke bestraft wird überall, wo der Islam die herrschende Religion ist.

Man sollte freilich denken, erlösungsbedürftige Seelen werde es auch unter den Mohammedanern geben, und manche werden durch die Vergleichung der Bibel mit dem Koran erkennen, daß ihre Religion ihnen die wahre Erlösung nicht bringt, daß sie ihnen Flitter für Gold darbietet. Einzelne haben das auch erkannt. Allein wenn wir sehen, wie unter den Christen die Selbstgerechtigkeit und die bloß äußere Erfüllung der religiösen Pflichten noch so weit verbreitet ist trotz der Bibel, so können wir nicht erwarten, daß in einer Religion, welche die bloße Orthodoxie und die Selbstgerechtigkeit bei fleischlichem Sinn mit den lockendsten Verheißungen krönt, die große Mehrzahl ein Verlangen nach der rechten Erlösung bekomme. Es werden erst Gerichte über diese Völker ergehen müssen, es wird ihre politische Macht und ihre soziale Stellung gebrochen werden müssen, ehe die christliche Mission einen nennenswerten Erfolg bei ihnen haben kann.

Züge aus der Formosa-Mission.

Die schöne Insel Formosa, in deren Besitz sich die Japaner nach dem letzten Friedensschluß mit China zu setzen suchen, ist etwa 250 englische Meilen lang und 70 bis 80 Meilen breit. Sie ist vom chinesischen Festland durch eine ca. 100 Meilen breite Meerstraße getrennt, in deren Mitte die Gruppe der Peskadoren oder Penghu-Inseln liegt. Die Insel liegt recht eigentlich auf der Fahrstraße des großen Welthandels, und alle Schiffe, die aus dem indischen Archipel nach den Häfen der chinesischen Ostküste steuern, müssen an ihr vorüber. Ein dichtbewaldetes Gebirge mit vulkanischen Gipfeln, das sich im Berg Morrison bis zu 3917 m Höhe erhebt, durchzieht die Insel von Norden nach Süden, tritt im Osten hart an das Meer heran und scheidet den westlichen (chinesischen) Teil von dem östlichen, der noch unabhängig und im Besitz der Ureinwohner ist. Die Bevölkerung wird zu 3 Millionen angegeben, wobei aber nur der westliche Teil, wo sich Chinesen angesiedelt haben, dicht bewohnt ist. Im Innern und auf der Ostküste wohnen wilde, den Malaien nahe verwandte Volksstämme, ein kräftiger, urwüchsiger, aber im gröbsten Aberglauben befangener Menschenschlag. Von dieser malaiischen Bevölkerung haben etwa 4000, die in der Kap-tsu-lan-Ebene leben, chinesische Gebräuche angenommen und sind einigermaßen ziviliſiert. Die übrigen 100,000 Ureinwohner sind dagegen noch vollständig unziviliſiert, von denen die Bergbewohner fast unbekleidet gehen. Diese sind mit Bogen und Pfeil, Schwert und Lanze und einem Handfeuergewehr bewaffnet und zeichnen sich durch barbarischen Charakter aus.

Die Chinesen beanspruchen schon seit dem 15. Jahrhundert die Oberhoheit über die Insel, wiewohl die Holländer vorübergehend (von 1622—62) sich an der Westküste festsetzten und mehrere Forts anlegten. Seit ihrer Vertreibung aber durch die Chinesen (1662), haben letztere vom westlichen Teil der Insel Besitz ergriffen, lassen jedoch im übrigen größeren Teil derselben die Eingebornen nach Belieben schalten. Durch den Vertrag von Tientsin (1860) wurde der Hafen Taiwan auf der Südwestseite und später auch Takan und das im Norden der Insel gelegene Tamsui den Europäern geöffnet. Begreiflicherweise hat vor allem das aufstrebende Japan, das schon früher einige Niederlassungen daselbst besaß, ein Interesse daran, sich in den Besitz der Insel zu setzen, zumal dieselbe sehr reich ist an

wertvollen Produkten und Mineralien der verschiedensten Art. Von China wurden diese bis jetzt wenig ausgebeutet.

Schon im Jahr 1874 wäre es um dieser Insel willen fast zu einem Krieg zwischen Japan und China gekommen. Einige japanische Seeleute waren schiffbrüchig dorthin verschlagen und von den Bewohnern umgebracht worden. Japan ließ es zuerst an Drohungen bewenden, entschloß sich aber schließlich, zur Hebung des Nationalstolzes eine Strafexpedition gegen die wilden Stämme an der Küste abzusenden. Diese segelte am 9. April von Yokohama ab und lieferte den Eingebornen ein Gefecht. Die Chinesen stellten infolge dessen einen Cordon auf, was die Japaner veranlaßte, Verstärkungen an sich zu ziehen. Doch wurde der Zusammenstoß der beiden Mächte noch einmal vermieden, da es der Geschicklichkeit und Festigkeit des japanischen Gesandten in Peking gelang, die Sache friedlich beizulegen und einen für Japan günstigen Friedensvertrag abzuschließen (31. Oktober 1874). Die Japaner räumten hierauf im Dezember die Insel. Seitdem hat aber Japan ein Auge auf die Insel, und es ist nicht zu verwundern, daß es dieselbe im letzten Friedensschluß mit China als Frucht seiner glänzenden Kriegserfolge an sich zu bringen sucht.

Doch was auch das künftige Schicksal Formosas sein mag, uns liegt zunächst der Bestand und das Gedeihen der dortigen Mission am Herzen, und von dieser — und zwar von der im Norden des Landes bestehenden Mission der kanadischen Presbyterianer in und um Tamsui — möchten wir im nachfolgenden einige Züge mitteilen.

Angefangen wurde das Werk im Jahr 1872 durch Missionar Mackay, unter dessen Leitung es in kurzer Zeit einen merkwürdigen Aufschwung genommen hat. Vom ersten Tag an hatte er sein Augenmerk darauf gerichtet, nicht nur in möglichst weitem Umfang allen Heiden das Evangelium zu predigen, sondern zugleich für die Entstehung und richtige Verfassung selbständiger Christengemeinden Sorge zu tragen. Er mietete ein Gebäude, trat mit den Eingebornen in Verkehr, errichtete ein kleines Hospital und leistete den Kranken ärztliche Hilfe, so gut er konnte. Dann machte er sich daran, der Reihe nach sämtliche Dörfer in einem Umkreis von 12 engl. Meilen mit der Predigt des Evangeliums zu besuchen. Sein Eifer und der Zulauf, den er hatte, riefen bald den heftigsten Widerspruch der chinesischen Litteraten und Beamten hervor. Aber er ließ sich nicht abschrecken, sondern studierte Tag für Tag fleißig die Sprache weiter und setzte zugleich seine Predigtarbeit fort, obschon sein Leben wiederholt bedroht war und ihm jedes erdenkliche Hindernis in den Weg gelegt wurde. Seine Bemühungen waren indes mit reichem Erfolg

gekrönt. Aus den Bekehrten wählte Mackay die besten aus und behielt diese nach dem Vorbilde Jesu beständig — auch auf all seinen Predigtreisen — bei sich und bildete sie auf diese Weise zu möglichst praktischen Nationalgehilfen aus. Ohne Unterlaß ging er allen Neubekehrten nach und trug das Evangelium in alle heidnischen Dörfer. Gewöhnlich hielt er sich je eine Woche an einem Ort auf, feierte mit den Christen Sonntag, unterrichtete dann von Montag bis Samstag seine Jünger und zog hierauf seine Straße weiter, um es am nächsten Ort ebenso zu machen. Unterwegs wurde gepredigt.

In dieser Weise wirkt Mackay noch heute im Segen. Er ist den Chinesen ein Chinese geworden (ist auch mit einer Chinesin verheiratet), wandert unermüdlich mit seinen Schülern von Ort zu Ort, predigt unter allerlei Volk — auch unter den wilden Ureinwohnern — errichtet Kapellen und sammelt Gemeinden. Diese zählten nach seiner eigenen Angabe im Jahr 1892 1751 vollberechtigte Kirchenglieder.*) An den Gemeinden stehen 56 eingeborne Prediger, von denen zwei ordiniert sind, und die sich Mackay alle in der oben genannten Weise herangebildet hat. Die eingebornen Christen brachten im genannten Jahr über 2000 Dollars (8000 Mark) für ihre kirchlichen Bedürfnisse auf. Auch sein Hospital erweist sich als sehr segensreich und nicht weniger als 11000 Personen erhalten das Jahr hindurch ärztlichen Rat und Hilfe. Die Zahl seiner Predigtschüler betrug 22. Er liest mit ihnen vor allem die Bibel, aber auch andere Bücher, teils erbaulichen, teils wissenschaftlichen Inhalts, ja unterrichtet sie außer in Kirchengeschichte und andern theologischen Fächern auch in Geographie, Astronomie und Medizin. Die Hauptsache aber ist, daß er sie beständig unter Augen hat, und daß sie sich auf ihren Evangelistenfahrten für den späteren Predigerberuf praktisch vorbereiten.

Letztes Jahr nun hat Mackay wieder einmal seine amerikanische Heimat Kanada besucht und hier mancherorten über seine Arbeit in Formosa mündlichen Bericht abgestattet. Eine Auslese dieser Mitteilungen liegt uns in der amerikanischen Missionszeitschrift »The Missionary Review of the World« vor, von denen wir im nachstehenden einige wiedergeben möchten. Wir lassen also, nachdem wir obiges zum besseren Verständnis vorausgeschickt haben, Mackay selber erzählen.

Meine Arbeit begann ich in der Hafenstadt Tamsui. Hier wurde mir auch der erste Bekehrte geschenkt und diesem folgte bald

*) Gundert, evang. Mission, giebt (1890) 2833 Getaufte an, weshalb wir annehmen, daß mit obigen 1751 Gemeindegliedern Kommunikanten gemeint sind.

der zweite. Es waren beides junge Leute, wie ich sie mir erbeten hatte, die mich bald in meiner Arbeit unterstützen konnten; denn von Anfang an bestand meine Praxis darin, mit dem Evangelium umherzureisen und Jesum den Gekreuzigten zu verkündigen. Jeden Monat unternahm ich deshalb eine solche Predigtreise an der Westküste entlang, wobei wir nicht selten am ganz entlegenen und sumpfigen Plätzen unser Nachtlager aufschlagen mußten. So machten wir uns auch eines Tages wieder auf den Weg und zwar schon in aller Frühe. Wir wanderten Stunde um Stunde und Meile um Meile. Aber es wollte kein Morgen anbrechen. Wir spürten schließlich, da es gerade Regenzeit war, die Kälte und zündeten deshalb ein Feuer an, woran wir uns notdürftig wärmten. Dann ging es wieder weiter über Stock und Stein, bis endlich der ersehnte Morgen anbrach. Erst jetzt merkten wir, daß wir uns in der Zeit geirrt hatten, und daß wir uns durch den Mondschein hatten täuschen lassen. Aber der Irrtum erwies sich bald als nicht von ungefähr. Wir trafen bei unserer frühen Ankunft am Ziel einen Mann, der eben weggehen wollte, aber unsertwegen blieb. Dies hatte zur Folge, daß derselbe nachher zur Erkenntnis Gottes kam und daß an dem Ort ein Gotteshaus erbaut wurde. Wir zogen dann weiter die Küste hinab und gelangten in ein Dorf, wo uns ein Abgesandter mit einem Stück Papier traf, das die Unterschriften von 70 Namen trug, wonach wir zum Bleiben aufgefordert wurden. Auch hier konnten wir eine Kapelle errichten. Allein ein Erdbeben beschädigte sie etwas, und so meinten die Heiden: selbst die Erde habe sich gegen den fremden Teufel verschworen.

Auf meiner nächsten Wanderung erhielt ich, während ich in einem kleinen, finsteren Raume saß, einen Brief folgenden Inhalts: „Du Barbar, entweder verläßt du morgen früh dieses Dorf, oder du darfst drei Tage lang deine Hütte nicht verlassen! Wir sind eben daran, unsere Ahnen anzubeten, und können deshalb keinem Fremden gestatten, in unserem Dorf zu bleiben und Zeuge unserer Andachtsübungen zu sein.“ Wir legten die Sache unserem himmlischen Meister vor und beschlossen, der gegnerischen Partei folgendermaßen zu antworten: „Wir lassen uns weder für drei Tage ins Haus bannen, noch werden wir am Morgen das Dorf verlassen. Wir vertrauen auf den Schutz unseres göttlichen Herrn und Meisters.“ Bald darauf befand sich das ganze Dorf in der größten Aufregung. Einige rieten das, die anderen jenes. Die Mehrzahl der Leute schlug vor, uns mit Gewalt zu entfernen, die anderen waren dagegen. Der Morgen kam und ich sagte zu meinen Schülern: „Ich möchte euch nicht in Gefahr bringen; was jedoch mich anbetrifft, so gedenke ich hier zu

bleiben, es gehe zum Leben oder zum Sterben.“ Sie waren alle entschlossen, bei mir auszuhalten. Nach dem Frühstück gingen wir miteinander durch das Dorf. Die Leute standen gruppenweis bei einander und waren augenscheinlich sehr erregt. Manche von ihnen hatten Ziegelstücke in den Händen und ganze Haufen von Steinen lagen vor ihnen aufgestapelt. Aber nur ein einziger Stein wurde nach uns geworfen. Am dritten Tag begaben wir uns nach dem Platz, wo die Kapelle stand. Zu unserer Verwunderung fanden sich etwa 50 bis 60 Leute ein, um uns zu hören. Manche von ihnen ließen sich sogar zu einem freundlichen Gespräch herbei. Ja, am vierten Tag schienen sie sich ihres Benehmens zu schämen. Die Urbewohner der Insel betrachteten mich später als einen der Ihrigen und sogar als ihren Urgroßvater. Denn da ich wie sie keinen Zopf trug, so meinten sie, ich müsse zu ihrer Rasse gehören. In der Folgezeit hatten wir hier oft ein- bis dreihundert aufmerksame Zuhörer.

Von da gingen wir weiter landeinwärts und bauten dort in den Bergen ein Blockkirchlein und verkündigten den Leuten angesichts der hohen Bergketten Jesum, den Heiland der Welt. Die Bergbewohner umstanden unsere Lagerfeuer und sangen mit uns in diesem wilden Lande christliche Lieder zum Preise Gottes. Eines Sonntags, als wir uns wieder auf obigem Platz eingefunden hatten, erhielt ich einen Brief, worin es hieß: „Wenn du dich noch einmal mit deinen Begleitern hier blicken lässest, so werden dich die Eingebornen niederschießen.“ Ungeachtet dieser Drohung begab ich mich wie gewöhnlich an jenem Abend in den Gottesdienst und war auch fest entschlossen, am nächsten Morgen meinem Beruf nachzugehen. Als wir uns den Eingebornen im Urwald näherten und eine Bergspitze von ca. 1500 Fuß erstiegen hatten, hörten wir das Brüllen und Jauchzen der Wilden auf der benachbarten Bergkuppe; denn das ist so ihre Gewohnheit. Wir riefen sie an und grüßten. Sie traten nun vor und starrten uns einen Augenblick an. Dann richteten sie ihre Gewehre nach oben und feuerten eine Salve ab. Der Anführer gab damit das Zeichen, daß wir nichts zu befürchten hätten. Seitdem sind fünf, zehn, ja achtzehn Jahre vergangen. Bei meinem letzten Besuch an jenem Ort kam ein alter Mann von etwa 80 Jahren zu mir und sagte: „Erinnerst du dich noch jenes Briefes, den du in dieser Gebirgsgegend seiner Zeit erhieltest? Ich bin es, der ihn schrieb. Ich setzte damals alles dran, um die Eingebornen dazu zu bringen, dich zu töten. Ich selber wage mich nicht unter diese Wilden, sondern lebe hier in dieser Gegend. Es thut mir außerordentlich leid, damals so gehandelt zu haben; aber ich habe seitdem dem Evangelium Gehör geschenkt und glaube nun an Jesum Christum

als meinen Erlöser und möchte auch gern getauft sein." Alle die den Alten kannten, gaben ihm das Zeugnis, daß er sich total geändert habe. So habe ich ihn denn getauft und ihn unter die Zahl der Bekehrten Formosas aufgenommen.

Ich bin mit meinen Schülern durch manchen Teil dieses wilden Landes gewandert und ich kann bezeugen, daß sich während der letzten 20 Jahre vieles auf der Insel geändert hat. Ich liebe meine Heimat Kanada sehr, aber doch nicht mehr als mein teures Formosa. Ein Bambusstab, wie der da, den ich in der Hand halte, ist mein alter Freund und Gefährte. Er hat mir treue Dienste geleistet beim Uebersetzen über die Flüsse; mit ihm suchte ich tastend den Grund und er war meine Stütze auf meinen Wanderungen. Die Blätter der wilden Banane dienten uns als Regenschirme während der heftigen Regengüsse.

Einst kamen wir in die große Stadt Bangkah und versuchten dort Eingang zu finden. Wir fanden ein passendes Haus, in dessen Nähe Soldaten ihr Lager aufgeschlagen hatten. Ueber der Hausthür brachten wir die Inschrift an: „Jesu heiliger Tempel." Da kam ein Soldat herbei und bemerkte, daß wir diesen Platz verlassen müßten, da das Grundstück nicht dem Hauseigentümer gehöre. Ich wußte nun, was kommen würde und riet meinen Schülern, mich lieber zu verlassen. Es kamen nun noch weitere Soldaten herbei und zeigten sich äußerst aufgebracht. Da ich fand, daß das Land der Regierung und das Haus den Truppen gehörte, hielt ichs schließlich doch für das Geratenste nachzugeben und verließ den Platz. Trotzdem war die ganze Stadt so erregt, daß selbst der britische Konsul herbeikam, um zu sehen, was los sei; denn dichte Volksmassen hatten sich angesammelt. Einige Leute schleuderten Dachziegeln nach uns, und alles schimpfte und schrie durcheinander. Der Konsul meinte deshalb: Sie thun am besten und kehren geradewegs wieder nach Tamsui zurück; denn in den drei nächsten Jahren werden Sie hier nichts ausrichten können." Ich rief zu Gott und bat ihn, uns trotzdem eine Thür in dieser Stadt aufzuthun. Wir begaben uns dann in die Vorstadt auf der entgegengesetzten Seite. Hier mietete ich ein anderes Haus und erhielt auch noch vor Mitternacht die gesetzlichen Dokumente. Wieder brachte ich jene Inschrift über der Thür an. Die Leute auf den Straßen kamen herbei und blieben einen Augenblick stehen. Manche gingen weiter, ohne ihren Gedanken Ausdruck zu geben, andere aber meinten: „Er ist ein richtiger Teufel durch und durch." Bald sammelte sich eine große Menschenmasse an, der man die Aufregung deutlich anmerkte. Um uns möglichst zu belästigen, schickten sie uns allerlei Bettelvolk auf den Hals. Von diesen setzten sich einige ungeniert nieder, andere standen umher und stießen uns

aus einer Ecke in die andere. Schließlich war der ganze Raum so mit Bettlern und Aussätzigen angefüllt, daß wir kaum noch Platz zum stehen hatten. Draußen aber gebärdete sich die Volksmasse immer wilder. Währenddem zog ich einem oder zwei, die sich von auswärts eingefunden hatten, einige Zähne aus. Dabei hörten wir einige andere sagen: „Er ist nicht besonders stark; ein einziger Schlag würde genügen." — Von Tag zu Tag wurden die Leute immer aufgebrachter, und am Nachmittag des dritten Tages fingen sie an, ihre Zöpfe um den Kopf zu wickeln und die Gewänder um die Lenden zu befestigen, um sich für den Angriff fertig zu machen. Ein Mann eröffnete ihn damit, daß er einen Stein gegen unser Haus schleuderte. Und nun brach der Sturm los. Man muß einen wütenden Chinesenpöbel gesehen haben! Er spottet aller Beschreibung. Der Chinese ist leicht erregbar und in solchem Zustand nicht mehr zu zügeln. Sie rissen das Gebäude nieder, trugen seine Bestandteile hinweg und entfernten selbst die Grundmauern. Ich marschierte mit meinen Schülern geradewegs in ein gegenüberliegendes Wirtshaus. Der Eigentümer desselben bat uns mit Thränen in den Augen, daß wir es doch verlassen möchten. Auch der britische Konsul erschien wieder und ebenso ein Mandarin in seinem großen Tragstuhl. Der Mandarin forderte den Konsul auf, mich aus der Stadt zu weisen; aber dieser meinte, dazu habe er kein Recht. Ich aber trug das Bewußtsein in mir, daß Jesus mein Herr und Meister sei und uns den Auftrag gegeben habe: „Gehet hin und prediget das Evangelium aller Kreatur." Als der Konsul sich zum Weggehen anschickte, höhnte ihn der gesamte Pöbel. Ich begleitete ihn, als er mutig dahinschreitend das aufgeregte Stadtquartier verließ. Der Mandarin versuchte es nun auf einem anderen Weg, indem er mich wiederholt bat, doch die Stadt zu verlassen. Ich zeigte ihm aber nur meine Zahnzange und meine Bibel und entgegnete ihm, daß ich auf Befehl meines Meisters hier sei. Er setzte dann ein amtliches Schreiben auf, worin er mir versprach, uns ein Gebäude draußen vor der Stadt einzuräumen, falls ich damit einig sei. Wir hatten aber bereits einige Stationen außerhalb der Stadt angelegt, und ich war fest entschlossen, unser Panier innerhalb der Stadtmauern aufzupflanzen. Schließlich schlugen wir selbst ein Haus auf und zwar genau auf derselben Seite, wo das vorige, das sie niedergerissen, gestanden hatte. Aber auch dieses wurde dem Erdboden gleichgemacht. Wir errichteten dann in dessen Nähe ein größeres Gebäude, doch auch ihm wurde dasselbe Schicksal zu teil.

Seitdem haben wir einen großen Umschwung in dieser Stadt erleben dürfen. Jetzt erhebt sich dort eine große Kirche mit einem

stattlichen Turm, und das finstere, unwissende Bangkah mit seiner heidnischen Bigotterie wendet sich allmählich der Anbetung des wahren Gottes zu. Ja, dieselben Rädelsführer, die damals den Pöbel zu Tausenden aufreizten und uns den Garaus zu machen drohten, haben vor kurzem gezeigt, daß man jetzt anders über uns denkt. Diese Leute riefen vor meiner Abreise das Volk zusammen und sagten: „Der Missionar wird uns demnächst verlassen und seine Heimat besuchen; wir sollten ihm deshalb einen Beweis von unserer Herzensgesinnung geben.“ Und was geschah? Sie versammelten sich auf demselben großen Platz, auf dem damals der Pöbel getobt hatte, und viele der angesehensten Männer veranstalteten zu unseren Ehren einen großen Paradeaufzug. Sie erschienen mit acht chinesischen Musikbanden, mit Bannern und Staatsschirmen, wie man sie vor dem Gouverneur herzutragen pflegt. Es wurde eine Prozession gebildet, die von einem großen Tempel aus sich in Bewegung setzte. Dann wurde ich gebeten, mich in einen großen, mit Seide ausgeschlagenen Tragstuhl zu setzen, und so zog man mit wehenden Fahnen und unter den Klängen der Musik durch die Stadt. Ich mußte mich wohl oder übel auf diese Weise durch die Stadt tragen lassen bis ins Boot hinein, wo man mir Gottes Segen für die Heimreise wünschte. So suchten mir die Heiden nach ihrer Art ihre Liebe und Achtung zu beweisen, während die Christen ein Lied zu meinem Abschied anstimmten. Dies beweist, welchen Umschwung Gott in jener Stadt durch die Macht seines Wortes herbeigeführt hat.

Als wir damals in Bangkah trotz seinem Widerstand Fuß gefaßt hatten, errichteten wir noch in den dahinter liegenden Ortschaften ca. 20 bis 30 Kapellen. Dann zogen wir weiter und kamen auf eine große Ebene, auf der wir unter den Eingebornen der Ostküste umherwanderten und predigten. Hier war es, wo uns die Leute von einem der Dörfer zuriefen: Ihr seid nun eine Zeitlang in dieser Ebene hin- und hergewandert; bleibt bei uns und ihr sollt sehen, was wir fertigbringen. Und was thaten sie? Sie rammten Pfähle ein, spannten ein Segeltuch darüber und errichteten so ein Obdach für uns. Am andern Tag erbot sich der Ortshäuptling, ein Gottesdienstlokal zu errichten und sofort machten sich seine Leute daran, anstatt fischen zu gehen, die Dachsparren für das Gebäude zu holen. Mit den Waffen in der Hand mußten sie sich den Weg dahin erkämpfen. Manche von ihnen kamen am Abend blutend und verwundet nach Hause. Wir verkündigten ihnen das Evangelium und in kurzer Zeit hatten wir das ganze Dorf dieser Ureinwohner zu fleißigen Hörern des Worts. Die Fischer fuhren unter Gesang in ihren Booten hinaus auf die See, die Frauen sangen unsere christ-

lichen Lieder während des Webens und in den Versammlungen erscholl von alt und jung der Lobpreis Gottes, während das eine oder andere auf einer Seemuschel dazu blies.

Daraufhin kamen auch die Bewohner der nächsten Dörfer herbei und luden uns zu sich ein, sodaß wir in kurzer Zeit 15 Kapellen in jener Ebene errichten konnten. In jedem dieser Dörfer stationierten wir einen Nationalgehilfen, der in aller Einfalt Jesum Christum predigt; denn mit unfruchtbaren Spekulationen und wissenschaftlichen Systemen vertrödeln wir nicht unsere Zeit. Meine Oxford-Studenten — ich meine nicht das Oxford in England, sondern das auf Formosa — studieren vor allem die Bibel. Wir beginnen mit der Bibel und schließen mit der Bibel und predigen nur Jesum, den Heiland der Menschen. Manche Leute haben die irrige Vorstellung, daß diesen Ureinwohnern, oder auch den Chinesen, gar keine klare Idee vom Heilsplan Gottes beizubringen sei. Aber dem ist nicht so. Sie können recht wohl eine solche erlangen, denn dazu hat sie Gott erschaffen, und es liegt in seiner Absicht, sein Heil allen Menschen ohne Unterschied zugänglich zu machen. Davon ein Beispiel. Einer meiner Leute begab sich vor einiger Zeit an einen Ort, der weiter südlich in derselben Ebene liegt und fing hier seine Arbeit an. Elf Jahre lang war es mein Wunsch und Wille gewesen, in jener Richtung vorzugehen. Nun erhielt ich von dem Gehilfen einen Brief, der mich veranlaßte dahin aufzubrechen. Ich bestieg ein Boot und fuhr, um nicht von den Wilden gesehen zu werden, bei Nacht die Küste hinunter. Vierhundert Soldaten waren in dieser Gegend niedergemacht worden und nur mit knapper Not entgingen wir demselben Schicksal. Als das Boot am Landungsplatz glücklich anlegte, trafen wir einen Mann, der mich mit den Worten empfing: „Nicht wahr, du bist Mackay, der Missionar?“ Dann wurde mir ein Pony zum Reiten gebracht, während meine Zöglinge in einem Ochsenwagen fuhren. Aus fünf Dörfern brachten wir die Leute zusammen, und Tag für Tag verkündigten wir ihnen die Wahrheit. Eines Nachts versammelten sich alle Hauptleute vor unserer Wohnung und fingen an sehr laut zu sprechen. Ich fragte: Was ist los? „Nichts“, war die Antwort, „wir sind nur darüber aufgebracht, daß wir uns so lange durch unsere Götzen haben hinters Licht führen lassen.“ Wer hätte unter solchen Umständen noch schlafen können! Die Leute brachten dann ihre Götzen korbweise herbeigeschleppt, und als sie zu einem Haufen aufgestapelt waren, stimmten wir ein Lied an und zündeten denselben an. Einige der Anwesenden zeigten sich dabei so eifrig, daß sie die brennenden Götzen immer weiter in die Glut hineinschoben, um sie so schnell als möglich los zu werden.

Auf diese Weise haben wir in Nord-Formosa da und dort größere und kleinere Gemeinden ins Dasein rufen dürfen. Alles in allem sind es ihrer jetzt 60, an deren jeder ein Nationalgehilfe steht. Daß ich aber für eine Zeitlang von dort abkommen konnte, verdanke ich der bewährten Tüchtigkeit meines ersten Bekehrten, dem ich die Oberaufsicht über das ganze Werk ruhig anvertrauen konnte; denn derselbe hat sich während der mehr als 20 Jahre als ein treuer und zuverlässiger Arbeiter bewiesen. Einer unserer Getauften — um auch diesen zu nennen — ist ein ehemaliger Taoistenpriester, der aber jetzt ein Prediger des Evangeliums ist. Da denken nun manche Leute, die armen, unwissenden Urbewohner mögen sich allenfalls herbeilassen und in ihrer natürlichen Einfalt den christlichen Glauben annehmen; hier haben wir aber einen geschulten Mann, der bis oben herauf mit spekulativer Philosophie vollgepfropft war und doch das Evangelium angenommen hat und ein Diener desselben geworden ist. Ja, dieses hat seine alte Kraft nicht eingebüßt und noch immer ist es das von Gott gegebene Werkzeug zur Rettung der Seelen. Ein anderer Bekehrter ist ein Graduierter, eine reckenhafte Gestalt von sechs Fuß Höhe. Er, der seiner Zeit nur mit Verachtung auf mich herabsah, blickt nun mit Verehrung zu mir herauf. Als er das Evangelium annahm, wurde er so demütig und klein, daß jedermann davon ergriffen war. Er ist dabei ein Mann von außerordentlichen Geistesfähigkeiten, der jetzt als Prediger in einer Stadt von 50000 Einwohnern steht. Wieder ein anderer Bekehrter ist ein junger Mann, der vor zwei Jahren ein Examen mitmachte, zu dem sich nicht weniger als 3000 Mann eingestellt hatten. Er bestand es so glänzend, daß sein Name obenan stand. Auch er hat dem Konfuzianismus entsagt und dient nun dem Evangelium.

Das Christentum hat überhaupt im nördlichen Teil von Formosa die öffentliche Meinung so für sich gewonnen, daß die Verbreitung von allerlei Märchen über die Missionare und die Christen, wie sie da und dort in China zu Zeiten auftauchen, ganz undenkbar wäre; denn welchen Umschwung hat doch das Evangelium hier bewirkt! Wer hätte es vor 22 Jahren für möglich gehalten, daß ein Mandarin das Innere einer Kapelle betreten würde! Heutzutage senden diese Herren in aller Form ihre Visitenkarte und besuchen uns in Begleitung einer Ehrenkompagnie.

Anders war es zur Zeit, als die Franzosen die Insel vorübergehend besetzten. Da gab es für uns viel Unruhe und Not. So beschossen sie eine Stadt, in der wir eine Station hatten. Die Granaten fielen oft nur einige Fuß von uns nieder; aber es durfte keinem ein Leid geschehen. Einmal wurden wir von den Franzosen

aufgegriffen und zu Gefangenen gemacht. Man verband uns die Augen und führte uns meilenweit vom Wege ab; es gelang uns jedoch zu entfliehen. Ein andermal wurde ich von ihnen für einen Spion gehalten und sollte erschossen werden; ich kam indes noch einmal mit dem Leben davon. Nach dieser Invasion ließen uns die Eingebornen ihren ganzen Ingrimm fühlen. Sie rissen unsere Kapellen nieder und verfolgten die Christen aufs bitterste. Einer alten, ziemlich vermöglichen Frau wurde alles, was sie in der Welt besaß, entrissen. Ihr Haus wurde beschädigt und sie selber schwarz und blau geschlagen; aber sie verleugnete ihren Herrn nicht. Einem jungen Mann wurden die Finger mit Bambusbast zusammengeschnürt, bis das Blut hervorquoll, mit der Absicht, ihn zum Abfall zu zwingen; er blieb trotzdem standhaft. An einem andern Ort rissen sie eine prächtige Kapelle nieder, schleppten alle Bestandteile derselben hinweg und verscharrten sie. Dann brachten sie auf der Stätte ein Plakat an, auf dem die Worte zu lesen waren: „Hier liegt Mackay, der schwarzbärtige Teufel, begraben." Jetzt, meinten sie, haben wir sein Werk vom Erdboden vertilgt. Aber darin hatten sie sich geirrt. Alle diese Proben, um Jesu willen erlitten, dienten nur zur Kräftigung desselben. Denn nicht allein bestehen noch die oben genannten Gemeinden, sondern ich habe auch das Oxford-Kolleg zur Heranbildung von eingebornen Evangelisten und Lehrern, eine Mädchenanstalt und ein Hospital erbauen dürfen. Letzteres, sowie überhaupt die ärztliche Hilfeleistung trägt viel dazu bei, das Werk zu unterstützen. So habe ich seit meinem Dortsein nicht weniger als 39000 Zähne ausgezogen und Medizinen an Kranke verabreicht. Natürlich ist das Ausziehen von Zähnen billiger als die Verabreichung von Medikamenten; denn hat man einmal seine Zange, so sind damit keine weiteren Auslagen verbunden.

Wie aber auch die Christen ihrerseits zur Förderung und Ausbreitung des Missionswerkes beitragen, davon nur ein Beispiel. Ein alter Mann, der schon über 70 Jahre alt war, kam drei Jahre lang aus ziemlicher Entfernung regelmäßig zu unseren Gottesdiensten und brachte auch noch andere Leute mit. Einige der Christen gaben ihm 10 Dollars als Beitrag zu einer Kapelle, die er an seinem Wohnort errichtete. Solche Mithilfe in der Ausbreitung des Evangeliums seitens der Eingebornen finden wir in Dutzenden von Gemeinden auf der Insel Formosa und dabei besteht das Missionswerk daselbst erst etwas über 20 Jahre. In jeder Kapelle hängt eine Weltkarte und der betreffende Lehrer spricht am Abend über all die verschiedenen Missionsgebiete. Und doch können selbst europäische Christen noch an diesem Gotteswerk zweifeln.

Da traf ich eines Tags mit einem englischen Schiffsgeistlichen zusammen, der gerade von den Philippinen-Inseln kam. Dieser erzählte, daß er soeben einen Baptisten-Missionar gesprochen und diesem gesagt habe, daß das ganze Missionswesen eitel dummes Zeug sei. „Oder", fuhr er fort, „sind Sie etwa auch ein Missionar?" „Gewiß", antwortete ich, „das bin ich." „Nun, dann will ich Ihnen nur sagen, daß alles Lug und Trug ist. Ich habe mich einige Zeit auf den Philippinen aufgehalten und bin der Meinung, daß Sie mit Ihrer Missionsarbeit nur die Zeit totschlagen. An dem einen Tag sagt der Eingeborne, er sei ein Christ, und zwar nur, um eine Anstellung zu erhalten, und am folgenden Tag giebt er sich aus demselben Grund für einen Heiden aus. Es ist alles Schwindel." „Gut", sagte ich, „ich habe Ihnen mit aller Höflichkeit zugehört, wollen Sie mich nun auch ruhig anhören?" Er versprach das. Ich sagte ihm hierauf, daß in Formosa die Leute um einer Anstellung willen weder Christen würden noch Heiden blieben; denn sie erhielten weder dafür Geld, noch behielten sie es um deswillen. Im Gegenteil, sie gäben hiefür ihr Geld aus. An dem einen Platz hätten sie allein 17 Dollars monatlich für die Unterhaltung ihres Pastors zu zahlen. Während der Teurung hätten sie sogar eine bedeutende Kollekte veranstaltet und das gesammelte Geld ihren leidenden Brüdern auf dem Festland geschickt. Ich wies auch darauf hin, daß es überall auf der Welt solche Leute gebe, die unlauteren Charakters seien; aber das könne man doch nicht von allen sagen. Das mußte er denn auch bei seinem Weggang zugeben.

Ueberhaupt kann ich den landläufigen Ansichten, die über die Chinesen verbreitet sind, nicht zustimmen, und doch glaube ich den chinesischen Charakter einigermaßen zu kennen; ist doch meine eigene Frau eine Chinesin. Die Thatsache, daß meine ersten fünf Zöglinge, die getauft wurden, sich während der 21 Jahre ohne Ausnahme als treu bewährt haben, spricht gewiß zu ihren Gunsten. Dabei sind ihnen manche Feuerproben nicht erspart geblieben.

Doch werden mir vielleicht manche entgegnen, es lasse sich da in einer Ansprache allerlei Schönes und Gutes von den Christen Formosas sagen, aber es kenne ja jedermann den unaufrichtigen Charakter der Chinesen. Ich wiederhole, dergleichen Charakterzüge finden sich auch hier in der Heimat unter den Christen. Etwa 400 unserer Formosa-Christen, Männer, Frauen und Kinder, haben bereits überwunden und einen guten Kampf gekämpft. Ich bin an Sterbebetten in Neu-Schottland, dem Lande meiner Geburt, gestanden und habe Christen sterben sehen in Kanada, Afrika und China und gefunden, daß jene in Formosa mit derselben Glaubensfreudigkeit und

im Vertrauen auf ihren Heiland und Erlöser aus dieser Welt schieden, wie die Christen anderwärts auch. Wie sollte man da noch darauf warten wollen, ob unsere Christen auch standhaft bleiben und nicht etwa rückfällig werden möchten! Unter den noch lebenden Christen Formosas aber sind alle Stände und Berufsarten vertreten: Kaufleute, Handwerker und gelehrte Leute, die zwar auch versucht werden, gleichwie wir, die aber Jesum Christum verkündigen und unter seinem Panier einhergehen.

* * *

Diesen Mitteilungen, die Mackay in seiner Heimat Kanada über seine Arbeit in Nord-Formosa gemacht hat, fügen wir am Schluß noch einige Nachrichten aus dem Brief eines dortigen Christen bei, worin derselbe den Abschied Mackay's von der Insel schildert. Er schreibt:

Mackay hat 22 Jahre lang als Missionar auf unserer Insel gearbeitet und zwar mit außerordentlichem Erfolg. Seine ganze Persönlichkeit hat bei allen Volksschichten einen solchen Eindruck hinterlassen, daß sein Weggang die ungewöhnlichsten Kundgebungen hervorrief. Als er noch einmal die Stationen im Tak-scham-Distrikt besuchte, versammelten sich Christen und Heiden in großer Zahl, um ihm ihre Liebe und Achtung zu bezeugen. Auf jeder Station wurde er von Hunderten eingeholt — von den Christen mit grünen Zweigen in den Händen, von den Heiden mit Raketen und Schwärmern — und ebenso verabschiedet. Die Gemeindeglieder waren über seine Abreise so betrübt, daß sie die Thränen nicht zurückhalten konnten. Auch im Kap-tsu-lan-Distrikt kamen ihm die Bewohner ganzer Dorfschaften entgegen und gaben ihm dann auch das Abschiedsgeleit mit der Bitte, doch recht bald wieder zurückzukehren. Dasselbe war auch der Fall im Tamsui-Bezirk. Ueberall wünschten ihm Hunderte von Christen und Heiden eine glückliche Reise und allenthalben ehrte man ihn durch Musik und Feuerwerk. Am lebhaftesten gings in der Stadt Bangkah zu. Hier wurde er durch eine großartige Prozession gefeiert, an der drei Mandarinen und fünf Hauptleute mit zwanzig Tragstühlen und sechs Pferden, begleitet von einer großen Volksmenge mit Trommeln und Pauken, teilnahmen. Dann mieteten sie einen kleinen Dampfer, um Mackay nach Tamsui zu fahren, wohin ihn mehr als 300 Leute begleiteten. Und das alles geschah in derselben Stadt, wo noch vor 20 Jahren die Bewohner seine erbittertsten Feinde waren.

Am Tage seiner Abreise aber versammelten sich über 700 Christen, um ihm und seiner Frau das letzte Lebewohl zuzurufen. Die Chinesen waren mit Gongs und Feuerwerk erschienen, die Ausländer schossen ihre Flinten ab und verschiedene Musikbanden spielten dazu auf. Die Ausländer begaben sich sodann auf einen kleinen Dampfer, die Mandarinen und Hauptleute bestiegen einen zweiten, und die Christen — viele mit Thränen in den Augen — nahmen einen dritten in Beschlag, alt und jung begab sich in kleine Boote, und so begleitete eine ganze Flotille den Scheidenden zum Hafen hinaus auf die offene See. So schied man von einander auf Wiedersehen!

Mackay wird wohl inzwischen wieder nach Formosa zurückgekehrt sein und seine gesegnete Arbeit auf der Insel aufgenommen haben. Wills Gott ist ihm dort noch ein langes Wirken beschert. Was wir aus seinen Erlebnissen mitgeteilt haben, soll aber nicht dazu dienen, den Mann zu verherrlichen, sondern uns veranlassen, mit Mackay zu sagen: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre!“ Ps. 115, 1.

Ein Missionspionier.

Lebensskizze des wesleyanischen Missionars Th. Freeman.

(Fortsetzung)

10. Im Lande der Amazonen.

Freemans nächster Besuch galt dem verrufenen Dahome, das vor ihm noch kein evangelischer Missionar betreten hatte. Er landete an dem Küstenplatz Weida und fand hier eine ziemlich große Anzahl von Europäern, die alle dem schändlichen Gewerbe des Sklavenhandels lebten. Sie gehörten verschiedenen Nationen an und bewohnten abgesonderte Quartiere, die sich in verteidigungsfähigem Zustand befanden. Die Stadt selbst liegt nicht unmittelbar am Strand, sondern etwa $^3/_4$ Stunden landeinwärts am Fuß einer Anhöhe und ist vom Meer durch eine Lagune getrennt. Sie mag etwas über 12000 Einwohner zählen und ist mit ihrem Schlangentempel und den unzähligen Fetischwahrzeichen bis auf den heutigen Tag ein Hort des gröbsten Götzendienstes. Ja, Freeman sah sich

hier einem Heidentum gegenüber, wie es ihm bis jetzt noch nie — selbst nicht in Asante — so grauenvoll vor Augen getreten war.

Wie in Badagry, so fand er auch hier einige Christen aus Sierra Leone vor, die er sofort um sich sammelte. Einer seiner ersten Gänge aber war zum Vize-König von Weida. Er setzte ihm den Zweck seines Besuches auseinander und sprach zugleich den Wunsch aus, daß er gern den König in Abome sehen würde, um ihm seine Pläne hinsichtlich der Errichtung einer Mission im Lande vorzulegen. Das erregte zwar einiges Mißtrauen, doch schwand dieses allmählich, sodaß ihm schließlich die nötige Unterstützung zugesagt wurde. Allein Woche um Woche verstrich, ohne daß die Erlaubnis zur Reise in die Hauptstadt gegeben wurde. Schon dachte er an seine Rückkehr nach Cape Coast, als er endlich Anfang März die ersehnte Bewilligung erhielt. Inzwischen traf aber auch die schmerzliche Kunde ein, daß Miss. Shipman in Akra am 22. Februar und die Gattin von Miss. Watkins am 1. März in Cape Coast gestorben seien.

Freeman beeilte sich nun mit seiner Abreise nach der Hauptstadt. Die Entfernung zwischen ihr und Weida beträgt ungefähr 60 englische Meilen. Der Weg dahin steigt allmählich an und führt an vielen armseligen Negerdörfern vorbei, von denen jedes auf Befehl des Königs eine Herberge für durchkommende Reisende aufweist. Ebenso befindet sich am Eingang jeder größeren Ortschaft eine Art von „Königspforte", an der die Eingebornen durch Entblößung des Hauptes und der einen Schulter der königlichen Oberhoheit ihre Ehrerbietung erweisen müssen. Auch wird hier von einem Beamten, der zugleich den Dienst eines Geheimpolizisten versieht, ein bestimmter Zoll erhoben. Auf diese Weise wird der Weg zwischen Abome und der Küste sorgsam überwacht.

Als sich Freeman dem Vorort Kana näherte, wo sich gerade der König aufhielt, mehrten sich auch die Anzeichen der heidnischen Barbarei, wodurch Dahome von jeher bekannt ist. Nur einige Schritte vom Weg entfernt ragte eine Art von Galgen empor, an dem der Leichnam eines Mannes, mit dem Kopf nach unten hängend, baumelte, während beide Beine nach auswärts gespreizt waren. Ein furchtbarer Anblick. Bald ließen sich Trommeln hören und eine Schar Soldaten zog mit wehenden Bannern und lärmender Musik heran. In ihrer Mitte ritt der Anführer auf einem Maultier, über ihm wurde ein großer Schirm gehalten. Er grüßte Freeman im Vorbeireiten, während die Soldaten ihn singend umkreisten. Dann verließ er sein Reittier, tanzte einige Minuten vor dem Missionar und ließ die Soldaten eine Salve abgeben. Erst jetzt grüßte er diesen mit kräftigem Händedruck.

Währenddem hatten sich die Straßen mit einigen Abteilungen Soldaten gefüllt, von denen jede ihr Banner und einen mächtigen Schirm mit sich führte. Die Fahnenstangen waren sämtlich an der Spitze mit Schädeln versehen, wogegen die mitgeführten Sessel der Häuptlinge und andere Abzeichen ihrer Würde mit den Kinnladen erschlagener Feinde geschmückt waren. Als die verschiedenen Kriegerabteilungen mit ihren Anführern vorbeidefiliert waren, bildeten sie einen doppelten Kreis, den Freeman mit seinen Leuten neunmal, nach allen Seiten hin grüßend, zu passieren hatte. Dann empfing er die Gegengrüße der Häuptlinge, worauf man ihn in sein Quartier geleitete. Erst zwei Tage später wurde er beim König vorgelassen. Wieder spielten sich die üblichen lärmenden Aufzüge ab, bis er schließlich vor Gezo, dem König von Dahome, stand. Dieser befand sich in einem der inneren Höfe seiner Residenz unter einer Veranda, umgeben von seinen vielen Weibern und seiner Amazonen-Leibgarde. Er saß auf einem europäischen Stuhl, vor ihm stand ein Tischchen mit einigen Flaschen Likörs. Die Trabanten, welche Freeman das Geleit gegeben hatten, warfen sich der Majestät zu Füßen und bestreuten ihr Haupt mit Staub, während die Häuptlinge dem König gegenüber auf dem Boden kauerten. Gezo erhob sich, reichte Freeman die Hand und hieß ihn herzlich willkommen in Dahome. Dann bat er ihn sich zu setzen und seine Gesundheit zu trinken. Hierauf folgte eine Salve zu Ehren der Königin von England. Eine weitere Salve galt dem Missionar. Dieser brachte nun im Lauf der Unterhaltung sein Anliegen vor und erklärte dem König, daß ihn kein politischer Zweck nach Abome geführt habe, sondern ein rein religiöser, wie er denn auch in Badagry keine anderen Ziele verfolgt habe. Gezo schien mit diesen Auseinandersetzungen zufrieden zu sein und meinte, ob nicht auch etwas derart in Weida geschehen könnte. Natürlich sagte dies Freeman gern zu. Letzterer erwähnte auch die Gründe, die ihn nach Abeokuta geführt hätten und erzählte dem König von seinem Missionsunternehmen in Kumase, und wie sehr der englischen Regierung daran gelegen sei, das Wohl Afrikas zu fördern. Am Schluß der Audienz äußerte er noch den Wunsch, die Stadt Abome sehen zu dürfen, was ihm auch der König gern erlaubte. Dieser begleitete ihn dann durch mehrere Höfe hindurch, wobei die Amazonen beim Abschied eine Gewehrsalve abfeuerten.

An einem der folgenden Tage durfte Freeman in Begleitung einer zahlreichen Eskorte das ca. 8 englische Meilen entfernte Abome besuchen. Als er sich hier dem Fetischhaus des Königs näherte, eilte dessen Priester herbei und segnete den fremden Besucher. Dann wurde er in der Hauptstadt herumgeführt und ihm auch der mit

Menschenschädeln geschmückte Palast Gezos gezeigt. Diese Stadt, deren Geschichte mit Blut geschrieben ist, hat, wie überhaupt Dahome, erst in den letzten Jahren (1892) durch die französische Okkupation ein Strafgericht erlebt, nach welchem zu hoffen ist, daß die seit Jahrhunderten üblichen Raubzüge und Menschenopfer ein Ende gefunden haben.

Nur noch wenige Tage hielt sich Freeman in Kana auf, denn der König hatte ihm auf seine Bitte hin die baldige Abreise nach der Küste gerne zugestanden. So nahm er denn von Gezo Abschied, der ihm einige Sklavenmädchen zum Geschenk machte. Außerdem wurden ihm zwei Dahome-Knaben und zwei Mädchen zur Erziehung übergeben, die dann später wieder zurückgesandt werden sollten. Auch mit Lebensmitteln wurde der Scheidende reichlich versehen und vom König und dessen weiblicher Leibgarde noch eine kurze Wegstrecke weit begleitet. Unter den donnernden Salven der Amazonen nahmen sie Abschied von einander, während zwei heidnische Priester mit erhobenen Händen einige hundert Schritte weit vorauseilten, Segenssprüche murmelten und so den vor ihm liegenden Weg für offen erklärten. Einige Tage später befand sich Freeman wieder in Weida. Von hier begab er sich über Agwe nach Klein-Popo, wo er auf eine Schiffsgelegenheit nach Cape Coast wartete. Während dieser Zeit lernte er in Popo den Häuptling George Lawson kennen, der schon einmal in England gewesen war und nun von sich aus eine kleine englische Schule angefangen hatte. Dieser ging mit Freuden auf den Vorschlag des Missionars ein, einen Lehrer bei sich aufzunehmen. Dies war der erste Schritt zur Popo-Mission, die noch heute besteht.

Am 9. April 1843 traf Freeman wieder in Cape Coast ein.

11. Allerlei Proben.

Hier fand er den jungen Missionar Chapman, der kurz zuvor von Europa eingetroffen war und auf Freemans Anordnungen wartete. Er beschloß, ihn in Kumase zu stationieren, von wo Brooking nach Europa zur Erholung abgegangen war. Aber die Arbeit längs der Küste ließ das Vorhaben nicht sogleich zur Ausführung kommen. Erst im August, nachdem die stärkste Regenzeit vorüber war, trat er mit Chapman die Reise nach Kumase an. Hier war inzwischen durch Brooking ein stattliches Missionshaus errichtet worden, das auch die wesleyanische Mission in der Hauptstadt überlebt hat. Daß diese bei den damaligen politischen Verhältnissen in Asante wenig oder keine Aussichten auf Erfolg habe, davon ließ sich der sanguinische Freeman

nichts träumen; ebenso wenig mochte er ahnen, daß sein damaliger Besuch (1843) der letzte in Kumase sein sollte.

Unter seiner Leitung hatte sich jetzt das Missionswerk der Wesleyaner ganz beträchtlich ausgedehnt. Eine Reihe von Punkten längs der Küste — von Dixcove bis Badagry — war auf seine Veranlassung hin besetzt worden. Darin lag aber auch die Schwäche der Mission. Die zum Teil weit auseinander gelegenen Missionsposten konnten bei der geringen Anzahl von Missionaren und zuverlässigen Nationalgehilfen weder genügend besetzt, noch recht bearbeitet, noch auch genügend beaufsichtigt werden; denn wenn auch Freeman fast beständig auf der Fahrt war und seine „fliegenden Besuche" abstattete, so war damit nicht geholfen. Selbst die nächsten, westlich und östlich von Cape Coast liegenden Stationen waren bald besetzt, bald wieder nicht besetzt, je nachdem ein Missionar kam oder abging. Zwar langten ab und zu einzelne Arbeiter von England an, aber der Tod und nötigwerdende Heimkehr reduzierten fortwährend ihre Reihen, sodaß im September 1843 nur vier auf der Goldküste standen. Bei diesem häufigen Wechsel des Personals kam keiner dazu, je die Landessprache zu lernen. Dies lag aber auch gar nicht im Prinzip der Missionspraxis, wie sie Freeman vertrat. Ihm lag bei seinen weitgehenden Plänen vor allem daran, die Mission in den Dienst der christlichen Kultur und zwar in den der englischen zu stellen. Er suchte deshalb, wie schon gesagt, dem Bedürfnis der Bevölkerung nach englischer Bildung mit einem Christentum in englischem Gewande entgegen zu kommen. Hiezu stand ihm die Küstenlinie mit ihren Handelsinteressen und Beziehungen zu Europa weit mehr offen, als die Bauernbevölkerung des Innern. Für letztere aber hatte er seine besonderen Pläne. Durch Anlegung von Musterpflanzungen wollte er einem rationellen Ackerbau Eingang verschaffen und zugleich die reichen Quellen des Landes erschließen. Dieser Gedanke mag seine Berechtigung haben; aber in diesem Fall konnte ihm keine große Zukunft prophezeit werden. Denn da keine größeren Kapitalien zur Verfügung standen und ebenso wenig leitende Persönlichkeiten, die an die Spitze des Unternehmens hätten treten können, so blieb es nur bei einzelnen schwachen Versuchen, die anfangs viel Geld verschlangen und schließlich als verunglückte Experimente endeten.

Alle diese Unternehmungen Freemans: die Besetzung der Küstenlinie, die Inangriffnahme der Asante- und Dahome-Mission, sowie seine landwirtschaftlichen Versuche, hatten sich in so rascher Folge gedrängt, daß sie ihm und seiner Gesellschaft über den Kopf wuchsen. Wohl feierte man ihn in der Heimat als einen Mann, der gleich einem Alexander dem Großen seinen Eroberungszug an der afri-

kanischen Westküste verfolge; aber zu einem solchen Kriegszug gehören Leute und Geld, und eben diesen beiden Erfordernissen konnte die Missionsgesellschaft nicht in dem gewünschten Maß entsprechen. Freeman scheint nun zwar in seinem Unternehmungseifer wenig darnach gefragt zu haben, und die Folge davon war, daß das Komitee dadurch in die bedenklichste Verlegenheit versetzt wurde. Die Finanzen der Gesellschaft konnten dem Aufwand nicht mehr gerecht werden. Das veranlaßte dieselbe, Freeman nach England zu berufen. Man hoffte, daß er hier durch sein persönliches Auftreten in der Heimat soviel Geldmittel flüssig machen werde, um damit die Mission an der Goldküste, besonders auch die opferreiche Asante-Mission, in der bisherigen Ausdehnung fortsetzen zu können. So traf er Mitte des Jahres 1844 in England ein. Aber er war noch nicht lange hier, als ein Sturm gegen ihn losbrach, der die Gemüter — und vor allem ihn selbst — aufs tiefste erregte. Er wurde durch einen Mitarbeiter Freemans hervorgerufen, der mit der Missionspraxis seines Vorgesetzten unzufrieden war und deshalb in großer Mißstimmung und ohne Erlaubnis seine Station Dixcove verlassen und nach England zurückgekehrt war. Zu gleicher Zeit hatte er zu seiner Rechtfertigung eine Klageschrift an das Komitee eingereicht. Dieses berief ihn mehrmals zu einer mündlichen Besprechung. Aber er stellte sich nicht und erklärte, als man ihn daraufhin entließ, seinen Austritt aus der wesleyanischen Kirchengemeinschaft. Damit war aber die Sache nicht aus der Welt geschafft. Gerade während Freeman in England hin- und herreiste und viel von sich reden machte, erschien plötzlich in der Times ein offener Brief mit fingierter Unterschrift, worin Freeman mehrere schwerwiegende Dinge zur Last gelegt wurden, so unter anderem: Uebertreibung seiner Berichte (wonach er Sachen berichtet habe, die gar nicht existierten) und Laxheit der Kirchenzucht (daß schwarze Christen, wiewohl sie im Konkubinat lebten, in den Gemeinden belassen würden). Freeman wußte natürlich sofort, mit wem er es zu thun hatte und blieb dem Gegner die Antwort nicht schuldig.

Faßt man die damaligen Verhältnisse ins Auge, unter denen die wesleyanische Mission an der Goldküste arbeitete, und ihre etwas oberflächliche Art in der Gewinnung ihrer Gemeindeglieder, so mochte wohl allerdings einiger Grund vorhanden sein, manches an Freemans Praxis auszusetzen. Die Gemeinden wiesen ohne Zweifel im Punkt der Eheverhältnisse manche Mißstände auf, die zum Teil in der herrschenden Polygamie ihren Grund hatten und die außerordentlich schwer zu beseitigen waren. Dann darf man nicht vergessen, d[a]ß die wesleyanischen Gemeinden zum Teil aus sehr verschiedenen

menten, wie sie eben die Küste aufweist, zusammengesetzt waren, daß sie bei dem beständigen Arbeitermangel und Personalwechsel nicht genügend gepflegt und beaufsichtigt werden konnten, und daß den Missionaren bei ihrer Unkenntnis der Landessprache vieles verborgen blieb, das die Nationalgehilfen bei ihrer moralischen Schwäche gegenüber ihren Landsleuten nicht aufzudecken wagten. Ebenso mögen die Berichte Freemans, die gleich den Tönen einer Siegesposaune ganz England erfüllten, für einen nüchternen Beurteiler zu starke Trompetenstöße gewesen sein. Daß endlich Freeman zu viel auf einmal unternahm und den Erfolg nicht abwarten konnte, sich auch in keiner Weise zu konzentrieren verstand — das läßt sich nicht bestreiten. Trotz alledem waren jene Anschuldigungen, die aus dem eigenen Lager gegen Freeman geschleudert wurden, doch so übertrieben, daß es ihm ein Leichtes war, in einer zweimaligen Antwort in der Times seinen Feind aus dem Felde zu schlagen. Aber noch ehe er sich zur Wehr setzen konnte, erhoben auch schon verschiedene seiner Freunde von der Westküste, die sich gerade in England befanden, ihre Stimme in der Oeffentlichkeit und stellten dem angegriffenen Freeman ein glänzendes Ehrenzeugnis aus. Auch seine Gesellschaft trat für ihn ein und wies an Hand der Akten die Unwahrheit und Unzuverlässigkeit der Anschuldigungen nach.*)

So ging der Angegriffene als Sieger aus diesem Kampf hervor, und die bestandene Feuerprobe diente nur dazu, sein Ansehen in der Heimat zu heben. Ja, das Endergebnis war, daß von den verschiedensten Seiten dem Missionskomitee größere und kleinere Geldbeiträge als Ausdruck der Anerkennung ihrer Arbeit an der Goldküste zuflossen. Auch einige öffentliche Blätter verteidigten die angegriffene Mission und deren Leiter. Ein Verleger veranstaltete sogar die Herausgabe von Freemans letzten Berichten und empfahl seine Mission dem öffentlichen Interesse.

Einer thatkräftigen Unterstützung bedurfte auch wirklich die wesleyanische Mission; denn die Jahresrechnung von 1844/45 ergab ein Defizit von 7935 Pfund (= 158700 Mark). Ein großer Teil dieser Schuld kam auf Rechnung der Goldküste. Doch liefen zur Tilgung derselben bis Ende des Jahres 5500 Pfund ein. Freeman trug redlich das Seine bei, daß sich die Finanzen seiner Gesellschaft wieder hoben, und verblieb deswegen fast 12 Monate in England. Man dachte sogar daran, ihn einen Besuch in Westindien machen zu lassen, hauptsächlich, um in den dortigen Gemeinden farbige Mit-

*) Alle diese Schriftstücke finden sich in der Dezembernummer der Wesleyan Miss. Notices 1844 veröffentlicht.

arbeiter für die Goldküste anzuwerben.*) Man kam indes davon ab. Statt dessen schiffte er sich wieder nach Afrika ein und langte am 23. Juni 1845 in Cape Coast an. Mit ihm kam ein junger Farbiger aus Westindien, Henry Wharton, der durch die Berichte Freemans angeregt, sich für die Mission auf der Goldküste zur Verfügung gestellt hatte.**)

Freeman stand somit wieder an der Spitze des Werks, dessen Ausbau er sich jetzt soviel als möglich widmete. Von verschiedenen Orten konnte er berichten, wie da und dort die Totengebeine sich regten. In Anamabu konnte er 82 Erwachsene und 8 Kinder an einem Tag taufen. Zugleich wandte er seiner Lieblingsidee, der landwirtschaftlichen Hebung des Landes, aufs neue seine Aufmerksamkeit zu. Schon Ende der 40er Jahre hatte er Gelegenheit gehabt, etwas ähnliches in der benachbarten Basler Mission kennen zu lernen, die in Akropong auf dem Akuapemgebirge eben ihre ersten Versuche mit Einführung von Plantagenbau anstellte. Freeman hatte dies bis jetzt im kleinsten Maßstab auf der landeinwärts gelegenen Außenstation Domonasi gleichfalls versucht. Er legte nun eine größere Pflanzung an, auf der außer einheimischen Erzeugnissen ein Versuch mit Kaffee, Baumwolle, Zimt und Gemüse gemacht wurde. Selbst einiger Weinbau wurde getrieben. Diese Pflanzung, der er den Namen Beulah gab und die ca. $2^1/_2$ Stunden hinter Cape Coast lag, wurde meist von Schülern bearbeitet, die er dadurch zu Pflanzern heranziehen wollte. Ein Nationalgehilfe versah nebenher das Amt eines Aufsehers. Die Station diente zugleich als Sanatorium, wohin die vornehme Welt von Cape Coast gern ihre Ausflüge machte. Der Versuch hatte aber keinen Bestand und noch viel weniger warf er für die Mission den erwarteten Gewinn ab. Die Pflanzung fiel später, als Freeman sich der Sache nicht mehr genügend annehmen konnte, der Verwilderung anheim. Die Gebäulichkeiten wurden im Jahr 1873 von den Asanteern zerstört.

*) Bei dem ungesunden Klima der Goldküste lag der Gedanke nahe, Farbige von Westindien für den gefahrvollen Posten zu verwenden, zumal um jene Zeit (1843) die Basler Mission an der östlichen Goldküste ihre abgebrochene Arbeit aufs neue damit eröffnete, daß sie westindische Christen als Kolonisten auf die Goldküste verpflanzte. Auch die baptistische Mission in Kamerun und die der schottischen Presbyterianer in Alt-Kalabar bedienten sich in jener Zeit farbiger Mitarbeiter aus Westindien.

**) Wharton hat in der Folgezeit viele Jahre der Mission treu gedient, hauptsächlich in Englisch-Akra, bis er Anfang der 70er Jahre auf der Insel Madeira, wo er Erholung suchte, starb.

12. Ein unerwarteter Abschluß.

Im Jahr 1854 finden wir Freeman wieder auf einer Reise nach Dahome, diesmal in Begleitung von H. Wharton. Während ihr Schiff in Weida vor Anker lag, waren sie zufällig Augenzeugen von der Einschiffung eines Sklaventrupps. Mit Hilfe der Ferngläser konnten sie deutlich sehen, wie eine portugiesische Flagge am Strand den Platz bezeichnete, wo die Verschiffung vor sich gehen sollte. Ein Sklavenschiff legte sich dem Landungsplatz gegenüber und mehrere große Boote arbeiteten sich durch die Brandung. Dann sahen sie, wie einige Hängematten sich von den am Strand errichteten Baracken nach jener Stelle zu bewegten, umgeben von einem Schwarm nackender Neger beiderlei Geschlechts. Die armen Geschöpfe waren durch Eisenbänder, die um ihren Nacken geschmiedet waren, truppweise aneinander gekettet und wurden so in die Boote verladen. Der Portugiese nahm 650 solcher Unglücklichen an Bord, vier sprangen unterwegs aus Verzweiflung ins Meer und fanden ihren Tod in den Wellen. Freeman verfehlte natürlich nicht, von dieser Verschiffung Anzeige bei der englischen Regierung zu machen.

Von Weida, wo ein Katechist stationiert war, reisten die beiden Missionare ohne Aufenthalt weiter ins Innere, nach Abome. König Gezo empfing sie freundlich, machte aber nicht sonderlich viel daraus, daß sie ihm die beiden Mädchen, die er seiner Zeit Freeman zur Erziehung mitgegeben hatte, nun wieder zurückbrachten. Die Mädchen waren inzwischen in Cape Coast erzogen und getauft worden. Nach kurzem Aufenthalt in der Hauptstadt, wo die Verhältnisse für die Mission nicht so günstig lagen, wie Freeman gehofft hatte, kehrten sie nach Weida und von da auf dem Landweg nach Cape Coast zurück.

Noch vor Schluß desselben Jahres wurde auch Abeokuta ein Besuch gemacht, wo ein Eingeborner die wesleyanischen Christen um sich gesammelt hatte und die Gemeinde zu mehren suchte. Diesmal schlug Freeman den Weg über Lagos ein. Dieses, bis vor kurzem der Hauptstapelplatz für die längst verbotene Sklavenausfuhr, war am 25. Dezember 1851 von den Engländern genommen und besetzt worden, wodurch nicht bloß dem schändlichen Sklavenhandel an der Küste ein für allemal ein Ende bereitet, sondern auch der Weg von da ins Innere geöffnet wurde. Außer der englisch-kirchlichen Mission hatten auch die Wesleyaner diesen wichtigen und rasch aufblühenden Küstenplatz mit einem europäischen Missionar besetzt. Eine schlichte Kapelle aus Bambus diente damals den kirchlichen Zwecken. Die Gemeinde bestand anfangs meist aus christlichen Emigranten von Sierra Leone. Freeman drang energisch auf Erweiterung des Werkes

und den Bau eines besseren Gotteshauses. Dann trat er die Reise nach Abeokuta an, das er am vierten Tage erreichte. Hier fand er den der Mission so günstig gesinnten Oberhäuptling Schodeke nicht mehr vor. Er war schon vor Jahren gestorben. Aber auch sein Nachfolger Sagbua und Schodekes Bruder Schamoye nahmen Freeman in freundlichster Weise auf. Er fand das Missionswerk im Aufblühen begriffen und konnte sich bei den verschiedenen gottesdienstlichen Versammlungen überzeugen, wie der Mission in dieser großen Stadt eine offene Thür gegeben sei. — Aber dieser Besuch in Abeokuta sollte sein letzter sein, denn nur noch wenige Jahre waren ihm vergönnt, an der Spitze der Mission zu stehen, der er als Pionier gedient und die durch ihn ihre Ausdehnung erhalten hatte.

Die nun folgende Episode in Freemans Missionslaufbahn hat etwas Tragisches, aber sie konnte nicht ausbleiben. Es lag nun einmal in der feurigen Natur des Mannes, beständig auf neue Unternehmungen zu sinnen und rastlos seinen Plänen nachzujagen. Er scheint auch hierin meist selbständig vorgegangen zu sein und nicht erst lange Unterhandlungen mit seiner Gesellschaft gepflogen zu haben. Zudem war ihm als Leiter der Mission in Geldsachen ziemlich freie Hand gelassen. Dazu kam, daß Freeman nichts weniger als billig zu reisen verstand. Seine häufigen Reisen, besonders die nach Asante und Dahome, gestalteten sich zu kostspieligen Expeditionen. Er glaubte es dem Nationalcharakter der Neger schuldig zu sein, bei solchen Gelegenheiten mit großem Gefolge auftreten und dadurch als Herold einer großen Botschaft den nötigen Eindruck machen zu müssen. Diese Idee entlehnte er ohne Zweifel dem üblichen Auftreten englischer Beamten, hinter denen er — obwohl sonst bescheiden in seinen persönlichen Ansprüchen — aus Rücksicht auf seine Stellung nicht zurückstehen wollte. Es konnte deshalb nicht ausbleiben, daß seine Jahresabschlüsse unverhältnismäßig große Rechnungen ergaben, Summen, die der Gesellschaft nicht nur zu groß erschienen, sondern sie auch in ernstliche Verlegenheit setzten. Besonders die mit viel Rumor und großen Erwartungen unternommene Mission in Asante erwies sich als mehr kostspielig denn erfolgreich. In englischen Kreisen aber hat gewöhnlich nur der Erfolg, der mit Ziffern zu belegen ist, auf thatkräftiges Interesse zu rechnen. Freeman wurde also Beschränkung seiner Ausgaben und somit auch Einschränkung seiner Unternehmungen eingeschärft. Dazu konnte und wollte er sich nicht verstehen. Es erschien ihm undenkbar, plötzlich die Segel einziehen zu sollen, während er mit vollen Segeln vor dem Wind lag. Eine konzentrierte, gründ liche Arbeit auf dem einmal besetzten Gebiet, eine geregelte Schr arbeit, die Pflege der Landessprache, eine Schritt für Schritt vora

gehende und um sich her Einfluß ausübende Missionsarbeit, wie sie von andern Gesellschaften mit mehr Arbeitern und Nationalgehilfen ausgeübt zu werden pflegt — das alles war ihm fremd. Es folgten höchst unerquickliche Auseinandersetzungen zwischen ihm und seiner Gesellschaft, die unter dem Druck finanzieller Nöte auf ihrer Forderung beharrte. Die gegenseitige Korrespondenz führte schließlich dazu, daß das Komitee einen Deputierten an die Goldküste zu senden beschloß. Es geschah dies in der Person des wesleyanischen Geistlichen Daniel West. In seiner Begleitung sollte zugleich Miss. William West hinausreisen, um je nach Umständen die finanziellen Angelegenheiten und die damit verbundene Leitung der Mission zu übernehmen. Ende 1856 trafen die beiden in Cape Coast ein. Daniel West unterzog die Mission einer gründlichen Inspektion und Freeman erhoffte von derselben eine gegenseitige Verständigung. Aber der Visitator, der seine Inspektionsreise bis Lagos und Abeokuta ausdehnte, erreichte England nicht mehr. Er erlag auf der Rückreise in Gambia (24. Februar 1857) einer Leberentzündung. Damit war auch Freemans Stellung erschüttert. Hatte er bis jetzt gehofft, durch des Visitators mündlichen Bericht in der Heimat gerechtfertigt und verstanden zu werden, so war nun daran nicht mehr zu denken. Die Verwaltung der Gelder und die Leitung der Mission wurde jetzt faktisch William West übertragen und Freeman in eine untergeordnete, abhängige Stellung gedrängt. Die Bedingungen, unter denen er weiter zu arbeiten hatte, waren für ihn unerfüllbar. Es gab mancherlei Reibungen, und so entschloß er sich — wiewohl mit Zögern — zum Rücktritt. Er nahm seinen Abschied und zog sich mit seiner Familie — er hatte nach dem Tode seiner zweiten Frau eine Eingeborne geheiratet — nach Akra zurück. Doch blieb er hier, wo sein Freund Wharton stationiert war, mit der Mission in Liebe und Freundschaft verbunden. Die Kanzel stand ihm nach wie vor offen und er hat von diesem Vorrecht oft und gern Gebrauch gemacht. Auch sonst suchte er so viel als möglich das Wohl der Mission zu fördern.

Eine neue Lebensstellung fand er zunächst bei der englischen Regierung als Civilkommissar für den östlichen Teil der Goldküste. Als solcher hatte er die Verwaltung des Bezirks in den Händen. Aber er verblieb nicht lange in dieser Stellung, obschon er auch später gelegentlich politische Aufträge der Regierung übernahm und ausführte. Er zog sich hierauf ins Privatleben zurück und wurde Pflanzer. Etwa drei Stunden hinter der Stadt Akra erwarb er am Humo-Fluß ein Stück Land, auf dem er eine Pflanzung anlegte und wie in Beulah allerlei in- und ausländische Erzeugnisse dem Boden abzugewinnen suchte. Ein einfaches Haus, nach Landessitte von

Holzwerk und Lehm errichtet und mit Gras bedacht, bot ihm und seiner Familie die nötige Unterkunft. Nebenher widmete er seine Muße der Pflanzenkunde, sammelte seltene Orchideen in den Wäldern, versah den Londoner Botanischen Garten mit allerlei Pflanzenspezien und suchte zugleich an der Küste selbst das Interesse für den Ackerbau zu wecken. Diesen Bestrebungen zufolge wurde auch damals in Akra eine „Gesellschaft für Agrikultur" ins Leben gerufen; aber ihre Sitzungen scheinen mehr nur der Geselligkeit als wirklich praktischen Zwecken gedient zu haben. Große Errungenschaften hat Freeman auf seiner Musterpflanzung auch nicht erlebt. Der Ertrag war im ganzen — da er nichts hineinzustecken hatte — ein armseliger. Sein Gemüse und die saftlosen grapes (Weintrauben), die er auf dem Landgut zog, wurden nur aus Mitleid von den Europäern der Stadt Akra gut bezahlt. Auch geschriftstellert hat er etwas, aber nur ein Buch, sein bekanntes »Mission Enterprise no Fiction« hat das Licht der Welt erblickt. Für andere Veröffentlichungen fanden sich nicht genügend Subskribenten.

Sechzehn Jahre — von 1857 bis 1873 — verblieb Freeman in dieser Lebensstellung. Es war ein Stillleben, das vielleicht seinem unruhigen Geist, seiner feurigen Natur dienlich war und ihn noch befähigte, im höheren Lebensalter eine gesegnete und fruchtbringende Wirksamkeit im Missionsdienst zu entfalten.

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

Rundschau.

Die evangelischen Missionen in Ostafrika.

Es sind noch keine zehn Jahre her, daß im heutigen Deutsch-Ostafrika die evangelische Mission nur durch drei englische Gesellschaften vertreten war. Seitdem hat die deutsche Besitzergreifung jener afrikanischen Ländergebiete mit ihrem Flächenraum von nahezu 10,000 qkm mehrere deutsche Missionsgesellschaften in die Arbeit eintreten lassen, um den dortigen Völkern die Segnungen des Christentums zu bringen und dem durch die ehemalige Araberherrschaft sich ausbreitenden Islam entgegen zu wirken. So sind es heutzutage außer jenen englischen Missionen vier deutsche Gesellschaften, dort eingerückt sind und munter die Hände rühren. Wir nennen zu

Die deutsch-ostafrikanische Missionsgesellschaft (Berlin III), die seit 1887 auf dem am Hafeneingang von Dar-es-Salam gelegenen Immanuelskap einen Stützpunkt für ihre Arbeit gewonnen hat. Diese bestand bis jetzt vornehmlich in der mit dem dortigen Hospital verbundenen Krankenpflege und der geistlichen Versorgung der zur Zeit ca. 160 evangelischen Deutschen. Man hofft jedoch, daß die deutsche Regierung mit der Zeit ein eigenes Krankenhaus in Dar-es-Salam, der Hauptstadt der Kolonie, errichten werde, wofür indes vorderhand die dazu nötigen 130,000 Mark vom Reichstag abgelehnt worden sind. Auch die an den Weißen geübte evangelische Seelsorge gedenkt der Ober-Kirchenrat zu übernehmen. — Auf der von ihr im Jahr 1892 in der Landschaft Usaramo angelegten Station Kisserawe oder Hoffnungshöhe ist ein schöner Anfang gemacht. Ursprünglich als Heimstätte für befreite Sklaven angelegt, hat es sich gezeigt, daß die Erziehung und Beaufsichtigung dieser Leute besondern Schwierigkeiten begegnet. Sie gewöhnen sich nur schwer an die Ordnung der Station und suchen sich dieser meist durch die Flucht wieder zu entziehen. Von Kisserawe aus gedenkt man demnächst noch zwei Tagereisen weiter nach dem dichtbevölkerten Hochland vorzugehen und in Maneromango eine weitere Station anzulegen. — Einen besonders wichtigen Stützpunkt für die Arbeit an der Küste bildet der nördlich gelegene Hafenplatz Tanga, von wo aus der Weg ins Bergland von Usambara führt. Eine noch größere Wichtigkeit wird Tanga voraussichtlich durch die im Bau begriffene Eisenbahn nach dem Kilimandscharo-Gebiet erhalten, wovon die erste Strecke im Oktober v. J. eröffnet worden ist. Die Bewohnerschaft Tangas, die vorwiegend mohammedanisch ist, verhält sich noch sehr gleichgültig gegenüber aller christlichen Einwirkung, und auch in der Umgegend zeigt sich nur Mißtrauen gegen den Missionar. Doch sind bis jetzt 9 Christen gewonnen worden, die um die Station her angesiedelt werden. Auch wurden kranke Massaisklaven und andere Eingeborne in einem kleinen Krankenhaus von der Mission verpflegt. — Am erfreulichsten nimmt das Werk zu auf der im schönen Bergland von Usambara gelegnen Station Hohenfriedeberg, die aber trotz ihrer Höhenlage leider auch nicht ganz fieberfrei ist. Hier konnten im letzten Jahr trotz heftigem Widerspruch der heidnischen Anverwandten fünf Jünglinge die hl. Taufe erhalten. Die kleine Christengemeinde ist dann im Lauf des Jahres noch um 14 Seelen gewachsen. Auch eine kleine Schule, für die bereits der nötige Lesestoff in der Landessprache (bibl. Geschichten und einheimische Erzählungen) beschafft ist, hat sich wacker gehalten. Die kleine Gemeinde von 20 Seelen, die alle abendmahlsberechtigt sind, legt einen regen Eifer im Besuch der

Gottesdienste und Andachten an den Tag. Die geplante Anlegung einer weitern Station in Wuga, der Hauptstadt von Usambara, die wegen der abwehrenden Haltung des dortigen Häuptlings hinausgeschoben werden mußte, hat nun doch im Februar d. J. stattfinden können. Die neue Station liegt etwa 1080 m über dem Meere auf dem Ngaziberge bei Wuga und erfreut sich der besten Wasser- und Landverhältnisse. — Erst zwei Jahre alt ist die Station Bethel, die 5 Stunden nordwestlich von Hohenfriedeberg liegt. Von ihr aus werden die umliegenden Ortschaften regelmäßig mit dem Evangelium besucht, und die Leute fangen an aufzumerken. Auch in Bethel selber ist der Besuch der Gottesdienste ein regelmäßiger; dagegen hatte die Schule keinen Bestand. Einige befreite Sklavenknaben, die auf der Station erzogen und geschult werden, haben bis jetzt keinerlei Grund zur Freude und Hoffnung gegeben.

Auf dem Arbeitsfeld der deutsch-ostafrikanischen Mission, das im Jahr 1893 von Inspektor Winkelmann amtlich besucht worden ist, standen Ende 1894 10 Missionare, 5 Diakonen, 2 Schwestern und 1 eingeborner Gehilfe. Die Lücken, die durch einige Todesfälle im Personal während der letzten Jahre gerissen wurden, konnten erfreulicherweise immer wieder ausgefüllt werden. Die Zahl der eingebornen Christen betrug 48; Stationen 5, Predigtplätze 18.

Recht günstig hat sich auch die im Jahr 1891 am Nordende des Nyasa begonnene Mission der Brüdergemeine sowie die der Berliner Missionsgesellschaft (I) entwickelt. Ausgangs- und Mittelpunkt der Brüdermission unter den Konde ist Rungue, das der Hauptsache nach ausgebaut ist. Die Hauptarbeit beschränkte sich bis jetzt auf die Station selber, wo eine größere Anzahl von Eingebornen (zum Teil befreite Sklaven, zum Teil Arbeiter) zur Verrichtung der äußeren Arbeiten weilen. Auf diese wird durch Ordnung, Anhalten zum Fleiß, Ermahnungen und gutes Beispiel, aber auch durch tägliche Morgen- und kurze Abendgottesdienste, sowie durch sonntägliche Predigt eingewirkt. Alt und jung zeigt sich eifrig im Lernen und singt brav nach deutschen Melodien die Uebersetzungen einiger Liederverse. Einer der erwachsenen Eingebornen hat bereits als Unterlehrer bei den Anfängern Verwendung gefunden. In der weiteren Umgebung der Station konnte bis jetzt nur an den Sonntag-Nachmittagen abwechselnd in den Dörfern das Evangelium verkündigt werden, wobei man es aber mit einer ziemlich gleichgültigen Zuhörerschaft zu thun hatte. Das Verhältnis der Bewohnerschaft zur Mission ist ein freundliches. — Eine zweite Station haben die Br
im Juni des letzten Jahres 7 Stunden von Rungue, nicht weit
linken Ufer der Kibira, in Angriff genommen und ihr den N

„Rutenganio“, d. h. Friede, beigelegt. Die Bevölkerung sowie die Volkshäupter kamen den Missionaren freundlich entgegen. Hier gilt es zunächst, die nötigen Gebäulichkeiten aufzurichten; dagegen ist von Anfang an mit der Predigt des Evangeliums begonnen worden. Viel Zulauf haben die hier stationierten Brüder von hilfesuchenden Kranken, besonders von solchen, die an bösen, eiterigen Wunden leiden. Echt heidnisch sind die beständigen Fehden zwischen den dortigen Stämmen, die meist durch den Raub von Weibern und Vieh veranlaßt werden. — Inzwischen ist es im August v. J. noch zur Anlegung einer dritten Station, anderthalb Tagereisen südsüdöstlich von Rungue, gekommen. Diese, Ipiana, d. h. Gnade, liegt etwa 2 Stunden vom Ufer des Nyasa entfernt auf dem linken Ufer der Kibira. Sie ist hauptsächlich im Interesse der beiden nördlichen Stationen als Stapelplatz für die Post- und Güterbeförderung errichtet worden. Das Klima ist hier im Niederland weit schwüler als auf den beiden anderen hochgelegenen Stationen; auch zeigen sich die Eingebornen viel zudringlicher und anspruchsvoller. Nach den letzten Nachrichten (vom Nov. v. J.) schreitet der Bau der Station rüstig voran. Auch eine kleine Schar von Männern findet sich regelmäßig zum Gottesdienst ein. Die drohende Gefahr von Unruhen, hervorgerufen durch die Unbotmäßigkeit einiger Häuptlinge gegenüber der deutschen Regierung, ging noch einmal glücklich vorüber. — Infolge der im letzten Jahr erfolgten Ausdehnung des Werks ist das Missionspersonal bedeutend verstärkt worden. (Miss.-Bl. d. Brüdergem.)

Eine verhältnismäßig noch raschere Ausdehnung hat das Missionsunternehmen der Berliner im Nyasagebiet genommen. Der Anfangsstation Wangemannshöh (1891), am Fuß des Livingstone-Gebirges, folgte schon 1892 die Gründung der auf einer Höhe von 4500 Fuß gelegenen Station Manow und bald darauf die der Station Muakerere am Ostabhang des Kiejo-Berges, mit einer Höhenlage von 5500 Fuß. Zu diesen ist dann noch (1893) Ikombe, auf einer Halbinsel im Nyasa, als vierte Niederlassung hinzugekommen. Letztere soll dazu dienen, die Verbindung mit der etwa $2^1/_2$ Stunden entfernten deutschen Militärstation Langenburg an der Nordostseite des Sees herzustellen und um zugleich den Ausgangspunkt für die Mission unter den im Livingstone-Gebirge zerstreuten Wakinga zu bilden. Mit der eigentlichen Missionsarbeit ist neben dem Ausbau der Stationen ein schöner Anfang gemacht worden und die Missionare haben bereits einen bedeutenden Einfluß auf das Volk gewonnen. Leider ist das Kondeland in den letzten Jahren von allerlei Landplagen: Rinderpest, Heuschrecken und Dürre empfindlich heimgesucht worden. (Berl. Missionsber.)

Als vierte und jüngste der deutschen Missionen in Deutsch-Ostafrika ist im Jahr 1893 die Leipziger Missionsgesellschaft in die Arbeit eingetreten und zwar im Dschagga-Land an den südwestlichen Abhängen des Kilimandscharo. Ihr Eintritt wurde zunächst durch den Umstand veranlaßt, daß sich die bisherige bayrische Missionsgesellschaft für Ostafrika mit der Leipziger vereinigte und daß letztere deren Wakamba-Mission im britischen Schutzgebiet zu übernehmen hatte. Da sich aber die Leipziger nicht auf diese beschränken, sondern zugleich im deutschen Gebiet eine neue Mission begründen wollten, so beschlossen dieselben nach Uebereinkunft mit der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft deren ehemalige Station Moschi am Kilimandscharo zu besetzen, die von letzterer hatte aufgegeben werden müssen. Die unter der Leitung des indischen Miss. Päsler ausgesandte Leipziger Expedition langte auf der alten Karawanenstraße Mombas-Taweta durchs englische Gebiet am 30. Sept. 1893 in Moschi an, dessen Häuptling inzwischen von den Deutschen zur Unterwerfung gezwungen worden war. Auf den Rat des deutschen Stationschefs sahen jedoch die Missionare vorderhand von Moschi ab und ließen sich weiter westlich in der Landschaft Madschame am südwestlichen Abhang des Kibo nieder, wo sie von dem jungen Häuptling Shangali freundlich aufgenommen wurden. Hier wurde dann in dem fruchtbar gelegenen Kwarango angesichts des schneebedeckten Bergriesen Kibo im Nordosten und des in die Wolken ragenden Meru-Berges im Westen am 5. Oktober 1893 die erste Leipziger Missionsstation im Dschagga-Lande angelegt. Um für den Bau solider Häuser sachkundige Hilfe zu haben, ließ Päsler von seinem indischen Arbeitsfelde einige christliche tamulische Handwerker kommen. Inzwischen hat man am 9. Juli v. J. eine zweite Station in der Landschaft Wamba östlich von Moschi errichtet. Auch hier leisteten außer den Eingeborenen, die bereitwillig das Bauholz aus dem Urwald herbeischafften, die tamulischen Handwerker beim Bau schätzenswerte Hilfe. Nachdem die erste Pionierarbeit gethan war, kehrte Miss. Päsler Ende v. J. in die Heimat zurück. Leider mußte von den fünf ausgesandten Brüdern einer unmittelbar nach seiner Ankunft in Madschame gesundheitshalber nach Europa zurückkehren. Die Arbeit auf den beiden Stationen hat bis jetzt ihren guten Fortgang genommen und es kann von Madschame bereits von einer kleinen Schule berichtet werden.

Die älteste und zugleich bedeutendste evang. Mission in der Kolonie ist die englische Universitäten-Mission, die schon seit 1867 von der Insel Sansibar aus auf dem Festland von Usambara und am Rovuma, dem Grenzfluß zwischen dem deutschen und portugiesischen Gebiet, arbeitet. Unter ihrem Bischof Smythies hat sich

dieselbe zu bedeutendem Umfang entfaltet. Leider ist derselbe, nachdem er 10 Jahre lang mit unermüdlichem Eifer das Missionswerk geleitet hatte, am 7. Mai v. J. auf einer Seereise nach Aden, auf der er Erholung für seine gebrochene Gesundheit suchte, dem Fieber erlegen. Ueberhaupt ist diese Mission im letzten Jahr von schweren Verlusten heimgesucht worden, denn sie verlor nicht bloß den eben erwähnten Bischof Smythies durch den Tod, sondern auch den für das Nyasa-Gebiet neu ernannten Bischof Hornby durch Abgang. Derselbe mußte schon bald nach seinem Antritt mit zerrütteter Gesundheit nach England zurückkehren und sein Amt niederlegen. Auch von den 7 neuausgesandten Missionaren, mit denen er in seinem Sprengel am Nyasa ankam, erlagen binnen Jahresfrist drei dem Klimafieber; die vier andern mußten nach Europa zurückkehren, so daß von der ganzen Arbeiterschar kein einziger mehr auf dem Missionsfelde steht. — Unter den 4 Hauptstationen des Usambara-Distrikts ist Magila die bedeutendste mit einer großen Kirche, einer Erziehungsanstalt, einem Krankenhaus und einem Schwesternheim für die Arbeit unter dem weiblichen Geschlecht. Wie die meisten Gebiete Ostafrikas hat auch Usambara im letzten Jahr durch die allgemeine Heuschreckenplage und die darauf folgende Hungersnot zu leiden gehabt. Die Missionsarbeit ist natürlich auch davon sehr nachteilig berührt worden und die Hauptaufgabe der Missionare bestand vor allem darin, die notleidenden Eingebornen vor dem Hungertode zu schützen. — Die vier Stationen nördlich vom Rovuma sollen demnächst um einen wichtigen Stützpunkt gegen den Nyasa zu vermehrt werden und zwar ist die Stadt Mtarika am rechten Ufer des Rovuma dazu ausersehen. Auf den alten Stationen Newala und Masasi und ihren Außenposten giebt sich in letzter Zeit unter den Eingebornen eine erfreuliche Lernbegierde kund. Das frühere Masasi dagegen, von dem die heutige Station einige Meilen entfernt liegt, bietet einen traurigen Anblick dar, denn der seiner Zeit so überaus schön angelegte Ort, der im Jahr 1882 von den räuberischen Magwangara überfallen und ausgeplündert wurde, ist heute eine verwilderte Stätte. Zwischen üppigen Mango, Kokospalmen und andern Fruchtbäumen liegen die Trümmer der früheren Steinkirche und der übrigen Gebäude. Nur ein Häuflein befreiter Sklaven lebt noch daselbst, aber auch sie sind, obwohl getauft und durch die Mission aus zweifacher Sklaverei erlöst, total verwildert und verschmähen jede christliche Einwirkung. Daß die Stationen am Rovuma noch immer von den Magwangara bedroht sind, hat erst das letzte Jahr gezeigt; denn wie gewöhnlich erschienen sie wieder im Herbst, überfielen die am jenseitigen Ufer in portugiesischem Gebiet liegende Stadt Msaka und schleppten viele Bewohner

als Sklaven hinweg. Die Universitäten-Mission geht neuerdings ernstlich mit dem Gedanken um, die schon einmal angefangene, aber wieder unterbrochene Arbeit unter diesem kriegerischen Volk energischer als zuvor aufzunehmen. — Auf den zahlreichen Stationsplätzen des Nyasa-Gebiets (die alle außerhalb der deutschen Kolonie liegen) geht es munter vorwärts. In Likoma, einer kleinen Insel an der Ostküste des Sees, wurden an Ostern v. J. allein 50 Personen getauft. Schon steht etwa ein Viertel der Inselbevölkerung unter dem direkten Einfluß der Mission, d. h. ca. 600 derselben sind teils Christen, teils Katechumenen oder doch regelmäßige Besucher der Gottesdienste. Auch auf zwei andern Uferplätzen wurden im letzten Jahr über 100 Personen, meist Erwachsene, getauft. Die Wichtigkeit der von der Mission betriebenen Industriezweige wird selbst von den englischen Beamten anerkannt. Die im Jahr 1893 eröffnete Station Unangu im Yaoland (auf dem Hochland östlich vom See) gedeiht unter der Pflege eines Missionsarztes und eines eingebornen Geistlichen. Eine wichtige Ausdehnung hat das Werk dadurch erhalten, daß man im September v. J. die auf dem Westufer liegende Stadt Kotakota besetzt hat; damit ist auch das jenseitige Ufergebiet in Angriff genommen. (Central Africa.)

Einen ebenso segensreichen Einfluß hat die auf dem südlichen Westufer des Nyasa thätige Mission der Freischotten (die sog. Livingstonia-Mission) auf die gesamten Volksverhältnisse ausgeübt, worüber der kürzlich von dort zurückgekehrte Miss. Gossip berichtet: „Seit Menschengedenken waren die am See wohnenden Eingebornen, ehe die Mission sich dort niederließ, die Opfer der periodisch sich wiederholenden Raubzüge der Angoni, eines Zulustammes, der das Bergland der Ufergebiete bewohnt. Wie die Matebelen lebten sie nur vom Krieg und Raub und waren der Schrecken ihrer Nachbarn. Unvermutet stiegen sie bei Nacht von ihren Bergen herab, umringten plötzlich die Dörfer und speerten die Männer, sobald diese ihre Hütten verließen, schleppten die Weiber samt dem Vieh auf ihre Bergfesten hinauf und verließen dann die Niederlassungen als verwüstete und entvölkerte Stätten. So kann man noch jetzt streckenweis tagelang reisen, ohne auch nur eine Menschenseele zu treffen. Seitdem aber die Mission sich an den Ufern des Sees niedergelassen hat, ist alles anders geworden. Man hat freundliche Beziehungen mit den Atonga und andern Stämmen angeknüpft, die sich gern unter den Schutz der Weißen stellten. Auch mit den stolzen und blutdürstigen Angoni wurden Abmachungen getroffen und das Endergebnis davon übertrifft nun alle Erwartungen. Stationen wurden in Bandawe und im Angoniland gegründet und seitdem sind die Atonga vor den Angoni

sicher. Jetzt kann man auf den Missionsstationen Angonikrieger mit Atongafrauen friedlich nebeneinander arbeiten sehen, und selbst bis nach Blantyre im Shirehochland ziehen die vormals gefürchteten Angoni, um dort als Arbeiter zu dienen. Friedlich passieren sie die Dorfschaften der Atonga und übernachten in deren Hütten, die sie früher als grimmige Feinde zu überfallen pflegten. Sehr erleichtert wurde den Missionaren ihre schwierige Aufgabe dadurch, daß die Jugend überall ein reges Verlangen zeigte, Gottes Wort in der eigenen Sprache zu lernen und daß dies nun viele Hunderte imstande sind. Die Schulen in Bandawe und im Angoniland sind überall überfüllt und es ist interessant zu sehen, wie z. B. der Oberhäuptling von Bandawe — ein Mann, der sich früher viele Greuelthaten zu schulden kommen ließ — jetzt mit Kindern auf der Schulbank sitzt und sich mit Fibel und Schiefertafel beschäftigt." (Free Church of Scotl. Monthly.) — Mittelpunkt der Mission ist das schon mehrfach genannte Bandawe mit einem Lehrerbildungsinstitut, mit einer Kirche, einer Druckerpresse, mit Werkstätten und Oekonomie. Wichtig ist auch der ärztliche Zweig der Missionsthätigkeit. Das Arbeiterpersonal ist in den letzten Jahren bedeutend verstärkt worden.

Südlich davon, im gesünderen Shirehochland, liegt das Arbeitsgebiet der schottischen Staatskirche mit der Hauptstation Blantyre. Das stattliche Häuserviertel der Missionsgebäude umschließt eine architektonisch bedeutende, fast ausschließlich von den Eingebornen gebaute Kirche, verschiedene Schulen, Werkstätten und Gartenanlagen. Auch hier ist die Schulthätigkeit, der Besuch der Gottesdienste und der zivilisierende Einfluß der Mission bedeutend. Einen schweren Verlust hat dieselbe kürzlich durch den Tod des Missionsarztes Dr. W. A. Scott erlitten, der seit 1889 in Blantyre thätig war. Seitdem das Shirehochland unter britischem Schutz steht (1890), haben sich manche europäischen Kolonisten, Kaffeepflanzer und Abenteurer dort eingefunden. So hat sich u. a. im Jahr 1893 ein australischer Kolonist, der Baptist Booth, in der Nähe von Blantyre niedergelassen; derselbe pflanzt Kaffee und will durch Gründung christlicher Kolonien den Heiden das Christentum beibringen. Er hat sich aber bis jetzt bei den benachbarten Missionen keinen sonderlich guten Namen gemacht, da er durch enorm hohe Tagelöhne der Mission in Blantyre deren Zöglinge und Gemeindeglieder an sich zu ziehen sucht. Trotzdem hat diese sogenannte Zambesi Industrial Mission in der englischen Heimat, wo ja jedes neue Problem des Missionsbetriebs begeisterte Anhänger findet, hohe Gönner. (Vgl. Miss.-Mag. 1894, S. 492 f.)

Die am Südufer des Tanganyika arbeitende Londoner Mis-

sion hat bis jetzt nur ein kümmerliches Dasein gefristet und es lag deshalb für manche englische Missionsfreunde der Gedanke nahe, das Arbeitsfeld ganz aufzugeben. Ursprünglich mit weitgehenden Plänen unternommen, gedachte man vermittelst eines Dampfers, der im Jahr 1885 an den See geschafft wurde, längs der beiden Ufer des Tanganyika unter den Völkerschaften zu missionieren. Aber die Schwierigkeiten der Kommunikation mit der Küste, der übermächtige Einfluß der arabischen Sklavenhändler und wohl auch der Mangel einer richtigen Oberleitung haben das Werk nicht gedeihen lassen. Verschiedene Stationen, die angelegt wurden, gab man wieder auf oder verlegte sie. Zur Zeit bestehen nur noch die beiden Stationen Niamkolo am Südende des Sees und Fwambo auf der Tanganyika-Hochebene. Da man den ursprünglichen Plan der Ufermission aufgegeben hat, so ist der Missionsdampfer Good News an die Seengesellschaft verkauft worden. — Auf deutschem Gebiet, östlich von Udschidschi, liegt die dritte Londoner Station, Urambo, auf der aber auch bis jetzt noch keine Erfolge erzielt worden sind.

Im deutschen Gebiet — und zwar auf der von Bagamoyo nach dem Tanganyika und Viktoria-Nyansa führenden Karawanenstraße — liegen die Usagara-Stationen der englisch-kirchlichen Mission: Mpwapwa, Mamboia und Kisokwe. Die beiden ersteren bilden noch immer die Stütz- und Ruhepunkte für die nach Uganda ziehenden Missionskarawanen, als welche sie seiner Zeit ins Leben gerufen wurden, haben aber auch für die Missionsarbeit in Usagara und Ugogo mehr und mehr Bedeutung erlangt. Sehr schwer betroffen wurde das Gebiet von der durch die Heuschrecken herbeigeführten allgemeinen Hungersnot, weshalb die Kirchenmission in England Gelder zur Beschaffung von Lebensmitteln für die notleidenden Eingebornen aufzubringen sucht. In Mamboia und Mpwapwa wurden eine Reihe von Leuten getauft. In ersterem konnte eine zweite Kirche und einige Schulen errichtet werden. In der Umgebung fangen die Leute an, von sich aus Kapellen zu bauen. Leider verlor diese Mission im Januar den seit 1879 in Ostafrika arbeitenden Miss. Price durch den Tod.

Wir wenden uns nun nach Norden dem britischen Schutzgebiet zu. Hier finden wir im nördlichen Teil desselben — am Tana und in Lamu (im Wituland) — die Neukirchener Mission. Auf ihrer Station Ngao am Tanafluß, wo sie lange mit den größten Anfangsschwierigkeiten zu ringen hatte, hat nun doch das Missionswerk seine ersten Wurzeln geschlagen. Die Erstlinge sind getauft, und manche Pokomo fangen an, ihre geheimen Zauberorden aufzugeben; es finden sich die Leute zu Gottesdienst und Schule ein, und

auch von weiteren Taufbewerbern darf berichtet werden. Den Tana hinauf, für den ein kleines Dampfboot hinausgesandt worden ist, werden gelegentlich größere Predigttouren unternommen. Die bisher schriftlose Sprache der Pokomo ist von Miss. Würtz, der leider krank nach Europa zurückkehren mußte und bei seiner Ankunft in Marseille am 9. Mai v. J. dem Fieber erlag, soweit bearbeitet worden, daß das Markus-Evangelium, ein Abc- und erstes Lesebuch mit den 10 Geboten, dem Gebet des Herrn, dem apostolischen Glaubensbekenntnis und einer Anzahl von Liedern gedruckt vorliegt. Außerdem hat derselbe eine von ihm ausgearbeitete Pokomo-Grammatik und ein vergleichendes Wörterbuch des Sansibar-Lamu- und Nord-Suaheli-Dialekts, wie des Pokomo hinterlassen. Eine gnädige Bewahrung erfuhr Ende letzten Jahres die Station, als die räuberischen Somali wieder einmal einen plötzlichen Einfall machten. Sie machten eine Anzahl Ngao-Leute auf dem jenseitigen Ufer nieder oder schleppten sie als Gefangene hinweg, wurden aber durch das energische Vorgehen einiger Europäer, die in der Nähe auf der Jagd waren, veranlaßt, die Station und das Dorf Ngao, sowie die weiter unterhalb gelegene englische Methodisten-Station Golbanti, in Ruhe zu lassen. Dagegen griffen sie auf ihrem Rückzug den Tana hinauf die schwedische Missionsniederlassung Kulesa an. Der Angriff wurde indes abgeschlagen, und die eintretende Tana-Ueberschwemmung nötigte die Somali nach Norden abzuziehen. Sehr viel sind die Brüder in Ngao durch Fieber und allerlei Krankheitsnot heimgesucht, und erst kürzlich ist der Heimgang der Gattin Br. Webers in Ngao (29. März) gemeldet worden. Die andere Station der Neukirchener: Lamu an der Küste, ist wie Ngao ebenfalls ein Fieberherd und was noch schlimmer ist ein überaus harter Boden. Die Brüder treiben fleißig Straßenpredigt, aber die vorwiegend mohammedanische Bevölkerung zeigt sich weder empfänglich noch sehr freundlich gesinnt. Eine rechte Ermutigung ist ihnen ein Jüngling, den sie aus der Sklaverei losgekauft haben und der nun zu den Füßen Jesu sitzt. (Miss.- u. Heidenbote.)

Viel Geduld und Glaubensmut erfordert auch die Arbeit der vormals bayerischen, nun mit Leipzig vereinigten Mission unter den Wakamba. Ihre drei, westlich von Kisulutini gelegenen Stationen Dschimba, Mbungu und Ikutha sind ein harter, unfruchtbarer Boden und noch immer lautet die Klage: „Die Wakamba wollen sich nicht bekehren." Selbst die große Heuschreckenplage, mit der das Land weithin heimgesucht worden ist, hat keinen tieferen Eindruck auf die harten, unempfänglichen Herzen ausgeübt. Nur auf der Anfangsstation Dschimba, das auf einer kleinen Anhöhe nicht weit von Mombas liegt, hat es der treuen Arbeit der Missionare nicht

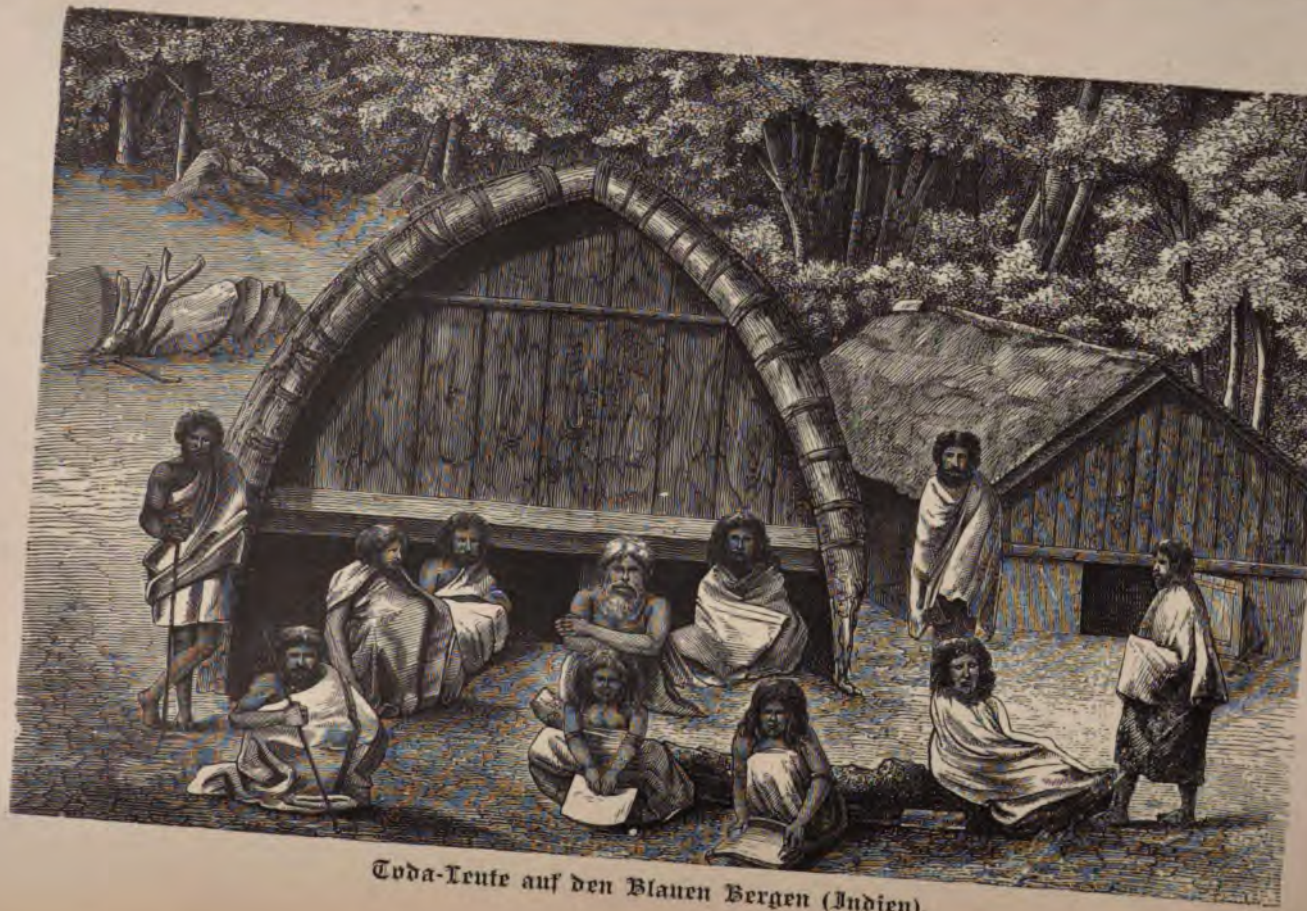
am Segen Gottes gefehlt. Der vor 8 Jahren noch öde Waldhügel ist jetzt ein von etwa 138 Suaheli- und Wakamba-Negern bewohntes und unter christlichem Einfluß stehendes Dorf mit einem Kirchlein, einer Schule und einem zweistöckigen Missionshaus. Ende v. J. gehörten 16 Christen, eine von ca. 27 Kindern besuchte Schule und eine Anzahl von Katechumenen zur Station, die von zwei Missionaren versehen wird. Dagegen schreibt Miss. Säuberlich von Ikutha — und dasselbe gilt von Mbungu: „Wir gleichen noch immer dem Prediger in der Wüste. Denn wie es um uns herum in weitem Kreise Wüste und Wald ist, so ist es auch in geistlicher Beziehung im Ukamba-Lande. Wüste, bloße Wüste, ohne sichtbare Wahrnehmung, daß sich ein Teil derselben infolge des gepredigten Wortes vom Kreuz in gutes Ackerland verwandeln wollte." Auf etwa 15 Predigtplätzen wird von der Station aus allwöchentlich regelmäßig das Evangelium verkündigt, aber es ist den Leuten, auch wenn sie sich zur Predigt einstellen, nicht ernst. (Leipziger Miss.-Bl.)

Der englisch-kirchlichen Mission im Mombas-Distrikt, die in Freretown und neuerdings auch in Kilindini (auf der Insel Mombas) befreite Sklaven ansiedelt und in Kirche und Schule, auf dem Bazar und in den Häusern der Stadt Mombas ihre durch die Küstenverhältnisse sehr erschwerte Arbeit treibt, fehlt es nicht an einigem Erfolg. Von segensreicher Wirkung ist auch die Thätigkeit der hier stationierten weiblichen Missionsarbeiter. Eine kleine Schar junger Leute, die für den Evangelistenberuf vorbereitet werden, berechtigt zu guten Hoffnungen. Seit 1892 ist auch ein neues Hospital errichtet worden, von dessen Patienten einige getauft werden konnten. Die aus afrikanischen und asiatischen Elementen gemischte Bevölkerung von Mombas ist vorwiegend mohammedanisch und wenig zugänglich.

Taweta, das unfern der deutschen Kilimandscharo-Grenze liegt, hat einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen. Bevor die kirchliche Mission sich hier niederließ, war der Platz eine öde Wildnis. Jetzt gleicht er einem Garten Gottes, wie ihn denn auch die Eingebornen „Mahu", d. i. „glückliches Land" nennen. Diese Veränderung ist hauptsächlich durch die industrielle Thätigkeit der eingebornen Jünglinge herbeigeführt worden, die in Pflege und Unterricht der Mission stehen. Durch sie ist auch eine neue Kapelle errichtet worden, die über 200 Leute faßt. Seitdem haben sich verschiedene Eingeborne von auswärts hergezogen und sich unter die auf der Station geltende Ordnung gestellt. Sie besuchen die Gottesdienste, schicken ihre Kinder in die Schule und haben sich verpflichtet, den Sonntag zu heiligen. Inzwischen hat auch Miss. Steggall das Matthäus-Evangelium in die dortige Landessprache übersetzt und

damit die vier Evangelien vervollständigt. Die Episteln St. Johannis sind bereits gedruckt. Jetzt sind die beiden ersten Bücher Mosis und die Apostelgeschichte in der Bearbeitung. Mit Hilfe eines Missionsschülers wird auch eine Ausgabe des Markus-Evangeliums in der Massai-Sprache vorbereitet. (Church Miss. Intell.)

In Uganda hat das Missionswerk in der letzten Zeit auffallende Fortschritte gemacht. Seine Ausdehnung von der Hauptstadt Mengo in die umliegenden Provinzen hat sich außerordentlich schnell vollzogen. Drei derselben sind nun mit ständigen Missionaren besetzt und etwa 131 eingeborne Evangelisten und Lehrer stehen auf 85 Stationen — davon 20 außerhalb des eigentlichen Uganda. Eine Anzahl derselben werden von der eingebornen Kirche unterhalten. In den Landbezirken giebt es jetzt mindestens 200 Gebäude für öffentlichen Gottesdienst und Unterricht, von denen die 10 größten etwa 4500 Personen fassen. In ihnen versammeln sich allsonntäglich nicht weniger als 20,000 Andächtige. An den Wochentagen sind es auch ca. 4000 Personen (die der Hauptstadt nicht gerechnet), die sich zu Gottesdienst und Unterricht einfinden. Auf der Busi-Insel, wo sich 3 Kapellen befinden und 2 Lehrer arbeiten, stehen ungefähr 2000 Eingeborne im Unterricht. Während des letzten Jahres haben über 800 Erwachsene (gegen 170 im Vorjahr) die heilige Taufe erhalten und noch stehen 1500 Katechumenen im Taufunterricht. Unter den Getauften befanden sich auch einige Mohammedaner. Dieses rapide Wachstum des Werks hat die englisch-kirchliche Mission veranlaßt, ihr Arbeiterpersonal in Uganda zu verstärken. Es sind deshalb im letzten Herbst vier neue Missionare dahin abgegangen, zehn andere sind jetzt unterwegs; unter den letzteren sind fünf Damen, die ersten weiblichen Missionsarbeiter, die von der Gesellschaft nach dem fernen Uganda ausgesandt werden. Bei der Ankunft von Bischof Tucker sollen einige weitere Eingeborne die Ordination erhalten. (Church Miss. Intell.) Aber auch die römisch-katholische Mission sucht ihrem Werk am Viktoria-Nyansa neue Stützen zu geben; denn nachdem Uganda unter die englische Schutzherrschaft gestellt ist, hat der Papst es für ratsam gehalten, dem Lande einen englischen Bischof zu geben. Er soll seinen Sitz in Mengo haben, während in Rubaga ein zweiter französischer Bischof residieren und eine eigene bis Unjoro reichende Diözese regieren soll. Der bisherige Bischof Hirth aber soll an der Spitze einer Schar von französischen Priestern das südliche Gebiet innerhalb der deutschen Interessensphäre als „apostolisches Vikariat des Oberen Nil" unter sich haben.



Toda-Leute auf den Blauen Bergen (Indien).

Die Basler Mission im Jahr 1895.

Die Basler Missionsgesellschaft, eine der ältesten auf dem Kontinent, feierte am 3. Juli d. J. ihr achtzigstes Jahresfest und konnte tags darauf in der ehrwürdigen Münsterkirche der Stadt Basel 14 junge Männer für den Missionsdienst in Indien, China, Goldküste und Kamerun einsegnen. Dieses achtzigste Jahr ihres Bestehens ist für sie ein eigentümlich bewegtes geworden und nicht ohne Grund stellte sie ihrem Jahresbericht das Psalmwort voran: „Der Herr ist meine Stärke und mein Schild; auf ihn hofft mein Herz, und mir ist geholfen, und ich will ihm danken mit meinem Lied.“ (Ps. 28, 7.) Fürchteten doch manche, daß sie in Gefahr stehe, ihre treuesten menschlichen Stützen zu verlieren; denn diejenigen Kreise der Gläubigen, die die Basler Mission durch ihre Fürbitte und Gaben in der Heimat tragen und aus deren Mitte auch viele ihrer Missionare kommen, waren seit einiger Zeit in große Unruhe versetzt durch das Gerücht, die Basler Mission habe den festen biblischen Grund preisgegeben und lasse sich von einer unchristlichen Zeitströmung fortreißen. Anlaß dazu hatte ein im vorigen Sommer erschienenes Schriftchen des ersten theologischen Lehrers gegeben: „Ueber Recht und Unrecht der Bibelkritik.“ Es war eine Privatschrift, aber sie konnte darauf hinweisen, daß der Unterricht im Missionshaus bezüglich der Entstehung und des schriftstellerischen Charakters der biblischen Bücher, wie man ihn hier kennen lernte, mit Zustimmung des Komitees so erteilt werde. Unter den gläubigen Theologen nahmen nur wenige daran Anstoß, daß bei einem Unterricht, der ganz vom Geist des Glaubens und demütiger Unterwerfung unter das Offenbarungszeugnis Gottes getragen ist, auch die menschliche Seite der heiligen Schrift unbefangen anerkannt wird. Aber für viele gläubige Laien war doch manches in dem Schriftchen befremdlich, und schon das Wort „Kritik“ hatte hier einen üblen Klang, da ihnen die Weise, in der das Wort

in der Wissenschaft gebraucht wird, weniger geläufig ist und sie gewöhnt sind, den Ausdruck in Verbindung mit dem Unglauben zu bringen. In weite Kreise der Schweiz und Südwestdeutschlands wurde die Beunruhigung getragen durch einen „Offenen Brief", der von Alt-Schuldirektor v. Lerber in Bern verfaßt, vielen eine ganz falsche Vorstellung von dem Geist, in dem im Missionshaus die heilige Schrift behandelt wird, beibrachte. Auch bemächtigten sich verschiedene öffentliche Blätter der Sache, bald für, bald wider Stellung nehmend. Einige zur Aufklärung und Beruhigung geschriebene Schriften wirkten da und dort beruhigend, wenn auch nicht überall. Schmerzlich ist, daß viele Mißverständnisse und Mißdeutungen vorgekommen und viele falsche Gerüchte in Umlauf gesetzt worden sind, noch schmerzlicher, daß hauptsächlich infolge davon viele fromme Herzen betrübt worden sind. Der Kern des Streites ist die Berechtigung einer gläubigen Wissenschaft im Missionshaus, die Frage, ob in Dingen, die ihrer Natur nach theologisch und geschichtlich sind, die Theologie und die Geschichte entscheiden soll oder die fromme Ueberlieferung, wie sie vielen Gläubigen von Kind an teuer ist. Das Komitee blieb den alten Grundsätzen und dem Geist der Basler Mission treu, wenn es das Recht der gläubigen Theologie im Missionshaus wahrte, wie denn auch das Neue, das die ganze Bewegung hervorgerufen hat, nicht in einem neuen Geiste des Unterrichts lag, sondern darin, daß man sich über diesen Unterricht offen aussprach. Die Bewegung ist noch nicht vorüber und ihre Wirkungen lassen sich noch nicht übersehen. Doch ist es nicht wahrscheinlich, daß den wenigen, die sich deswegen von der Basler Mission losgesagt haben, viele folgen werden. Thut es auch wehe, wenn alte, treue Freunde sich abwenden oder mißtrauisch werden, so darf die Basler Mission doch der getrosten Zuversicht sein, daß Bestand und Gedeihen ihres Werkes nicht von der Gunst oder Ungunst der Menschen abhängt. Wie der Herr aber gerade in diesem bewegten Jahr treulich geholfen und reichlich gesegnet hat, läßt der Jahresbericht erkennen.

Nach ihm hatte die Basler Mission im letzten Jahr folgende Einnahmen: An allgemeinen Beiträgen, Halbbatzenkollekte und andern Kollekten Fr. 1 041 432; an Beiträgen für Kamerun Fr. 47 597; Ertrag der Industrie und Handlung und sonstige Einnahmen Fr. 225 524; zusammen Fr. **1 314 553**. Außerdem

gingen auf den vier Missionsgebieten Fr. 159 106 ein, die aber gleich an den betreffenden Ausgabeposten in Abzug gebracht wurden. Diesen Einnahmen steht eine Ausgabe von nur Fr. 1 250 164 gegenüber, wodurch sich eine Minder-Ausgabe von Fr. 64 389 ergiebt. Diese rührt davon her, daß mehrere notwendige größere Bauten in Indien und Kamerun hinausgeschoben wurden. Betrugen doch die Ausgaben für Bauten auf den vier Missionsgebieten volle Fr. 110 000 weniger als im Vorjahr. Deshalb sind auch obige Fr. 64 000 für diesen Zweck ausgeschieden worden und werden durch die hiefür in Aussicht stehenden vermehrten Ausgaben mehr als aufgewogen. Vergleicht man die einzelnen Einnahme- und Ausgabeposten mit dem Vorjahr, so stellen sich die Einnahmen um Fr. 60 000 höher und die Ausgaben um Fr. 70 000 niedriger.

Durch diesen erfreulichen Rechnungsabschluß hat Gott der Basler Mission einen neuen Beweis seiner unverdienten Güte und Freundlichkeit und einen unauslöschlichen Eindruck davon gegeben, daß es sein Werk ist, das sie treiben darf.

Auf den verschiedenen Arbeitsfeldern standen am 1. Januar 1895:

In Indien	auf	23	Hauptstat.	77	Miss.,	60	Frauen,	3 Jungfr.
In China	„	13	„	21	„	16	„	1 „
Auf d. Goldküste	„	10	„	42	„	22	„	4 „
In Kamerun	„	5	„	17	„	7	„	— „
Zusammen	auf	51	Hauptstat.	157	Miss.,	105	Frauen,	8 Jungfr.

Die Basler Missionskirche zählte:

In Indien	bei	318	Heidentaufen	11963	Gemeindeglieder.
In China	„	246	„	4071	„
Auf d. Goldküste	„	1226	„	13036	„
In Kamerun	„	285	„	1130	„
Zusammen	bei	2075	Heidentaufen	30200	Gemeindeglieder.

Die Zahl der Schüler betrug:

In Indien	bei einer	Vermehrung	von	342:	7527	Schüler.
In China	„ „	„	„	127:	1172	„
Auf d. Goldküste	„ „	„	„	403:	3791	„
In Kamerun	„ „	Abnahme	„	216:	1281	„
Zusammen	bei einer	Vermehrung	von	656:	13771	Schüler.

Wir lassen diesen statistischen Angaben einen kurzen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der vier Basler Missionsfelder folgen:

1. Indien.

Ein für die ganze indische Mission wichtiges Ereignis war die vom 15.—19. Oktober in Mangalur stattfindende Generalkonferenz, an welcher unter anderem über die Herstellung größerer finanzieller Selbständigkeit der verschiedenen Distriktskirchen verhandelt wurde, sowie darüber, wie die Beiträge der Mission an die Kassen der Distriktskirchen allmählich vermindert werden können ohne unbillige Belastung der Gemeindeglieder. Bei dem Thema: „Revision der Gemeindeordnung" kamen die Kirchenzucht, die Kirchensteuer, sowie Bestimmungen über die Gemeindeältesten zur Sprache. Die seit einigen Jahren in Südmahratta vorgekommenen Uebertritte von Gemeindegliedern zur Mission der katholisierenden englischen „Ausbreitungsgesellschaft" nötigten, die Grundsätze für das Verhalten zu diesen Abtrünnigen festzustellen. Die Beratung über Ausdehnung der ärztlichen Mission zeigte, wie sehr man die letztere in Malabar schätzt und wie dringend man eine solche in andern Distrikten wünscht.

In Kanara, Kurg und Südmahratta weist die Arbeit schon seit Jahren wenig Erfolg auf. So hatte Nordkanara im letzten Jahr gar keine Heidentaufe, Südmahratta nur sechs aufzuweisen. An Hörern fehlt es zwar im allgemeinen in Südmahratta nicht, aber es findet sich kein tieferes Heilverlangen. Feindseligen Widerspruch, zumal seitens der englisch Gebildeten, erfährt die Predigt des Evangeliums am meisten in der bedeutenden Stadt Dharwar, wobei man manchmal den Eindruck hat, daß der Gereiztheit und der Geflissentlichkeit, mit der die Heiden ihre Stellungen zu verteidigen suchen, ein Gefühl von dem dem Hinduismus drohenden Untergang zu Grunde liegt. Ein Lichtpunkt in Südmahratta ist das abgelegene Dörflein Konnur, Stationsgebiet Bidschapur. Dort beschäftigen sich einige Männer ernstlich mit dem Uebertritt. Einer von ihnen hat in einer Reihe von Liedern die Nichtigkeit der Kaste und des Götzendienstes verkündigt und Jesum als den einzigen Retter gepriesen.

In Südkanara mit dem Tulu- und Kurgland sind die

Gemeinden von Mangalur und Udapi gewachsen, aber nur zum Teil durch Neugetaufte. Auf den andern Stationen ist die Zunahme unbedeutend oder zeigt sich sogar ein Rückgang. Die Wirkungen langjähriger Arbeit unter den Heiden sind wohl bemerkbar, aber das Keimen und Aufgehen der Saat braucht Zeit, und man findet wenig Heilsverlangen unter den Heiden. Leider fehlt auch den Gemeinden die rechte Anziehungskraft. So giebt die alte Hauptgemeinde Mangalur schon seit Jahren durch schlimmen Parteigeist ein schlechtes Beispiel. Die Schäden in den Gemeinden und die Unempfänglichkeit der Heiden legt sich oft als ein schwerer Druck auf das Gemüt der Missionare und treibt sie ins Gebet um neue Geisteswirkungen.

Erfreulicher und hoffnungsvoller lauten die Berichte vom südlichen Teil des indischen Arbeitsfeldes, von Malabar und den Blauen Bergen. In Malabar wurden auf allen Stationen Heiden getauft, am meisten, je 50 oder mehr, in Kalikut, Kodakal und Palghat. In Kalikut macht sich jetzt auch der Einfluß der ärztlichen Mission durch Taufen im Missionsspital und Aussätzigenasyl bemerkbar. Ueberhaupt findet sich in Malabar vielerorten Geneigtheit für das Christentum und sie wird da und dort von den Christen dazu benützt, Heiden für dasselbe zu gewinnen. In Stadt und Land ist ein ziemlich starkes Suchen und Fragen nach dem Christentum wahrnehmbar und die religiösen Bedenken gegen den christlichen Unterricht in den von der Mission geleiteten Heidenschulen treten mehr und mehr zurück. Manche Jünglinge in denselben scheinen nicht ferne vom Reich Gottes zu sein. — In der Umgebung von Kodakal hat die Bewegung, die in den letzten Jahren so viele in die christliche Gemeinde herzuführte (vgl. Miss. Mag. 1894, S. 385 ff.), merklich nachgelassen; doch kommen immer noch einzelne und ganze Familien. Auch der Angefaßten sind es nicht wenige, denen jedoch die Kraft zum Uebertritt fehlt; aber auch Tausende von Gleichgültigen und Feindseligen giebt es, trotzdem der Glaube an die eigene Religion vielfach stark erschüttert ist. Und auch wo sich zu solcher Erschütterung der überlieferten Religion einiges Verständnis für das Wort Gottes gesellt, werden die Leute durch die Gewohnheit, durch Familien- und Kastenrücksichten vorläufig noch im Heidentum festgehalten.

Neue Unternehmungen sind eine Schule für Pariakinder in

Managat bei Nettur und die Uebernahme des Aussätzigenspitals in Kalikut durch die ärztliche Mission. Wie tief verachtet und niedergetreten die Paria sind, zu deren Hebung jene Schule einen Anfang machen soll, mag man daran ermessen, daß die Palmbauern eines Nachbarortes den armen Kindern, die nun zur Schule sollten, nicht einmal den Gebrauch der öffentlichen Straßen und Brücken gestatten wollen, trotz ihres gesetzlichen Rechtes darauf. Dem Aussätzigenasyl in Kalikut drohte die Aufhebung, darum erbot sich der Missionsarzt Dr. Liebendörfer, es zu übernehmen, und die Stadtbehörde überließ es ihm. Aber jetzt, da den armen Aussätzigen das Evangelium mit der leiblichen Pflege gebracht wurde, erhoben sich die Mohammedaner und die Katholiken. Der heidnische Stadtrat, den der katholische Priester zum Schiedsrichter angerufen hatte, hat jedoch gefunden, daß der Missionsarzt seinen Insassen auch die Bibel bringen dürfe.

Ein wichtiger Fortschritt war die Aufnahme einiger bisher der römischen und syrischen Kirche zugehörigen Leute von Tschittatakara und Tschalaſcheri in die Gemeinde und die Begründung einer Außenstation an diesen Orten. In Tschittatakara war seit längerer Zeit unter den Römischen eine evangelische Bewegung entstanden, deren Anfänge auf den Besuch eines durchreisenden Basler Missionars bei einem angesehenen Mann, Lonappen, zurückgehen. Letzterer verbreitete die Bibel im Ort, und unter Gottes Leitung wurden einige erweckt und erkannten die Notwendigkeit der Scheidung von der Kirche Roms und des Anschlusses an eine evangelische Kirche. Da jedoch der Ort in einem Teile Malabars liegt, der bisher als Arbeitsgebiet der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft gegolten hatte, so trug die Basler Mission Bedenken, die Leute aufzunehmen. Aber zuletzt konnte man ihr Begehren nicht mehr abweisen, da sie, von der römischen Kirche geschieden, Hilfe brauchten und sich doch der englischen Mission nicht anschließen wollten. Sie wurden daher in Kodakal in die Gemeinde aufgenommen. Aehnlich waren die Verhältnisse bei den Aufnahme suchenden Syrern von Tschalaſcheri.

Der wachsende Einfluß des Christentums reizt aber auch seine Gegner unter Heiden und Mohammedanern zu desto heftigerem Widerstand. Am feindseligsten treten die mohammedanischen Mapla auf, die schon manchen am Uebertritt gehindert oder zum Abfall

verführt haben. Als Pachtherren und Geldverleiher haben sie einen großen Teil der verschuldeten Bevölkerung in ihrer Gewalt, und leider begeben sich auch solche, die aus den Krallen dieser Blutsauger befreit sind, im Leichtsinn und Unverstand wieder unter die alte Abhängigkeit, indem sie bei mohammedanischen Händlern auf Borg kaufen gegen einen Zins, der oft über 300 Prozent beträgt, so daß die Leute, unfähig zu bezahlen, schließlich ganz in ihren Händen sind. Solche Zustände nötigen die Mission, ihre Pflegebefohlenen aus den Händen ihrer Peiniger zu erretten. Man versteht aber daraus auch, wie nicht nur der religiöse Fanatismus, sondern auch das Macht- und Geldinteresse die Mohammedaner zu Feinden der Mission macht. Obwohl die Basler Mission für ihre Christen durch die von ihr unterhaltenen Webereien und Ziegeleien schon viel gethan hat, so reichen doch die bestehenden Einrichtungen nicht mehr aus, und die Frage ist wieder zu einer brennenden geworden, wie man den Uebertretenden neue Möglichkeiten, sich durch ihrer Hände Arbeit zu nähren, schaffen soll. Denn noch immer ist es eine Ausnahme, wenn ein Uebergetretener den Beruf, den er innerhalb der Kaste hatte, fortsetzen kann. Eine weitere Ausdehnung der bestehenden Industrie hat Bedenken gegen sich. Es muß auf neue Erwerbszweige gesonnen und auch die Frage über landwirtschaftliche Unternehmungen wieder erwogen werden.

Ein in mancher Beziehung eigentümliches Arbeitsfeld ist das auf den Blauen Bergen, wo die Basler Mission hauptsächlich unter dem Stamm der Badaga arbeitet. Hier dauert das seit einigen Jahren eingetretene raschere Wachstum der Mission fort. Die zahlreichen Schulen sind ein wirksames Missionsmittel. Durch eine kleine, erst vor kurzem errichtete Katechistenschule sucht man dem Bedürfnis, Hilfsarbeiter aus dem Gebirgsstamm selbst heranzuziehen, möglichst zu entsprechen. Der Kampf zwischen Christentum und Heidentum hat auf den Bergen einen besonders heftigen Charakter, und für die Uebertretenden giebt es vor und nach dem Uebertritt viel zu leiden.

2. China.

In China war das letzte Jahr reich an Ereignissen, die für den Fortgang des Werkes, ja für das Leben der Missionare und

Christen bange machen konnten. Im Norden der Krieg mit den großen Niederlagen der Chinesen, im Süden, in Kanton und Hongkong, die Pest, dazu da und dort Erdbeben, die das Volk beunruhigten, und der ungünstige Ausfall der zweiten Ernte; und das alles in einem Land, dessen Bevölkerung die Missionare als Fremde haßt und geneigt ist, sie als die Urheber alles Unglücks zu betrachten, das ganz durchzogen ist von geheimen, revolutionären Gesellschaften, in dem das Räuberwesen im großen Stil von Banden, die nach Hunderten zählen, betrieben wird. Zündstoff ist übergenug vorhanden, und die genannten Ereignisse waren ganz dazu angethan, den zündenden Funken hineinzuwerfen. Aber Gott hat die Mission vor schweren Heimsuchungen gnädig bewahrt und sie sichtlich gefördert. Die Nachrichten von dem entlegenen Kriegsschauplatz verbreiteten sich bei dem Mangel an Zeitungen in dem großen Land mit den unentwickelten Verkehrsverhältnissen nur langsam. Erst in der letzten Zeit trafen beunruhigende Nachrichten über auftauchende Räuberbanden und revolutionäre Bewegungen ein.

Durch die Pest wurde von den Basler Stationen nur Hongkong betroffen; doch blieben die Missionare und der zur Bekämpfung der furchtbaren Seuche aus Kayintschu herbeigekommene Missionsarzt Dr. Wittenberg trotz ihrer Berührung mit Pestkranken verschont. Von der Gemeinde wurden einige Glieder davon ergriffen. Aber nicht die Krankheit selber, sondern die durch sie hervorgerufene Erregung des Volks war eine Gefahr für die Stationen im Innern; die abenteuerlichsten und bösartigsten Gerüchte wurden über die Fremden und die, welche ihre Religion angenommen hatten, ausgesprengt und gerne geglaubt. Sie seien es, die die Seuche durch Päckchen mit giftigem Pulver geflissentlich verbreiteten; auch an Vergiftung der Brunnen glaubte man. Daß es zu keinen größeren Ausschreitungen kam, ist zum Teil dem Auftreten der chinesischen Regierung zu danken, die durch belehrende und warnende Maueranschläge die Bevölkerung beruhigte. Aber daß nach so viel Arbeit durch Predigt, Schriftenverbreitung, Schulunterricht und in den Städten Hongkong, Kanton und Tungkun auch durch die ärztliche Wirksamkeit der englischen, amerikanischen und rheinischen Mission die Verleumdungen über die Missionare doch ohne weiteres geglaubt wurden, war eine schmerzliche Erfahrung, die deutlich zeigte, wie wenig unter der Masse des Volks erreicht ist.

Auf die Dauer scheinen übrigens diese Gerüchte die Stimmung der Bevölkerung gegen die Missionare nicht beeinflußt zu haben. Die Berichte aus dem seit Jahren wenig empfänglichen Unterlanddistrikt weisen eher auf Besserung der Stimmung hin. Gleichgültigkeit und Mangel an tieferem Interesse für das Evangelium ist ja sehr verbreitet, aber doch konnte der für den Distrikt angestellte eingeborne Reiseprediger, der gegen 500 Hakkadörfer besuchte, in Theehütten, Kaufläden, Schulen und auf freien Plätzen seine Botschaft vor kleineren oder größeren Gruppen von Zuhörern ausrichten. Von Lilong und dem in seinem Stationsgebiet liegenden Thonglak, dessen Bevölkerung früher feindselig war, sowie von dem Stationsgebiet Khitschhung wird von freundlicher Gesinnung der Heiden berichtet. Da und dort reifen einige Früchte heran und zeigen sich einzelne deutliche Lebensspuren. Aber neben den Lebenszeichen finden sich auch die traurigen Zeichen geistlichen Todes.

Im Oberland will es in dem früher fruchtbaren Gebiet von Nyenhangli seit einigen Jahren nicht mehr recht vorwärts gehen. Es mag sein, daß die starke Verbreitung der sogenannten Triasgesellschaft, einer revolutionären Verbindung, die selbst die Christen in ihre Netze zu ziehen sucht, in der Gegend dazu beiträgt, die Leute im Heidentum festzuhalten. Dieselbe war gerade im letzten Jahr recht rührig und schreckte die Bewohner durch prahlerische Reden und Ankündigung einer bevorstehenden Revolution. Wirklich scheint nicht viel gefehlt zu haben, daß es aus Anlaß einer Erhebuug gegen gewaltthätige Regierungstruppen im Yunonkreis zum Losschlagen gekommen wäre. Uebrigens darf man hoffen, daß der Stillstand im Nyenhangligebiet nur ein zeitweiliger ist. — Daß Kayintschu nur wenig Heidentaufen hatte, ist nicht zu verwundern. Der Boden dort ist noch wenig bearbeitet und bietet am Hauptsitz chinesischer Gelehrsamkeit besondere Schwierigkeiten. Aber der Einfluß der Mission ist dort sichtlich im Zunehmen, verstärkt durch die Wirksamkeit des Missionsarztes.

Die übrigen Stationen des Oberlandes haben wenigstens auf einzelnen Punkten einen ansehnlichen Fortschritt zu verzeichnen. So hat Hoschuwan durch die Taufe von 22 Seelen, den Erstlingen der Gegend, in einem Außenort ein neues Gemeindlein erhalten. In den Gegenden jenseits des Ostflusses im Stations-

gebiet Futschukphai, wo in den letzten Jahren eine Bewegung entstanden ist, ist das Gemeindlein Putschen durch 14 Heidentaufen auf 80 Seelen gewachsen. — Hokschuha hat zwar nicht viele Heidentaufen, aber doch ist die Lage im Stationsgebiet hoffnungsvoll. Ein urteilsfähiger Mann meinte, vor einigen Jahren habe es noch für eine Schmach gegolten, namentlich unter den besseren Klassen, der Mission nahe zu treten; jetzt sei es anders geworden, viele Bücherleser rechnen es sich zur Ehre, eine freundliche Gesinnung zu zeigen und die Missionare hie und da zu besuchen. Die Beteiligungen der Missionare an gemeinnützigen Unternehmungen wie Brückenreparaturen haben in dieser Beziehung gut gewirkt.

Am meisten Fortschritte weist das Stationsgebiet von Hinnen auf. Namentlich hat sich das nahe an der Provinz Kiangsi liegende Lo-feu-s als hoffnungsvolles Missionsfeld erwiesen. Der Missionsveteran Lechler, unter dessen Pflege die nördlichen Außenstationen von Hinnen stehen, bemerkt bei den Christen das richtige Gefühl, daß die Bekehrung der Heiden nicht allein Sache des Missionars sein könne, sondern auch ihnen obliege. Das allmähliche Wachstum der Gemeindlein spricht dafür, daß sie diese Christenpflicht zu erfüllen suchen. Uebrigens scheinen es meist die Armen zu sein, die sich dem Evangelium zuwenden. Von den Predigten, die in der näheren Umgebung von Hinnen regelmäßig auf den Märkten gehalten werden, haben auch eingeborne Beobachter den Eindruck, daß sie die Heiden nachhaltig und stetig beeinflussen, und die verhältnismäßig zahlreichen Uebertritte stimmen damit überein.

Der Gesamteindruck des Basler Arbeitsfeldes in China ist der eines stetig wachsenden Einflusses des Evangeliums, das bei weit verbreiteter Gleichgültigkeit und auch Feindschaft doch in einzelnen Gegenden die Gemüter mehr zu beschäftigen beginnt. Der nächsten Zukunft aber kann man nur mit Furcht und Hoffnung entgegensehen: mit Furcht angesichts bedenklicher Anzeichen drohender Umwälzungen und der revolutionären Verbindungen, die solche herbeizuführen suchen, mit Hoffnung in dem Gedanken, daß die demütigenden Erfahrungen des letzten Krieges den Chinesen die Augen öffnen werden für die ungeheuren Schäden, an denen das Riesenreich krankt, und für die Ueberlegenheit der westlichen Kultur über die chinesische. Mit dem Aufgehen dieser Erkenntnis

müßten manche Vorurteile gegen die Missionare als Fremdlinge und gegen das Christentum als die Religion der Fremden schwinden, und der Krieg könnte so nach Gottes Leitung für das mit Macht in China eindringende Reich Gottes durch seine Folgen bahnbereitend wirken.

3. Goldküste.

Für die Mission auf der Goldküste war es ein überaus fruchtbares Jahr, indem eine noch nie dagewesene Anzahl von Heiden (1226) getauft werden konnte. Massenübertritte waren es zwar noch nicht, aber auf einzelnen Teilen des Arbeitsfeldes scheint die Zeit nicht mehr ferne, da sich das Volk in größeren Scharen dem Evangelium zuwenden wird. Von dem Küstengebiet, dem Gadistrikt, gilt das freilich noch nicht. Hier ist und bleibt es eine schwere und oft kummervolle Geduldsarbeit. Dem Gedeihen der Gemeinden und der Arbeit unter den Heiden sind die Küstenverhältnisse mit ihrem Sittenverderben, ihrem Handel und Wandel sehr ungünstig. Dazu kommt die Wanderlust der Ganeger, die viele Gemeindeglieder an die verschiedensten Küstenstriche bis an den Kongo hin führt, wo sie nicht nur der Mission verloren gehen, sondern auch bei jeglichem Mangel an geistlicher Pflege in versuchungsvoller Umgebung meist herunterkommen. Hoffnungsvoller erscheint die Arbeit unter der dem Adangmestamm angehörenden Schaibevölkerung. Im Stationsgebiet von Ada am unteren Volta zeigt sich viel Willigkeit unter den des Fetischdienstes müde gewordenen Heiden. Ein wichtiger Fortschritt ist die Ausdehnung der Arbeit in die nördlichen Pflanzungen der Kroboer von Odumase aus. Es ist das ein weites, von der Mission fast noch unberührtes Gebiet, wo die Fetischpriester, nachdem ihre Macht diesseits der Berge durch die englische Kolonialregierung gebrochen ist, noch ungestört schalten. Es giebt aus dem starken Stamm der Kroboer trotz langjähriger Arbeit erst einige hundert Christen, aber es bahnt sich nun unter dem Teil desselben, der schon lange unter dem Einfluß des Evangeliums steht, doch allmählich eine Scheidung an, daß die besseren Elemente zum Glauben durchdringen, während die andern vom Aberglauben zum Unglauben fortschreiten, der hauptsächlich durch die sogenannten Gebildeten unter das Volk gebracht wird.

Während im Gadistrikt die höchste Zahl von Heidentaufen auf einer Station 49 betrug, ist die niedrigste Zahl auf den Tschi-Stationen des Inlands, nämlich in Aburi, 85. Daß jetzt Aburi, das seit einer Reihe von Jahren nur geringe Fortschritte zeigte, doch so viel Erfolg hatte, ist bezeichnend für das fröhliche Voranschreiten des Werks im Tschidistrikt. Da Aburi Sitz des Missionsarztes ist, so darf man hoffen, daß seine den Fetischdienst erschütternde Arbeit, die sich weit über das Stationsgebiet hinaus erstreckt, auch den Gegenden zu gut kommen werde, wo bis jetzt die Macht des Fetischglaubens noch ungebrochen dasteht.

Auf der zweiten Akuapem-Station Akropong wurden große Tauffeste gefeiert, sowohl am Stationsort selbst, als auch in Late, der weitaus größten Basler Gemeinde auf der Goldküste. In Akropong ragt unter den Getauften die Schwester des Königs hervor, die den Rang einer Königin hat und große Achtung beim Volk genießt. Auch der König selbst scheint freundlicher zu werden und hat die Taufe einiger seiner Kinder, deren Mutter Christin ist, gestattet. Die Heiden werden den Fetischpriestern gegenüber gleichgültiger und man hört selbst an diesem Hauptort des Landes wenig mehr die Fetischtrommel. Der Gesamteindruck ist: „Wo treu gearbeitet wird, läßt es der Herr an seinem Segen nicht fehlen, aber die Schwachheit und die Sünden der Arbeiter halten das Werk auf."

Neben dem Stationsgebiet von Akropong hat sich auch diesmal wieder das von Begoro, das Akemland, als das fruchtbarste erwiesen, und die Gemeinden haben sich bei über 250 Heidentaufen ansehnlich vergrößert. Vor 10 Jahren hatte Akem 1027 (vor 20 Jahren nur 43), jetzt 2673 Christen, die an 46 Orten wohnen. Aber die Gemeinden haben auch Schaden erlitten durch das Davonlaufen vieler Männer an die Küste oder auch ins Innere des Handels wegen. Dadurch verwildern sie selbst, und ihre Familien leiden not. Die Gewöhnung der Leute an den Landbau ist deshalb für das Gedeihen der Gemeinden von größter Wichtigkeit. Im östlichen Teil Akems, wo sich mehr und mehr der Kaffeebau einbürgert, steht es deshalb besser; während die Westakemer durch den ohne Pflege gedeihenden Kolanußbaum einen leichteren Erwerb und darum wenig Neigung zu mühsamem Landbau haben.

Von den mehr auf der Peripherie liegenden Missionsposten

des Fante-Agona-Gebiets hat die erst im letzten Jahr bezogene Station Nsaba zwei neue Orte besetzen können. Durch die Taufe von Erstlingen in den Ortschaften Wankyi und Abangase ist nördlich vom Beremfluß Fuß gefaßt worden. Die Bevölkerung des letzteren Ortes ist dem Fetisch sehr ergeben. Man pflegt dort den Fetisch nicht nur in Fällen besonderer Not zu befragen, sondern auch ohne solche regelmäßig alle paar Wochen. Diese Treue gegen den nichtigen Fetisch läßt auch künftige treue Christen erwarten, wie denn überhaupt die Bevölkerung des Kotoku-Ländchens hoffen läßt, daß sie einmal ganzen Ernst mit dem Christentum machen werde. Durch Reisen des Lehrers Mensa von Akyease aus nach Westen in die Provinz Asseng, wo er freundliche Aufnahme fand, hat sich ein ganz neues Arbeitsfeld eröffnet. Ansehnlich gewachsen sind die Gemeinden Nyakrom und Mangso-Batabi. An letzterem wurden unter andern auch Erstlinge aus dem Dörflein Asuboa getauft, dem Sitz des menschenmordenden Fetischs Kyere, der den Anstoß zu ihrem Uebertritt gab. Besonders schwer können sich die Leute in diesen neuen Gebieten in die christliche Eheordnung finden, da sie als Heiden gewohnt waren, ihre Weiber nach Belieben zu wechseln. Da mag sich ihnen freilich der Mohammedanismus mehr empfehlen, der z. B. in der Gegend von Gomoa noch raschere Fortschritte macht als das Evangelium.

Im Nordwesten des Missionsgebiets, in der ehemaligen Asanteprovinz Okwawu mit der Station Abetifi, findet überall ein langsamer, aber stetiger Fortschritt statt, besonders in dem erst seit einigen Jahren bearbeiteten Asante-Akem, der Grenzprovinz gegen das eigentliche Asantereich hin. Hier kommen in Bompata ganze Familien, Eltern mit den Kindern und selbst mit den Sklaven, und bitten um die Taufe, bereit, von der Heidenstadt ins Christendorf überzusiedeln. Die Gemeinde, bei der man auch eine Vertiefung des Christentums durch den Geist Gottes bemerkt, bekommt so einen guten Grundstock. In dem hart an Asante grenzenden Patriansa wurden die Erstlinge getauft. An manchen Orten des Stationsgebiets bemerkt man einen planmäßigen Widerstand gegen das vordringende Christentum. So sucht der Häuptling von Akwatia die Leute durch Geldvorschüsse, Bezahlung ihrer Schulden und allerlei Begünstigungen vom Uebertritt abzuhalten. In Abetifi, dem Stationsort, haben sich Männer und Jünglinge in den

zelnen Stadtteilen zu besonderen Verbänden zusammengeschlossen, die auch die christliche Liebesthätigkeit durch Fürsorge für ihre Kranken und Verunglückten und Veranstaltung von Leichenbegängnissen für die Verstorbenen nachahmen.

Schon lange warten die in Abetifi stationierten Missionare darauf, daß sich ihnen die Thüren nach Kumase und ins Hinterland von Asante, nach Ateobu und Nkoransa aufthun möchten. Aber die Unentschiedenheit der englischen Politik scheint bis jetzt das Selbstgefühl des Königs von Kumase nur gesteigert, den von letzterem abhängigen Ländern aber wenig Mut gemacht zu haben, sich seinem Einfluß zu entziehen. So weit der Wille dieses blutdürstigen Despoten reicht, ist der Mission der Eingang verwehrt, während alle heidnischen Greuel im Schwange gehen.

Wie ganz anders in den Ländern jenseits des Volta, dem Stationsgebiet von Anum! Das entschlossene Vorgehen der Deutschen hat bis über Kratschi hinaus geordnete politische Zustände geschaffen, nachdem Dr. Gruner den Tyrannen jener Länder, den Priester des Fetischs Odente in Kratschi hat erschießen lassen. Die von dieser Geißel befreiten Stämme von Vakpo bis Kratschi haben nun die deutsche Flagge ohne Widerrede angenommen. Jetzt hat auch die Mission freie Bahn in jenen Ländern, und die Bestrebungen, Kinder in die Schulen zu bekommen, werden, wie es scheint, von den deutschen Beamten gefördert. In diesem deutschen Teil steht die Basler Missionsarbeit noch in den Anfängen, und gegenüber den schönen Fortschritten in dem schon länger bearbeiteten englischen Teil des Stationsgebiets Anum sind die Erfolge in Nkonya und Boem noch recht bescheidene. Immerhin konnten in Ntschumuru (in Nkonya) weitere 5 Heiden getauft werden. Der durch die Hinrichtung des Odentepriesters von Kratschi erschreckte Fetischpriester in Nkonya hat, um einem gleichen Geschick zu entrinnen, die Gong schlagen und verkündigen lassen, daß fortan die Ermordung von Fremden und die Menschenopfer abgeschafft seien. Aehnlich wie in Nkonya ist die Lage in der Landschaft Boem. Zu den vorhandenen wenigen Christen sind neun weitere durch die Taufe hinzugekommen. Die Heiden sind auch hier vielfach von der Nichtigkeit des Götzendienstes überzeugt, aber noch ohne Kraft, sich dem Herrn zu übergeben.

4. Kamerun.

Dieses jüngste Arbeitsfeld der Basler Mission hat nach fast zweijähriger Verschonung im Mai d. J. wiederum zwei Opfer gekostet. Es waren dies Missionar Eisele und Frau Schuler, die beide erst im letzten Jahr hinausgezogen, schon nach kurzem Missionsdienst in die ewige Heimat abgerufen wurden. Ueberhaupt war das letzte Jahr durch sehr viel Krankheitsnot recht getrübt. Doch durften die Geschwister auch die mächtige Durchhilfe ihres Gottes erfahren.

Mittelpunkt des Arbeitsgebietes sind die am Kamerunfluß gelegenen Stationen Bethel (oder Bonaku) und Bonaberi. Nach letzterem wurde die bisher in Bethel befindliche Gehilfenschule, deren Räume dort nicht genügten, verlegt und die dafür erstellten neuen Gebäulichkeiten wurden in der Hoffnung bezogen, daß sich hier die für die Ausdehnung des Werks so wichtige Schule gedeihlich entfalten werde. Aber die Verlegung brachte eine große Enttäuschung. Die Abneigung der Bewohner des linken Ufers gegen das rechtsseitig gelegene Bonaberi ist so groß, daß fast alle Schüler sich weigerten, dort zu leben, und nach den Ferien einfach nicht wieder erschienen. So gingen gerade die schon längere Zeit unterrichteten Zöglinge, an denen man bald Mitarbeiter bekommen hätte, verloren. Man mußte sich nun mit einem viel geringeren Schülermaterial begnügen, nur um ordentliche Klassen zu bekommen. Ob das Gedeihen der Schule in Bonaberi auf die Dauer erschwert ist, muß sich erst zeigen.

An mehreren Orten der Stationsbezirke Bethel und Bonaberi konnten Erstlinge getauft und auch zwei neue Plätze, darunter eine Ortschaft des Balong-Stammes, besetzt werden. Einen großen Festtag hatte Bonabela (Didostadt), eine Gemeinde, die sich schön entwickelt hat und ansehnlich gewachsen ist, bei der Einweihung der von der Gemeinde gebauten Kapelle. Die Freude auf den Tag war bei alt und jung so groß, daß einer meinte, er werde vor Freude sterben. Und wirklich, es war ein freudenreicher Tag. Von allen Außenstationen kamen die Christen herbei; auch viele Baptisten beteiligten sich, und die zahlreiche Versammlung, die Kapelle zu klein war, ließ den anbrechenden Sieg des Evangeliums erkennen. Auch das Arbeitsfeld von Bonaberi

ein bei allen Schwankungen und manchen traurigen Erlebnissen doch lohnendes und hoffnungsvolles Missionsfeld bezeichnet.

Die drei andern Stationen bieten jede ein eigentümliches Bild. Viktoria am Kamerunberg hat von Anfang an unter besonders schwierigen Verhältnissen gearbeitet. Es hat nur geringen Fortschritt gemacht. Aber nachdem einige das Verhältnis zu den Baptisten erschwerende Landangelegenheiten bereinigt und durch Eingreifen der Regierung friedlichere Verhältnisse unter den Bakwiri geschaffen sind, ist zu hoffen, daß die Arbeit künftig ungehinderter und erfolgreicher werde betrieben werden können. Freilich haben sich auch die Katholiken in diesem Missionsgebiet festgesetzt, die sich nicht damit begnügen werden, sich im schönen Gebirge nur zu erholen. Die Aussicht auf baldige Errichtung der dringend notwendigen Erholungsstation in Buea war eine Zeit lang getrübt, als eine kriegerische Expedition die Bualeute von ihrem Wohnsitz vertrieben hatte und die Kunde, daß in Buea eine Militärstation errichtet werde, es fraglich machte, ob man gut thue, dort das Erholungshaus zu bauen. Doch ist die Arbeit für Errichtung der Station nun im Gang.

Den Besucher der auf dem südlichen Flügel des Arbeitsfeldes liegenden Station Lobethal bei der Bakokostadt Ndogominyi überrascht der Eifer der dortigen Heiden in Kirchenbesuch und Sonntagsheiligung. Alt und jung kommt zum Gottesdienst, und am Sonntag ist jede Feldarbeit verboten; auch trifft man keinen heidnischen Tanz und Lustbarkeiten. Aber was die Leute den Missionaren in die Arme treibt und sie die Zufriedenheit derselben suchen läßt, ist die Furcht vor der Regierung, die gewisse heidnische Gebräuche und Festlichkeiten und Störungen des Gottesdienstes verboten hat und der gegenüber die Leute an den Missionaren einen gewissen Schutz zu haben glauben. Immerhin ist dadurch eine schöne Missionsgelegenheit unter diesem rohen Volke geschaffen, die von den Missionaren gerne benützt wird. Dagegen ist es bei den unterhalb Lobethal am untern Sannaga wohnenden Mulimba, einem friedlichen Fischervölklein, eine mächtige Lernbegierde, welche die Leute in die Schule treibt, wo sie mit dem Wort Gottes bekannt werden. Durch Gründung einer Kostschule in Lobethal sucht man dem Bedürfnis nach etwas weitergehender Schulung, als sie in den gewöhnlichen, noch geringen

Schulen möglich ist, entgegenzukommen. Einen Teil der Kosten hofft man durch eine Kaffee- und Kakaopflanzung, die zugleich den Schülern heilsame Beschäftigung bietet, aufzubringen.

Die beste Kunde kommt von Mangamba im Aboland, der am weitesten im Innern gelegenen Station. Die Angriffe der Heiden auf die Christen im Jahr 1893, bei denen die Christen durch Dulden siegten, haben die Sache des Christentums gefördert. Während die Macht des Heidentums sinkt, wachsen die Christengemeinden, und nicht nur nach außen. Durch ihr Zusammenleben im Christendorf erwacht das Gefühl der Gemeinschaft, und das Verständnis für die praktischen Aufgaben des Christentums und die Willigkeit, sie zu erfüllen, wächst. Die allmählich aufgehende Erkenntnis von der Uneigennützigkeit der Missionsarbeit stärkt das Vertrauen zu den Missionaren. Auch den Sinn für ein reinliches und regelmäßig angelegtes Christendorf hat das neue geistige Leben geweckt. Ein schönes Zeichen für den christlichen Ernst der Abochristen ist ein Gemeindebeschluß, der es den jungen des Schreibens kundigen Christen verbietet, die einträglichen Stellen von Gerichtsschreibern bei den heidnischen Häuptlingen anzunehmen, teils, weil davon Verwicklung in heidnisches Wesen gefürchtet wurde, teils — und das ist ein sehr merkwürdiger und für die Christen rühmlicher Grund — weil man das reichliche Einkommen für diese jungen Christen nicht unbedenklich fand. Die Leute haben diesen Beschluß von sich aus ohne Mitwirkung des Missionars gefaßt. Rühmlich ist die Willigkeit zu Leistungen für kirchliche Zwecke — die 200 bis 300 Christen haben allein an Kirchensteuer über 1400 Mark aufgebracht — und der Missionsfeier. Schon bisher hatten die Christen in ihrer Umgebung gewirkt. Im August aber haben sich die vier Gemeinden Mangamba, Kunang, Besungang und Koki zu selbständiger, planmäßiger Missionsarbeit verbunden und den Missionar mit dem Beschluß überrascht, daß sie zwei Außenstationen mit eigenen Mitteln gründen und unterhalten wollten. Merkwürdig ist, daß sie auch ein Handelsgeschäft zur Aufbringung der Kosten für diese Unternehmungen gründeten, an dem kein Heide teilnehmen darf.

Nicht gleichen Schritt mit dem Aboland hält das gleichfalls Mangamba zugehörige Buri- und Bodiman-Gebiet Bodiman, das jetzt seinen ersten Lehrer erhalten hat, hat

Wahrheitsuchenden von den Gliedern des heidnischen Geheimbundes viel zu leiden. Am Wuri ist die Arbeit durch die häufige Abwesenheit der Leute auf Handelsreisen erschwert, auch scheinen dort weniger religiöse Bedürfnisse als die Wertschätzung christlicher Kultur zu Grunde zu liegen.

Als ein großes Bedürfnis erkennen die Brüder in Mangamba neue Arbeitsgelegenheiten für die Christen, damit durch geregelte und nützliche Beschäftigung der angeborenen Trägheit der Neger und ihrer Geringschätzung der Arbeit entgegengewirkt werden könnte. Der Versuch mit einer Kaffeepflanzung ist, wie es scheint wegen ungeeigneter Beschaffenheit des Bodens, nicht gelungen. Die Missionare empfehlen deshalb Einführung von Handwerken.

Sehr schmerzlich ist die immer weitere Ausdehnung des Schnapshandels in Kamerun. „Der Schnaps", schreibt ein Bruder, „dieses unheilvolle Zerstörungsmittel alles Fortschritts und aller Kultur, dringt immer tiefer in die Volksschichten ein, und er ist bereits der mächtigste Götze im Lande. Derselbe beherrscht das ganze öffentliche und private Leben nicht weniger, als vor Zeiten der Geheimbund und der Geisterdienst." Die Empfänglichkeit der Kamerunbevölkerung für Christentum und Kultur würde zu schönen Hoffnungen für das Land berechtigen, aber es ist leider zu fürchten, daß seine Bewohner in demselben Maße, als der Branntweinhandel gedeiht, moralisch, physisch und wirtschaftlich zu Grunde gerichtet werden. Den Christen mutet man zu, sich vom Branntwein und Branntweinhandel unberührt zu halten. Sie scheinen auch die Notwendigkeit einzusehen. Bis jetzt haben sie sich im ganzen standhaft gehalten und gehen auch gegen Uebertreter des Branntweinverbots mit Zuchtmaßregeln vor ohne Ansehen der Person. Aber der Kampf ist schwer, wenn sich dieser Giftstrom unaufhaltsam in das unglückliche Land ergießt, für die Neger starke Versuchungen und denen, welche darin unterliegen, Verderben bringend.

Aber wir wollen unsern Bericht nicht schließen mit dem schmerzlichen Bild von dem unverantwortlichen Unrecht, das die Weißen an den Schwarzen um des Geldes willen begehen. Auch das Evangelium dringt immer tiefer ins Land hinein. Zwar konnte ein wiederholter Besuch Br. Autenrieths in Nyasoso im Bergland von Nkosi im Jahr 1894 nicht mehr ausgeführt werden,

sondern blieb dem Jahr 1895 vorbehalten, dafür gelang es ihm aber, ein neues Gebiet östlich vom Akosiland zu besuchen. Wichtiger noch mag das Vordringen Br. Wittwers nach Lokyamba im nördlichen Basa-Gebiet sein, wo man sich in diesem Jahr dauernd niederzulassen hofft, um von da aus auch das zur Niederlassung für Europäer ungeeignete südliche Basa- und Bodiman-Gebiet, das bisher von Mangamba aus besucht wurde, besser bearbeiten zu können.

Es sind viele und schwere Sorgen und Kämpfe gewesen, in die die Basler Mission und ihre Arbeiter im letzten Jahre hineingestellt waren; aber bei all dem ist für sie das große Ergebnis: Der Herr hat nicht nur durchgeholfen, sondern er hat auch reichlich gesegnet und sich aus Gnaden zu ihrem Dienste bekannt. Ihm sei dafür Ehre und Preis.

Die ärztliche Mission unter den Negern.*)

Ansprache am Jahresfest der Basler Mission am 3. Juli 1895 von Missionsarzt Dr. Fisch.

Es ist das erste Mal, daß ein Vertreter der ärztlichen Mission an diesem Ort zu Ihnen reden soll, und ich thue dies mit Freuden, obschon ich weiß, daß vielleicht auch unter Ihnen sich Gegner dieses Zweiges der Missionsthätigkeit finden. Die Gegner der ärztlichen Mission sind es aus zwei verschiedenen Gründen. Die einen wollen daheim und in der Mission keine Medizinen und keine Aerzte gebraucht wissen, weil sie meinen, es

*) Die medizinische Missionsthätigkeit der Basler auf der Goldküste wurde erst im Jahr 1885 vom Berichterstatter, Dr. Fisch, eröffnet. Mit ihr in Verbindung besteht auf der Bergstation Aburi, dem Sitz des Missionsarztes, ein Sanatorium für kranke und erholungsbedürftige Missionsgeschwister, wie sich denn überhaupt die Thätigkeit des Missionsarztes bei den ungünstigen Klimaverhältnissen der Goldküste nicht bloß auf die Eingebornen, sondern auch auf die von Fiebern und sonstigen Krankheiten viel heimgesuchten Missionare erstreckt. Der zweite von der Basler Mission ausgesandte Arzt, Dr. Eckhardt, erlag leider dem Klima nach mehrjährigem treuem Samariterdienst.

vertrage sich dies nicht mit dem christlichen Glauben. Die andern sind mit der Art und Weise, wie die ärztliche Mission getrieben wird, nicht einverstanden. Es soll nicht allopathisch, sondern homöopathisch oder hydropathisch behandelt werden. Die Art und Weise, wie ärztliche Mission getrieben wird, hier zu verteidigen, ist nicht der Ort. Um den prinzipiellen Gegnern die Berechtigung dieser Art der Missionsthätigkeit nahe zu legen, möge folgendes dienen:

Es wäre so schön, wenn wir, reichlich mit den geistlichen Gaben der apostolischen Zeit ausgerüstet, hinausgehen könnten und in des Geistes Kraft Blinde sehend, Lahme gehend, Aussätzige rein und Taube hörend machen könnten; wenn wir aus Besessenen Teufel austreiben und Tote erwecken könnten. Wir alle trauern darüber, daß diese herrlichen Gaben von uns gewichen sind. Es sind in unserer Zeit viele Kinder Gottes, die sich mit allem Ernst sehnen nach diesen Geistesgaben; besonders erstreben viele die Gabe, gesund zu machen. Aber, meine Lieben, prüfen wir uns dabei, ob es uns auch so recht von Herzen ernst ist mit den unerläßlichen Vorbedingungen zur Erlangung dieser Gaben. Ist es uns ein heiliger Ernst, frei zu werden von allem Suchen eigener Ehre, und wollen wir von Herzen Gottes Willen thun und leiden? Es leuchtet doch ohne weiteres jedem ein, daß nur dann, wenn Gottes Wille die alleinige Richtschnur unseres Redens, Denkens und Thuns ist, und wir allein nur Gottes Ehre suchen, uns solche Gaben des Geistes gegeben werden können. Laßt uns daher, meine Lieben, mit allem Ernst der Heiligung durch den Geist Gottes nachjagen, dann werden wir auch zufrieden sein mit dem, was er uns an Gaben darreicht.

Was verstehen wir nun aber unter ärztlicher Mission? Antwort: Aerztliche Mission ist die Befolgung des Missionsbefehls unseres Herrn durch dazu berufene Aerzte. Die ärztliche Kunst wird dabei in den Dienst des Reiches Gottes gestellt. Als einst große Volksmengen den Reden Jesu zuhörten und er sie nicht ungegessen von sich lassen wollte, brachten ihm seine Jünger ein paar armselige Brote und einige Fischlein. Was that da unser Heiland? Er sagte nicht zu seinen Jüngern: Nehmt die leeren Körbe und gehet hin zu dem Volk, an Brot und Fleisch für sie soll es euch nicht fehlen! Nein, unser freundlicher, demütiger

Heiland verachtete nicht die paar Brote, er dankte darüber und legte seinen göttlichen Segen darauf. So legen auch wir, wie die Jünger die paar Brote, die ärztliche Kunst unserm Meister zu Füßen und er, der die wenigen Brote nicht verschmähte, verschmäht auch nicht das geringe Wissen und Können der Missionsärzte und segnet es, daß dadurch auch etliche satt werden von den reichen Gütern seines Hauses.

Warum treiben wir ärztliche Mission? Ich will versuchen, diese Frage zu beantworten.

Zunächst ist zu sagen, daß es allgemeine Erfahrung ist, daß Krankheit in den meisten Fällen zugänglicher macht, und so oft das Wort Gottes vom Missionsarzt den Kranken gesagt wird, dasselbe auf guten Boden fällt, während es früher unbeachtet gelassen wurde. Ferner können Leute mit der Botschaft des Heils erreicht werden, die ein Missionar wegen ihrer Gleichgültigkeit sonst kaum erreichen kann. Es giebt ganz in der Nähe unserer alten Stationen, wo Gottes Wort schon Jahrzehnte verkündigt worden ist, immer noch Leute, die es noch gar nie gehört haben, und die dann wegen eigener Krankheit oder Krankheit in der Familie zum Missionsarzt kommen. Hauptsächlich aber treiben wir ärztliche Mission wegen dem entsetzlich großen leiblichen Elend der Heiden. Der Apostel Paulus redet im ersten Kapitel des Römerbriefs von dem sittlichen Elend des Heidentums, und was er darüber sagt, ist nichts als furchtbare Wahrheit. Ja, das sittliche Elend des Heidentums ist groß und unermeßlich, und nur das herrliche Evangelium mit seiner Gotteskraft kann dieses Elend beseitigen. Die Heiden führen ein elendes Dasein, geplagt von Furcht vor sichtbaren und unsichtbaren Feinden, von denen der schrecklichste für sie der Tod ist. Ohne Hoffnung, ohne Trost, ohne Frieden leben sie dahin, geplagt und ihre Mitmenschen plagend, verführt und andere verführend. Ja, sie sind so elend und Gott entfremdet, daß sie wahre Liebe gar nicht mehr erkennen. Die Armen verstehen die Liebe, die ihnen von Missionaren entgegengebracht wird, oft gar nicht. In jener Schilderung des sittlichen Elends der Heiden sagt Paulus: Sie haben den Lohn ihres Irrtums an ihnen selbst empfangen. O, meine Lieben, was liegt doch in diesem Wort! Wir sehen von diesem Lohn des Irrtums schon hier in der Heimat sehr Erschütterndes, aber wie viel mehr in der Heidenwelt,

jahrtausendlanger Gottentfremdung dahin gegangen ist. Aerzte sind gewohnt, allerlei Schreckliches zu sehen, aber nicht ohne Schauder sieht man diese wandelnden Offenbarungen des göttlichen Zorns über alle Ungerechtigkeit der Menschen, diese entsetzlich entstellten Gesichter, diese Todesgeruch verbreitenden, über und über mit entsetzlichen Wunden bedeckten Körper der von der Lustseuche Ergriffenen, die jahrelang dahin siechen. Wie viele Tausende von Kindern sterben an dieser Krankheit, bevor sie das Licht der Welt erblicken, und wie viele andere Tausende hauchen an dieser Krankheit ihr Leben aus, nachdem sie kaum geboren sind! Andere, die sie überleben, führen ein jammervolles Dasein, bedeckt mit Wunden, die bis auf die Knochen reichen, oft des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt, unfähig, sich in menschenwürdiger Weise von der Stelle zu bewegen. Ihr könnt ermessen, wie groß das Elend ist, das allein diese entsetzliche Krankheit über die Neger gebracht hat, wenn ich euch sage, daß 70—80% unserer Patienten an dieser Krankheit leiden.

Wie viele Tausende ferner ruinieren ihre Gesundheit durch den unmäßigen Genuß berauschender Getränke, besonders des aus Europa und Amerika eingeführten Branntweins! Oft kann man bei gewissen Festlichkeiten ganze Dörfer und Städte betrunken finden und sieht kaum einen nüchternen Menschen.

Welch eine schreckliche Seuche sind auch die Pocken, an denen Tausende dahingerafft werden, ganze Dörfer und Städte ausgestorben sind. Der Schrecken dieser Krankheit liegt den Leuten in allen Gliedern. Welche Anstrengungen werden gemacht, um diese Krankheit von ihren Dörfern fern zu halten! Sie denken sich die Pocken als einen entsetzlichen Geist, der nächtlicherweile auf den Wegen daherfährt, überall die Hütten der Menschen mit Gier aufsucht und Tod und Verderben mit sich bringt.

Wie ergeht es nun erkrankten Negern? Wenn irgendwann, so ist gerade in Krankheitszeiten der Mensch der Liebe und Teilnahme bedürftig; aber Liebe sucht man in Afrika unter den Heiden vergeblich. Besonders haben dies die so zahlreichen Haussklaven zu erfahren. Sagt ein solcher, er könne wegen Krankheit nicht an die Arbeit, so sucht sein Herr zuerst herauszubringen, ob nicht bloß Trägheit dahinter stecke. Er nimmt eine Handvoll des furchtbar scharfen Pfeffers, zerquetscht ihn in einer Schüssel und reibt

dies dem armen Menschen ins Gesicht und in die Augen. Der rasende Schmerz, der dadurch hervorgerufen wird, treibt allerdings jeden, der noch auf den Füßen stehen kann, auf, aber man denke, was ein wirklich Kranker dabei zu leiden hat. Stellt sich nun heraus, daß eine wirkliche Krankheit vorliegt, so werden zunächst Hausmittel, äußere Einreibungen von gekochten und zerquetschten Rinden, Blättern ꝛc. gemacht. Tritt nicht Heilung ein oder verschlimmert sich der Zustand, so wird einer derjenigen, die sich anheischig machen, die Krankheit zu heilen, engagiert. Sie sind in den Besitz von Heilmitteln gekommen durch ihre Vorfahren, die sie ihnen als Erbe hinterlassen haben, oder dadurch, daß sie andern ihre Mittel abkauften. Es sind immer Rinden oder Blätter oder Wurzeln gewisser Pflanzen. Selten besteht eine Medizin nur aus Bestandteilen einer Pflanze, sondern meist sind es 4 bis 8 und noch mehr, die zusammengebraut werden. Bevor die Kur beginnen kann, muß ein Angeld entrichtet werden, bestehend in einem Schaf, Hühnern, etwas Geld und einer oder mehreren Flaschen Branntwein. Jeden Tag wird ein Topf von 1—3 Liter Inhalt aufs Feuer gesetzt und die Pflanzenbestandteile darin in Wasser oder Palmwein gekocht. Oft werden auch die wirksamen Stoffe der Pflanzen mit Branntwein ausgezogen und dieser dann in unverständig großen Dosen getrunken, so daß oft durch den Branntwein chronisches Siechtum verursacht wird. Dem Patienten werden eine Menge Speiseverbote gegeben, um ihm die Medizin recht geheimnisvoll und wichtig zu machen. Sehr oft wird den Kranken streng verboten, irgend etwas anderes zu trinken als nur die Medizin. Heilt die Krankheit, dann wird eine verhältnismäßig unverschämte Kurrechnung gemacht; 200 Franken sind nichts Ungewöhnliches. Heilt die Krankheit nicht, dann kann allerdings der Kranke die Kur aufgeben, ohne etwas weiteres bezahlen zu müssen. Wie viele, denen mit einer einfachen Medizin zu helfen wäre, werden geplagt und um Hab und Gut gebracht! Wie viele gehen an den unsinnigen Kuren zu Grunde! Viele Verletzte, denen gekaute Blätter auf die Wunden gelegt zu werden pflegen, sterben an septischer Infektion, oder die Wunden werden immer größer, sodaß ganze Glieder verloren gehen, wo ein einfacher Verband ohne weiteres die Heilung gebracht hätte. Ausschläge der Kinder werden folgendem Mittel behandelt: Der scharf saure Saft einer Citro

art wird auf Messing getropft, so daß Grünspan sich bildet. Diese grünspanhaltige, stark saure Flüssigkeit wird mit fein gemahlenem Pfeffer und Kohle vermischt, bis eine weiche Paste entsteht, die heiß auf die wunden Stellen aufgetragen wird. Jeden Abend steigt aus vielen hundert Negerhäuschen das Jammergeschrei der so behandelten Kinder empor.

Schlimmer noch sind die Kranken daran, deren Leiden der Wirkung von Hexerei und feindseligen Geistern zugeschrieben werden. Da muß zuerst mit mehr oder weniger beträchtlichen Opfern die Zauberei gelöst und der böse Geist versöhnt werden. Leute, die sich durch Zufälligkeiten verdächtig gemacht haben, daß sie die Ursache der Krankheit seien, wurden früher grausam gestraft. Gott Lob, sind diese Greuel wie das Totentragen und anderes durch die englische Regierung verboten worden. Wie oft wird der Verdacht laut, die oder jene Krankheit sei durch Vergiftung verursacht. Angstkrankheiten sind in Afrika nichts seltenes, durch Angst vor Vergiftung, vor Hexen, vor dem Tode, hervorgerufen. Ja, der Tod ist der schrecklichste der Schrecken für die armen, hoffnungslosen Heiden.

Diesen armen, geplagten Leuten mit herzlicher Liebe entgegen zu kommen, mit Gottes Hilfe ihre Krankheiten zu heilen und sie vor allem auf das Lamm Gottes hinzuweisen, das der Welt Sünde getragen hat, das ist die Aufgabe der ärztlichen Mission. Wohl bekommt man von den meisten auf die herzliche Einladung, sich versöhnen zu lassen mit Gott, die Antwort: „Was du sagst, ist gut, aber heile meine Krankheit, und dann werde ich Christ", und werden die Leute von ihrer Krankheit geheilt, so werden sie doch keine Christen. Dennoch ist die Arbeit, äußerlich betrachtet, nicht vergeblich, und er, der die wenigen Brote gesegnet hat, daß damit ein großes Volk gespeist wurde, er segnet auch, was zu seiner Ehre von den Missionsärzten gethan wird, daß sein ewiges Reich dadurch gebaut wird.

Neben der Arbeit an den Heiden hat aber die ärztliche Mission noch ein anderes gesegnetes Feld der Thätigkeit. Es ist das die Arbeit an den kranken Missionaren. Diese hat in einem Lande wie Afrika ihre besondere Bedeutung, und auch da hat sie durch den Segen des Herrn manches Gute geschafft; dem Herrn sei Ehre und Dank dafür!

So arbeitet die ärztliche Mission direkt und indirekt für das Kommen des Reiches Gottes. Direkt durch die Arbeit an den Heiden, indirekt durch die Arbeit an kranken Missionaren. Aber, liebe Freunde, es braucht viel Segen und Gnade in Tropenländern, bei nur mangelhaft bekannten Krankheiten und unter vielen andern Schwierigkeiten das rechte zu treffen und den Negern das rechte Wort zu sagen, das da haftet in der Seele wie Spieße und Nägel und die Leute nicht mehr losläßt, bis sie in Jesu das Heil gefunden haben.

Darum, liebe Missionsfreunde, gedenket auch in fürbittender Liebe der ärztlichen Mission auf unsern Arbeitsfeldern, und Gottes Segen ruhe auf ihr, daß sie viel beitragen könne zum Bau des ewigen Reiches unseres Gottes.

Ein Missionspionier.

Lebensskizze des wesleyanischen Missionars Th. Freeman.

(Schluß)

13. Wieder im Missionsdienst.

Es war im Jahr 1873, daß Freeman zur Freude aller wieder in die Reihen der wesleyanischen Missionsarbeiter eintrat. Er erhielt Anamabu als Station zugewiesen, wo er schon vor mehr als 30 Jahren von dem nahen Cape Coast aus die Gemeinde zu einer gewissen Blüte hatte heranwachsen sehen. Zur Zeit seines Eintritts standen nur zwei junge europäische Missionare in der Arbeit, der eine als Superintendent in Cape Coast, der andere in Akra. Numerisch waren die Gemeinden seit 1857 gewachsen und auch so erstarkt, daß die meisten ihre eigenen eingebornen Pastoren und Gehilfen unterhielten. Ueberhaupt lag schon seit Jahren die Arbeit zum größten Teil in den Händen von Eingebornen. Räumlich war dagegen im allgemeinen eine Beschränkung eingetreten. Von einer Dahome-Mission war längst keine Rede mehr, seit König Gezo (1859) das Zeitliche gesegnet hatte. Und auch Kumase war schon seit Jahren ein unbesetzter Posten, wenn er auch in den Berichten der wesleyanischen Mission beharrlich aufgeführt wurde. Schon Freemans Nachfolger, Superintendent West, war bei einem Besuch in Kumase

(1862) zu der wichtigen Einsicht gekommen, daß es ein hoffnungsloses Unternehmen sei, einzelne Männer nach Kumase zu senden, die ein Jahr lang oder zwei durch unwissende Dolmetscher predigten und dann das Land auf Nimmerwiedersehen verließen. Auch das Urteil des Königs über die Schule: „Was hat denn mein Volk davon, wenn es Englisch lernt?“ leuchtete Herrn West ein. Er schlug deshalb vor, mindestens zwei junge Missionare hinzustellen, die entschlossen wären, die Sprache zu lernen, wenn man nicht wolle, daß eine andere Gesellschaft (die ins Innere vordringende Basler Mission) die vernachlässigte Station besetze. Es kam aber nie zu einer dauernden Besetzung, und die kriegerischen Verwicklungen zwischen Asante und der englischen Regierung bereiteten schließlich — nachdem noch verschiedene eingeborne Arbeiter den Posten inne gehabt hatten — der Mission in Kumase ein Ende. Von irgendwelchem Erfolg konnte schon darum keine Rede sein, weil den Unterthanen in Asante der Uebertritt zum Christentum gar nicht gestattet oder derselbe doch mit den größten Schwierigkeiten verbunden war. Daß in jenen Zeiten Kumase, wie ganz Asante, kein Boden für die Mission sei, hatte schon der Basler Missionar A. Riis bei seinem dortigen Besuch (1840) ganz richtig erkannt. Der sanguinische Freeman hatte indes diesen Verhältnissen keine Rechnung getragen.

Als Freeman — nun ein 64jähriger Mann — im Jahr 1873 wieder in den Missionsdienst trat, schien es, als ob die Stunde für Asante geschlagen habe. Die kriegerischen Asanteer, die bereits 1869 die Gebiete östlich vom Volta verheert hatten und seitdem die Grenzen des britischen Schutzgebiets bedrohten, waren nun wirklich in dieses eingefallen, verwüsteten das Fanteland und drangen bis Elmina vor. Cape Coast stand in Gefahr, von ihnen angegriffen und eingeschlossen zu werden. Da raffte sich England zu kräftiger Abwehr auf. Der englische General Sir Garnet Wolseley landete an der Spitze einer starken Expeditionstruppe an der Goldküste. Er rief die Küstenstämme zum Kampf gegen den Erbfeind auf und drängte diesen über den Grenzfluß Prah hinüber. Dann folgte er dem zurückweichenden Feind langsam nach, schlug ihn in mehreren Treffen und zerstörte am 6. Februar 1874 die Hauptstadt Kumase. Erst jetzt ließ er sich zu Unterhandlungen herbei und zwang im Friedensschluß das gedemütigte Asante zu Verträgen. Dieses schien damit auf einmal der Mission offen zu stehen. Die Wesleyaner bauten ihre von den Asanteern zerstörten Inlandstationen wieder auf und versuchten selbst in Kumase den abgerissenen Faden ihrer ehemaligen Mission wieder aufzunehmen. Aber die der Zertrümmerung der Asantemacht folgenden inneren Zwistigkeiten, Bürgerkriege und sonstigen politischen Wirren ließen es

nicht dazu kommen. Auch die Hoffnung der an der Grenze von Asante stehenden Basler Mission, ihr Arbeitsgebiet bis nach der Hauptstadt ausdehnen zu können, ließ sich nicht verwirklichen. Die Katholiken ließen es bei einem Besuch bewenden.

Freeman wurde bei Eröffnung jenes Feldzugs von Sir Garnet als Berater zugezogen, konnte sich aber schon nach kurzer Zeit von dieser unliebsamen Aufgabe wieder freimachen. — Seiner Missionsarbeit folgte nun in den nächsten Jahren eine reiche Ernte, eine „Einsammlung von Garben", wie sie sein Biograph bezeichnet, die wir aber lieber mit einer hochgehenden Springflut vergleichen möchten. Das ehemalige Feuer sprühte noch immer im alten Freeman, als er nicht nur in Anamabu, sondern auch allerorten längs der Küste auftrat, predigte und Gebetsversammlungen hielt. Ueberall zündete das Wort. Es entstanden — um mit den methodistischen Berichten zu reden — Revivals oder Erweckungen, die die weitesten Kreise ergriffen. Viele drängten sich zur Bußbank heran und verbrachten mit ihren geistlichen Führern die ganze Nacht hindurch im Gebet. Hunderte stellten sich zum heiligen Abendmahl ein und kommunicierten. Rufe nach Gnade wurden laut, unter Thränen bekannten viele ihre Sünden. In Koromantin, wo sich die Leute besonders heilsbegierig zeigten, predigte Freeman zuerst in der Kapelle, dann auf offener Straße den Fischern, die mächtig ergriffen wurden. Von da begab er sich wieder in die Kapelle zurück, um drei Brautpaare zu trauen; inzwischen war aber die eine Braut infolge der nachhaltigen Eindrücke, die sie während der Gebetstunde am Morgen empfangen hatte, bewußtlos zu Boden gesunken und es dauerte eine ziemliche Zeit, bis sie sich davon erholt hatte und vor dem Traualtar erscheinen konnte. In Cape Coast, Anamabu und anderwärts drängten sich Massen von Volks zu den Kapellen, sodaß auch die Schulzimmer als Versammlungsstätten benützt werden mußten. Dabei nahm die Sache den dem englischen Methodismus eigentümlichen Charakter einer hochgradigen Erregtheit an: Frauen fingen an während des Gebets zu schreien und in Krämpfe zu fallen. Bei einer Tauffeier mußte eine Frau in diesem Zustand hinausgetragen werden.

Ende 1875 besuchte Freeman den Küstenplatz Salt Pond. Hier fanden sich so viele Taufbewerber, daß die Taufe im Freien unter einigen Schattenbäumen stattfinden mußte. Noch am gleichen Tag fand eine ähnliche Tauffeier in Anamabu statt, wo er in Gegenwart von Hunderten nicht weniger als 212 Leute auf einmal taufte. Den größten Eindruck aber rief der mitternächtliche Silvester-Gottesdienst des Jahres 1875 hervor, in welchem Freeman über 1 Könige 20, 5 predigte. Die Gemeinde blieb im Gebet vereinigt bis m

halb 4 Uhr. Am ersten Sonntag des neuen Jahres (2. Januar 1876) feierten in Anamabu gegen 500 Kommunikanten das heilige Abendmahl. Im gleichen Monat (20. Januar) taufte er in Asafo, einer Außenstation — wieder im Schatten einiger Banianenbäume — 260 Erwachsene und eine Anzahl Kinder. Unter den Täuflingen befanden sich mehrere Familienhäupter, die sich mit Weib und Kind taufen ließen und damit den Uebertritt von ganzen Familien veranlaßten.

Diese Bewegung der Massen veranlaßte Freeman, noch weitere Hilfsmittel zur Gewinnung von Seelen herbeizuziehen und sich nicht bloß auf die bisherigen regelrechten Gottesdienste und die Reisepredigt zu beschränken. Er veranstaltete sogenannte camp-meetings oder Lagerversammlungen, wie sie in Amerika üblich und durch die Methodisten und Baptisten von dort herüber nach Liberia verpflanzt worden sind. Auf der Goldküste war dies etwas ganz Neues und es läßt sich denken, daß dieser Hochdruck, der auf die Gefühle der ohnehin für äußere und innere Eindrücke sehr empfänglichen Neger ausgeübt wurde, nicht ohne augenblickliche Wirkung bleiben konnte. Der erste dieser Feldgottesdienste wurde in Koromantin abgehalten. Man hatte hier leichte Buden errichtet, um die Leute, die sich hiezu aus der Umgegend einfinden würden, darin aufzunehmen. Schon vor Sonnenaufgang des 9. April 1876 — eines Sonntags — strömten die Christen herbei, und bis 10 Uhr waren ungefähr 1000 Personen beisammen, die dem auf offenem Feld gehaltenen Gottesdienst anwohnten. Dann lagerte sich das Volk und nahm gruppenweis unter dem Schatten der Palmen das Frühstück ein. Als dies geschehen, vereinigten sich da und dort größere Gruppen zu gemeinsamem Gebet und zum Lobpreis Gottes. Ueberall hörte man die Stimmen von Betenden und Singenden, während andere unter den Palmen auf und niederwandelten und in eine geistliche Unterhaltung vertieft waren. Am Nachmittag wurde ein gemeinsames Liebesmahl gefeiert, an welchem etwa 1500 Personen teilnahmen. Ein ähnliches camp-meeting wurde am gleichen Platz im September desselben Jahres abgehalten, das noch zahlreicher besucht war und ca. 2000 Menschen zusammenführte. Auch in der Umgegend von Akra fand später eine solche Lagerversammlung statt, zu der Scharen von Volk — viele nur aus Neugierde und um sich zu amüsieren — dem Festplatz zueilten. Gebetsversammlungen wurden bei Mondenschein unter Gruppen von Kokospalmen gehalten, Liebesmähler wurden gefeiert und eine Doxologie nach der andern in der feierlichen Abendstille gesungen. Reden auf Reden folgten sich, darunter auch von solchen, die eben erst bekehrt ihren Gnadenstand laut bezeugten. Freeman wachte sorgsam darüber,

daß diese Bewegung im Fluß blieb. Er unterwies die eingebornen Gehilfen, wie sie sich zu der Sache zu stellen hätten, warnte sie aber auch davor, die äußeren Zeichen der Aufregung der einzelnen für durchaus notwendige Dinge zu halten. Er selbst aber reiste von Ort zu Ort, um das Feuer von neuem anzublasen. Da und dort warfen ganze Dörfer — wir erzählen hier nur, was sein Biograph berichtet — ihre Götzen hinweg und wandten sich dem lebendigen Gott zu. Es war eine Art von Pfingsten, das der Missionsveteran noch in seinen letzten Lebensjahren erleben durfte.

So konnte es nicht fehlen, daß in jenen Jahren Tausende gewonnen wurden. Betrug doch die Zahl derer, die im Jahr 1877 der wesleyanischen Missionskirche an der Goldküste einverleibt wurden, nicht weniger als 3000 Seelen. Von diesen waren allein von Freeman über 1500 in jenem Jahr getauft worden. Der Zuwachs von 1876/77 aber belief sich auf mehr als 4500 Gemeindeglieder. Es läßt sich denken, daß bei der Einsammlung der Garben auf diesem Wege die Schnitterarbeit nicht sonderlich genau genommen wurde und daß nicht wenig Unkraut und taube Aehren mit in die Scheunen eingeführt wurden. Die Sichtung, die dann nötig wurde, hat die oben aufgeführten Zahlen wieder bedeutend sinken lassen; ja es ist uns überhaupt zweifelhaft, ob sich viel davon in der späteren Zeit als bleibende Frucht erwiesen hat. Wir werden in dieser Meinung durch die Statistik bestärkt. Nach dieser zählten im Jahr 1871 die wesleyanischen Gemeinden 1819 Kirchenglieder. Diese Zahl stieg bis zum Jahr 1875 auf 2632 an und erreichte ihren Höhepunkt während der nächsten beiden Jahre (1876—1877) in der Mitgliederzahl von 6345. Dieses rapide Steigen verdankten die Gemeinden eben jenen Vorgängen, die wir oben geschildert haben. Aber merkwürdig! Statt daß nun die Gemeinden in den nächsten Jahren — wenn auch nicht in demselben Maß, so doch durch den eigenen Nachwuchs — einigermaßen an Zahl der Glieder zugenommen hätten, weist die Statistik eine bedeutende Abnahme auf. Schon im Jahr 1881 werden nur noch 5580 und 1885 wieder einige Hunderte weniger, nämlich 5390 aufgeführt. Erst in den 90er Jahren wird wieder die Höhe des Jahres 1877 erreicht.*) Das zeigt deutlich, wie die Mitgliederzahl der Wesleyaner beständig zwischen einer unverhältnismäßig großen Zunahme und Abnahme schwankt und wie sich nirgends ein allmähliches und stetiges Wachsen bemerklich macht. Jene Abnahme von 1877 ab ist umso auffallender, als doch anzunehmen ist, daß auch

*) Im Jahr 1893 führt der Census, der letzte, der uns zur Hand ist, ganzen 6724 Gemeindeglieder auf.

in jenen Jahren eine ziemlich große Zahl von Taufen stattfand. Trotzdem betrug die nach Abzug der hinzugekommenen Gemeindeglieder stattgefundene Abnahme gegen 1000 Seelen. Wie viel Spreu ist da vom Wind hinweggefegt worden!

Man darf auch nicht annehmen, daß die durch jene Massenaufnahmen gewonnenen Gemeindeglieder ausschließlich und direkt dem Heidentum abgewonnen worden seien. Wir werden im Gegenteil nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß es zum großen Teil ausgeschlossene und rückfällige Gemeindeglieder waren, die damals aufgerüttelt, wieder Anschluß an ihre Kirche suchten. Aufnahme und Ausschluß und abermalige Aufnahme ist ja bei manchen englischen Dissenters etwas, zwischen dem oft nur sehr kurze Zeiträume liegen; und das ist umsomehr der Fall bei solchen Missionen, die fast ganz in den Händen von Eingebornen liegen und deren Missionare bei ihrer Unkenntnis der Landessprache keine rechte Fühlung mit dem Volk haben oder auch wegen des häufigen Wechsels mit ihrer Arbeit nie recht verwachsen. Letzteres war zwar bei Freeman nicht der Fall, aber der Umstand, daß er trotz seines mehr als 50jährigen Aufenthaltes an der Küste sich keine der Landessprachen angeeignet hatte, ließ ihn doch von den Nationalgehilfen und Dolmetschern so abhängig sein, daß er nicht unmittelbar auf seine Gemeindeglieder einwirken und noch viel weniger prüfen konnte, was ihm jene zur Taufe vorführten.

14. Feierabend und Heimgang.

Sechs Jahre hatte Freeman in Anamabu gewirkt, als er im Jahr 1879 nach Akra versetzt wurde. Dieses war inzwischen zum Hauptort der Goldküste erhoben worden. Nach der Unterwerfung der Asanteer war die Küste Ende 1874 zur englischen Kolonie erklärt und das centralgelegene Akra-Christiansborg 1877 zum Sitz der Kolonial-Regierung erwählt worden. Daß Freeman nach Akra versetzt wurde, hatte seinen Grund in einem tiefgehenden Riß der dortigen Gemeinde. Diese war nämlich Ende 1877 mit ihrem Missionar, einem jungen Engländer, gänzlich zerfallen, und ein Teil derselben ging so weit, sich von der wesleyanischen Leitung loszusagen. Die abgefallenen Gemeindeglieder schlossen sich zusammen und hielten in einem Privathaus ihre eigenen gottesdienstlichen Versammlungen. Das war indes nur ein Notbehelf, der sich auf die Länge nicht durchführen ließ. Sie suchten deshalb Anschluß an die Basler Mission im benachbarten Christiansborg. Diese lehnte aber ab, da sie sich weder auf Kosten einer Nachbarmission bereichern, noch sich einen

solchen Anlaß zu nutze machen wollte. Sie that dies, obschon sie sich sagen mußte, daß die Wesleyaner in ähnlichem Fall eine solche Rücksicht nicht üben, sondern ohne Bedenken mit beiden Händen zugreifen würden. Wirklich haben sie auch bald darauf den Baslern gegenüber diesen Beweis thatsächlich geliefert. Jene für die Wesleyaner höchst unangenehme Angelegenheit aber wurde in einer alle Teile zufriedenstellenden Weise beigelegt. Man berief den Missionar ab und versetzte ihn. An seine Stelle kam dagegen Freeman, der Mann des Vertrauens, nach Akra. Dadurch fiel jeder Grund zur Spaltung dahin und der Riß wurde durch ihn wieder geheilt.

Daß Freeman auf dem Plane war, machte sich bald bemerklich. Hatte sein ehemaliger Kollege, der nüchterne und wohlmeinende Wharton, stets in gutem Einvernehmen mit den Baslern gelebt und mit Rücksicht auf ihr angrenzendes Arbeitsgebiet sein Feld bestellt, so war dies bei Freeman weniger der Fall. Sein Zug ins Weite ließ ihn bald da, bald dort im Basler Gebiet auftauchen. Er folgte hierin allerdings nur den Spuren seiner unmittelbaren Vorgänger, die als junge Missionare ohne Kenntnis der geschichtlichen Verhältnisse und ohne jegliche Rücksichtsnahme nicht nur neben, sondern auch auf Basler Stationen selbst verschiedene Posten anlegten.*) Wir wollen dieses Vorgehen Freeman nicht allein zur Last legen und auch seinen europäischen Mitbrüdern diese unchristliche und gewissenlose Freibeuterei

*) In welcher Weise dies geschah, davon nur ein Beispiel. Der wesleyanische Missionssuperintendent Picot suchte Anfang der 70er Jahre mit seiner Frau Erholung auf der Basler Bergstation Aburi. Man nahm ihn hier in aller Freundschaft auf. Aber was geschah? Die Folge davon war, daß er einige Zeit darauf in unmittelbarer Nähe des Basler Missionshauses und dicht an dessen Garten nun auch ein Haus hinstellte, das vorgeblich als Sanatorium dienen sollte. Es war dies aber nur ein Vorwand, denn im Inland des wesleyanischen Gebiets gab es Berge und Höhenpunkte genug, die dieselbe gesunde Lage wie Aburi besaßen. Ueberhaupt ließ die leichte Bauart des Hauses sofort erkennen, daß es weniger für Europäer als vielmehr für einen eingebornen Agenten bestimmt war. Ein solcher wurde denn auch bald darauf nach Aburi gesetzt und die Gegenmission war fertig. Einige unzufriedene Basler Gemeindeglieder, wie es ja solche in größeren Gemeinden leicht giebt um ganz unbedeutender Ursachen willen — suchten und fanden sofort Anschluß an die Wesleyaner, die somit aus den von den Baslern gesammelten Bausteinen den Grund zu ihrer dortigen Gemeinde legten. Von Aburi aus suchten sie dann allerorten auf dem Gebirge, unter dessen Bevölkerung die Basler Mission seit mehr als 30 Jahren nachhaltig gearbeitet hatte, sich einzudrängen und Verwirrung anzurichten. So wurde u. a. auch in Date, dem Ort der größten und blühendsten Basler Gemeinde, eine wesleyanische Gemeinde gegründet und mit einem Mann besetzt, der als Katechist aus dem Basler Missionsdienst entlassen worden war. Seitdem haben die Wesleyaner ihre Gegenmission fortgesetzt und suchen die Bevölkerung im alten Missionsgebiet der Basler besonders durch das Lockmittel des englischen Unterrichts an sich zu ziehen, statt daß sie das hinter der westlichen Küstenlinie liegende Gebiet gründlich bearbeiten würden.

nicht zu hoch anrechnen; denn diese Praxis liegt nun einmal im System des Methodismus. Ihn lockt der bearbeitete Boden, da er gleich schneiden und ernten kann, wo er nicht gesät hat, weit mehr als das harte, ungebrochene Erdreich. Und wie viel unbearbeiteten Boden hätten die Wesleyaner nicht im Inland ihrer Küstenlinie gehabt! Doch wir kehren zu unserem Freeman zurück.

Anfang 1885 hatte derselbe die Freude, es noch zu erleben, daß die von ihm in ihren Anfängen geschaute und von ihm mitbegründete Mission ihr 50jähriges Jubiläum feierte. Es wurde dasselbe in allen Hauptgemeinden längs der Küste mit Dank gegen Gott festlich begangen. In Cape Coast wurde es am 1. Februar durch eine Reihe von Festgottesdiensten eröffnet, an denen auch Freeman als Missionsveteran auftrat und über den Segen predigte, den der sterbende Patriarch Jakob über seinen Sohn Joseph aussprach (1 Mose 49, 26). Er hielt diese Festrede in demselben Gotteshaus, dessen Grundstein vor 50 Jahren gelegt und das von ihm einige Jahre später ausgebaut worden war. Keiner der vielen Anwesenden, die fast alle einem jüngeren Geschlecht angehörten, hatte wie er so viel Ursache, beim Blick auf die verflossenen 50 Jahre die Güte Gottes zu rühmen. Hatte doch seine eigene Missionslaufbahn, seit er dieselbe an der Westküste antrat, fast ein halbes Jahrhundert erreicht. Doch ehe dasselbe voll war, ließen ihn die Beschwerden des Alters merken, daß sein Tagewerk gethan sei.

Schon im folgenden Jahr, das dem Jubiläum folgte, sah er sich genötigt, sein Hirtenamt niederzulegen. Er verbrachte seine letzten Lebenstage in Akra, wo er noch immer, so viel er konnte, freiwillig sich der Missionsarbeit annahm und auch noch ab und zu predigte. Aber Anfang August 1890 raffte ein Anfall von Influenza die letzten schwachen Kräfte des Greises dahin und am 11. August entschlief er sanft und ohne Todeskampf. Am 13. August wurde er unter dem zahlreichen Geleit der christlichen Bewohner Akras zur Ruhe bestattet. Zu gleicher Zeit wurde auch in der Kirche von Cape Coast ein Trauergottesdienst abgehalten.

In ihm verlor die wesleyanische Mission nicht nur einen ihrer Veteranen, sondern auch einen Mann, der ihr im großen und ganzen seine Eigenart aufgedrückt hat. Darum wird auch seine Wirksamkeit und sein Name unter den Eingebornen der Goldküste noch lange in dankbarem Andenken stehen. Und auch wir, für die das Gepräge seiner Münze ein eigenartiges und nicht immer kursfähiges war — wir können ihm die Hochachtung und Anerkennung nicht versagen. Denn wie man auch über seine Missionsprinzipien denken möge — seinen Eifer für die Sache seines göttlichen Meisters, seinen brennenden

Wunsch, Afrikas Völker für den Herrn zu gewinnen und die schwarze Rasse moralisch und geistig zu heben, alle diese großen, idealen Gedanken, die ihn zeitlebens bewegten und antrieben, wird man nur achten können. Und wenn er sich nicht wie andere Geister in den gewöhnlichen Bahnen des Missionsbetriebs bewegen konnte, so war es doch wohl eine Fügung Gottes, daß in jenen Tagen des schweren Anfangs in ihm der Mission ein Mann erweckt wurde, der ihr da und dort die Bahn brach und den Anstoß zu größeren Unternehmungen gab. Er hat zwar lange nicht alles das verwirklicht sehen dürfen, was er anstrebte, aber wenn er auch hierin seiner Zeit vorauseilte, so wird doch dereinst die Stunde für Westafrika schlagen, in der vieles noch herrlicher und vollkommener dastehen wird, als er die Dinge plante und erhoffte.

Erläuterung zu dem Bild:

Toda-Leute auf den Blauen Bergen (Indien).

Unter den fünf Volksstämmen, welche die Nilaghiri oder Blauen Berge, im Südwesten der vorderindischen Halbinsel, bewohnen, sind die Toda der interessanteste. Leider zählt dieses Volk heute kaum noch tausend Seelen und ist seine Zahl in stetem Rückgange begriffen. Dank ihren vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossenen Wohnstätten, Mand genannt, haben sie ihre alten Gebräuche treu bewahrt. Sie sind stattliche Leute, von mildem Charakter. In ihren malerisch getragenen Umschlagtüchern schreiten sie ebenso stolz einher wie römische Senatoren in ihrer Toga. Ihr gewöhnlicher Begleiter ist ein langer Bergstock aus hartem Holz mit einer vierkantigen Spitze, den sie als Verteidigungswaffe gegen die Anfälle der Büffel benützen. Ihre Hütten bestehen aus einem kunstvollen Geflecht aus Weiden mit Holzplanken verkleidet und haben Aehnlichkeit mit einem Bienenkorb.

Ihr Gott, den sie Hiriadewa, d. h. „höchster Gott", nennen, ist nichts anderes als eine Büffelschelle. Gehen sie auf die Tiger- oder Leopardenjagd, so rufen sie den Gott „Nambilikotu" an. Der Mukutti-Pik, im Osten der blauen Berge, ist den Toda besonders heilig, weil sie glauben, auf demselben wohne der Himmelspförtner und die Seelen der Verstorbenen würden samt den Seelen der Büffel von dort mit einem Sprung in den Himmel eingehen. Der Priester (Palal = Milchmann) hat allein das Recht, zu melken

und zu buttern. Eine heilige Büffelkuh, die die heilige Schelle trägt, geht vor der Herde her. Wenn der Priester morgens seine Arbeit beginnt, fällt er zuerst vor der heiligen Kuh nieder und dann segnet er mit seinem weißen Stab die Herde. Streitigkeiten über Büffel und Weiber entscheidet er, wobei er vorgiebt, von dem Hiriadewa besessen zu sein. — Von den Badaga erheben die Toda einen jährlichen Tribut. Unter ihnen herrscht die gräuliche Sitte der Vielmännerei und früher töteten sie in ihren Familien alle Mädchen bis auf eins. — Bei Hochzeiten wird die Braut ins Haus ihrer Ehemänner gebracht und jeder derselben setzt ihr zuerst den rechten und dann den linken Fuß auf den Kopf und zahlt den Eltern derselben etwa 40 Mark als Morgengabe. — Stirbt jemand, so verbrennen sie die Leiche in einem Hain. Das nennt man das „grüne Begräbnis". Ein Jahr später findet die eigentliche Totenfeier, das „dürre Begräbnis", statt. Hiezu ladet man auch die Stämme der Badaga, Kota und Kurumba ein. Eine Anzahl Büffel werden in eine steinerne Umfassung getrieben und mit Knütteln erschlagen, wobei manchmal ein Büffel seinen Peiniger mit den Hörnern durchbohrt. Die Kota und Kurumba spielen zum Todatanz auf und erhalten als Lohn das Fleisch der getöteten Büffel. Auch eine Totenklage findet statt, wobei sie äußerlich tiefe Trauer an den Tag legen, aber ohne inneres Ergriffensein.

Obgleich besonders der Basler Missionar Metz († 1885) viele Jahre lang unter ihnen das Evangelium verkündigte, ist doch kein Toda zum Christentum übergetreten. Metz genoß jedoch so hohe Achtung unter ihnen, daß sie einem Todamädchen ihm zu Ehren den Namen „Metz" beilegten.

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

China. Von Hongkong aus wird uns berichtet, daß in der westlichen Provinz Sz-tschuen alle evangelischen und katholischen Missionsstationen Ende Mai oder Anfang Juni teils zerstört, teils in großer Gefahr seien. Der katholische Bischof wurde auf der Flucht verwundet. Die evangelischen Missionare fanden Zuflucht in den Amtshäusern der Mandarinen. — Noch betrübender lauten die

neueſten Nachrichten, die ſich leider beſtätigt zu haben ſcheinen. Nach dieſen ſollen im Gebiet von Kutſcheng in der Provinz Fukieng (gegenüber der Inſel Formoſa), wo die engliſch-kirchliche Miſſion arbeitet, Chriſten-Niedermetzelungen ſtattgefunden haben. Nach der „Times“ ſollen dabei der Miſſionar Stewart, ſeine Frau und ein Kind in ihrer Wohnung lebendig verbrannt, fünf Damen mit Spießen getötet und mehrere Kinder ſchwer verletzt worden ſein. Wie unſicher überhaupt gegenwärtig die Verhältniſſe in China ſind, läßt auch ein Bericht des Basler Miſſionars Flad erkennen, wonach das Leben der in der Kanton-Provinz arbeitenden Basler Miſſionsgeſchwiſter im Mai äußerſt gefährdet war, ſodaß die Miſſionarsfrauen einiger Inlandſtationen nach Hongkong geflüchtet werden mußten. Verurſacht wurde die Gefahr durch revolutionäre Unruhen unter der Bevölkerung, die wie gewöhnlich in China zur Bildung von herumziehenden Räuberbanden führten. Wir gedenken darüber in der nächſten Nummer nähere Mitteilungen zu bringen.

In **Makao,** ſchreibt der amerikaniſche Miſſ. Hagen, iſt zum Schrecken aller wieder die Peſt ausgebrochen, ſodaß die Verbindung zwiſchen Makao und Hongkong faſt ganz unterbrochen iſt. Die Chineſen haben bereits verſchiedene Prozeſſionen veranſtaltet, um den Peſtteufel zu vertreiben, aber bis jetzt haben alle ihre Beſchwörungen, das Schlagen der Gongs, das Geklingel der Cymbeln und das Abbrennen von Feuerwerk keine Wirkung erzielt. Vielleicht thut eher der ſtarke Regen, der eben gefallen iſt, der Plage Einhalt. Die Symptome der Seuche ſind ganz die gleichen wie im vorigen Jahr. Die Regierung hat zwar ſo viel als möglich die Stadt desinfiziert, aber trotzdem erliegen viele Chineſen der Krankheit, während die Fremden einfach die Stadt verlaſſen und ſo der Peſt zu entfliehen ſuchen. (Independent.)

Kongo. Auf der Station Munſembi am oberen Kongo haben die engliſchen Baptiſten kürzlich die Freude erlebt, die vier Erſtlinge der wilden Bangala taufen zu dürfen. Vor etwas mehr denn vier Jahren, ſchreibt Miſſ. Weeks, legte unſer Miſſionsdampfer Peace hier zum erſten Mal an, unter einem Volk, von dem man nichts weiter wußte, als daß es zu den verrufenſten Stämmen des Kongogebiets gehörte; denn die Bangala waren weit und breit durch ihre Raubſucht und Kriegsluſt, ſowie durch ihren Kannibalismus berüchtigt. Anfangs hielten ſie uns für Händler und boten uns Elfenbein, Sklaven und Weiber zum Kauf an, bis ſie erkannten, daß wir um eines andern und höhern Zweckes willen zu ihnen gekommen ſeien.

Jetzt hat die Mission das Vertrauen des Volkes derart gewonnen, daß die Bangala sich schon geäußert haben: wenn alle Weißen wie die Missionare wären, so würden sie allesamt auf einmal Christen werden. (Miss. Herald.)

Bücheranzeige.

Grundemann, D. Neuer Missionsatlas in 35 Karten, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Missionen. In 3 Farben (Terrain-, Fluß- und Schriftplatte); 10 Karten mit Doppelblättern. Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart.

Schon seit lange hat sich bei der heutigen Ausdehnung des Missionswerkes das Bedürfnis nach einem besseren Hilfsmittel für die Missionsgeographie fühlbar gemacht. Wohl bestehen gute Atlanten einzelner Gesellschaften (Brüdergemeine, Barmen, der engl.-kirchl. Mission), aber an einem allgemeinen Atlas, der auch die Missionen in den deutschen Schutzgebieten zur Darstellung bringt, fehlte es bis jetzt. Es ist deshalb sehr dankenswert, daß Herr D. Grundemann sich dieser Aufgabe unterzogen und nach mehrjährigen Vorarbeiten einen solchen hergestellt hat, der bis zum 1. Oktober dieses Jahres in obengenanntem Verlag erscheinen soll. Für die sorgfältige und korrekte Ausführung des Werkes bürgt der auf diesem Gebiet als Autorität bekannte Name von D. Grundemann. Als Text soll das bekannte Handbuch der Evang. Mission von Dr. Gundert (3. Aufl. 1894) dienen, dessen entsprechende Paragraphen auf den einzelnen Karten verzeichnet werden.

Um nun den Abonnenten des Missions-Magazins einen billigeren Bezug des Werkes, dessen Ladenpreis auf Mk. 8.— für das broschierte, Mk. 9.20 für das solid gebundene Exemplar festgesetzt wird, zu ermöglichen, erbietet sich die Missionsbuchhandlung in Basel, unsern Abonnenten den Missionsatlas zu den Vorzugspreisen von Mk. 6.— (broschiert), und Mk. 7.— (gebunden) zu liefern, jedoch nur unter der Bedingung, daß Bestellung und Bezahlung noch vor dem 1. Oktober 1895 in Basel einläuft, während bei späteren Bestellungen (vom 1. Okt. ab) der Atlas nur noch zum vollen Ladenpreis verabfolgt werden kann.

Adresse aus Deutschland: **Missionsbuchhandlung, Leopoldshöhe,** Baden.

Heidenpredigt am Wuri in Kamerun.

Tibet.

Ein verschlossenes Land.

*

1. Ein Priesterstaat.

Tibet als Missionsgebiet betrachtet zerfällt in zwei Teile, nämlich einerseits in das eigentliche Tibet, einen Vasallenstaat von China, und andrerseits Groß- und Kleintibet. Großtibet bildet unter dem Namen Amdo einen Teil von Kansu, der nördlichsten Provinz Chinas; Kleintibet gehört teils zu dem englisch-indischen Reich, teils steht es — als zu dem englischen Schutzstaat Kaschmir gehörig — wenigstens unter englischem Einfluß. In dem englischen Tibet arbeiten schon seit 40 Jahren evangelische Missionare, aber das eigentliche Tibet ist ihnen bis jetzt verschlossen.

Es sind jedoch nicht die himmelhohen, mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Berge, nicht die gefährlichen Gebirgspfade, auf denen dem Wanderer der Tod durch Hunger und Kälte droht, nicht die reißenden Gebirgswasser, über die kein sicherer Steg führt — diese Gefahren und Hindernisse sind es nicht, die die Boten des Friedens abhalten, in das verschlossene Land einzudringen. Zu verschiedenen Zeiten haben kühne Missionare und Forschungsreisende die Schwierigkeiten des Reisens in Tibet überwunden und selbst mutige Frauen haben den Gefahren des Weges getrotzt. Aber seit dem vorigen Jahrhundert ist den Fremden die Niederlassung in Tibet verboten. In früheren Zeiten war es anders. Schon im 14. Jahrhundert reiste ein italienischer Mönch durch Tibet und besuchte die Hauptstadt Lhassa. Im 17. und 18. Jahrhundert kamen zu verschiedenen Zeiten Jesuiten ins Land und gründeten sogar

Missionen, allerdings ohne dauernde Spuren ihrer Wirksamkeit zu hinterlassen. Auf ihre Berichte gründet sich zum Teil unsere Kenntnis des Lamaismus, und ihre Arbeiten auf sprachlichem Gebiet haben das Tibetanische zugänglicher gemacht. Tibet kam nach vielen Wechseln und jahrhundertelangen Kämpfen im Jahr 1720 unter chinesische Herrschaft. Im Jahr 1782 machten die Gurkhas aus Nepal einen Raubzug nach Tibet. Sie wurden durch ein chinesisches Heer besiegt, und die Chinesen benützten dann die Gelegenheit, alle Fremden, nicht nur Europäer, sondern auch Hindus, aus Tibet zu vertreiben und ihnen für künftig die Niederlassung dort zu verbieten. Das Reisen in China hat die Regierung nie ganz verhindern können, aber der Besuch der Hauptstadt ist allen Fremden streng verboten. In unserem Jahrhundert scheinen nur zweimal Fremde nach Lhassa gekommen zu sein: im Jahr 1811 der englische Reisende Thomas Manning, der sich sogar eine Audienz bei dem Dalai Lama zu verschaffen wußte, und im Jahr 1844 die französischen Missionare Huc und Gabet, die sich auf ihrem Weg von Peking nach Siaing einen Monat in Lhassa aufhielten. Die Beamten waren freundlich und legten ihrem Aufenthalt nichts in den Weg, aber die chinesische Regierung trat dazwischen und nötigte die Missionare, nach China zurückzukehren. Die Beamten, die ihnen den Aufenthalt ermöglicht hatten, wurden später hingerichtet. Seit Huc und Gabet ist kein Europäer mehr nach Lhassa gekommen. Es ist wohl hauptsächlich chinesische Eifersucht, die das Land verschlossen hält; China will das Recht, mit Tibet Handel zu treiben, mit keinem andern Volk teilen. Daneben hat man auch mit den herrschenden Priestern zu rechnen, die sich nicht gern von Fremden in die Karten sehen und in ihrem Treiben stören lassen. Die englisch-indische Regierung hat aber ein Mittel, unter den Augen der Lamas und der Chinesen, aber ohne daß sie es wissen, eine genaue Kenntnis der Bodenverhältnisse Tibets zu erlangen. Sie läßt Eingeborene in der Landvermessungskunst ausbilden; diese durchreisen, als Brahmanen verkleidet, unerkannt das Land, nehmen heimlich Vermessungen vor und statten dann der Regierung Bericht ab.

Das, was Tibet seinen ganz eigenartigen Charakter giebt, ist der Lamaismus, eine eigentümliche Form des Buddhismus, die sich außer in Tibet auch noch in der Mongolei findet. In den Ländern Inner- und Ostasiens ist der Buddhismus sehr entartet.

Er ist eine Religion, die ganz in äußerem Ceremonienwesen und einer in der Erfüllung solcher Ceremonien befriedigten Werkgerechtigkeit aufgeht. Der Lamaismus ist eine Verschmelzung des Buddhismus mit der Priesterherrschaft. Tibet ist der asiatische Kirchenstaat, Lhassa das buddhistische Rom, und damit es auch nicht an einem Papst fehle, thront in Lhassa der Dalai Lama, der geistlich-weltliche Beherrscher von Tibet.

Ungefähr um die Zeit Christi traten unter den Buddhisten Lehrer auf, die den alten buddhistischen Religionsbüchern allerlei Ueberlieferungen, philosophische Spekulationen und neue Offenbarungen hinzufügten. Es sei, behaupteten sie, den frommen Buddhisten Indiens geoffenbart worden, daß der Stifter ihrer Religion fünf himmlische Buddhas geschaffen habe. Diese hätten dann wieder fünf Buddhisatwas, d. h. Wesen, die mit der Zeit Buddhas werden, erschaffen. Die Buddhisatwas leben fort zum Besten der Menschheit, und vollführen Seelenwanderungen durch verschiedene Menschen von der Wiege bis zum Grab.

Diese Lehre von den Buddhisatwas erzeugte nach und nach den Glauben an einen ganzen Himmel voll buddhistischen Gottheiten, Heiligen und Engeln, und als weitere Folge verknüpfte sich damit der Glaube an die Wirksamkeit von allerlei Ceremonien, Zauberformeln u. dgl. Der Buddhismus in dieser Form kam zuerst im Anfang des 7. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung nach Tibet. Im 11. Jahrhundert erschienen neue Lehrer, die das Ceremonien- und Zauberwesen etwas beiseite ließen und sich wieder mehr der ursprünglichen Form des Buddhismus näherten. In den folgenden drei Jahrhunderten erlangten die Priester, die sogenannten Lamas, immer größere Macht, und einer von ihnen, der Abt des Klosters Sakja in Südtibet, erhielt von dem damaligen Beherrscher Tibets den Titel eines tributpflichtigen Landesfürsten und des Hauptes der buddhistischen Kirche. Damit war der Grund zu der weltlichen Herrschaft der Lamas gelegt. Im 14. Jahrhundert bekamen die Aebte von Sakja einen gefährlichen Nebenbuhler in der Person des Tsonkapa, der in Lhassa als Reformator auftrat, von den Mönchen Rückkehr zur Ehelosigkeit und einfacher Kleidung verlangte und seinen Priestern gelbe Gewänder gab, während die der alten Schule sich in Rot kleideten. Als er starb, hatte er allein in den drei großen Klöstern in der Nähe von Lhassa 30000

Anhänger. Die Gelbröcke wurden allmählich so mächtig, daß der Kaiser von China zweien ihrer Führer in Tibet den Vorrang vor den andern Lamas zuerkannte.*) Diese beiden sind der Dalai Lama — der Abt von Lhassa — und der Pantschen Lama — der Abt von Taschilhunpo. Die Heiligkeit dieser Lamas ist so groß, daß sie fast als Götter in Menschengestalt angesehen werden. Jeder gilt für die Verkörperung einer Form des Buddha. Wenn er stirbt, so löst sich nur die sichtbare, körperliche Hülle auf, der Geist aber geht in einen von ihm erwählten Menschen ein. Wenn also einer von den großen Lamas stirbt, so liegt es seinem Kollegen ob, herauszufinden, in welchem Menschen er sich wieder verkörpert hat. Zu diesem Zweck werden dem überlebenden Großlama die Namen der unmittelbar nach dem Tod seines Kollegen geborenen Knaben vorgelegt. Er wählt daraus drei Namen und legt sie in ein goldenes Kästchen. Dann versammeln sich die Aebte der großen Klöster (einige dieser Aebte sind auch Verkörperungen Buddhas), und nachdem sie eine Woche mit Gebet und Gottesdienst zugebracht haben, wird in ihrer Gegenwart, sowie der des überlebenden Großlamas und des chinesischen Statthalters gelost. Das Kind, dessen Name zuerst gezogen wird, ist der Großlama. Der Hof von Peking weiß übrigens dafür zu sorgen, daß nur ein Kind aus einer gut chinesisch gesinnten Familie gewählt wird. Der Dalai Lama steht, bis er 15 Jahre alt ist, unter der Vormundschaft des Abts von Taschilhunpo, dann wird er von diesem ordiniert und besitzt von da an die wenig beneidenswerte Würde eines Herrschers von Tibet; wenig beneidenswert, denn seine Hauptaufgabe besteht darin, mit gekreuzten Beinen in einem Tempel zu sitzen und die Hand segnend auszustrecken. Sein Geist soll unterdessen fortwährend über das Wohl der Menschheit nachsinnen. Zur Besorgung der Regierungsgeschäfte hat der Dalai Lama eine Art von Reichskanzler oder Vizekönig, der von der chinesischen Regierung ernannt wird und den Titel Gjalpo führt. Er wird aus den vier Oberlamas gewisser bevorzugter Klöster für Lebenszeit gewählt. Er regiert mit Hilfe seiner Beamten und der Statthalter der Provinzen; der Dalai Lama wird nur in wichtigen Fällen gefragt. Uebrigens haben der Dalai Lama und der Gjalpo nur in kirchlichen und

*) Ein dritter Großlama ist in der Mongolei.

bürgerlichen Angelegenheiten zu gebieten; das Kriegswesen und das Aeußere steht unter den chinesischen Statthaltern und deren Beamten.

Auch der Großlama von Taschilhunpo ist sehr viel mit Segenspenden beschäftigt; 3000 Menschen werden auf einmal zu einer solchen Segnung zugelassen. Auch Kinder von sieben bis acht Jahren, die Mönche oder Nonnen werden sollen, bringt man zu ihm und er weiht sie, indem er ihnen eine Locke abschneidet. Die 4000 Einwohner des Städtchens Taschilhunpo sind alle Lamas und man hört den ganzen Tag nichts als das Murmeln von Gebeten und die Musik von Zimbeln und andern Instrumenten. Mit Ausnahme der Nonnen haben keine Frauen Zutritt zu dem Palast des Dalai Lamas und des Großlamas von Taschilhunpo.

Unter den Großlamas stehen die Kutuktus, deren Stellung etwa mit der von Kardinälen der römischen Kirche zu vergleichen ist. Dann kommt die höhere Geistlichkeit, deren Glieder Verkörperungen untergeordneter Götter oder früherer Heiligen sind. Sie haben nichts mit der Verwaltung ihres Klosters und auch wenig mit dem Gottesdienst zu thun. Ihre Pflicht ist es hauptsächlich, fortwährend für das Wohl des Klosters zu beten. Dann giebt es Lamas, die sich zwar den Kopf scheren, das Priesterkleid tragen und im Kloster leben, aber nur die niederen Gelübde ablegen. Sie thun die häuslichen Arbeiten im Kloster, besorgen das Vieh, verstehen sich auch auf das Drucken von Büchern. Im Osten von Tibet dürfen diese Lamas heiraten. Natürlich können sie die Frauen nicht mit ins Kloster bringen, aber sie besuchen von Zeit zu Zeit ihre Familien. Die Lamas, die die heiligen Bücher studiert haben, thun das Gelübde der Keuschheit, der Armut und der Enthaltsamkeit von Tabak, geistigen Getränken, Hazardspielen u. dgl. Alle eigentlichen Priester werden aus dieser Klasse von Lamas genommen. Sämtliche Lamas sind Mönche und leben in Klöstern, mit denen gewöhnlich ein Tempel verbunden ist. Daniel giebt in seinem Geographiebuch die Zahl der Lamas in Tibet auf 84000 an, wenn man aber die Berichte über die verschiedenen Klöster und deren Bewohner liest, sollte man denken, es müßten ihrer noch viel mehr sein. Allein in dem Gebiet von Lhassa giebt es 32000 Mönche in 30 Klöstern, deren größtes 5000 Bewohner hat. Die jüngeren Söhne einer Familie werden Lamas und außerdem

bekommen die Klöster einen starken Zuzug von Taugenichtsen, zahlungsunfähigen Schuldnern, Faullenzern, die gern bei wenig Arbeit ein bequemes Leben führen möchten, und Verbrechern, die in dem Kloster der Strafe zu entgehen hoffen. Wer einmal im Kloster ist, der ist versorgt für sein Lebtag, es müßte denn sein, daß er wegen ganz schlechten Betragens ausgestoßen würde.

Es giebt auch noch Lamas außerhalb Tibets, in der Mongolei und in China. In den Klöstern des Bezirks von Amdo in Kansu, einer der nördlichsten Provinzen Chinas, sind 25000—30000 Lamas. Die Nonnenklöster sind in Tibet nicht so zahlreich wie die Mönchsklöster.

Es giebt aber auch unter den Lamas verschiedene Sekten, deren wichtigste nach der Farbe ihrer Kleider die gelben, roten, weißen und schwarzen Lamas sind. Jede Sekte betet ihre besondern Götter an, aber die Unterschiede zwischen den verschiedenen Lamas sind unwesentlich und die Laien kümmern sich gar nicht darum.

Die Klöster sind meist in schöner Gegend und mit Vorliebe auf steilen Felsen oder schwerzugänglichen Bergvorsprüngen erbaut. Im übrigen wird den Fremden und selbst den Missionaren der Besuch derselben nicht erschwert. Die Klöster genießen für ihr Land Steuerfreiheit und manche haben auch einen Zuschuß vom Staat. So sind sie oft sehr reich. Sie verschmähen es auch nicht, Geld zu Wucherzinsen auszuleihen und zahlungsunfähigen Schuldnern ihr Land und Vieh abzunehmen und schließlich die Leute selbst als Sklaven festzuhalten. Kein Wunder, daß das Volk sich manchmal gegen die habsüchtigen Priester empört. Im Jahr 1872 brach ein förmlicher Krieg zwischen Lamas und Laien aus; sämtliche Lamas in Lhassa standen in Waffen und viele starben im Kampf. Schließlich siegten die Lamas und rächten sich durch scheußliche Grausamkeiten an den Besiegten. Reiche Mönche haben ein angenehmeres Leben im Kloster als arme, denn sie können sich durch Geld Strafosigkeit erkaufen, wenn sie die oft strengen Klosterregeln übertreten haben, während arme oft empfindlich gestraft werden. Uebrigens hindern die Klosterregeln und das Keuschheitsgelübde nicht, daß unter den Mönchen oft entsetzliche Unsittlichkeit herrscht. Auch die heiligen Bücher der Tibetaner haben zum Teil einen sehr unsittlichen Inhalt und die Wände der Tempel sind oft

mit unanständigen Bildern bedeckt. Das Kloster besteht aus hohen Gebäuden, die gewöhnlich einen Hof einschließen. Die Mönche haben jeder seine Zelle, die einen Teppich, einen Schrank für die nötigsten Geräte, etwas Kochgeschirr und ein Bücherbrett mit den heiligen Schriften enthält. In der großen Klosterküche wird das gemeinschaftliche Essen gekocht, wenn die Lamas nach der Ernte von ihren Reisen heimgekehrt sind. Während der Ernte verlassen die meisten das Kloster, teils um ihren Verwandten bei der Erntearbeit zu helfen, teils um für ihr Kloster bettelnd das Land zu durchziehen.

Frau Bishop, jene Reisende, die in einem öffentlichen Vortrag bekannt hat, daß ihre Reisen in den Ländern Inner- und Ostasiens sie von dem Elend des Heidentums und der Notwendigkeit der christlichen Mission überzeugt haben, schildert uns einen Besuch in einem solchen Kloster, den sie in Begleitung des Missionars Redslob ausführte. Lassen wir sie erzählen: „Ich habe", sagt sie, „vielleicht nie etwas so Malerisches gesehen wie das Kloster von Deskjid. Es steht auf einem majestätischen Felsenvorsprung, der auf einer Seite 2000 Fuß hoch senkrecht aus einem Gebirgsstrom aufsteigt, im ganzen aber 11000 Fuß hoch ist. Im Hintergrund sieht man rote, oben mit Schnee bedeckte, über 20000 Fuß hohe Bergkuppen. Das Kloster besteht aus einer Menge von unregelmäßigen roten, weißen und gelben Tempeln, Türmen, Vorratshäusern, Kreuzgängen, Galerien und Balkonen, die hintereinander aufsteigen, über Abgründe hinausragen oder auf hölzerne Pfeiler hinausgebaut sind. Ueberall hängen Fahnen, Dreizacke und Jackschwänze heraus. Ein großer Turm in der Mitte beherrscht sämtliche Gebäude. Das Kloster sieht ganz unzugänglich aus, aber es führt ein Zickzackweg von 1000 teils natürlichen, teils roh aus dem Fels gehauenen Stufen hinauf. Der Weg wird immer schlechter, je höher man hinaufkommt, und zuletzt ists ungefähr wie beim Ersteigen der großen Pyramide. Dazu strahlten die kahlen, glänzenden Flächen der rötlichblauen Felsen eine fürchterliche Hitze aus, die bis zu 37 Grad C. im Schatten stieg. Mein braves Roß trug mich bis zur halben Höhe; dann stieg ich ab und meine Begleiter schoben und zogen mich weiter auf dem Weg, dessen Steile und Rauhheit jeder Beschreibung spottet. Ein mit einem Jackkopf und vielen buddhistischen Sinnbildern geschmückter Thor-

weg führt ins Innere des Klosters. Hoch oben auf einer Galerie standen 50 Mönche mit ihren Musikinstrumenten. Sobald uns der Abt unten am Thor begrüßte, brach das Mönchsorchester oben in einen wahren Sturm von Tönen aus, daß man ganz betäubt und niedergeschmettert wurde. Das Donnergrollen der sechs Fuß großen Trommeln, das Klappern der Zimbeln, das Schmettern von sechs Fuß langen Silberhörnern, die unharmonischen Töne einiger Riesengongs, und all das ins Ungeheure verstärkt durch das Echo der Berge — Musik konnte mans nicht nennen, aber großartig wars doch. Mit solcher Musik begrüßt man geehrte Gäste. Diesmal galts dem frommen und gelehrten deutschen Missionar, den die Mönche hochachten, obgleich sie seinen Unterricht verschmähen. Herr Redslob sagte ihnen, ich hätte den Buddhismus in Ceylon und Japan kennen gelernt und wünschte nun ihre Tempel zu sehen. Wir kamen zuerst durch einen Gang, der von Lamas in zerlumpten roten Röcken, gelben Mützen und Gürteln wimmelte. Hier wurden wir mit Aprikosen bewirtet und dann öffneten sich vor uns knarrend die schweren Thore des untersten der sieben Tempel, des Tempels des Zorns oder der Gerechtigkeit. Es war, als trete man in die Hölle selbst. An den Wänden sahen wir die Bilder von unsagbar scheußlichen Dämonen, die damit beschäftigt waren, zuckende, blutende Menschen zu quälen. Alte Dämonenmasken hingen an den Säulen, bloße Schwerter blinkten in starren Händen, und in einer Nische, deren Dunkelheit durch das Licht einer Lampe erst recht auffallend wurde, war noch die allergreulichste Gestalt, der Henker des Höllenkönigs, zu sehen. Seine vielen ausgestreckten Hände hielten Foltergeräte, vor sich hatte er die Glocke, den Donnerkeil, den Szepter, das Weihwasser und die Taufkanne. Räucherstäbe brannten in der stillen Luft, Mönche schwangen Weihrauchfässer und eine mißtönende Musik weckte den unterirdischen Wiederhall. Die jüngeren Lamas müssen in diesem Tempel täglich mehrere Stunden zubringen und sollen während dieser Zeit über die den Gottlosen bevorstehenden Qualen nachsinnen.

Einen ganz andern Eindruck macht der oberste Tempel, der Tempel des Friedens. Hier thront in steter Heiterkeit, von der Sonne beschienen, die buddhistische Dreieinigkeit. Die Wände sind bedeckt mit Bildern berühmter Lamas; den Tempel umgiebt eine Reihe von Kapellen, deren jede ein Bild einer Verkörperung Buddhas

enthält. Eine größere Kapelle war voll von kolossalen Bildern und von Reliefs, die aus der Asche von Heiligen gemacht waren. Hier hielt der Unterabt den Klosterschülern einen Vortrag über die religiösen Klassiker. In der Kapelle der Betrachtung saßen zwischen den brennenden Räucherstäben Mönche, die vor den Heiligenbildern den Rosenkranz beteten. Sie versuchten, sich in einen Zustand andächtiger Verzückung, eine Art von Hypnose, hineinzusteigern, denn es giebt wirklich fromme Lamas, wenn auch die meisten faul und ganz und gar nicht heilig sind. Das Kloster von Deskjid enthält 150 Lamas, die alle in Lhassa erzogen worden sind. Der jüngere Sohn eines Hauses wird, sobald er entwöhnt ist, Chorknabe. Mit 13 Jahren werden die jungen Novizen aus Nubra*) für 5 bis 7 Jahre nach Lhassa geschickt.

Wir blieben lange auf dem sonnbeschienenen Dach des höchsten Klosterturms, während Miss. Redslob sich mit dem Abt über die Dinge des Reiches Gottes besprach. Die Mönche umstanden die beiden höhnisch lachend. Redslob meinte, sie hätten bei seinen früheren Besuchen einige Teilnahme gezeigt. Der Abt ließ sich ein Exemplar des Evangeliums Johannis schenken. Das Evangelium Matthäi, behauptete er, sei sehr komisch zu lesen. Unter den Tönen einer rauschenden, wilden Musik verließen wir das Kloster und begannen unsern schwierigen Abstieg in die Aprikosenwälder von Deskjid."

Die Beschäftigung der Lamas in den Klöstern ist mannigfaltig, aber wenig nutzbringend. Jedes Kloster hat eine kleine Bibliothek mit hübsch in seidene Tücher eingeschlagenen Büchern; aber die Lamas beschäftigen sich nicht wie die Mönche des christlichen Mittelalters damit, gelehrte Studien zu treiben oder zu dichten und die Bücherei ihres Klosters durch schön geschriebene Bücher zu vermehren. Sie lesen wohl, aber nicht zur Belehrung und Erbauung, nicht einmal zur Unterhaltung, sondern bloß, weil das Lesen der heiligen Schriften verdienstlich ist. Deshalb kommt es nur darauf an, möglichst viel und schnell zu lesen. Der tibetanische Kanon enthält 108 heilige Schriften. Wenn diese in einem Kloster gelesen werden sollen, so verteilt man die 40000 losen Blätter, aus denen die Bücher bestehen, unter die anwesend

*) Name des Thals, in dem Deskjid liegt.

Lamas, die sich an Tische oder auf Teppiche setzen und nun anfangen, den Inhalt mit möglichster Geschwindigkeit herunter zu leiern. Zuweilen machen sie eine Pause, um sich mit einem Schluck Thee zu stärken. Ein Lama kann ungefähr 40 Blätter im Tag lesen. Noch wichtiger als das Lesen ist die einsame Betrachtung des großen Einen, des höchsten Wesens, das nach buddhistischer Anschauung ein Nichts ist. Diese Betrachtung ist eine Vorbereitung auf das Nirwana, das Auslöschen und Untergehen im All. Daß die gedankenlose Leserei und das stumpfe Hinbrüten die Leute verdummen muß, liegt auf der Hand. Es giebt einzelne gescheite und unterrichtete Lamas, aber meistens sind sie entsetzlich unwissend und vollkommen gleichgültig gegen ihre eigene Religion, die für sie ganz in dem Ceremonienwesen aufgeht.

Zuweilen werden in den Klöstern religiöse Schauspiele aufgeführt, und deren Einübung gehört auch zu den Geschäften der Lamas. „Anzüge und Masken, die bei diesen Gelegenheiten getragen werden, sind reich verziert, meist von chinesischer Seide, und das Phantastischste, was man sich denken kann. Zwischen bunten Laternen, heiligen Geräten und Götzenbildern wirbelt dann im Klosterhof oder im Tempel selbst ein Haufen von den wunderlichsten Gebilden durcheinander: Gestalten mit gehörnten Schweinsköpfen oder Drachenköpfen, Könige, Kobolde, blaue und rote Teufel, alle tanzen zum Takte der Musik; die Bewegungen werden schneller und heftiger; die Zuschauer werden mit davon ergriffen; immer wilder und toller gestaltet sich das Treiben, bis schließlich selbst einen nüchternen Europäer ein Grauen erfaßt, neben dem Mitleid, das ihm solcher Aberglaube einflößt.“ *)

Viele Lamas treiben ein Handwerk oder beschäftigen sich mit Viehzucht oder Handel — nicht nur zum Besten des Klosters, sondern auch zu ihrem eigenen Vorteil. Viel Geschicklichkeit zeigen sie im Anfertigen von Heiligenbildern und Götzen, einer Beschäftigung, die nicht nur einträglich, sondern auch ein gutes Werk ist. Zu dem Beruf der Lamas gehört natürlich auch das Halten von Gottesdiensten. Man kann kaum die Beschreibung eines buddhistischen Tempels und Gottesdienstes lesen, ohne lebhaft an katholische Kirchen und Gottesdienste erinnert zu werden.

*) Schneider, ein Missionsbild aus dem westlichen Himalaja.

„Was einem Besucher am meisten auffällt", schreibt der chinesische Missionar Dukes (von der Londoner Mission), nachdem er dem Gottesdienst in einem Buddhistenkloster beigewohnt hatte, „ist die Aehnlichkeit jener Ceremonien mit der katholischen Messe. Der Hochaltar und die Nebenaltäre, die bunten Farben, die Lichter, der Weihrauch, die Chorknaben und die Sänger, der celebrierende Priester in gesticktem Ornat, die beständigen Kniebeugungen auf ein Zeichen mit der Glocke, die Besprengung mit Weihwasser, der heilige Reis, der emporgehoben und dann als Opfer dargebracht wird, die Prozession und die langgedehnten Rufe: Gepriesen sei Buddha (entsprechend dem Ave Maria), der Gebrauch des Rosenkranzes — all das erinnert aufs lebhafteste an die Gottesdienste der katholischen Kirche und bestätigt die Ueberzeugung, daß der Romanismus nicht sowohl ein in heidnischer Richtung entstelltes Christentum, als vielmehr ein nur wenig christianisiertes Heidentum ist. — Es giebt noch mehr in die Augen springende Berührungspunkte zwischen Katholizismus und Buddhismus: Gelübde der Ehelosigkeit bei beiden Geschlechtern, Mönche mit glattrasierten Köpfen und bestimmter Tracht, Nonnenklöster unter dem Schutz „unserer lieben Frau". (Die Buddhisten haben Statuen der Göttin der Barmherzigkeit, Kwan-im, die ein Kind im Arme trägt. Sie hat die Beinamen: Erhörerin der Gebete, heilige Mutter, Königin des Himmels. In einer katholischen Kapelle in Futschau (China) befindet sich eine große, weiße, irdene Statue der Göttin Kwan-im, die jetzt die Jungfrau mit dem Kinde darstellt. Der Priester war etwas verlegen, als ich mir die Fälschung betrachtete.) Es giebt bei den Buddhisten Fastenzeiten, verbotene Speisen, Totenmessen, die Lehre vom Fegfeuer; sie glauben, daß der Priester Seelen aus dem Fegfeuer erlösen könne; sie haben Heiligsprechungen, vorgebliche Wunder, Reliquienverehrung, und sie glauben an die Rechtfertigung durch Werke." Der französische Missionar Prémare schrieb deshalb an den Papst, der Teufel habe die heilige Mutter Kirche nachgeahmt, um sie zu schänden. Andre katholische Missionare meinen, die Aehnlichkeit zwischen Katholizismus und Buddhismus sei ein Zeichen, daß die Buddhisten dazu bestimmt seien, katholisch zu werden.

Wenn schon in der katholischen Kirche, in der doch noch andre Kräfte wirken als in den heidnischen Religionen, Gottesdienst und

Gebet vielfach zu einem toten Formenwesen ausgeartet sind, so mußte dies natürlich noch viel mehr bei dem Buddhismus geschehen. Wichtig ist für den Buddhisten vor allen Dingen, daß sein Haupt-

Gebetsmühle in Tibet.

gebet — das einzige Gebet, das die Mehrzahl der Tibetaner und Mongolen kennt — möglichst oft wiederholt werde. Dieses Gebet lautet: Om mani pad-me-hum. Die Worte, die von wenigen verstanden werden, sind Sanskrit und bedeuten: O Gott, das

Kleinod im Lotus, Amen! — Das Gebet bezieht sich auf die Legende von Buddha Chenraisi, der zum Besten der Menschheit aus einer Lotosblume wieder in eine menschliche Gestalt einging. Damit nun dieses geistreiche Gebet möglichst oft zum Himmel aufsteige, haben die Priester die Gebetsräder und Gebetsmühlen erfunden. Die Mühlen werden durch Wasser, Wind oder — mittelst Seilen — durch Menschen gedreht; die Räder sind für den Handgebrauch und werden an den Häusern befestigt oder in der Hand getragen. Sowohl die Mühlen als die Räder bestehen aus größeren oder kleineren eisernen Zilindern; in diesen befinden sich Rollen verschiedenfarbigen Papiers, auf dem in endloser Wiederholung das schon erwähnte Gebet geschrieben ist. Jede Umdrehung der Mühle oder des Rades macht, daß alle auf der Rolle geschriebenen Gebete zum Himmel aufsteigen. Das Gebet ist somit eine Handarbeit geworden, durch die der Beter sich im Himmel Verdienste ansammelt. Auch dem Erbauer einer Gebetsmühle wird dieses Werk im Himmel gutgeschrieben. Schade, daß es in Tibet noch keine Dampfmaschinen giebt, sonst würden die Lamas gewiß etwas erfinden, um mit Dampfkraft beten zu können.

Zuweilen veranstalten die Lamas Götterfeste, sogenannte Melas, die auch einige Aehnlichkeit mit katholischen Heiligenfesten haben. Die wunderthätigsten und heiligsten Bilder einer Gegend werden in einer Prozession, der eine schauerliche Musik voranzieht, in ein Dorf getragen. Die Heiligenbilder sind mit bunten Tüchern behangen und haben goldene oder silberne Gesichter. Auf dem Festplatz neigen dann die Träger ihre Bilder öfter gegeneinander, was eine gegenseitige Begrüßung der Bilder bedeutet. Auch die Zuschauer verbeugen sich vor den Bildern und halten dabei die rechte Hand an die Stirn.

Die Lamas stehen im Bund mit der chinesischen Regierung, um das Volk beim Götzendienst und darum im Gehorsam zu erhalten. Trotzdem ist in Tibet unter Priestern und Laien der Glaube verbreitet, daß die Tage des Buddhismus gezählt seien. Die Lamas, die zugeben, daß der Buddhismus im Verfall ist, erklären, dies komme daher, daß die von früheren Buddhas angesammelten Verdienste sich allmählich vermindern und bald nicht mehr ausreichen werden; viele Laien aber behaupten, das ganze Lamasystem sei ein Schwindel. Daß der Buddhismus in christ-

lichen Ländern wie England und Amerika Eingang findet, kommt den Lamas selbst sonderbar vor. Viele von ihnen erkennen die Ueberlegenheit des Christentums an, suchen aber sich und andern einzureden, es sei nur eine andre Form des Buddhismus und Christus sei ein Mensch gewordener Buddha.

(Fortsetzung folgt.)

Ursprung

der bedeutendsten Umwälzung in Alt-China.

Von Miss. M. Schaub.

Das tausendjährige Reich der Chinesen hat während seines langen Bestandes schon manche Revolutionen erlebt. Die größte Umwälzung in Alt-China war wohl die, als nach langen Kämpfen die Tshin-Dynastie 255 v. Chr. sich die Hegemonie über die Feudalstaaten der einst so glorreichen Tschu-Dynastie errang. Die Gründer des neuen Herrscherhauses hatten es einer Reihe von tüchtigen Ministern zu verdanken, daß dieser westlichste der vielen Feudalstaaten jener Zeit nach hundertjährigem Kampfe als Sieger die Herrschaft behauptete. Seit der klassischen Periode des Konfucius und anderer Meister hatte Alt-China eine konservative und

eine liberale Partei, von denen jede in ihrer Art mithalf, eine neue Zeit herbeizuführen. Aus der Schule des tiefsinnigen Mystikers Laotse ging die liberale Partei hervor, die zur Zeit des großen Kaisers Tshin Tschi fong den Sieg über die konservative Richtung der Konfucianisten davontrug. Es war deshalb einer der ersten tief einschneidenden Akte des mächtigen Kaisers, auf den Rat seines Ministers Li-s hin die gesamte konfucianistische Litteratur verbrennen zu lassen. Dagegen wurde des Laotse Tauismus staatlich anerkannt, ja über alles hochgeschätzt. Der Staatsmann Li-s und andere fürchteten, daß die so sehr am Alten hängenden Konfucianisten mit ihrer Menge von Satzungen und Ceremonien die Entfaltung des Geisteslebens hindern würden. Der Altmeister Laotse mit seinem kräftigen: „Laßt uns zurückkehren zur Natur!" war der Mann der Liberalen. So führen ja auch manche Historiker den Ursprung der französischen Revolution des letzten Jahrhunderts auf Rousseau's Ruf zur Rückkehr zum Einfachen, Natürlichen zurück. Mit der Rückkehr zur Natur sei der Anstoß gegeben worden, die veraltete Lebens- und Staatsordnung zu stürzen. Allerdings ist Laotse dem Franzosen Rousseau an Tiefsinn und ethischem Gehalt weit überlegen. Unter tauistischem Einfluß erhob sich über den Trümmern des alten chinesischen Feudalreiches ein Einheitsstaat, dessen Erbe jede Dynastie bis in die Neuzeit angetreten hat. Durch das radikale Vorgehen und stolze Gebahren des ersten Kaisers des centralisierten Chinas wurde freilich sogleich auch der Keim zum raschen Untergange jenes Herrscherhauses gelegt. Als das kräftige Haus der Hon das Erbe übernahm, trat gleich eine Reaktion ein; es wurde durchgehends das Alte restauriert. Konfucius' Schule kam wieder zu Ehren und unter dem Einflusse dieser Schule ist China „das Reich der Ceremonien und das Land der Litteraten" geworden. Niemand kann wohl bestreiten, daß der Konfucianismus, besonders der ursprüngliche, seinen Segen für China hatte. Der entartete Konfucianismus ist dagegen die Hülle für das chinesische Geistesleben geworden, wie der Talmud für das der Juden. Laotse's und seiner Schüler Werke werden, als häretische Schriften, selten von den chinesischen Litteraten gelesen. Der tiefinnerlich angelegte Mann ist, soviel man weiß, einmal in seinem Leben Konfucius begegnet. Als der strebsame Konfucius am Hofe des Tschu-Kaisers, recht bezeichnend für seine Geistes-

richtung, sich bis ins einzelnste hinein um die alten Ceremonien bekümmerte und auch von Laotse über mancherlei Aufschluß erhalten wollte, entgegnete ihm dieser lakonisch: „Die Menschen, von welchen du so viel sprichst, sind tot und ihre Gebeine vermodert, nur ihre Worte sind noch vorhanden. Ich habe gehört, daß ein tüchtiger Kaufmann, obgleich er reiche Schätze hat, in seiner Erscheinung arm ist. So ist der Edle, dessen Tugend vollkommen ist, in seinem Auftreten bescheiden, ja wie ein Nichtswisser. Thue dein stolzes Auftreten und Aussehen von dir weg und entäußere dich deiner mannigfachen Begehren. Fort mit deinen einschmeichelnden Manieren und deinem harten Willen! Das ist, was ich dir zu sagen habe; sonst weiß ich nichts weiter." — Ganz verblüfft sagte Konfucius nachher zu seinen Schülern: „Der Vögel Flug kenne ich und der Fische Gang im Meer erforschte ich; doch des Drachen Lauf verstehe ich nicht. Laotse, welchen ich heute besuchte, ist dem Drachen gleich."

Es sind namentlich zwei Hauptgedanken, die Laotse und seine Nachfolger den Konfucianisten ihrer Zeit fortwährend in verschiedener Weise entgegenhielten. Nach innen soll der Mensch einkehren ins Tau und nach außen vom Bilde des Wassers lernen, demütig und sanftmütig zu sein. Was Laotse unter Tau versteht, ist schwer mit einem Worte zu sagen. Es ist der unsichtbare, einheitliche Hintergrund hinter dem Wesen der vergänglichen Erscheinungen (die ἀΐδιος δύναμις Röm. 1, 20), die ewige Kraft. Zur Erkenntnis eines persönlichen Gottes aber dringt dieser chinesische Mystiker nicht durch. Sein Tau ist aber auch die aus der Erkenntnis dieser alles beherrschenden, ewigen Kraft abstrahierte Norm für das menschliche Verhalten. Fortwährend ruft er die im Aeußerlichen sich verlierenden Menschen in diesen „Muttergrund" zurück. Hier kann der Mensch: „Entwerden". „Durch Konzentration auf diese Einheit kann man wieder ein Kind werden und durch Reinigung des innern Gesichtssinnes (das Auge der Kontemplation) fleckenlos werden." „Der Nutzen eines Gefäßes besteht in seinem leeren Raum." „Die vierlei Farben machen des Menschen Auge blind und die verschiedenen Töne betäuben das Ohr, die mannigfaltigen Geschmäcke verderben den Geschmackssinn. Deshalb hinein in die Stille, in die Wurzel des Lebens!" „Seitdem so viel Gerede ist von Tugend und Gerechtigkeit, nehmen dieselben immer

mehr ab." Besonders gegen Konfucius ist jene Stelle seines Werkes gerichtet: „Fort mit eurer Heiligkeit, weg mit eurer Gescheitheit! Das würde dem Volk hundertfachen Nutzen bringen. Fort mit eurer Liebe und eurer Gerechtigkeit! Je weniger Gerede davon, je weniger Diebe und Räuber würden im Lande sein. Als die ursprüngliche, einfache und natürliche Gerechtigkeit aufhörte, kamen die Menge von Ceremonien auf. Diese heben Treue und Glauben auf und sind aller Verwirrung Ursprung. Werdet doch wieder wie die Kinder!" Für die Stellung der Menschen nach außen, andern Menschen gegenüber, gebraucht Laotse besonders gern das Bild des Wassers. „Die höchste Tugend ist gleich dem Wasser, das alles belebt. Es streitet aber nicht um seine Stellung, fließt an die niedersten Stellen des Landes, an die von jedermann verachteten Oerter. Was ist stärker als Weichheit? Das Weiche besiegt das Harte. Durch Konzentration auf das Eine und zunehmende Milde gewinnst du Einfluß auf die Menschen. Das Harte und Starre sind Attribute des Todes und das Weiche und Biegsame sind Attribute des Lebens. Die Leiche ist starr und hart, der beseelte Leib dagegen ist weich und biegsam. Drei Schätze bewahre ich in meinem Innern: Barmherzigkeit, Nachgiebigkeit und bescheidenes Zurücktreten. Der im Tau daheim ist, streitet nicht." „Wer die Menschen kennt, hat Weisheit, wer sich aber selbst kennt, ist klar; wer andere besiegt, hat wohl Kraft, aber wer sich selbst besiegt, ist erst mächtig; wer stets zufrieden ist, der ist reich. Wer stirbt und doch nicht verdirbt, der hat langes Leben."

Die Nachfolger dieses der Welt entsagenden Mystikers teilten sich in verschiedene Schulen. Gewöhnlich werden unter den Sammelwerken der alttauistischen Litteratur vier Richtungen aufgeführt: „Politik, Ethik, spekulative Philosophie und die Lehre der Vergeltung des Guten und des Bösen." Der gouvernementale Konfucianismus hat aber alles Tauistische auf den Kodex der staatlich nicht anerkannten Litteratur gesetzt. Seit 2000 Jahren liegt die Decke des Staats-Konfucianismus auf den Chinesen. Für diese dicke Kruste der Blindheit wehren sich die Stocklitteraten. Auch die neueste Verfolgung der Missionare in Sz-tschuen, im Westen Chinas, scheint wieder von den Litteraten ausgegangen zu sein. Doch muß gewiß auch diese Kruste einmal brechen. Durch die Missionsarbeit werden die Chinesen ins wahre Tau (wir gebrauchen

Tau für λογος, Joh. 1, 1—4 klingt ganz tauistisch) zurückgerufen. Gebe Gott, daß doch manche aufwachen und das Heil in Christo ergreifen möchten!

Unruhen in der chinesischen Provinz Kanton.

Der im letzten Jahr zwischen Japan und China ausgebrochene Krieg ließ anfangs allerlei Befürchtungen für die Sicherheit der in China arbeitenden Missionen auftauchen; aber merkwürdig: die Befürchtungen trafen trotz der allgemeinen Gärung im Lande nicht ein. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz gelangten bei den unentwickelten Verkehrsmitteln Chinas nur sehr langsam und spärlich in die verschiedenen Provinzen des großen, weiten Reiches, und besonders in den südlichen Landesteilen riefen selbst die Niederlagen der Chinesen keine bemerkenswerte Beunruhigung unter der Bevölkerung hervor. Erst der Kampf der Japaner um die benachbarte Insel Formosa ließ die südlichen Küstenorte und Hafenplätze vorübergehend eine Landung des siegreichen Feindes befürchten. Eine Gefahr für die Fremden schien jedoch ausgeschlossen, da die chinesische Regierung den besten Willen zeigte, die Ausländer nach Kräften zu schützen. Wieweit sie dies aber bei ihrer Schwäche imstande sein werde, war freilich eine Frage, die um so kritischer erschien, als ja gerade der japanisch-chinesische Krieg den Beweis geliefert hatte, wie bedenklich es um das Militär- und Verwaltungswesen Chinas bestellt ist. Zugleich lag die Befürchtung nahe, daß die durch den Krieg an den Tag getretene Schwäche der Regierung den unruhigen Elementen, von denen das ganze Reich durchsetzt ist, den erwünschten Anlaß bieten würde, das Panier des Aufstandes zu erheben oder doch Unruhen herbeizuführen, die bei dem Charakter des chinesischen Volkes von den bedrohlichsten Folgen für die in China lebenden Fremden werden könnten. Zündstoff hiefür lag in genügender Masse vor. Vor allem arbeiten die über ganz China hin verzweigten „geheimen Gesellschaften" auf eine Umwälzung der bestehenden Verhältnisse, ja auf den Sturz der Mandschu-Dynastie hin und daß dieses nicht ohne Revolutionsstürme abgehen könnte, liegt auf der Hand. Aber auch durch manches andere sind die Massen des Volks da und dort in Gärung geraten. Allerlei Seuchen, wie die Pest und die Pocken,

Erdbeben, Mißernten und Hungersnöte, das Aussaugungssystem der Beamten- und Litteratenwelt, Verdienstlosigkeit und Armut, allgemeine Unzufriedenheit mit den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen, Fremdenhaß u. a. m. hat China zu einem vulkanischen Boden geschaffen, von dem besonders in gegenwärtiger Zeit jeweilige Ausbrüche zu befürchten sind. Und diese sind um so gefahrdrohender, je ohnmächtiger die Regierung gegenüber revolutionären Bewegungen ist.*) Dazu kommt, daß alle aufständischen Zusammenrottungen des Volks auf Raub und Plünderung hinauslaufen und das Land in einen Zustand der Gesetzlosigkeit und Unsicherheit versetzen, wodurch nicht nur die Ausländer, sondern auch alle ruhigen Elemente der einheimischen Bevölkerung in ernstliche Gefahr geraten.

Eine solche Zeit der Unruhen hat im Mai der östliche Teil der Kantonprovinz erlebt, wo sich die sogenannten Oberland-Stationen der Basler Mission befinden. Berichte, die uns von dort zugegangen sind, lassen den Ernst der Sachlage erkennen, und wir können leider bis heute noch nicht genau sagen, ob die den Missionsstationen drohende Gefahr abgewendet ist oder nicht. Wir lassen über die Vorgänge einen Bericht von Miss. Flad folgen, dessen Station Tsongtshun im Mittelpunkt des von den Aufständischen und Räubern bedrohten Gebietes liegt.

---

1. Schreckenstage auf der Basler Missionsstation Tsongtshun.

Am Montag Abend, den 13. Mai, berichtet Miss. Flad, kam der Neffe unseres Kochs und erzählte: in seiner Heimat, nur eine Tagereise von uns entfernt, sei ein reiches Haus, dessen Hausherr in Sumatra bei den Holländern Kapitän ist, drei Tage lang von Räubern belagert und schließlich durch Minenlegung erobert worden. Die Bewohner seien wie Schweine mit heißem Wasser gebrüht und dann abgeschlachtet worden. Alle Wege in jener Gegend seien gesperrt, die Räuber lagerten auf den Paßhöhen und hätten schon mehrere Passanten ausgeplündert. Wir hielten anfangs diese Nachricht nur für eine örtliche Räuber- und Mordgeschichte, wie solche das ganze Jahr hindurch und besonders in den gegenwärtigen Hungermonaten nicht selten vorfallen. Doch der junge Mann versicherte uns wiederholt, daß es sich hier um einige Hunderte von Räubern handle, und wirklich vernahmen wir folgenden Tags die Kunde, daß die

*) Seit wir obiges niederschrieben, haben die Tagesblätter die entsetzlichen Niedermetzelungen der Missionsarbeiter in Kutscheng gemeldet. D. H.

Räuberbande durch allerlei schlechte Subjekte und Bettler aus den verschiedenen Dörfern und Märkten jener Umgegend fortwährend Zuzug erhalte und ins Ungeheure anwachse. Der Katechist in Tungsimpa, wo die Rebellenhorde den Leuten ihre Schweine ohne weiteres schlachtete und ihnen die Lebensmittel raubte, brachte deshalb seine Frau und drei Kinder in einem Christenhause in der Nähe der Station Nyenhangli in Sicherheit. Unterwegs wurden sie von einer Räuberbande angehalten und mußten derselben 12 Mark für freien Durchzug bezahlen. Nur der Umstand, daß sie junge, handfeste Männer von einem starken Stamme bei sich hatten, rettete sie vor Mißhandlungen und Ausplünderung. Ueberall wurde der Katechistenfrau zugerufen: „Schlagt den fremden Teufel tot!“ Nun erfuhr man auch genauer, daß die Revolutionären es in erster Linie auf die Missionare und deren Stationen abgesehen hätten. Ueberall hieß es: in den nächsten Nächten werde die Station Nyenhangli gestürmt und alle Europäer würden niedergemacht werden. Die Aufregung war darum auf jener Station über alle Maßen groß. Die dortigen 100 Schüler waren nicht mehr zu halten und viele derselben suchten ihr Heil in der Flucht. Den ganzen Tag gingen die Leute ein und aus, viele weinten, andere suchten zu trösten. Die Gehilfen erklärten den Missionaren, wenn sie nicht mehr Gewehre und Pulver kauften, würden sie auch durchgehen.

Als unsere 50 Anstaltsmädchen die von Nyenhangli geflüchteten Schüler schweißtriefend ankommen sahen, fuhr auch ihnen der Schreck in alle Glieder und sie weinten allesamt ganz untröstlich. Nachmittags erhielten wir dann von den Brüdern in Nyenhangli einen Brief des Inhalts, daß die Räuberbande in ihrer nächsten Nähe lawinenartig anwachse, und daß deshalb die Lage eine äußerst kritische sei. Die Gehilfen und Christen bäten sie dringend, ihre Frauen und Kinder unverzüglich auf die nördlicher gelegene Station Hokschuha und von dort den Ostfluß hinab nach Hongkong in Sicherheit zu bringen; ich solle wenn möglich dasselbe thun. Auf das hin entschloß ich mich mit schwerem Herzen zu diesem Schritt. Wir packten schnell das Allernotwendigste zusammen und verlebten noch eine fürchterliche Nacht miteinander. Die Anstaltskinder thaten vor Angst und Aufregung die ganze Nacht kein Auge zu; alle waren in Thränen aufgelöst. Ein jedes Kind saß mit seinem Kleiderbündel die lange Nacht hindurch jammernd auf seinem Bett. Vor Tagesanbruch sangen wir noch alle miteinander unser chinesisches: „Jesu geh voran“, und dann wurden sie nach Gebet von zuverlässigen Christen in ihre Heimat befördert. Als das Diebsgesindel in unserer Nähe merkte, daß wir uns zur Abreise rüsteten, beratschlagten sie in derselben Nacht, uns

am frühen Morgen gewaltsam den Weg zu verlegen, das Geld abzunehmen und — falls wir es nicht freiwillig geben und uns wehren würden, uns einfach totzuschlagen. Unsere Christen und Gehilfen wehrten sich indes tapfer für uns und erklärten ihnen rundweg: Wenn ihr unsern Missionar angreift, so habt ihrs mit uns zu thun; und ehe er von euch mit Frau und Kind erschlagen wird, lassen wir uns für ihn totschlagen oder aber, wenn wir es gewinnen, hauen wir euch zusammen.

So brachen wir denn am 16. Mai mit Tagesanbruch auf und langten unter Gottes gnädigem Schutze mittags unangefochten in Hokschuha an. Am Abend erwarteten wir die Missionarsfrauen von Nyenhangli. Sehnsüchtig schauten wir nach ihnen aus, allein vergebens. Da, als es schon zu dunkeln anfing, kam ein Christ keuchend und in Schweiß gebadet von dort angerannt und meldete uns: „Die Missionarsfrauen brachen am Morgen mit ihren Kindern in Begleitung der Missionare auf, waren aber kaum einige hundert Schritte von ihrer Station entfernt, als sie vor ihrem Zug einen Revolutionär bemerkten, der durch Zeichen mit seinem Taschentuch und Zopf eine Bande der Aufrührer herbeizulocken suchte, um die Europäer auszuplündern und zu ermorden. Die Missionare seien darum, nachdem sie eine halbe Stunde weit gegangen, notgedrungen mit den Ihrigen wieder umgekehrt. Nun werde die Station Nyenhangli in eine Festung verwandelt mit Schanzgräben und Pallisaden, und die Missionare gedächten sich darin mit ihren Gehilfen und Christen auf Tod und Leben zu verteidigen."

Am Freitag Morgen, den 17., brachte Br. Morgenroth meine Frau und Kinder, denen sich seine Frau und Sohn anschloß, vollends nach dem sechs Stunden entfernten Lemlung an den Ostfluß. Dort hatte tags zuvor Herr Reinhardt von der britischen Bibelgesellschaft, der in den letzten Wochen unsre Gegenden bereiste, bereits ein Boot gemietet. In seiner Begleitung traten dann die Unsrigen die Flußreise zunächst nach Kanton und von dort vollends nach Hongkong an. Ich ritt dagegen Freitags früh wieder auf meine Station Tsongtshun zurück. Dort hatten meine Gehilfen inzwischen die Dorf- und Stammesältesten zu einem Essen eingeladen, um mit ihnen zu beraten, wie man sich gegenseitig gegen einen etwaigen Ueberfall von auswärtigen Revolutionären am wirksamsten verteidigen könnte. Nach der Mahlzeit rief ich sie auf mein Studierzimmer, wo sie mit Thee und Tabak gemäß der chinesischen Sitte bewirtet wurden. Nun hielt ich eine Ansprache an sie: „Durch unser 30jähriges Wohnen unter euch kennt ihr uns hinlänglich als Männer des Friedens, die es in jeder Beziehung nur gut mit euch meinen. Da nun in unsrer nächsten

Nähe die Revolution in so ausgedehnter Weise ausgebrochen ist, ist es an euch und mir, die nötigen Vorkehrungen zu treffen. Ich bin sehr erstaunt, wahrnehmen zu müssen, daß eure junge Mannschaft auch im Sinn hat, die Fahne der Revolution zu erheben, indem sie es gestern wagen wollten, uns den Weg zu versperren und sogar drohten, zu Thätlichkeiten überzugehen. Ich sage euch nun klar und bestimmt, ihr möget vorher wohl bedenken, welche Folgen ein etwaiger Angriff eurer Leute auf mich und meine Station für euch und euer Dorf haben wird. Ihr wißt recht wohl, daß nach unserm chinesischen Recht und Gesetz für alle Unbill, die uns von eurer Seite angethan wird, ihr allein verantwortlich gemacht werdet. Ich ersuche euch darum, mit mir anzustehen, unsre Station und Dorf thatkräftig zu verteidigen. Jeder, der mithilft, meine Station zu verteidigen, erhält freie Kost und je nach Vereinbarung seinen bestimmten Lohn!" Nachdem die Aeltesten auch noch einige Worte hinzugefügt, entließ ich sie zunächst in das Zimmer des Katechisten, der nun die junge Dorfmannschaft aus ihnen rekrutieren wollte, um gleich in der kommenden Nacht die Station zu bewachen. Und was war nun nach alledem das Resultat? — Auch nicht einer war zu bekommen! — Ganz niedergeschlagen kamen meine Gehilfen herauf und erklärten: „Sie sind alle zu Teufeln geworden! Diese Leute wollen nur rauben und stehlen; an die nachherigen Folgen denken sie nicht im geringsten!" Unser alter Reiseprediger Pang, der früher selber Gerichtsdiener und Soldat war und in alle tausend Schliche und hundert Intriguen der Chinesen eingeweiht ist, bat mich dringend, wenn ich der Station wegen mein Leben nicht aufs Spiel setzen wolle, morgen abermals zu fliehen, denn die Leute seien zu Teufeln geworden und zu allem fähig. Da es an den nötigen Gewehren und Munition fehlte, uns tagelang gegen eine etwaige Uebermacht erfolgreich zu verteidigen, so sah ich mich genötigt, meine Station zu verlassen; denn, sagten meine Gehilfen, sobald du draußen bist, wissen die Aufrührer ganz gut, daß für sie auf der Station nicht mehr viel zu holen ist. Sie denken: das Geld hat der Missionar mitgenommen oder irgendwo vergraben. Solange er noch in unsern Händen ist, können wir ihn durch Martern zwingen, uns dasselbe herauszugeben; ist er aber einmal unsern Händen entwischt, so hört das auf; seine Kleider und andre Gegenstände haben eigentlich keinen Wert für uns; denn die wagen wir nicht anzuziehen oder in Gebrauch zu nehmen. Als es Nacht geworden, zündeten wir in unsern drei Zimmern je ein Licht an, die wir die ganze Nacht brennen ließen, und hielten unser Pulver und unsre zwei Gewehre in Bereitschaft. Der alte Reiseprediger Pang und mein Katechist hielten mit mir innen im Haus Wache, die zwei

Lehrer außerhalb desselben. Die Stationsbücher und Wertsachen that ich in zwei chinesische Körbe, um sie mitzunehmen. Als der Tag graute, sattelte ich mein Pferd und zog mich zu meinen Kollegen nach Hokschuha zurück, denn dort war vorerst noch alles ruhig. Am Abend zuvor kam ein Taufbewerber aus Sungtheu mit der Nachricht, daß auch dort alles drunter und drüber gehe. Diesen stellte ich nun Samstags früh an, meine Lastkörbe hinter mir herzutragen, sodaß jedermann glaubte, ich gehe nach Sungtheu. Ich hätte letzteres auch vorgezogen, allein meine Gehilfen erlaubten mirs nicht; denn, sagten sie, dort bist du noch weniger sicher. Geht es einmal dort mit Morden und Totschlagen los, dann kannst du die dortigen Christen doch nicht schützen. Diese können sich dann viel leichter in den Bergen verstecken, als du es vermagst. Der Reiseprediger Pang meinte sogar, ich solle direkt nach Hongkong fliehen. Er versicherte mich: „Ich habe in 50 Jahren schon viel erlebt, allein, daß ganze Kreise die Fahne des Aufruhrs erheben, habe ich noch nie gesehen."

Kaum war ich am Stationsberg unten angelangt, als auch schon einige verdächtige Subjekte den Gehilfen erklärten, sie erlaubten nicht, daß meine Sachen fortgeschafft würden; sobald man solches thue, würden sie alles mit Gewalt wegnehmen. Der Hausvater der Mädchenanstalt ging darum schleunigst in seine Heimat in der Nähe der Station Hokschuha, wo auch noch alles ruhig war, und dingte 14 handfeste Männer zur Verteidigung der Station; denn unsere Christen in Tsongtshun sahen sich bei dem Geist des Aufruhrs, der in die Bevölkerung der ganzen Umgegend gefahren war, außer stande, die Station vor Plünderung zu schützen. Am Abend erhielten wir wieder einen Brief von den Brüdern in Nyenhangli, in welchem sie uns mitteilten, daß ihnen der Mandarin Soldaten geschickt habe, um ihnen auf der Flucht das Geleit zu geben. „20 Christen von Tschamhang wollen uns begleiten und zwar in die Kreisstadt in das Amthaus. Wir halten es nicht für unsre Pflicht, uns mit den Räubern herumzuschlagen, sondern das Land zu verlassen. Wir haben fürchterliche Nächte hinter uns und sind keinen Augenblick sicher vor einem Ueberfall. Der Mandarin schickt ein Schriftstück an alle Aeltesten, worin er sagt, so lange ihre Häuser stehen, seien sie für die Station verantwortlich, und erst wenn ihre Häuser nicht mehr stünden, seien auch sie nicht mehr verantwortlich für die Missionsstation. Wir rufen heute die Aeltesten zusammen und übergeben ihnen die Station. Wolle uns Gott in der nächsten Nacht behüten. Von Schlaf ist keine Rede mehr. Die Christen hier helfen uns sehr; auch manche Heiden. Sie setzen ihr Leben aufs Spiel; erst wollen sie für uns sterben, ehe man uns totschlägt."

Sonntags den 19. kam eine ganze Bande aus den nächsten Dörfern auf die Station Tsongtshun, um zu rauben. Zum Glück konnten unsere Gehilfen noch einige Gewehre und genügend Pulver auftreiben und ihnen mit Widerstand drohen. Auf das hin zogen sie wieder ab, jedoch mit der Drohung, bald zu Tausenden wiederzukommen. Auch in Hokschuha fing es allmählich an, unruhig zu werden; so entschlossen wir uns denn nach reiflicher Erwägung, das Land zu verlassen. Auffallend war uns, daß auch der hiesige katholische Missionar bereits vor drei Tagen seine Station dem Mandarin übergeben und nach Hongkong geflohen war. Auch hörten wir, daß Br. Kammerer von Moilim mit seiner Familie auf der Flucht sei. Br. Morgenroth ritt darum mit Tagesanbruch in seine Kreisstadt Lyungtschon, um seine Station dem Mandarin zu übergeben. Da ich selbst nicht mehr nach Tsongtshun zurück konnte, beauftragte ich den Katechisten, den ich mit meinem chinesischen Stempel und der Visitenkarte versah, die Station Tshongtshun dem Mandarin zu übergeben.

Sonntag abends um 4 Uhr stürmte plötzlich der Bruder des hiesigen Katechisten zum Hofthor herein mit der frohen Nachricht, die Räuber hätten sich zerstreut und es sei nun nichts mehr zu befürchten. Die Missionare in Nyenhangli schrieben uns, sie wollten nun mit dem Fliehen noch einen oder mehrere Tage zuwarten; denn auch das Fliehen war für sie eine gewagte Sache. Hörten sie doch, daß ihnen am Sonntag auf dem Wege, den sie kommen sollten, eine Räuberbande von 33 Mann aufgelauert habe. Um 5 Uhr kam abermals ein Extrabote von unserm chinesischen Missionar Kong angelaufen, der uns mitteilte, daß bereits 500 Soldaten im Anmarsch seien. Ein Reicher, dessen Haus die Räuber zu erobern suchten, habe zwei von ihnen getötet und drei weitere dem Mandarin zum Köpfen ausgeliefert. Die Räuber seien in alle Winde zerstreut. Wir atmeten erleichtert auf und dankten Gott aus vollem Herzen; hatten wir doch nun die Aussicht, bald wieder unsere Missionsarbeit aufnehmen zu dürfen.

Am Mittwoch den 22. Mai kam ein Hauptmann von der Kreisstadt mit 100 Soldaten angerückt; der Mandarin selbst, hieß es, sei mit 300 Soldaten den Fluß hinauf über Wangpi, Moilim, Hayong. Einer der Haupträuber, dessen Heimat bei Moilim ist, wurde vom Mandarin des Yunon-Kreises ergriffen. Man hofft von ihm durch die Folter näheren Aufschluß über die andern Häupter der Revolution zu erhalten. Einstweilen wurden ihm von den Soldaten die Fußgelenke entzweigeschlagen, um ihn am Fliehen zu verhindern. Nun erfuhr man auch, daß gleich zu Anfang nach der Erstürmung des Hauses des oben erwähnten Kapitäns die Räuber über der Verteilung

des geraubten Geldes unter sich uneinig geworden seien und sich darum in zwei Lager getrennt hätten. Die Hauptmacht nahm ihren Weg nach Nam lyang, zwei Tagereisen südlich von Moilim, wo sie vielen Reichen die Häuser verbrannt haben und ein furchtbares Schreckensregiment führen. Auf ihrer Fahne steht in vier großen Zeichen: „Beraubung der Reichen zum Verschenken an Arme.“ Der Yunon-Mandarin habe einstweilen 40 Mann als Kundschafter ausgesandt; sie, die Bande, soll über 1000 Mann stark sein, so daß mindestens so viele Soldaten von Swatau oder Tshau tsu nötig seien, sie erfolgreich zu bekriegen.

Die kleinere Hälfte zog nach Tungsimpa und Nyenhangli, wo sie die letzten 14 Tage hausten. Die Langsamkeit und Gemächlichkeit, mit der die Regierung gegen die Rebellen vorgeht, ist unverantwortlich. Anstatt, daß die Kreismandarinen längst um einige Tausend Soldaten baten und Schlag auf Schlag gegen die Räuber vorgingen, schickt man erst Kundschafter aus, läßt die Rebellen unterdessen noch tagelang sengen und brennen, rauben und morden und sich dergestalt vermehren, daß man ihrer nicht mehr gewachsen ist. Trotzdem wir immer Extraboten ausschicken, ist es doch ungemein schwer, den wahren Sachverhalt zu erfahren. Wir sehnen uns, endlich von dieser Aufregung, die sich überall der Gemüter bemächtigt, erlöst zu werden. So lange indes die kleinen Diebe und das örtliche Raubgesindel so viel wagt, werden wir noch keine Ruhe bekommen. Der Herr unser Gott erbarme sich in Gnaden unser mit unsern Christen und all der vielen geplagten, armen Chinesen.

---

2. Ursachen der Unruhen.

Zu dem äußeren Rahmen unserer schweren Erlebnisse, wie ich sie oben geschildert, möchte ich noch einige erläuternde Bemerkungen hinzufügen:

Auf die Frage: Warum bildeten sich jene Räuberbanden gerade um diese Zeit? ist zu bemerken: Wir leben gegenwärtig in China in den sogenannten Hungermonaten; denn noch sind es volle 40 Tage bis zur ersten Ernte. Da in den letzten Jahren die zweite Reisernte bedeutend fehlschlug, kamen die großen Volksmassen schließlich so herunter, daß sie nun buchstäblich nichts mehr zu essen haben. Die wenigen Reichen unter ihnen haben wohl ihre Speicher voll Reis, allein die rücken damit nicht heraus. Erst wenn sie die doppelte, ja dreifache Kaufsumme erzielen, bieten sie ihn feil. Kommt so ein armer

Mann und entlehnt einen Zentner, dann muß er nach einem Monat zur Zeit der ersten Ernte anderthalb Zentner zurückerstatten. So kommt das Volk nie auf einen grünen Zweig, sondern verarmt je länger je mehr, besonders wenn man bedenkt, daß die Leute von dem Feld, das sie bebauen, die Hälfte des Ertrags dem Eigentümer des Feldes als Pachtzins abliefern müssen.

Sind diese Massen dann durch den Hunger fast zur Verzweiflung getrieben, so denken sie: sterben muß ich doch — bekanntlich sterben in China jährlich Tausende am Hunger — ob ich nun Hungers sterbe oder anderswie umkomme, kommt aufs gleiche heraus, ich bewaffne mich und gehe auf Raub aus. Dazu kommt noch ein andrer Mißstand. In Deutschland besinnt sich jedermann bei Zeiten, welchen Lebensberuf er einmal ergreifen will. Nicht so in China. Schon in der Jugend gehorchen die jungen Burschen weder Eltern noch Lehrern, sondern sind ganz ihre eigenen Herren und leben in den jungen Jahren planlos in den Tag hinein wie das liebe Vieh, das man täglich auf die Weide treibt. Kaum ist man dem Knabenalter entwachsen, so heiratet man ebenso gedankenlos, obwohl man weiß, daß man nie imstande ist, eine Familie zu ernähren. Vielfach kommen dann noch dazu die vier Laster: Saufen, Opiumrauchen, Huren, Spielen, und wenn dann schließlich alle Stricke brechen, nimmt man seine Reisschüssel unter den Arm, hängt einen zerrissenen Zwerchsack auf den Rücken und streicht als Bettler im Lande herum, d. h. bei Tag bettelt, bei Nacht raubt und stiehlt man. Diese sanktionierten Bettlerbanden sind schon in Friedenszeiten für China eine wahre Landplage, denn man sieht unter ihnen viele junge, kräftige Gestalten, die alle Arbeiten verrichten könnten. Bricht dann eine Revolution im Lande aus, so sind diese Banden eine Großmacht, vor der schon manche Mandarinen das Hasenpanier ergriffen haben. Hand in Hand mit diesen Genossen geht die große Bande der „drei Punkt-Gesellschaft", die es auf den Sturz der Mandschu-Dynastie abgesehen hat. Sie sind die wirklichen Urheber der jetzigen Kalamität und nehmen gerade in unsern Kreisen in erschreckender Weise zu. Manche Chinesen versichern uns, daß in manchen Gegenden neun Zehntel der männlichen Bevölkerung zu ihnen gehören. Diese Bande erhob in der letzten Woche so frech ihr Haupt, daß sie sogar am hellen Tage auf dem Markte Tshongpu bei Nyenhangli Leute anwarben und manche sogar zwangen, ihnen beizutreten, was sie sonst nur nachts auf abgelegenen Bergen zu thun wagten. Sie sind die eigentliche Triebfeder des gegenwärtigen Aufstandes; sie üben eine unbeschreibliche Tyrannei auf die Bevölkerung aus. Viele Reiche sind in den letzten Jahren zu ihnen übergegangen unter der Zusicherung, daß ihr Gut und Leben

geschützt bleibe. Wer ihrem Geheimbund nicht beitritt, dem drohen sie: „Dein Blut werden wir zuerst unserer Fahne weihen!“ Sie scheinen unter sich eine wohl organisierte Macht zu sein, haben ihre eigenen Briefboten und eine geheime Zeichensprache, so daß sie jederzeit über den Stand der Dinge genau unterrichtet sind. Diese Menschen haben es in erster Linie auf uns und unser Leben abgesehen, und zwar nur aus dem Grunde, um ihre Regierung in unabsehbare Verwicklungen mit den europäischen Großmächten zu bringen. Meinem früheren Sprachlehrer schickten sie in den letzten Tagen einen Zettel mit der Alternative, sich entweder von ihnen ausrauben zu lassen, oder aber 60 Mark zu bezahlen. Er schrieb ihnen zurück, er ziehe ersteres vor. Hoffentlich gelingt es der chinesischen Regierung, die Rädelsführer ausfindig zu machen und ihnen den Kopf vor die Füße zu legen; denn erst wenn diese Bande ausgerottet ist, bekommen wir in diesen Gegenden wieder Ruhe.

Noch könnte man die Frage aufwerfen, wie es denn eigentlich komme, daß die Regierung nicht gleich eingriff und den Aufstand im Keim erstickte? Hierauf ist verschiedenes zu antworten. Leider liegt in den chinesischen Kreisstädten kein Militär; es sind wohl für den Mandarin Gerichtsdiener und sogenannte Soldaten da, die aber einer nach Hunderten zählenden Räuberbande nie und nimmer gewachsen sind. So sandte, und zwar erst auf ein zweites Schreiben, der Tshonglok-Mandarin den Missionaren in Nyenhangli wohl einige „Soldaten“, aber ohne jegliche Waffe. Den reichen Chinesen, die ebenfalls ihn um Schutz angingen, soll er geantwortet haben: „Ich habe selbst keine Soldaten und kein Geld, solche anzuwerben; ihr müßt für euch selbst sorgen.“ Entdeckt dann der Mandarin mit Entsetzen, daß der Räuber immer mehr werden, so wirbt er schnell einige Hundert Mann zusammen, Gesindel, das schon alles mögliche getrieben hat und zu allem fähig ist; denn „ein guter Sohn wird nicht Soldat“, sagt das chinesische Sprichwort. Vor solchen „Soldaten“ haben die Revolutionären keine allzugroße Furcht; denn sie wissen ganz gut, daß der Mandarin mit seinen „Soldaten“ schon oft in die Flucht geschlagen wurde. So wurde z. B. vor 30 Jahren unsere Kreisstadt Tshonglok von den Revolutionären eingenommen und der damalige Mandarin entkam nur dadurch ihren Händen, daß ihn ein bettelnder Sänger in Lumpen gekleidet auf den Rücken nahm und ihn als seinen todkranken Vater durch das feindliche Lager trug. Darum herrschte auch in den letzten Tagen in der Kreisstadt eine unsagbare Angst, die ganze Stadt war wie ausgestorben und das erste, was der Mandarin that, war, daß er seine eigene Familie in Sicherheit brachte. In den Departements- und Provinzialstädten

liegen wohl eigentliche Soldaten; bis aber die Mandarinen dorthin berichtet und um Soldaten gebeten haben, und bis diese allmählich aufbrechen und endlich hierher gelangen, verstreichen schon viele Tage, zumal es bei uns noch an Telegraphen und Eisenbahnen fehlt. So kam es, daß einige Hundert Revolutionäre zwei große Bezirke, fast halb so groß wie Württemberg, über zehn Tage lang tyrannisieren und brandschatzen konnten, bevor die Regierung ihnen energisch auf den Leib rücken konnte.

Dazu kommt noch ein weiterer Mißstand. In Deutschland ist die Regierung durch Geheimpolizisten, Landjäger ꝛc. jederzeit genau über alles unterrichtet. So etwas giebt's in China, wenigstens in unsern Gegenden, nicht. Man hat wohl ungefähr eine dunkle Ahnung von einer „Drei-Punkt-Gesellschaft", allein die Mandarinen spürten diesem Geheimbund nicht nach, ließen sie ihre Maulwurfsarbeit jahrelang ungehindert weiter treiben, bis sie fast jedermann in ihr Garn gezogen hatten, so daß sogar ein Christ kürzlich sagte: „Wenn die Revolutionären kommen, halte ichs auch mit ihnen; ich nehme meine alte Flinte auf die Achsel und laufe eine Strecke mit, nachher kehre ich wieder um; ich weiß mir nicht anders zu helfen!" In China wartet man eben mit allem zu, bis es zu spät ist; man wagt nicht, auf starken Verdacht hin jemand zu greifen und einzustecken, sondern man muß bestimmte Beweise in der Hand haben; es müssen zuvor Häuser verbrannt und so und so viele Leute totgeschlagen sein, ehe sich die Regierung endlich aufrafft, um dann ebenso barbarisch drein zu fahren und dergestalt zu hausen, daß den Leuten das Rebellieren für einige Jahrzehnte wieder vergeht.

Unsere schweren Erlebnisse der letzten Tage haben uns wieder tiefe Blicke thun lassen in die bodenlose Unhaltbarkeit des chinesischen Heidentums, mit dem wir täglich zu kämpfen haben. Da erfährt man mit Schrecken, was es ist um eine Welt ohne Liebe, ohne Treue, ohne Dankbarkeit. Wir trauten unsern Augen und Ohren nicht, als wir z. B. wahrnehmen mußten, daß manche Heiden, denen wir jahrelang eitel Gutes erwiesen hatten, die sogar in unsern Diensten gestanden, die Rolle von Kundschaftern und Anführern beim Erstürmen unsrer Stationen spielten. Aber nicht bloß uns ging es so; viele edeldenkende Heiden haben das Gleiche von ihren nächsten Anverwandten zu erdulden; daher kommt es denn auch, daß in China keiner dem andern traut, sondern vielfach nur einen Feind und Spion hinter ihm wittert. Unbedingte Anerkennung müssen wir dagegen der Mehrzahl unserer Christen zollen. Auf sie und unsere eingeborenen Mitarbeiter konnten wir uns unbedingt verlassen, sie haben sich wirklich brav gehalten.

Wem das zeitliche und ewige Wohlergehen unsrer 400 Millionen Chinesen am Herzen liegt, der helfe mit uns beten und arbeiten, damit in diesem großen Reiche recht bald diese Bollwerke des Teufels zerstört werden und eine Zeit der Erquickung vom Angesicht des Herrn über uns und unsre Chinesen anbreche.

Die Kalahariwüste und ihre Bewohner.*)

Die zwischen dem Oranjefluß und dem Ngamisee liegende Kalahariwüste, deren westlicher Teil noch in das Schutzgebiet von Deutsch-Südwestafrika hereinreicht und an deren Grenze die rheinische Missionsstation Rietfontein liegt, erstreckt sich ungefähr vom 28.° bis 20.° südlicher Breite und vom 25.° bis 18.° östlicher Länge. Sie ist in ihrem Innern zum größten Teil noch unerforscht und zählt im Verhältnis zu ihrem großen Flächenraum nur sehr wenige Bewohner. Da derselben außer an wenigen Stellen das Wasser fehlt, so ist ihr fast überall, wo man geht und steht, der Wüstencharakter aufgeprägt, jedoch nicht in dem Maße, wie wir gewohnt sind, es uns vorzustellen. Sie ist ein rechtes Dünenfeld, in welchem große Pfannen (Niederungen) und Kalkhügel miteinander abwechseln. Ein Fußgänger gebraucht häufig eine Stunde, um eine solche Pfanne — die weder mit Gras noch mit Gebüsch bewachsen ist — in ihrer Breite zu überschreiten. Die durch die Jäger gebahnten Wege führen meistens durch tiefen roten Sand, ab und zu auch über hohe, wellenförmige Sanddünen hin. Jedoch, wenn eben möglich, werden letztere umgangen und die dazwischen liegenden Sandstraßen benutzt. Auch biegen die Fahrwege nicht selten in die Flüsse ein, durch deren trockene Betten auf hartem Grunde sichs so leicht fährt wie auf einer ebenen Heeresstraße.

Wenn es ausreichend geregnet hat, so zeigt die Wüste eine reiche Vegetation. Wo das Auge hinschaut, erblickt es dann ein weites Grasmeer. Auch giebt es dann Flächen, die mit vielem Gebüsch bewachsen sind. Außerdem liefern jährlich nach der Regenzeit die Sanddünen in gewissen Strichen die Zamas, d. h. wilde Wassermelonen, die von April bis Oktober zu finden und für Menschen und Tiere in der Wüste von unschätzbarem Werte sind. Sie bieten den-

*) Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft 1895, Nr. 8.

selben Speise und Trank. Ohne diese Zamas könnte kein menschliches Wesen, und ebenso weder Kleinvieh noch Großvieh dort leben. Letzteres gedeiht prächtig bei dieser Kost, durch deren saftigen, wässerigen Inhalt es seinen Durst löscht; zugleich giebt ihm auch das Gras der Wüste ein nahrhaftes Futter. Das Kleinvieh kann die Zamas wegen ihrer harten Schale nicht bequem fressen, es muß daher in solchem Zamafelde weiden, wo zugleich die Rinder laufen, damit es die mit deren Füßen zertretenen oder angebissenen Zamas fressen kann. Leider sind in der Wüste die fürs Gedeihen der Viehzucht so nötigen brackigen Gesträucher sehr selten, und die Leute, die mit ihrem Vieh dorthin ziehen, lassen dasselbe während ihres dortigen Wohnens täglich einmal an dem auf Fellen hingestreuten Salz lecken. Das Salz liefern einige in der Wüste befindliche Pfannen.

Im vorigen Jahre, schreibt Miss. Papst, als die Dürre uns hier in Rietfontein sehr drückte, bot die benachbarte Kalahari nicht nur unsern Leuten, sondern auch vielen hier wohnenden Buren einen Zufluchtsort. Daß auch der Bur, dem übrigens das Zamawasser nicht genügt, auch dorthin ziehen konnte, ist dem Umstand zu verdanken, daß der treue Gott auch in der Wüste Wasserbrunnen geschaffen hat, bei denen noch heute vier Burenfamilien mit ihren großen Viehherden wohnen. Im vorigen Jahre fielen nämlich in der Kalahari wolkenbruchartige Regen, und der Molopofluß, der seit Menschengedenken noch nicht gelaufen, lief wochenlang; schließlich verließ er sein Bett und gab einem natürlichen, durch hohe Sanddünen gebildeten Damm sein Wasser ab, das ungefähr 30 Fuß stieg, und noch heute ist dieser Damm nicht leer. Ein seltenes Naturereignis! — Buren haben nun in der Nähe jenes Dammes Gärten angelegt und viele Gartenfrüchte, wie: Mais, Melonen, Pampunen (Kürbisse) u. dgl. geerntet. Nachdem der Molopo abgelaufen war, haben unsere Bastards in seinem Flußbett gepflügt, gesät und im Monat Dezember etwa 60 Säcke Korn geerntet.

Die Wüste entbehrt nicht gänzlich solcher zu Zeiten laufenden Flüsse. Der aus dem Nordwesten kommende Fluß, der Nosop, vereinigt sich mit dem aus dem Osten kommenden Molopo, der hier im Süden — nachdem er zuvor den Kurumanfluß aufgenommen hat, den Namen Hei-gab erhält und seinen Lauf in den Großfluß nimmt. In den sandigen Flußbetten sind nur für kurze Zeit nach der Regenzeit kleine Tümpel Wasser zu finden. Alle diese Flüsse haben einen reichen Baumwuchs, und nicht nur in ihren Betten, sondern auch an ihren Ufern stehen große, starke Kamelbäume. Einen ganz besonders prächtigen Anblick gewährte mir auf meiner Reise im letzten Jahr die Vereinigungsstelle der Flüsse Nosop, Molopo und Kuruman.

Schon aus weiter Ferne erblickt man dort einen Wald von Bäumen, die uns in der heißen Mittagssonne beim Ausspannen ein schattiges Ruheplätzchen boten. Es war uns eine langentbehrte Freude, unter Baumschatten dahin zu fahren. Aber auch zu Hunderten liegen dürre, abgestorbene Bäume auf dem Boden oder stehen nur noch aufrecht, um durch den nächsten starken Sturm entwurzelt zu werden. Am nötigen Brennholz fehlts dort nicht. Unsere Bastards haben nicht so ganz Unrecht, wenn sie mit Rücksicht auf solche Punkte so viel Rühmens von der „Mooiheid" (Schönheit) der Kalahari machen. Im Nordosten der Wüste ist ein viel gepriesener Landstrich gelegen, der von unseren Leuten „het bosch" und von den Betschuanen „Sekoin" (Wald oder Gebüsch) genannt wird. Dort ist ein äußerst mannigfaltiger Baumwuchs. Unsere Jäger bringen von dort große, dicke Stämme von Weidenbäumen mit, aus denen sie breite Planken sägen. Zahlreiche Herden von Großwild sind daselbst anzutreffen.

Die Flora ist während der Regenzeit auch in der Wüste reichlich und sehr mannigfaltig. Doch nach kurzer Zeit ist alle Herrlichkeit der Blumen und Kräuter wieder verschwunden. Nur eine Art Kaktus, dessen Stengel schöne, aber geruchlose Blumen tragen und der häufig anzutreffen ist, trotzt der Sonnenhitze und Dürre.

Die Kalahari ist auch nicht so menschenleer, wie man sie sich öfters vorstellt. Ihre Bewohner, Bakalaharis, auch Kalekaris genannt, sind die Nusan oder Buschleute und die Baalpens; letztere sind auch unter dem Namen „Kattias" oder Kaalkaffern bekannt. Betschuanen, Namaas und Bastards wählen die Kalahari nur vorübergehend für längere oder kürzere Zeit, je nachdem sie Lust zum Jagen haben, zu ihrem Aufenthalt. Vor etwa 30 Jahren bildeten die Buschleute, ehe unsere Bastards in diese Gegend kamen, noch einen mehr oder weniger zusammengehörigen Stamm, deren Häuptling Saul, ein kleiner hagerer Mann, noch hier wohnt und der Buschmannskapitän genannt wird. Jetzt wohnen sie, in kleine Häuflein zerstreut, in der Wüste; sie sind sehr verkommen, bis zur niedrigsten Stufe des menschlichen Lebens herabgesunken und führen ein unstätes Leben. Ihre Häuser sind sehr ärmlich; sie stecken einige krumm gebogene Stäbe in den Boden und einiges darüber gelegte Gesträuch bildet das Dach. Manche bivakieren auch nur unter einem Baum oder Strauch. Wenn sie nicht in alte, schmutzige Lumpen gehüllt sind, so sind sie unbekleidet. Nur um die Lenden tragen sie einen Riemen, an dem nach hinten und vorne herabhängende schmale Lederstreifen die nötigste Blöße bedecken. Ihre Gestalt ist meist klein und häßlich von Ansehen. Sie haben eine den Namas ähnliche gelbe Hautfarbe und sprechen ihre eigene, von der der Namas abweichende Schnalzsprache.

Die in der Nachbarschaft von Rietfontein wohnenden Buschleute, die als „oprechte“ (d. h. echte) Sandbuschleute — im Unterschied von denen, die nicht mehr von reinem Blute sind — bezeichnet werden, sind meistens Diener unserer Bastards und werden von letzteren mit Gewehr und Munition für die Jagd ausgerüstet. Die Felle des erlegten Wildes und die Federn der eingefangenen Strauße müssen sie ihren Herren abliefern. Auf den Jagdzügen der Bastards sind sie die stetigen Begleiter ihrer Herren und leisten ihnen bei solchen Unternehmungen große Dienste. Unser alter verstorbener Kapitän Dirk Vilander, wie auch dessen Söhne haben, seitdem wir hier wohnen, die Buschleute nicht schlecht behandelt. In den früheren Jahren sollen sich in dieser Beziehung Bastards und Betschuanen grobe Ausschreitungen und schmähliche Unterdrückung und Aussaugung dieser armen Wüstenbewohner zu Schulden haben kommen lassen; wie denn auch heute noch die Baalpens oder Kaalkaffern unter dem Joche ihrer Herrn seufzen.

Die Baalpens haben ihren Aufenthalt mehr im Nordosten der Wüste und bilden einen Stamm unter einem „Kapitän“ Namens Mapaar. Sie leben in Abhängigkeit von den Betschuanen und ziehen mit kleinen Viehherden, die jenen gehören, im Sandfelde herum. Die Baalpens sind groß und stark, kupferbraun oder schwarz von Hautfarbe. Sie sind ein Mischlingsgeschlecht, von Buschleuten und Betschuanen abstammend, und sprechen die Sprache der letzteren. Sobald man nach dem bereits erwähnten Platz „het bosch“ oder „Sekoin“ kommt, begegnet man dem ersten kleinen Häuflein der Baalpens, die dann, je weiter man von dort in nordöstlicher Richtung reist, desto zahlreicher anzutreffen sind. In früheren Jahren kamen oft Betschuanen mit Wagenfrachten nach Rietfontein; bei ihnen war dann jedesmal eine große Anzahl der Baalpens zu sehen. Letztere, fast ganz unbekleidet und abgemagert, trugen deutlich die Spuren großer Verkommenheit an sich. Beim Anblick dieser Aermsten wurde das Herz mit großer Wehmut erfüllt. Wie gerne hätte ich denselben, wenn ich einen Dolmetscher gehabt, einen Gottesdienst gehalten.

Wenn wir nun fragen: Wie ist es möglich, daß die Bakalaharis in der fast wasserlosen Wüste wohnen können? so ist die Antwort: Die in derselben nach der Regenzeit so reichlich wachsenden Zamas sind ihnen Speise und Trank. Dieselben werden, besonders wenn sie noch jung sind, roh gegessen, oder sie werden im Feuer gebraten. Man scharrt ein Loch in den Sand, macht Feuer darin und nachdem man Kohlen erhalten, bedeckt man dieselben mit Sand. Ist diese Sandschicht gehörig erglüht, so wird die heiße Masse nach einer Seite geschoben und die Zamas an ihre Stelle gelegt; erst nach etwa

7—8 Stunden werden sie herausgenommen und verzehrt. Denen, die daran gewöhnt sind, schmecken sie „lecker". Um aus den Zamas das Wasser zu ziehen, schneidet man sie in Stücke und kocht sie, entfernt den Schaum und die harte Schale und erhält auf diese Weise möglichst klares Zamawasser. Auch an dieses Zamawasser, das sehr fade schmeckt, gilt es sich zu gewöhnen. Anfänglich will es den Durst nicht löschen. Mit dem Zamawasser wird Kaffee gekocht und andere Speise bereitet, nur zum Waschen taugt es nicht.

Die Bakalaharis begraben auch die Zamafrucht im Sande, damit sie sich länger hält, um in der Zeit der Not davon leben zu können. Ja, man erzählt von den Wüstenbewohnern, daß, wenn das liebe Naß zur Neige geht, sie sich für einige Stunden während des Tages bis an den Hals lebendig in den Sand begraben. Sie glauben, auf diese Weise den Durst länger aushalten zu können. Auch füllen sie während der Regenzeit ihren großen Vorrat von Straußeneierschalen mit Wasser, das sie für die Zeit der Not sparen. Es giebt auch einige feuchte Stellen in der Wüste, aus denen sie vermittelst eines kleinen Rohrs Wasser saugen und das sie in Straußeneierschalen entleeren. Auf diese Weise haben Buschleute manchmal durstigen Jägern ein Wasserfaß gefüllt. Man sagt, daß, wenn man auf solchen Stellen Brunnen gräbt, sich das Wasser verliere. Es sind durch Jäger in der Wüste einzelne tiefe Brunnen gegraben, die aber wegen ihres kupferhaltigen Wassers Giftbrunnen genannt werden. So ist trinkbares Wasser dort eine große Seltenheit.

Da in der Regenzeit sich eine reiche Vegetation in der Kalahari einstellt, so finden deren Bewohner für einige Monate alles, was zu ihrer Nahrung und Notdurft gehört. Sie leben, außer von den genannten Zamas, von wilden Gurken — einer kleinen, dicken, stacheligen Pflanze — von Zwiebeln und allerlei eßbaren Wurzeln. Die Baalpens pflanzen auch jährlich in den Sanddünen die Kaffermelonen und erhalten eine reiche Ernte.

Da im Sandfelde auch viele Bienennester zu finden sind, so sammeln die Bakalahari den Honig in Gefäßen, die aus Baumrinde fabriziert sind, und bereiten sich das berauschende Honigbier, von dem sie bei ihren festlichen Gelagen unmäßigen Gebrauch machen, und bei dessen Genuß sie mit Singen und Tanzen Tage und Nächte hindurch zubringen. Sie sind durchgehends leidenschaftliche Dacharaucher. Der Dacha, ein wilder Hanf, hat gleich dem Opium eine betäubende, der Gesundheit sehr schädliche Wirkung. Ist die Pflanzenkost reichlich vorhanden, so macht sich der sorglose Bakalahari nicht viel aus der Jagd; wird aber diese weniger, dann sucht er, mit Gewehr oder Pfeil und Bogen ausgerüstet, das Wild auf, um davon zu leben.

Im Vergleich zu früheren Jahren kann heute nicht mehr von einem großen Reichtum an Wild in der Kalahari die Rede sein; besonders sind die unteren und mittleren Gegenden derselben stark bejagt worden. Infolgedessen sieht man jetzt nur noch einzelne Tiere oder kleinere Herden, wo man früher große Herden angetroffen hat. Immerhin ist die Wüste noch nicht gerade arm an Wild; es finden sich in ihr noch: Löwen, Tiger, Giraffen, Zebras, Hartebeeste, Kuddus, Wildebeeste (oder Gnus), Gemsböcke, Springböcke, wilde Hunde u. s. w. Die Strauße sind noch zahlreich. Großwild erlegen die Bakalahari meist nur in Gesellschaft ihrer Herren. Letztere haben es auf ihren Jagdtouren ganz besonders auf den Strauß und die Giraffe abgesehen. Die Felle der letzteren sind sehr wertvoll; sie werden in Streifen geschnitten, die als Sohlen für die Velschoenen (Fellschuhe) dienen und von Händlern gut bezahlt werden. Auch werden aus denselben kurze Peitschen (Shamboks) verfertigt. Die Straußenfedern erzielen auch noch einen guten Preis. Um Strauße zu beschleichen und zu erlegen, giebt sich der Buschmann häufig das Ansehen eines wirklichen Vogels, und zwar auf folgende Weise: Er bekleidet sich mit einem aus Gras geflochtenen Anzug, der Kopf und Gesicht, außer den Augen, bedeckt und besonders in der Hüftengegend mit vielen Straußenfedern geschmückt ist; seine Beine bestreicht er mit nasser Asche, seine Brust mit Holzkohlen; sein geladenes Gewehr nimmt er in seine linke Hand; in seiner Rechten hält er den auf einem Stock befestigten Kopf eines erlegten Straußes, sodann in gebückter Haltung dem Wind entgegengehend, neigt er, der vermeintliche Strauß, jenen Kopf auf und nieder zur Erde ins Gras und schreitet bis in die Nähe der Strauße. Dort wirft er den Stock mit dem Kopf weg und mit dem rasch hervorgeholten Gewehre wird sicher einer der Strauße niedergestreckt. Auch lieben es die Buschleute, als Schnellläufer in der heißen Mittagssonne Kleinwild zu Tode zu hetzen.

Die Bakalaharis, diese ärmsten unter den armen Völkern Afrikas, wissen von Gott und göttlichen Dingen wenig; sie haben nur eine dunkle Ahnung von einem höchsten Wesen. An Zauberdoktoren, Beschwörern und Amuletten aller Art fehlt es ihnen nicht. So laufen sie ohne Gott und ohne Trost durch das Sandfeld und sind bedauernswerte, arme Geschöpfe. Die Mission hat noch nicht unter ihnen arbeiten können, weil die Beschaffenheit der Wüste ihr bis jetzt unübersteigliche Hindernisse entgegenstellte. Es kommen ab und zu christliche Betschuanen von Kuruman*) in die Kalahari, und da dieselben

*) Die bekannte Londoner Missionsstation, auf der früher Moffat und Livingstone arbeiteten.

auf ihren Streifzügen fleißig Gottesdienst halten, kommt der eine oder andere dieser armen Wüstenbewohner mehr oder weniger in Berührung mit Gottes Wort. So schrieb mir kürzlich ein in der Wüste wohnender holländischer Bur, daß sie in Gemeinschaft mit Betschuanen-Christen gesegnete Sonntage erlebt hätten, und einzelne von letzteren seien Evangelisten im wahren Sinne des Wortes zu nennen. In Luhututung sollen ab und zu christliche Kaffern den Bakalaharis Gottesdienst halten. Und wie ich höre, soll jetzt dort in der Nähe auf einem Platze, Matze genannt, ein Kaffernschulmeister den Baalpens und Buschleuten Schule und Kirche halten; ob derselbe dies aus eigenem Antrieb thut, oder von einer englischen Mission dorthin gesandt ist, konnte ich bis heute noch nicht ermitteln. Auf meiner vorjährigen Reise durch den Heigab und Nosop aufwärts, traf ich bei den Bastards-Werften kleine Häuflein von Buschleuten, denen Gottes Wort zu bringen mir vergönnt war. Der Sandbuschmann ist heute hier und morgen dort. Ja, wann wird die Stunde schlagen, daß auch den in der Einsamkeit der Wüste hinter Zäunen und Hecken Wohnenden das: „Kommt, denn es ist alles bereit!“ zugerufen werden kann?

Wie wir gesehen haben, ist die Kalahari keineswegs die unfruchtbare Wüste, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt. Sollte sich dennoch daselbst brauchbares Wasser finden und Fangdämme angelegt werden können, so sind vielleicht innerhalb weniger Jahre die mittleren und südlicheren Gegenden derselben mit afrikanischen Buren bewohnt. Versuche hierzu werden bereits gemacht von den wenigen Buren, die seit einem Jahr im Kurumans-Revier wohnen. Jene Buren sind bereits bei der englischen Regierung um einzelne Plätze in derselben eingekommen und haben ihr für den Morgen Land fünfzig Pfennige angeboten; dieselbe verlangt jedoch einen dreimal höheren Preis. Die Regierung hat kürzlich Untersuchungen angestellt, ob nicht auf dem geraden Wege von Kuruman nach Mier einige Brunnen gegraben und somit eine Verkehrsstraße vom Osten nach dem Westen eröffnet werden könne.

Bietet das große Sandfeld auch manches Interessante, so beschleicht einen doch — wenn man dasselbe bereist — beim Gedanken an den großen Wassermangel ein unheimliches Gefühl. Die Kalahari hat bereits viele Menschenopfer gekostet. Wie mancher der Braunen, Gelben und Schwarzen, ja selbst der Weißen sind in derselben durchs Fieber, durch Hunger und Durst, durch Löwen oder Tiger ums Leben gekommen! Wir brauchen nur zu erinnern an den in den siebziger Jahren so unglücklichen Wüstenzug der vielen Trekburen. Wie viele Menschen und Tiere sind nicht damals auf

die allererbärmlichste Weise umgekommen! Und wie manchmal wagten es Händler oder Trekburen, dieselbe von Kuruman nach Mier zu durchqueren, und wurden, halb verdurstet, gezwungen, unsere Leute zur Hilfe zu rufen. Diese eilten dann mit Ochsen und Wagen, die beladen waren mit großen Wasserfässern, den Bedrängten entgegen und holten sie aus der Wüste heraus. Und wenn die hiesigen Männer ins Jagdfeld gehen und die bestimmte Zeit ihrer Rückkehr verstrichen ist, so sieht man öfters ihre Angehörigen auf hohen Sanddünen stehen, ängstlich nach der Richtung ausschauend, von wo jene wohl zurück zu erwarten sind, und hört sie fragend ausrufen: „Werden sie alle gesund und frisch heimkehren?" — Wenn dann die Wüstenjäger sich bei uns zum Grüßen wieder einstellen, erinnere ich sie an die treue Bewahrung unseres Gottes.

Die
Ermordung der englischen Missionare in Kutscheng.

Nachdem die Tagesblätter schon vor mehreren Wochen die erschütternde Kunde von der Ermordung einer ganzen Schar von evangelischen Missionaren in Kutscheng vermeldet haben, sind wir nun imstande, auf Grund zuverlässiger Nachrichten Genaueres über jene traurige Katastrophe zu bringen. Wir beschränken uns dabei auf die Angaben des Church Missionary Intelligencer, des Organs der englischen Kirchenmission, welcher die Mehrzahl der Opfer angehörte.

Ihre Zahl beträgt im ganzen neun Erwachsene und zwei Kinder. Es sind dies Missionar Stewart und seine Frau mit zwei Kindern; ferner ihre irische Kinderfrau und sechs unverheiratete Damen, von denen zwei der Kirchenmission, vier dem Zweig der kirchlichen Frauenmission angehörten. Miss. Stewart, der seit 1876 im Dienst der englisch-kirchlichen Mission in China stand, hatte erst seit 1893 die Inlandstation Kutscheng bezogen, wo er besonders dem Volksschulwesen seine Aufmerksamkeit widmete. Neben ihm standen seit kurzem einige unverheiratete Damen in der Arbeit. Diese, wie überhaupt das Missionswerk in der ganzen Provinz Fukien, war von sichtlichem Erfolg begleitet, denn zu der Gemeinde Kutscheng gehört eine christliche Gemeinde von 2212 Seelen und ein ländlicher Bezirk mit 56 Schulen.

So unerwartet jene Katastrophe eingetreten ist, so waren derselben doch einige Vorboten der drohenden Gefahr für die Missionare und Ausländer überhaupt vorausgegangen; denn schon im letzten Jahr machte sich eine gewisse Erregung unter dem Volk bemerklich, die von dem Geheimbund der sogenannten „Vegetarianer" ausging und die im August des vorigen Jahres sich darin äußerte, daß dieselben einen regelrechten Angriff auf die Christen eines Dorfes ausführten. Von da an nahm die Zahl dieser Aufrührer derart zu, daß sie bei der Rat- und Machtlosigkeit der chinesischen Obrigkeit schließlich die Oberhand in der Stadt Kutscheng gewannen. Von diesem ihrem Hauptquartier aus erließen sie dann im Dezember allenthalben in Stadt und Land Aufrufe zu einer Massenversammlung. Die Lage der Dinge wurde dadurch für die Ausländer und Christen so beunruhigend, daß letztere in Miss. Stewart drangen, sie behufs der Verteidigung zu organisieren und mit Waffen zu versehen. Dies lehnte jedoch Stewart entschieden ab. Am 19. Dezember hielten dann die Vegetarianer ihre Massenversammlung ab, aber es kam zu keiner weiteren Ausschreitung. Daraufhin trat eine Ruhepause ein, bis im März dieses Jahres ein neuer Angriff auf die Stadt Kutscheng geplant wurde, wodurch sich das Missionspersonal genötigt sah, mit ca. 100 eingebornen Christen die außerhalb der Stadtmauern gelegene Station zu verlassen und in der Stadt Zuflucht zu suchen. Die Frauen und Kinder wurden dann von hier auf den Rat des britischen Konsuls nach Futschau, dem südöstlich gelegenen Freihafen, in Sicherheit gebracht. Im Juni jedoch hielt man die Gefahr für beseitigt, weshalb die Geflüchteten wieder nach Kutscheng zurückkehrten. Letzteres ist eine mit Mauern versehene Stadt, die ca. 60000 Einwohner zählt und ungefähr 100 englische Meilen von Futschau entfernt liegt. Die Missionsniederlassung befindet sich wie gesagt außerhalb der Stadt, ungefähr eine halbe englische Meile jenseits eines Flusses und weist außer den Missionshäusern und Schulgebäuden für Knaben und Mädchen auch ein Findelhaus auf. Während der beiden heißesten Monate des Jahres — im Juli und August — pflegen die Missionare gewöhnlich ihre Schulen zu schließen und ein kleines Haus zu beziehen, das etwa 12 englische Meilen und ca. 2000 Fuß hoch oberhalb Kutscheng bei dem Ort Hwasang (Blumenhügel) liegt. Dahin hatte sich denn auch diesmal das Missionspersonal, bald nachdem die Frauen und Kinder von Futschau zurückgekehrt waren, zurückgezogen und glaubte sich hier in voller Sicherheit. Die Missionsleute, die sich hier in Hwasang zusammengefunden hatten, waren Miss. Stewart mit seiner Frau und fünf Kindern, von denen das jüngste ein Jahr, das älteste 13 Jahre alt war. (Ihre drei ältesten Söhne hatten sie

bei ihrem letzten Aufenthalt in der Heimat in England zurückgelassen.) Zu ihrem Haushalt gehörte eine junge Wärterin aus Irland, Namens Helene Yellop. Außer der Familie Stewart befanden sich noch am Ort die beiden Fräuleins Saunders und die zur Frauenmission gehörenden unverheirateten Damen Codrington, Gordon, Marshall, Newcombe und Flora Stewart. Von diesen allen sind nur drei der Kinder und Fräulein Codrington mit dem Leben davongekommen, doch nicht ohne verwundet worden zu sein. Ueber den traurigen Vorgang berichtet Fräulein Hartford, die der amerikanischen Mission angehört und selbst nur mit knapper Not dem Tode entronnen ist, folgendes:

Am 1. August, etwa um halb 8 Uhr morgens, hörte ich plötzlich ein lautes Geschrei und Rufe: die Dienerschaft solle sich retten, da die Vegetarianer gekommen seien und die Gebäude der englischen Mission auf dem Hügel zerstörten. Gleich darauf lief mir ein Mann in den Weg, der einen dreizackigen Speer in der Hand hielt. Mit dem Ruf: „Da ist ein fremdes Weib!“ stieß er mit dem Dreizack nach meiner Brust. Ich schob die Waffe auf die Seite, wobei sie mir gerade noch den Kopf und das Ohr streifte. Dann wurde ich auf den Boden niedergeworfen und mit dem hölzernen Speerende geschlagen. Inzwischen gelang es mir, einen Erddamm hinunterzuspringen und davonzulaufen. Erst als ich eine Anhöhe erreicht hatte, hielt ich inne, um Atem zu schöpfen. Währenddem dauerte das Geschrei fort und ich sah, daß zwei Häuser bis auf den Grund niedergebrannt waren.

Nach und nach wurde alles ringsum still und da ich annahm, daß die Vegetarianer von dannen gezogen seien, schickte ich einen Diener aus, zu erfahren, was vorgefallen sei. Er kehrte zurück mit der Nachricht, daß ich ruhig nach Haus kommen könnte. Zugleich berichtete er, daß fünf Frauen der englischen Mission ermordet, andere verwundet seien; meine Wohnung dagegen sei unbeschädigt. Ich begab mich hierauf in mein Heim zurück und fand hier Fräulein Codrington, die durch verschiedene Hiebe am Kopf verwundet und am ganzen Körper zerschlagen war. Die 12jährige Mildred Stewart war durch einen Hieb ins Knie schwer verletzt und hatte starken Blutverlust. Ihrem 6jährigen Bruder Herbert war der Kopf so zerhauen, daß der Knabe bereits dem Tode nahe war, während das einjährige Kind der Familie Stewart Schläge im Gesicht erhalten und ein blau geschwollenes Auge hatte. Die 11jährige Kathleen Stewart und ihr dreijähriger Bruder Evan waren trotz der Schläge und Speerstiche nur leicht verwundet.

Missionar Phillips von der englischen Mission, der in einem

benachbarten Chinesenhaus wohnte, entging glücklich dem Gemetzel. Als er herbeieilte, hörte er die Vegetarianer schreien: „Wir haben nun alle Ausländer getötet!“ Anfangs hieß es, daß einige der Fremden sich gerettet hätten und sich versteckt hielten; als aber Herr Stewart nicht erschien, fingen wir an, das Schlimmste zu fürchten. Miss. Phillips begab sich deshalb zu den Ruinen der niedergebrannten Häuser und fand hier acht Leichname, von denen drei bis zur Unkenntlichkeit versengt waren.

Nach Einbruch der Dunkelheit traf Dr. Gregory ein und verband die Verwundeten. Dann wurden Särge gemacht und die erkannten Leichen hineingelegt, während man die verbrannten Gebeine in Kisten verwahrte. Zu den unkenntlichen Leichen gehörten Herr Stewart und Frau, die Wärterin und Nellie Saunders. Von den fünf andern Damen waren zweien die Köpfe fast vom Rumpfe getrennt. Am folgenden Tag, den 2. August, verließen wir um 4 Uhr nachmittags Hwasang und suchten Tschuikau zu erreichen. Unterwegs, drei Stunden nach der Abreise, erlag Herbert Stewart seinen Verwundungen. Wir verbrachten seine Leiche in einem Tragstuhl nach Tschuikau, das wir am andern Morgen um 8 Uhr erreichten, und ließen hier einen Sarg machen. Zugleich telegraphierten wir nach Futschau um eine Dampfbarkasse und fuhren dann nachmittags in Booten ab. Am folgenden Morgen trafen wir unterwegs einen Flußdampfer mit Truppen an Bord. Diesen bewogen wir, unsere Boote ins Schlepptau zu nehmen. Bald darauf begegnete uns ein weiterer Flußdampfer mit dem amerikanischen Konsul und zwei englischen Missionaren, die uns zu Hilfe eilen wollten und reiche Hilfsmittel für uns an Bord hatten. Uebrigens war am Nachmittag des 2. August der Präfekt von Kutscheng mit 100 Soldaten eingetroffen, hatte die Leichen und Verwundeten gesehen und sich nach dem Namen und der Herkunft der Ueberlebenden erkundigt. Er faßte einen Bericht ab und that, was er konnte, um uns nach Tschuikau zu verhelfen.“

Die Trauergesellschaft erreichte dann Futschau am 5. August, wo die teuren Ueberreste der Ermordeten um Mitternacht zu ihrer Ruhe gebettet wurden. Seitdem ist auch das kleinste Kind der Familie Stewart gestorben. Die drei überlebenden Kinder sollen demnächst nach England verbracht werden, weswegen Fräulein Smyly, die ältere Schwester von Frau Stewart, sich am 17. August nach China eingeschifft hat. Fräulein Codrington hat sich von ihren Wunden wieder erholt. Inzwischen sind die übrigen Damen, die im Inland der Fukien-Provinz arbeiten, von ihren Stationen abberufen worden und befinden sich alle in Futschau in Sicherheit. Die britische Regierung hat nun auch Schritte gethan, um die Bestrafung der Mörder

herbeizuführen und den Missionaren, wie überhaupt den Ausländern, den nötigen Schutz zu sichern; aber die einlaufenden Telegramme zeigen, daß dies bei der Lage der chinesischen Verhältnisse seine großen Schwierigkeiten hat. Die kirchliche Missionsgesellschaft hat indes, wie sie dies ausdrücklich betont, keinerlei Anteil an diesen Maßregeln. Auch das große Meeting, das von ihr in der Exeterhalle veranstaltet wurde, hatte nicht den Zweck, die öffentliche Meinung zu beeinflussen bezüglich der strafrechtlichen Verfolgung der traurigen Angelegenheit oder der Herbeiführung eines energischeren Schutzes der britischen Missionare. „Mit aller Entschiedenheit", heißt es in der Allgemeinen Missionszeitschrift (S. 399), „wurde vielmehr erklärt, daß dies lediglich eine Sache der Regierung sei, der man vertraue, in die man sich aber als Missionsgesellschaft nicht mische. Wiederholt wurde betont, daß dieser jeder Rachegedanke nicht nur fern liege, sondern daß die christliche Rache das Gebet sei: ‚Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.' Der Zweck der Versammlung war vielmehr der einer großen Sympathiebezeugung mit den Angehörigen der ermordeten Opfer, einer eindringlichen Aufforderung zur Fürbitte für die chinesischen Missionare, die chinesische Mission und die Chinesen, einer glaubensmutigen Stärkung zur Fortsetzung, ja Ausdehnung der Arbeit in China überhaupt wie in der Provinz Fukien speziell, und eines Aufrufs an Freiwillige, in die leeren Stellen einzutreten und die blutbefleckte Fahne aufzunehmen. So groß der Schmerz war über den gewaltsamen Tod des tüchtigen und treuen Missionars Stewart, seiner unschuldigen Kinder und so vieler Damen, so war man doch der gewissen Zuversicht, daß es auch jetzt gehen werde wie vor einigen Jahren mit der Ermordung des Missionsbischofs Hannington: der heimatliche Missionseifer werde vermehrt und der blutgedüngte Acker desto fruchtbarer werden. Von einigen der nächsten Verwandten der Ermordeten waren Briefe eingelaufen, die einen hohen christlichen Heldenmut bekundeten und erklärten: ‚Für Jesus ist kein Opfer zu kostbar.'"

* * *

Was nun die Ursachen dieser traurigen Katastrophe betrifft, so haben sich darüber die Tagesblätter schon mehrfach geäußert und allerlei Gründe angegeben und Vermutungen aufgestellt. Es hat auch nicht an solchen gefehlt, die teils aus Unkenntnis und Vorurteil, teils auch aus Uebelwollen gegen die Mission, womöglich die Missionare selbst, oder doch den Umstand, daß dieselben der britischen Nationalität

angehörten, dafür verantwortlich machen möchten. Wir wollen darauf nicht eintreten, wohl aber eine jener Stimmen hören, die in gerechter Anerkennung der örtlichen Verhältnisse die Sache nüchtern beurteilen und darum gehört zu werden verdienen. Eine solche sachliche Beurteilung liegt uns im Church Missionary Intelligencer vor von seiten des britischen Konsuls T. Waters in Futschau, der über 30 Jahre in China gelebt hat und erst kürzlich von da nach England zurückgekehrt ist. Er äußert sich hinsichtlich der Vorgänge in Kutscheng folgendermaßen:

„Ich bin dessen ganz gewiß, daß die Ermordungen in Kutscheng nicht dem Verhalten der Missionare zuzuschreiben sind, denn ich kannte sowohl Herrn Stewart als auch seine Frau sehr gut. Beide behandelten die Chinesen ohne Ausnahme nur in der herzlichsten Weise und standen seit Jahren auf dem freundlichsten Fuß mit der einheimischen Bevölkerung. Als Herr Stewart bei seiner letzten Heimreise Kutscheng verließ, bereiteten ihm die Eingeborenen geradezu eine Ovation. Nimmt man alles das zusammen, so ist es klar, daß man auch die Einheimischen nicht verantwortlich machen kann für die vorgefallenen scheußlichen Mordthaten. Meines Erachtens sind diese Ausschreitungen teils der Aufregung, die durch die japanischen Siege hervorgerufen worden ist, teils dem gänzlichen Verfall der chinesischen Regierung zuzuschreiben. Während meines 30jährigen Aufenthaltes in China habe ich nie etwas von den Tsai-Li oder Vegetarianern in der Provinz Fukien gehört. Diese Bewegung existierte nur im Norden, wo sie besonders in Tientsin und Peking sehr stark vertreten war; doch hatte sie meines Wissens keinen politischen Charakter. Einen solchen hat sie möglicherweise erst durch die Mandarinen angenommen; denn fast jede geheime Gesellschaft in China neigt schließlich dazu, eine politische Verbindung zu werden, da die Mandarinen allemal hinter ihnen her sind. Die Tsai-Li oder Vegetarianer waren bis jetzt, soweit ich sie kenne, ganz harmlose, achtbare und gesittete Leute. Sie waren weder Trinker noch Raucher und ließen sich etwa mit einem Mäßigkeitsverein in England vergleichen. Sie durften heiraten, erkannten aber keinen Priesterstand an. Ihre Mitglieder galten allgemein als höchst moralische und brave Leute; nur sind sie als sehr fremdenfeindlich bekannt. Dabei thun sie sich sehr viel auf ihre Selbstbeherrschung zu gute, und ich erinnere mich, daß ich einst bei einem Besuch einer ihrer Versammlungshallen in Tientsin beobachtete, wie die Leute auf Bänken saßen und sich damit abmühten, den Atem möglichst lange zurückzuhalten. Augenscheinlich hat sich diese Bewegung nach und nach auch über den Süden verbreitet. Daß sie zur Revolution neigen, läßt sich nicht bestreiten; denn zur Zeit des Aufstandes

in der Mongolei gegen die Christen und die Peki-Regierung vor einigen Jahren waren sie so stark daran beteiligt, daß man sie für die Anstifter der Rebellion halten mußte. Die Missionsmorde, die wir heute so tief beklagen, waren wahrscheinlich verursacht durch die Unzufriedenheit mit den Lokalbehörden und der Central-Regierung, und man beging dieselben an den Fremden nur, um der chinesischen Regierung Verlegenheiten mit dem Ausland zu bereiten. Letzteres war wohl der hauptsächlichste Grund der Niedermetzelungen. Ich könnte es allenfalls verstehen, daß der Pöbel einige Missionare angegriffen hätte, aber daß der Angriff gerade auf Miss. Stewart gerichtet war, ist mir ein Rätsel und ich kann mirs nur dadurch erklären, daß die Mörder in erster Linie keine Einheimischen waren, sondern fremdes Gesindel, und daß ihrem Thun kein persönliches Motiv zu Grunde lag." (Ch. Miss. Intell. Sept.)

Soweit der Bericht des britischen Konsuls. Das Schlimmste an der Sache ist, daß bei solchen Unruhen und Ausschreitungen des erregten Pöbels kein Verlaß auf die chinesischen Behörden ist. So meldet eine Depesche aus Shanghai, daß einige Beamten sich schon vorher aus dem Staube gemacht hätten, obschon das Blutbad mit der 1000 Mann starken Garnison in Kutscheng leicht hätte verhütet werden können. Die durch keinen Zwischenfall hervorgerufene Metzelei sei sorgfältig vorbereitet gewesen und niemand habe die dem Tode geweihten Opfer gewarnt. Ja, der Archidiakonus Wolfe meldet der kirchlichen Missionsgesellschaft, daß die zum Schutz der Mission eingetroffenen Soldaten noch obendrein geplündert hätten.

Nach neueren Nachrichten sollen sogar neue Gewaltthätigkeiten bei Futschau in der Provinz Fukien stattgefunden haben. Es heißt, daß die dortige amerikanische Mission von einer zahlreichen wütenden Volksmenge, die mit allerhand Waffen versehen war, angegriffen worden sei. Kapelle und Schule wurden zerstört und vier eingeborne Schüler verwundet. Der Lehrer, ein Ausländer, konnte entkommen. Es herrsche eine starke fremdenfeindliche Stimmung unter der Bevölkerung Futschaus. Sie durchziehe die Straßen der Stadt mit dem Rufe: „Vertreibt die ausländischen Teufel!"

Leider scheinen die unheimlichen Mächte des Aufruhrs und der Zerstörung auch in andern Teilen des chinesischen Reiches überhand nehmen zu wollen; denn auch in der südlichen Provinz Kanton, wo bereits im Mai die Basler Oberland-Stationen von revolutionären und räuberischen Banden aufs äußerste bedroht waren, sind nach neueren Nachrichten die gefahrdrohenden Elemente noch nicht zur Ruhe gekommen. So meldet z. B. ein aus Hongkong stammendes Telegramm: „Eine wütende Volksmenge griff gestern nachmittag die englischen und

amerikanischen Missionen in Fatschan bei Kanton an und zerstörte die Hospitäler. Einige von den Missionaren entflohen nach Schamin (so heißt die Niederlassung der Europäer in der Stadt Kanton), andere blieben in Fatschan. Ein chinesisches Kanonenboot wurde zur Wiederherstellung der Ordnung entsendet. Es geht das Gerücht, daß binnen kurzem alle Missionen der Provinz Kanton zerstört und alle Missionare nach den offenen Häfen vertrieben werden sollen. Der Vegetarianer-Bund ist jetzt 12000 Mann stark, die wohlbewaffnet und organisiert und imstande sind, den chinesischen Truppen Widerstand zu leisten."

Sollten die hier ausgesprochenen Vermutungen sich bewahrheiten, so wäre auch für die deutschen Missionare der Barmer, Berliner und Basler, die dort ihre Arbeitsfelder haben, Schlimmes zu befürchten. Dem Herrn, der gesagt hat: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!" sei das Werk und dessen Knechte befohlen.

Der Aufruhr in der chinesischen Provinz Sztschuen.

Eine der westlichsten Provinzen Chinas ist die von Sztschuen, deren Gebiet von dem gewaltigen Yangtse durchflossen wird. An letzterem liegt die große, etwa 200000 Einwohner zählende Handelsstadt Tschungking, die zugleich Freihafen und Residenz eines britischen Konsuls ist. Hier an diesem Centrum setzte die evangelische Mission im Jahr 1877 ein, die sich seitdem nach Osten und Nordosten noch weiter landeinwärts gegen die Grenze von Tibet hin ausgedehnt hat. In diesem westlichsten Gebiet, in der Stadt Tschintu, dem Sitz des Vicekönigs, etwa fünf Tagereisen von Tschungking flußaufwärts, ist es ebenfalls am 28. Mai d. J. zu einem Aufruhr von seiten des chinesischen Pöbels gekommen, dem zwar keine Menschenleben, aber doch verschiedene Missionsniederlassungen zum Opfer gefallen sind. Sehr leicht hätte jedoch derselbe die gleich traurigen Folgen haben können, wie in Kutscheng, und nur wie durch ein Wunder sind die dortigen Missionare vor demselben Schicksal bewahrt geblieben.

Die Missionsstationen, die in dieser Provinz zwischen Tschintu und Tschungking liegen, sind ziemlich zahlreich und gehören der China Inland-Mission, den amerikanischen Baptisten, den kanadischen Methodisten, den amerikanisch-bischöflichen Methodisten und der römisch-

katholischen Mission an. In der Nähe von Tschintu, in dem nur 15 englische Meilen entfernten Sintu, liegt dann auch eine Station der englisch-kirchlichen Mission, deren übrige Stationen alle nördlich und östlich von Tschintu liegen. Zugleich hat dieselbe einen Missionar in Tschungking stationiert, das als Stützpunkt für die vorgeschobenen Posten dient.

Hierher nach Tschungking gelangte am 31. Mai, berichtet der Church Missionary Intelligencer, plötzlich das Gerücht von einem Volksaufruhr in Tschintu. Bald darauf bestätigte auch ein Telegramm von dort, daß am 28. Mai die Gebäulichkeiten der kanadischen Mission niedergebrannt und geplündert worden seien. Dasselbe sei dann am folgenden Tage mit den der China Inland- und der amerikanisch-bischöflichen Methodisten-Mission geschehen. Die Missionare seien dagegen alle in Sicherheit. Am 4. Juni liefen dann auch Briefe von Tschintu ein. Die Obrigkeit hatte zwar nach dem Aufruhr sofort die Stadtthore schließen lassen, um zu verhindern, daß Nachrichten hierüber in die Außenwelt drangen; aber die Boten wußten sich durchzuschleichen. Sie setzten sich einen Amtshut auf, wie ihn das Gerichtspersonal zu tragen pflegt, verpackten die Briefe nach Art der amtlichen Erlasse und adressierten sie an irgend eine obrigkeitliche Person in Tschangsha, der Hauptstadt der Provinz Hunan. Der Telegraph war in jenen Tagen ebenfalls außer Thätigkeit gesetzt. Zugleich berichteten die Boten dem englischen Missionar Vardon in Tschungking: Man habe den Leichnam eines Knaben vor den Unterpräfekten von Tschintu geschleppt und die Fremden beschuldigt, sie hätten ihn umgebracht. Ebenso wurde ein menschlicher Schädel, Hände ꝛc. vorgezeigt und behauptet, es wären dies Ueberreste von Personen, die von den Fremden getötet worden seien. Ueber den Aufruhr selbst berichtet der Chinese Recorder:

Derselbe brach am Nachmittag des 28. Mai aus und war zunächst gegen das Eigentum der kanadischen Methodisten-Mission gerichtet. Die einzigen Fremden, die sich auf der angegriffenen Station befanden, waren die Missionsärzte Kilborn und Stevenson mit ihren Frauen und Kindern. Sie schickten sofort ins Amtshaus nach Hilfe, aber noch ehe diese eintraf, wurden auch schon die Thüren der Wohnhäuser erbrochen. Durch einige Flintenschüsse, die man in die Luft abfeuerte, wurde indes der Pöbel in Schrecken versetzt, sodaß er sich wieder zerstreute. Inzwischen erschienen einige Beamten mit ungefähr 20 Gerichtsdienern, die sich jedoch schon nach wenigen Minuten wieder hinweg begaben, worauf der Pöbel mit verdoppelter Wut auf dem Platz erschien. Mittlerweile wurden die Thüren des Hospitals eingeschlagen und die Missionare sahen sich bei der Unthätigkeit der chine-

sischen Beamten genötigt, das Haus zu verlassen. Sie drängten sich mit ihren Frauen und Kindern durch die offenen Thüren und die Volksmenge hindurch, die ihnen auch im ersten Augenblick der Ueberraschung freien Abzug gewährte. Gleich darauf ließ sich der Ruf vernehmen: Tötet die Fremden! Doch geschah ihnen kein Leid. Die fliehenden Missionare suchten in verschiedenen Häusern Zuflucht, wurden aber gewaltsam zurückgewiesen und selbst aus den Militärbaracken, die nur etwa 100 Meter vom Schauplatz des Aufruhrs entfernt lagen, unter Schlägen und Flüchen hinweggetrieben. Die Flüchtlinge erstiegen dann die Stadtmauer, von wo sie ihr Eigentum in Flammen aufgehen sahen, und erreichten gegen Mitternacht den westlich gelegenen Paradeplatz. Von hier benachrichtigten sie die amerikanische Mission von ihrer Lage, worauf man ihnen Tragstühle zuschickte, um sie nach der Niederlassung der China Inland-Mission zu verbringen.

Am nächsten Morgen erhob sich der Aufruhr aufs neue und zwar richtete sich derselbe gegen den benachbarten Teil der kanadischen Mission, die von Missionar Hartwell und seiner Familie besetzt war. Dieser hatte nur noch Zeit, seine Frau und Kinder in das Damenheim zu schicken, als auch schon der Volkshaufe seine Station überfiel. Hartwell flüchtete sich über die Mauer in ein benachbartes Haus und verbarg sich dort den Tag über, bis er in der Nacht ins Amtshaus entkommen konnte. Um 8 Uhr griff dann der Pöbel auch das Damenheim an, von wo sich die dort befindlichen zwei Damen und Frau Hartwell mit ihren Kindern über die Mauer nach der Station der China Inland-Mission retteten.

Um dieselbe Zeit wurde nach Zerstörung der amerikanischen Methodisten-Mission auch die Station der China Inland-Mission angegriffen, von wo sich bereits einige Missionsleute ins Amtshaus in Sicherheit begeben hatten. Doch befand sich noch immer eine Anzahl von Flüchtlingen auf der Station, die sich nur über die Mauer retten konnten und die Nachbarn durch reichliche Geldspenden dazu vermochten, sie in ihren Häusern verborgen zu halten, bis sie bei Nacht das Amtshaus erreichen konnten. Gegen Abend waren die evangelischen Missionsniederlassungen Tschintus dem Boden gleichgemacht. Doch befanden sich die Missionsfamilien sämtlich in Sicherheit. Zu gleicher Zeit scheinen auch die katholischen Stationen zerstört worden zu sein.

In derselben Gefahr befanden sich auch die Stationen der englischen Kirchenmission in Sintu und Kewan-Hsien, die jedoch bis jetzt verschont geblieben sind. Dagegen sind am 5. Juni die Niederlassungen der China Inland-Mission, der amerikanischen Baptisten und der kanadischen Methodisten in Kiating, das halbwegs zwischen Tschint

und Tſchungking liegt und wohin ſich der Aufruhr verbreitete, zerſtört worden. Die Miſſionare konnten ſich auf Booten den Fluß hinab retten. Außerdem ſind nach Nachrichten aus andern Städten der Provinz Sztſchuen die evangeliſchen und katholiſchen Miſſionsſtationen in Jatſcheo, Lutſcheo, Suitu und anderen Orten ebenfalls zerſtört worden. Die Miſſionare, die nach Tſchungking flüchteten, erzählen, wie ſie nur mit genauer Not dem Tode entronnen ſeien. Die Anſammlung ſo vieler Flüchtlinge in Tſchungking hat natürlich die Bevölkerung in große Aufregung verſetzt und es ſtand jeden Tag zu befürchten, daß es auch hier zum Ausbruch eines Aufruhrs kommen würde. Doch hat, wie es ſcheint, die Anweſenheit des britiſchen Konſuls und die Wachſamkeit der Behörden dahin gewirkt, daß es bis zum 29. Juni, bis wohin die Nachrichten reichen, zu keinerlei Unruhen gekommen iſt.

Die nächſte Veranlaſſung zu dieſen Ausſchreitungen gegen die Fremden ſcheinen allerlei verläumderiſche Gerüchte gegeben zu haben, wonach man die Ausländer beſchuldigte, ſie fingen kleine Kinder weg, um aus ihren Leichen ein Oel zu bereiten. Dieſe und andere Beſchuldigungen wurden ſogar durch öffentliche Plakate allenthalben unter dem Volk verbreitet. Eine weſentliche Schuld an dieſen Vorgängen ſcheint auch der fremdenfeindliche Vizekönig Lin zu tragen. Dieſer iſt kürzlich, ſchreibt Miſſionar Vardon, degradiert und nach Peking abberufen worden, wo er möglicherweiſe den Kopf verlieren wird. Bis ſein Nachfolger eingetroffen iſt, ſucht nun derſelbe ſeinem Fremdenhaß noch möglichſt Luft zu machen. (Church Miss. Int. Sept.)

Man ſieht daraus, wie überaus bedenklich es zur Zeit in China ſteht und wer weiß, zu welchen Ausbrüchen des Fremdenhaſſes es noch kommen kann. Doch Gott ſitzt im Regimente und er wird auch dieſen Wellen der unruhigen Elemente zu ſeiner Zeit Halt gebieten.

Miſſions-Zeitung.

Neueſtes und Vermiſchtes.

Die **Basler** Miſſion in Weſtafrika hat in letzter Zeit einige recht erſchütternde Todesfälle erlebt. Nachdem ſie bereits im Mai Miſſionar Eiſele und Frau Schuler in Kamerun durch den Tod

verloren hat, meldet ein Telegramm den Heimgang von Frau Miſſ. Bizer in Viktoria. Ebenſo hat die Goldküſte in kurzer Zeit drei ihrer Arbeiter verloren: die Braut von Miſſ. Perregaux, Fräulein W. Luther aus Neuenburg, und die Brüder Aeppli und Lieb. Erſtere langte erſt am 28. Juni auf der Goldküſte an und ſollte am 18. Juli ihrem Bräutigam angetraut werden. Da erlag ſie tags zuvor dem Fieber und wurde an ihrem geplanten Hochzeitstag in Afrikas Erde beſtattet. — Die Brüder Aeppli und Lieb hatten ſich mit ihren Frauen Ende Juli zur Erholung nach Europa eingeſchifft. Bruder Aeppli verließ die afrikaniſche Küſte bereits dyſenteriekrank. Bruder Lieb wurde unterwegs vom Schwarzwaſſerfieber befallen. Am 24. Aug. in Hamburg angekommen, mußten ſie im Krankenwagen vom Schiff ins Spital verbracht werden, wo Bruder Lieb ſchon in der gleichen Nacht entſchlief. Zwei Tage ſpäter verſchied auch Bruder Aeppli.

Auch die **Rheiniſche** Miſſion in Neuguinea hat wieder einen Todesfall zu beklagen. Nach einem dem Miſſionshaus in Barmen zugegangenen Telegramm hat nämlich Miſſ. Barkemeyer, der erſt 1893 ausgeſandt wurde, durch einen Unglücksfall ſeinen Tod gefunden. Näheres iſt bis jetzt noch nicht bekannt. (Rhein. Miſſ.-Ber.)

Afrika. Wie Sir G. Goldie, der Gouverneur der Königl. Niger-Kompagnie, nachweiſt, iſt die Einfuhr von Schnaps im Niger-Delta ſo bedeutend, daß bereits große Mengen von Spirituoſen ihren Weg bis in die von Mohammedanern bewohnten Gebiete des Inneren finden. Wenn nicht ernſtliche Schritte zur Einſchränkung der Einfuhr gethan würden, ſo ſei Gefahr vorhanden, daß die Bevölkerung jener Gebiete gänzlich ruiniert werde, denn der von den Negerſtämmen nur äußerlich angenommene Islam iſt bekanntlich keine Schutzwehr gegen einreißende Trunkſucht.

Der franzöſiſche Gouverneur von Gabun hat, wie es ſcheint, das in den letzten Jahren geltende Geſetz, wonach in den dortigen Miſſionsſchulen nur in franzöſiſcher Sprache unterrichtet werden durfte, wieder aufgehoben. Jene einſchränkende Verordnung war beſonders für die am Gabun arbeitende Miſſion der amerikaniſchen Presbyterianer äußerſt läſtig und ſtellte ſogar deren Arbeit eine Zeitlang in Frage.

Die Miſſion der ſüdlichen (amerik.) Presbyterianer in Luebo am Kaſai, einem bedeutenden ſüdlichen Zufluß des Kongo, hat nach mehrjähriger Arbeit und mehrfachen Opfern nun ihre Erſtlinge, beſtehend aus ſieben Perſonen, taufen dürfen.

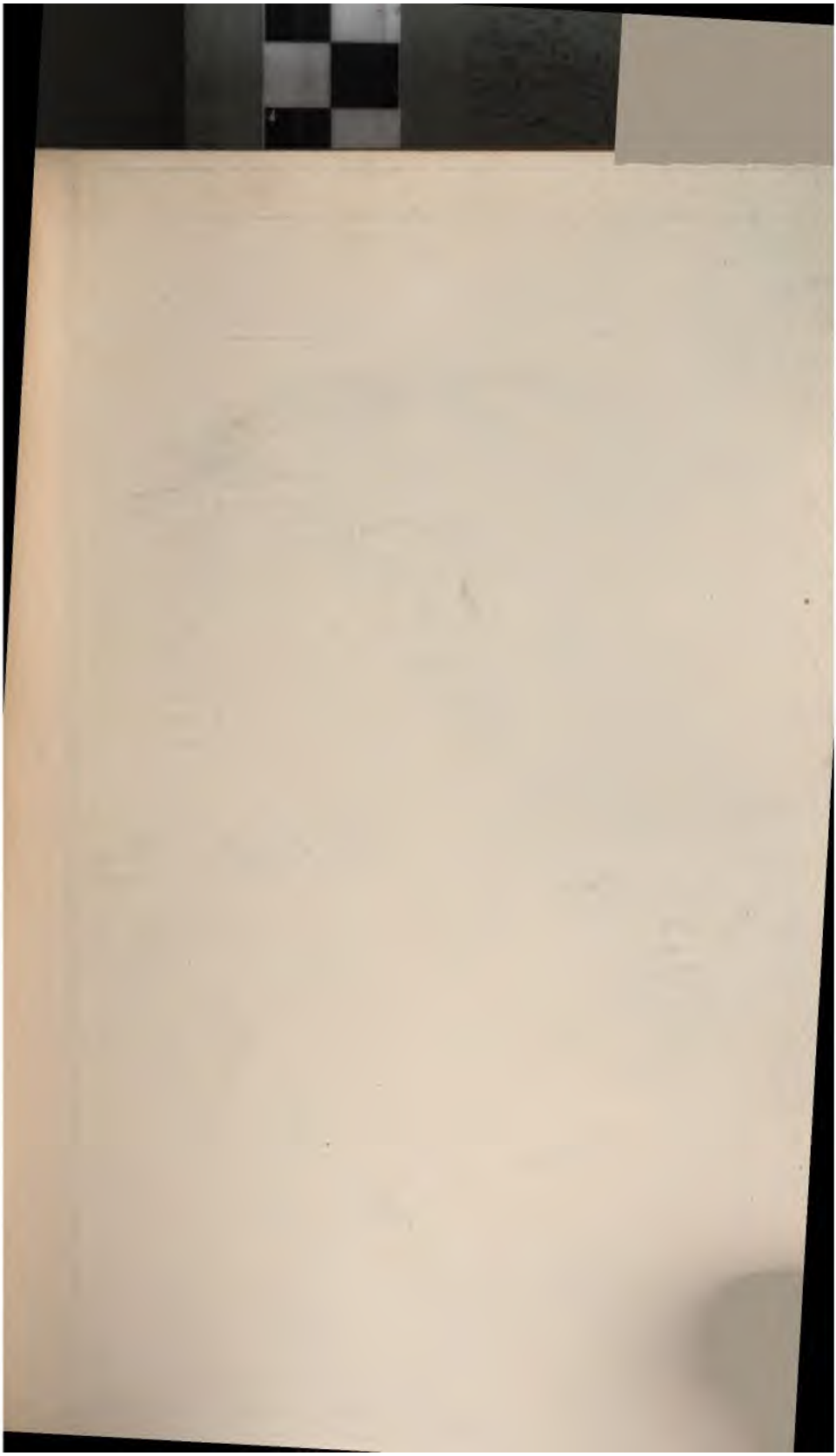
Japan. Nach dem Census vom Dezember 1894 beziffert sich die Bevölkerung Japans auf 41388313 Seelen. — Die Statistik der evangelischen Mission stellt sich nach den Angaben von Miss. Loomis folgendermaßen: dort arbeitende Missionsgesellschaften 31; Missionare 625; Stationen 133; Außenstationen 750; Gemeinden 364, darunter 91, die sich selbst unterhalten; Taufen im letzten Jahr 3422; Kirchenglieder 39240; Schüler in den Missionsschulen 9215; Sonntagsschüler 29957; eingeborne ordinierte Prediger 258; nicht-ordinierte Gehilfen 536; Bibelfrauen 209. — Die griechisch-katholische Kirche giebt 22000, die römisch-katholische 49280 Kirchenglieder an.

Die **Leipziger Mission** in Indien zählte Ende 1894 14517 Heidenchristen in ihren Gemeinden, darunter 7098 Abendmahlsberechtigte. Im letzten Jahr durfte sie 433 Personen aus den Heiden taufen. Den 23 europäischen Missionaren standen 17 eingeborne ordinierte Pastoren und 52 Katecheten und Evangelisten zur Seite. Leider erschwert der gegenwärtige Arbeitermangel die vollständige Besetzung der Stationen und die Bewältigung der zunehmenden Arbeitslast.

Berichtigung.

☛ In unserer Anzeige von D. Grundemanns „Neuer Missionsatlas in 35 Karten" in der September-Nummer wurde den Abonnenten das Exemplar zu einem ermäßigten Preise offeriert. Dieses auf einem Mißverständnis beruhende Anerbieten müssen wir leider wieder aufheben, da die Verlagsbuchhandlung uns heute mitteilte, daß sie eine derartige öffentliche Anzeige über eine Preisermäßigung des Grundemannschen Atlasses in unsern Blättern nicht gestatten könne. Eingehende Bestellungen auf diesen Atlas können wir somit nur zum vollen Ladenpreis von brochiert à Mk. 8.— und gebunden à Mk. 9.20 liefern.

Basel, den 23. August 1895. **Missionsbuchhandlung.**



Japan. Nach dem Census vom Dezember 1894 beziffert sich die Bevölkerung Japans auf 41388313 Seelen. — Die Statistik der evangelischen Mission stellt sich nach den Angaben von Miss. Loomis folgendermaßen: dort arbeitende Missionsgesellschaften 31; Missionare 625; Stationen 133; Außenstationen 750; Gemeinden 364, darunter 91, die sich selbst unterhalten; Taufen im letzten Jahr 3422; Kirchenglieder 39240; Schüler in den Missionsschulen 9215; Sonntagsschüler 29957; eingeborne ordinierte Prediger 258; nicht-ordinierte Gehilfen 536; Bibelfrauen 209. — Die griechisch-katholische Kirche giebt 22000, die römisch-katholische 49280 Kirchenglieder an.

Die **Leipziger Mission** in Indien zählte Ende 1894 14517 Heidenchristen in ihren Gemeinden, darunter 7098 Abendmahlsberechtigte. Im letzten Jahr durfte sie 433 Personen aus den Heiden taufen. Den 23 europäischen Missionaren standen 17 eingeborne ordinierte Pastoren und 52 Katecheten und Evangelisten zur Seite. Leider erschwert der gegenwärtige Arbeitermangel die vollständige Besetzung der Stationen und die Bewältigung der zunehmenden Arbeitslast.

Berichtigung.

☛ In unserer Anzeige von D. Grundemanns „Neuer Missionsatlas in 35 Karten" in der September-Nummer wurde den Abonnenten das Exemplar zu einem ermäßigten Preise offeriert. Dieses auf einem Mißverständnis beruhende Anerbieten müssen wir leider wieder aufheben, da die Verlagsbuchhandlung uns heute mitteilte, daß sie eine derartige öffentliche Anzeige über eine Preisermäßigung des Grundemannschen Atlasses in unsern Blättern nicht gestatten könne. Eingehende Bestellungen auf diesen Atlas können wir somit nur zum vollen Ladenpreis von brochiert à Mk. 8.— und gebunden à Mk. 9.20 liefern.

Basel, den 23. August 1895. **Missionsbuchhandlung.**

20'
30'
40'
50'
10°
10'
Manenguba Bg.
Dibeng
KAMERUN FLUSS
Lungasi
Bakoko
A
I
es Küstengebiets

Missionslehrkurse,

ein neues Mittel zur Verbreitung und Belebung des Missionsinteresses.*)

Reiseerinnerung von J. Haller, früherem Lehrer am Basler Missionshaus.

„Missionslehrkurse! Als ob Missionsinteresse gelehrt und gelernt werden könnte!“ so höre ich manchen biederen Missionsfreund ausrufen, der zum ersten Mal von diesem neuesten „Mittel“ vernimmt. Und er beruft sich vielleicht darauf: wir Alten glauben auch einiges Missionsverständnis und wohl ebensoviel, wenn nicht noch mehr Liebe zur Mission zu haben, ohne daß wir einen besonderen Missionskurs gehabt hätten! Wer ein Missionskenner werden will, der arbeite privatim mit Eifer die Missionslitteratur durch; daran muß es sich erproben, ob er echte Liebe zur Sache hat!

Ueberlasse dich, lieber Freund, für ein Viertelstündchen meiner Führung und wirf einen freundlich-prüfenden Blick auf einen dieser gering geachteten Missionslehrkurse. Denn schon seit dem Jahre 1888 existieren diese Kurse nicht nur im Gedanken einiger Missionsfreunde, sondern in voller Wirklichkeit.

Im Frühjahr dieses Jahres hatte ich das Glück, auf meiner Studienreise durch Norddeutschland in Berlin einem solchen Kurs beiwohnen zu können. Begleite mich in meiner Erinnerung!

Am Montag, den 22. April, gelange ich von der ehrwürdigen Lutherstadt Wittenberg her nach Berlin. Ich begebe mich in ein größeres Hotel. Da sind Massenquartiere für die Kursisten eingerichtet. Noch vor wenigen Jahren waren es der Teilnehmer wenige. Die Verpflegung konnte damals die ausgezeichnete Gast-

*) Mit Erlaubnis des Ausschusses der Brandenburger Missionskonferenz veröffentlicht.

freundschaft der Berliner Missionsfreunde und der älteren Berliner Missionsanstalt (Berlin I) übernehmen. Jetzt ist die Zahl der Teilnehmer auf 60 angewachsen. Die Mehrzahl ist im Hotel um einen mäßigen Preis untergebracht.

Bald entwickelt sich ein freundschaftlicher, amtsbrüderlicher Verkehr. Woher stammen alle diese Pastoren? Fast aus allen alten Provinzen Preußens. Brandenburg, Schlesien und Pommern sind am besten vertreten. Aber auch die östliche Grenzprovinz Deutschlands hat ihre Leute geschickt. Da sind's alte Bekannte, die nach Jahren der Trennung sich wiedersehen; dort werden neue, freundschaftliche Beziehungen angeknüpft. Auch ein ehrwürdiger Superintendent im schneeweißen Haar hat sich eingefunden, um wieder jung zu sein und zu lernen von der Erfahrung der Missionsleiter. Eine solch ansehnliche Versammlung von Pastoren, zu einem Missionslehrkursus zusammengekommen — ist sie nicht ein günstiges Zeichen der Zeit, ein Zeichen von der Zunahme des Missionsinteresses in den Kreisen der Geistlichkeit? Liegt nicht schon in einer solchen Versammlung eine gewisse Garantie dafür, daß in den Gemeinden etwas gethan wird für das heilige Werk der Mission, zu Nutz und Frommen von beiden, Mission und Gemeinden?

Zum Lernen sind sie alle gekommen, zum Arbeiten. Und in der That, es wird gearbeitet. Sechs Stunden werden fast jeden Tag für die eigentlichen Vorlesungen und für die daran sich knüpfende Besichtigung von Missionsmuseen verwandt. Berlin mit seinen zahlreichen Sehenswürdigkeiten bietet wahrlich Anlaß genug zur Zerstreuung und zur Ablenkung von der Hauptsache. Aber, wenn ich als einer der jüngsten Teilnehmer mir in dieser Hinsicht ein Urteil erlauben darf, so muß ich rühmend anerkennen, daß man sich um die Sehenswürdigkeiten Berlins (abgesehen von zwei kirchlichen Neubauten: Gnadenkirche und Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche) so gut wie nicht kümmerte und sich gänzlich auf die Mission konzentrierte. Mitten in der Berliner Staubluft atmete man erquickende, reine Missionsluft. Auch in den Freistunden über Mittag, wo man sich gemeinsam zum Essen begab, bildeten sehr häufig Missionsfragen den Gegenstand des Gesprächs; und auch die Abende waren zumeist der Mission gewidmet.

Den Anlaß zu solchen Missionsunterhaltungen gaben meist die Vorlesungen, die man im schönen Saal des Berliner Missions-

hauses (Georgenkirchstraße 70) gehört hatte. Die Begrüßung und die Verabschiedung der Kursisten hatte der neugewählte Missions-Direktor Gensichen, Wangemanns Nachfolger, übernommen. Jeder Tag begann mit einer kurzen Andacht. Die Vorlesungen selbst möchte ich in drei Klassen teilen; die umfangreichste war diesmal die der missionsgeschichtlichen Vorträge. Die Entwicklung der Mission auf den wichtigeren Arbeitsgebieten der älteren Berliner Gesellschaft wurde in ihren Grundzügen dargestellt. Die Inspektoren Kratzenstein und Wendland — die beiden ehrwürdigen theologischen Lehrer an der Missionsanstalt — der jugendlich frische Inspektor Merensky, der selbst lange Jahre in Süd-Afrika als Missionar gearbeitet hat, und endlich der erfahrene Missionssuperintendent Grützner, der bald wieder nach seinem alten Arbeitsfeld in Südafrika auszuziehen gedenkt, hatten diese schwere Aufgabe übernommen. Außerdem hielt Missions-Inspektor Winkelmann, Leiter der deutsch-ostafrikanischen Missionsgesellschaft (bekannt unter dem Namen „Berlin III"), einen Vortrag über diese jüngste deutsche Missionsgesellschaft. Pastor Knak erzählte von dem Findelhaus auf Hongkong und P. Thiele berichtete über die stille und verborgene, aber nicht erfolglose Thätigkeit des Morgenländischen Frauenvereins. („Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechtes im Morgenland.") Eine zweite Klasse bildeten die missionstheoretischen Vorlesungen. Inspektor Merensky gab einen hochinteressanten, klaren Ueberblick über die afrikanischen Völker, Sprachen und Religionen und behandelte in einigen weiteren Stunden einige Hauptprobleme aus dem Gebiet der Missionsmethode. (Nach meinem individuellen Eindruck dürften diese systematischen Stunden vermehrt werden, da bei ihnen weniger die Gefahr der Ermüdung obwaltet, als bei rein geschichtlichen Stoffen.) — Eine dritte Gruppe von Lektionen befaßte sich mit der heimatlichen Missionspraxis d. h. mit der Frage: wie können die Pastoren das Missionsinteresse in ihren Gemeinden fördern? Direktor Gensichen behandelte die bisher üblichen monatlichen Missionsstunden. Diese werden in Norddeutschland gewöhnlich im Schullokal gehalten und erfreuen sich eben darum nicht überall des wünschenswerten Besuches, während sie an andern Orten noch genügen. Mehr Zeit stand dem allbekannten Missionslitteraten D. Grundemann zur Verfügung. Trotz seiner zum Teil scharfen Kritik über die Zustände in den

heidenchristlichen Gemeinden Indiens, die mancherorts entschiedenen Widerspruch finden, lebt er mit Kopf und Herz mit der Mission, arbeitet für sie mit Aufbietung aller Kraft und weiß durch den Reichtum seines Wissens und durch das Feuer der eigenen Missionsliebe auch andere zu begeistern. Grundemann besprach die neu versuchte Einrichtung von Missionspredigtreisen, welche von je zwei Pastoren gemeinsam durch einen größeren Bezirk einer Provinz ausgeführt zu werden pflegen.*)

Mit den Vorlesungen verbindet sich die Besichtigung des Berliner Missionsmuseums und dann auch ein mehrstündiger Besuch in einigen Abteilungen des riesigen (staatlichen) Völkermuseums.

Einen Einblick in den Studiengang und die Arbeitsleistung im Missionshaus gewährt mehrmaliges Hospitieren in den Lektionen der Missionszöglinge.

Endlich folgt auf die Hauptarbeit, die von Dienstag bis Samstag gewährt hat, noch ein lieblicher Ausflug am Montag. Er gilt der Goßnerschen Mission („Berlin II."), die seit einigen Jahren ihr altes Heim aus dem unruhigen Centrum Berlins nach dem stillen Vorort Friedenau verlegt hat. Einige selbständige Lektionen legen Zeugnis ab von dem Kenntnisstand der Zöglinge; dann machen die beiden Leiter, Direktor Plath und Inspektor Kausch, Mitteilungen über Geschichte und Prinzipien der Goßner'schen Mission. Ein freundlicher Abschluß des Kursus, dieser Tag in Friedenau!

Und nun, lieber Freund, nachdem ich dich hineingezogen habe in die schönen Erinnerungen, in denen ich mich selbst so gerne ergehe — willst du es mir zürnen, wenn ich ein wenig begeistert bin von diesen Missionslehrkursen?**) Willst du nicht mit mir einstimmen in das Urteil: Solche Kurse sind eine heilvolle und segens-

---

*) Eine genauere Besprechung dieser Einrichtung ist hier nicht meine Aufgabe.

**) Nach anderweitigen Mitteilungen dürfte wohl auch noch das kleine missionshomiletische Seminar, das seit zwei Jahren mit dem Kursus verknüpft ist, als eine bedeutsame Erscheinung zu erwähnen sein. Jeder oder wenigstens die meisten Teilnehmer liefern vorher eine Missionspredigt und einen Missionsbericht, deren Besprechung in brüderlicher Kritik eine Fülle von Fingerzeigen für die missionshomiletische Thätigkeit bietet. Das Seminar wird von D. Grundemann geleitet. D. H.

reiche — wenn auch nicht durchaus notwendige — Einrichtung. Sie sind in der That ein wirkungskräftiges Mittel, um die Pastoren und durch sie die Gemeinden für die Missionssache zu gewinnen; und sie sind eine zeitgemäße Einrichtung, denn soll die Mission den immer wachsenden Aufgaben auf den Arbeitsgebieten unter den Heiden in genügender Weise nachkommen, so muß sie auch in der heimatlichen Kirche immer besser verstanden, genauer gekannt, herzlicher geliebt, treuer unterstützt werden.

Tibet.

Ein verschlossenes Land.

(Fortsetzung.)

*

2. Land und Volk von Tibet.

Tibet ist das höchstgelegene Land der Erde, und hat nicht umsonst seinen Namen „Dach der Welt". Im Westen und Süden ist dem Hochland von Tibet der Himalaja vorgelagert. Die Höhe dieses Gebirges kommt uns erst recht zum Bewußtsein, wenn wir es mit andern Gebirgen vergleichen. Die höchsten Berge der südamerikanischen Anden sind 2000 Meter niedriger als die höchsten Berge des Himalaja, dessen ferne weiße Gipfel, vor allem der Gaurisanka, der Dapsang und der Kandschindschinga, weit hinausragen über alle andern Höhen der Erde. Und wie bescheiden erscheint der Montblanc mit seinen 4811 Metern Höhe im Vergleich mit den Riesen des Himalaja. Der Gaurisanka, der höchste bekannte Berg der Erde, ist 8846 Meter hoch. Im ganzen sind im Himalaja 216 Gipfel gemessen, von denen 17 über 8000, 40 über 7000 und 120 über 6000 Meter hoch sind. Also die Berge dritter Ordnung im Himalaja sind noch viel höher als die höchsten Gipfel der Alpen, die zweiter Ordnung höher als die höchsten Berge Afrikas und Südamerikas. Und hinter diesem ungeheuren Gebirgswall des Himalaja erhebt sich im Osten und Norden das Hochland von Tibet, die größte Felsenmasse der Welt, dreimal so groß als Frankreich, im Norden von dem Küenlün-Gebirge, im

Osten von den chinesischen Bergen begrenzt. Tibet liegt ungefähr unter derselben Breite wie Nordafrika, aber da der größere Teil seiner Hochflächen höher ist als der Montblanc (es giebt bewohnte Thäler, die so hoch liegen wie der Gipfel des Montblanc), ist das Klima fast so kalt wie in Sibirien. Aus dem Himalaja und dem Hochland von Tibet stammen die Gewässer der großen Ströme Indiens und Chinas: des Ganges, des Indus und des Brahmaputra, sowie des Jang-tse-kiang und des Gelben Flusses. Im Himalaja findet man die verschiedensten Klimate vertreten. An seinem unteren Rande liegen — gewärmt von der indischen Sonne, erfrischt durch die Schneewasser der Berge und der Regenwolken, die die ungeheure Gebirgsmauer nicht übersteigen können — die Rosengärten und Palmenhaine Indiens. Steigt man höher, so kommt man in ein gemäßigtes Klima, in die Region der Eichen-, Birken- und Fichtenwälder, in die Gegenden, wohin sich die Engländer flüchten, wenn ihnen der indische Sommer gar zu heiß wird. Und steigt man noch höher, so tritt man ein in das Reich des ewigen Eises und Schnees, wo alles Leben erstarrt.

So geschützt durch das Gebirge wäre Tibet ein schwer zugängliches Land, auch ohne daß die Regierung den Reisenden Hindernisse in den Weg legte. Im Himalaja giebt es noch keine Zahnradbahnen und sonstige Einrichtungen zur Erleichterung des Verkehrs. Ein besonders schwer zu überwindendendes Hemmnis sind die tief eingeschnittenen Schluchten, durch die wilde Gebirgswasser toben. Die Brücken, die darüber führen und die von den Eingebornen ohne Anstand benützt werden, erfüllen einen Fremden mit Schauder. 100 bis 150 Fuß lang, 50 bis 100 Fuß über dem wild brausenden Gießbach, ist ein ungefähr ½ Fuß breites Geflecht aus Weiden- oder Birkenzweigen über die Schlucht gespannt; an den beiden Enden ist es fest in Steine eingemauert. Dies ist der schwanke Steg, der über den Abgrund führt. Als Schutz und Halt dient dem Wanderer ein Seil, das auf beiden Seiten der Brücke in halber Mannshöhe dahinläuft und in Abständen, zwischen denen man recht gut hindurchfallen kann, durch Stricke mit dem Boden der Brücke verbunden ist. Vielleicht sieht die Brücke gefährlicher aus als sie ist, denn, wie gesagt, die Eingeborenen gehen furchtlos hinüber, begegnen einander sogar und weichen einander aus. Noch einfacher ist eine andere Art von Brücken. Sie bestehen aus einem

Seil, das von einem Ufer zum andern gespannt ist. An dem Seil hängt eine durch Stricke mit den Ufern verbundene Schlinge. In die Schlinge setzt sich der Wanderer und ein Mann am jenseitigen Ufer zieht ihn mit Hilfe der Stricke hinüber.

Anstatt eines Bootes dient zur Ueberfahrt eine aufgeblasene Ochsenhaut. Diese wird so aufs Wasser gesetzt, daß die Beine nach oben stehen. Der Fährmann legt sich zwischen die Beine, das Gesicht dem Wasser zugekehrt und „rudert und ringt", teils mit seinen Beinen, teils mit einem kleinen Ruder. Der Reisende, den er übersetzt, legt sich auf ihn.

Da diese Gebirgsströme ihr Wasser von den Gletschern und Schneemassen des Himalaja bekommen, so sind sie am späten Nachmittag, wenn die Sonne Zeit gehabt hat, recht viel Schnee und Eis zu tauen, am vollsten. Morgens, ehe die Wassermassen kommen, und abends, wenn sie sich verlaufen haben, kann man solche Ströme manchmal durchreiten. Frau Bishop schildert uns den Uebergang über einen jener Ströme, den Schajok. Er hatte an der betreffenden Stelle acht Nebenarme, die überschritten werden mußten, ehe man an den Hauptstrom kam. „Während der Stunde, die wir brauchten, um über die acht Flußarme zu reiten", erzählt Frau Bishop, „dachte ich, man habe uns die Gefahren größer geschildert, als sie wirklich waren, und die Sache werde nur bedenklich, wenn man Schwindel bekomme, aber als wir frierend und triefend auf dem Geröll hielten, aus dem das Ufer des Hauptstromes besteht, wurde ich anderer Ansicht. Eine tiefe, wilde, wirbelnde Stromschnelle und eine Strecke stilleren, tieferen Wassers, beides zusammen ungefähr 5 Minuten breit, war zu durchreiten. Die Führer gingen mit ihren langen Stangen auf und ab und suchten lange, bis sie endlich eine Furt fanden. Nun wurden die Lasten der Pferde höher hinauf gezogen, die Männer schnürten ihre nassen Kleider auf die Schultern, man spritzte uns Wasser ins Gesicht (als Mittel gegen den Schwindel), man zog die Gurten fester an und dann stürzte der ganze Reiterzug unter lautem Geschrei in das wilde, eiskalte Wasser. Während einer halben Stunde kam man kaum vorwärts; in dem schwindelnden Wirbel schienen die Pferde sogar rückwärts zu gehen. Das Geschrei der Männer wurde lauter, immer grimmiger tobte der Strom. Vorsicht, Vorsicht! riefen die Leute im Chor wie toll, das Wasser ging ihnen

bis unter die Arme und mir bis an den Sitz des Sattels, mein Pferd schwankte mehrmals; das Ufer kam jetzt näher, aber es war steil und von dem Wasser unterwühlt. Noch einmal tauchten wir tiefer ein, dann hörten wir einen ermunternden Zuruf und Missionar Redslobs starkes Pferd sprang ans Ufer. Die Leute riefen dem meinen ermunternd zu, es machte einen verzweifelten Versuch, aber der Sprung war zu kurz, es stürzte rückwärts in den Strom und seine Reiterin war unter ihm. Es folgte ein Ringen, ein Augenblick, in dem ich zu ersticken glaubte; starke Arme zogen mich heraus, aber noch einmal riß mich der Strom fort, noch einmal wurde ich herausgezogen, und jetzt gelang es den Leuten, mich an dem Ufer, wo unter jedem Schritt der Boden wich, hinaufzubringen. Ich kam mit einer zerbrochenen Rippe und einigen schweren Quetschungen davon, aber das Pferd war ertrunken. Am folgenden Morgen wurden einige Menschen und Pferde vom Strom fortgerissen und nachher war die Furt 14 Tage lang unbrauchbar."

Etwas leichter zugänglich ist Tibet vom Osten, von der chinesischen Grenze aus, da hier kein so hoher Gebirgswall wie der Himalaja vorgelagert ist. Alle Wege führen nach Rom, heißt das deutsche Sprichwort. An der chinesisch-tibetanischen Grenze könnte man sagen: Alle Wege führen nach Lhassa; denn die vielen Straßen von der Grenze nach dem Innern Tibets münden schließlich alle in eine der drei Hauptstraßen, die nach Lhassa führen. Zwei dieser Straßen beginnen in der chinesischen Grenzstadt Ta-tschien-lu, an der Südostecke von Tibet und haben eine nordwestliche Richtung, die dritte geht von Nordosten nach Südwesten.

Furchtbar ist die Kälte, wenn man das eigentliche Hochland erreicht hat. Die Straßen führen ja oft über Hochflächen, die höher sind als der Montblanc. Die Missionarin Annie Taylor, von der wir im nächsten Kapitel noch sprechen werden, erzählt in ihrer Reisebeschreibung u. a.: „Wir kamen durch den Dam-jam-er-la, einen der gefürchtetsten Pässe, und erreichten dann eine bedeutendere Höhe, als wir bisher erstiegen hatten. Die Kälte ist hier gewöhnlich so scharf, daß Reisende oft unterwegs erfrieren. Aber die Begleiter eines vom Frost Erstarrten dürfen nicht stehen bleiben und ihm zu Hilfe kommen, sonst würden sie auch erfrieren. Das Atmen war hier sehr erschwert, und ich erwachte in der Nacht nach Atem ringend. Das Wasser kochte auf dieser Höhe ehe es ordent-

lich warm war, und wir mußten unsern Thee schnell trinken, sonst wäre er gefroren."

Und doch sind diese Straßen belebt von handeltreibenden Chinesen und Tibetanern. Teilweise kann man für diese Gebirgsreisen Pferde verwenden, aber das Haupt-Reit- und Lasttier in diesen Gegenden ist der Jack, der tibetanische Ochse. Mit seinen langen Haaren und großen Hörnern sieht er nicht gerade freundlich aus. Etwas wild und unzuverlässig bleibt er auch immer, aber er ist dem Reisenden in jenen Gebirgsländern ein treuer und unentbehrlicher Begleiter. Er lebt und gedeiht nur in einer Höhe von mindestens 5000 Fuß, und wenn Menschen und Pferde fast erfrieren, wenn sie in der dünnen Luft kaum atmen können, dann scheint es dem Jack erst recht gemütlich zu werden. Gegen die Kälte ist er auch gut geschützt, denn er hat unter seinen langen Haaren noch eine Schicht ganz feinen Haars. Trotz seiner plumpen Gestalt kann der Jack sehr gut klettern und gewandt von Fels zu Fels springen. Die Lasten, die er zu tragen hat, bestehen bei den Handelskarawanen hauptsächlich aus, dem sogenannten Ziegelthee. Der Thee, der aus China nach Tibet kommt, wird nämlich zu viereckigen, backsteinartigen Stücken zusammengepreßt. Die Chinesen verwenden dazu den Abfall vom Thee, das Holz der Zweige und auch manche Blätter, die nicht auf dem Theestrauch gewachsen sind. Die Tibetaner kochen diesen Thee mit Butter oder Käse, und er dient so zugleich als Trank und Speise.

Man trifft im Gebirge Herden von wilden Jacks, die noch größer sind, als die zahmen Tiere. Auch das wilde Pferd findet sich in Tibet. Annie Taylor folgte einmal einen ganzen Tag lang der Spur einer Herde von wilden Pferden, da sie ganz richtig vermutete, diese Tiere würden sie auf einen guten Weg führen.

Merkwürdigerweise wird auf dem Hochland von Tibet auch das Schaf als Lasttier gebraucht. Die Schafe werden in großen Herden, bis zu 7000 Stück, über das Gebirge getrieben. Jedes Schaf hat einen Sattel und trägt in einem Ledersack ungefähr 25 Pfund Borax, ein Erzeugnis Tibets, das von indischen Händlern gekauft wird. Auch die schöne, feine Wolle ist den Händlern willkommen. Gegen den Borax und die Wolle tauschen die Tibetaner hauptsächlich Weizen ein, den die Schafe auf der Rückreise tragen. Da sie unterwegs weiden müssen und dabei oft böse Füße bekommen,

was dann einen Aufenthalt von einigen Tagen nötig macht, kommt man mit ihnen nur langsam vorwärts, und die ganze Reise dauert wenigstens 9 Monate.

Steigt man aus der Region des ewigen Schnees und Eises hinab in die Thäler, die durch Pflanzenwuchs belebt sind, so ist man besonders überrascht, Wälder von Aprikosenbäumen zu sehen. Die Aprikose ist die Hauptfrucht Tibets. Sie wird frisch, getrocknet und gekocht gegessen und kommt auch getrocknet in den Handel. Das wichtigste an der Frucht ist aber der Kern, aus dem man durch Zerreiben zwischen zwei Steinen ein feines, duftiges Oel gewinnt, das verschiedenen Zwecken dient. Man braucht es zum Kochen, es speist die ewige Lampe in den Tempeln, und bei den Kindern vertritt es die Stelle des Bad- und Waschwassers. Die tibetanische Mutter wäscht und badet ihre Kinder nicht, sondern salbt sie am ganzen Leib mit Aprikosenöl. Die Tibetaner sind nämlich sehr unreinlich. In Lhassa soll es einige aufgeklärte Leute geben, die sich öfter waschen, aber der gewöhnliche Tibetaner wäscht und badet sich nur einmal im Jahr. Die Leute haben es wohl ihrer herrlichen Bergluft zu danken — sie leben ja gleichsam immer in Höhenluftkurorten — daß sie trotz ihrer abschreckenden Unreinlichkeit verhältnismäßig gesund sind. Die Kindersterblichkeit ist übrigens in Tibet sehr groß.

Die Tibetaner gehören zu der großen mongolischen Völkerfamilie. Ihre Sprache ist einsilbig wie das Chinesische, aber viel leichter zu erlernen als dieses und manche andere asiatische Sprachen. Die Haare der Tibetaner sind schwarz, ihre Augen dunkel und schiefliegend und kleiner als die der Europäer; ihre Farbe ist gelbbraun, aber da sie sich fast nie waschen, ist es schwer zu sagen, was die ursprüngliche Farbe der Haut ist. Die Angehörigen der höheren Stände sollen von Natur ziemlich hellfarbig sein. Zu einem Reisenden kam einmal ein Lama gerade, während er sich rasierte. Der Reisende überredete den Lama, sein Gesicht mit Seife und Wasser zu behandeln, und der Lama war sehr erfreut, als er sich nachher im Spiegel besah. Er wurde aber von seinen Kameraden wegen seines sonderbaren Aussehens so ausgelacht, daß er die Waschung nicht wiederholte.

Ebenso unreinlich wie an ihrem Leib, sind die Tibetaner an ihren Kleidern und in ihren Wohnungen. Der Anzug besteht bei

beiden Geschlechtern in Hosen und langen, durch einen Gürtel zusammengehaltenen Ueberkleidern. Die Farbe der Kleider ist meistens dunkel; in einigen Gegenden indes tragen die Männer weiße und die Frauen schwarze Kleider. Im Winter wirft man noch einen Schafpelz über. Die Männer flechten ihr Haar gewöhnlich in einen Zopf, während die Frauen das ihre entweder offen hängen lassen oder in eine Menge kleiner Zöpfchen flechten. Das ist ein sehr mühsames Geschäft, und eine Tibetanerin frisiert sich deshalb nur einmal im Monat.

Die Häuser sind von Backstein oder Werkstein und meistens zweistöckig. Die untern Räume dienen als Ställe, in den obern hausen die Menschen. Die Einrichtung besteht fast nur aus ein paar kleinen, tragbaren Kochherden aus Lehm oder Stein und einigen Kisten, die zugleich als Bänke dienen. Im Winter ziehen sich die Bewohner auch in die untern Räume zurück, weil es da wärmer ist. Der Dung von dem Vieh bildet fast das einzige Brennmaterial und muß sehr gespart werden. Die Mehrzahl des Volks wohnt übrigens nicht in Häusern, sondern in Zelten. Es giebt einen Stamm, der wegen seiner schwarzen Filzzelte den Namen „die Schwarzzelt-Leute" führt. Die Tibetaner beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht und Ackerbau und leben von den Erzeugnissen ihrer Arbeit. Außer Jacks und Schafen haben sie besonders Ziegen, die — wie überhaupt fast alle Pelztiere, die auf den kalten Hochflächen Tibets leben — zwischen den langen, rauheren Haaren einen feinen, zarten Flaum haben. Aus diesen zarten Ziegenhaaren macht man in Kaschmir, wohin sie aus Tibet gebracht werden, die berühmten Kaschmirschawls. Aus der Milch seiner Tiere macht der Tibetaner Käse und Butter. Diese muß, um dem Geschmack des Eingebornen zuzusagen, ranzig sein, und sie schmeckt um so besser, je älter sie ist. Bei festlichen Gelegenheiten wird Butter aufgetischt, die viele, manchmal 60 Jahre, alt ist. Außer Butter, Käse und dem schon genannten Ziegelthee ist ein Brei von Gerstenmehl das Hauptnahrungsmittel. Aus Gerste wird auch ein berauschendes Getränk bereitet, dem die Tibetaner leider sehr stark zusprechen.

Die Männer sind oft einen Teil des Jahres auf Handelsreisen. Der Handel wird noch in seiner ursprünglichsten Form, als Tauschhandel, betrieben. Tibet führt u. a. Gold, Moschus,

Borax, Jackschwänze und Wolle aus. Das Gewerbe ist noch wenig entwickelt und die Bedürfnisse des Volks an Hausgeräten u. drgl. sind sehr bescheiden. Beim Essen z. B. dient die Hand als Löffel und als Gabel.

Viele tibetanische Stämme leben ausschließlich vom Raub, und Belästigungen durch dieses Raubgesindel gehören auch zu den Annehmlichkeiten des Reisens in Tibet. Besonders berüchtigte Räuber sind die Golokstämme. Sie treten mit solcher Kühnheit und mit solcher Uebermacht in Banden von 500 bis 2000 Mann auf, daß die Karawanen ihnen gegenüber wehrlos sind und der Sieg der Goloks selbstverständlich ist. Es fehlt den Räubern übrigens nicht an einer gewissen Ritterlichkeit. So schießen sie z. B. niemals auf Frauen. Die Goloks stehen unter einer Fürstin, die sehr freundlich gegen Annie Taylor war und ihr zum Schutz einige Räuber als Begleiter mitgab. Merkwürdig ist auch, daß diese Räuberstämme in ihren Fehden sich dem Feind gegenüber der größten Wahrheitsliebe befleißen. Die von Räubern Angegriffenen geben z. B. gewissenhaft Auskunft darüber, was für Waren sie bei sich haben, wer ihr Hauptmann ist u. s. w. Werden dann einmal die Rollen vertauscht, so daß sie die Angreifenden sind, so erwarten sie natürlich von ihren Opfern dieselbe Ehrlichkeit.

Das Familienleben der Tibetaner bietet einige eigentümliche Züge. Die Mädchen heiraten jung, meistens ehe sie 18 sind. Ein Mädchen, das nicht heiratet, hat nur die Wahl, eine Nonne oder eine Bettlerin zu werden. Sehr häufig werden Ehen nur für eine bestimmte Zeit geschlossen; oft nur für einen Monat, aber auch für ein, zwei, drei und mehr Jahre. Ein Mann, der viel auf Reisen ist, kann an jedem Ort, wo er sich länger aufhält, eine Frau haben. Obgleich so viele Männer Lamas werden und ehelos bleiben, scheint doch in Tibet kein Mangel an heiratsfähigen Männern zu sein, denn in den Gebirgsgegenden herrscht allgemein die Vielmännerei. Der älteste Sohn bringt eine junge Frau ins väterliche Haus und sie nimmt alle jüngeren Brüder als Nebenmänner an. Die Kinder gehören dem ältesten Bruder, den sie großer Vater nennen, während die andern Brüder kleine Väter heißen. Die Frauen haben kein Gefühl für das Entwürdigende eines solchen Verhältnisses. Sie fassen es von der praktischen Seite auf und finden es angenehm, drei oder vier Gehilfen bei der Arbeit und bei Abwesenheit eines

Mannes doch noch ein paar Beschützer zu haben. Eine Tibetanerin sagte zu Frau Bishop: „Wenn ich nur einen Mann hätte und er stürbe, wäre ich eine Witwe; wenn ich drei oder vier habe, werde ich niemals Witwe sein.“ In den Thälern kommt übrigens bei den wohlhabenden Tibetanern auch Vielweiberei vor. Die Lage der Frauen ist nicht so traurig, als man glauben könnte. Sie müssen wohl schwer arbeiten, aber die Männer thun auch ihr Teil an der Arbeit. Im Haus genießt die Frau viel Ansehen und es geschieht nichts Wichtiges ohne ihre Zustimmung. Die Eltern lieben ihre Kinder zärtlich und diese sind meist gehorsam. Die Ehrfurcht vor dem Alter, die ein so schöner Zug bei den Chinesen ist, findet man aber bei den Tibetanern nicht. Wenn die Eltern nicht mehr arbeiten können, müssen sie oft das Familienhaus verlassen und in ein kleineres Haus ziehen. Der älteste Sohn übernimmt dann die Herrschaft im Hause. In manchen Gegenden töten die Söhne ihre Väter, wenn sie ihnen zur Last geworden sind.

Die politische Lage und die Vermögensverhältnisse des Volks sind sehr traurig; die trotz dem Verbot der Niederlassung von Fremden ins Land eingedrungenen Hindus stecken unter einer Decke mit den Lamas, die doch als Tibetaner und als Priester das Beste ihres Volkes suchen sollten. Statt dessen helfen sie den Hindus, das Volk zu unterdrücken und auszusaugen. Schwere Fronden und unerschwingliche Steuern zehren am Mark des Volkswohlstandes und viele Dörfer stehen leer, weil sich ihre Bewohner, der Unterdrückung und Aussaugung müde, auf englisches Gebiet geflüchtet haben. Denn da, wo die Engländer herrschen oder doch Einfluß üben, wird die Lage des Volks allmählich besser. Schlimmer noch als die äußere Unterdrückung ist der Einfluß, den die Lamas auf das geistige Leben des Volks ausüben. Sie suchen die Leute absichtlich in der Dummheit und im Aberglauben zu erhalten, denn ein aufgeklärtes Volk würde gar bald die Dienste der Lamas entbehren können.

Der Charakter der Tibetaner unterscheidet sich vorteilhaft von dem vieler andern heidnischen Völker. Sie sind wahrheitsliebend, gutmütig, freundlich, heiter, fleißig und ehrlich, sie werden selten zornig und sind nach einem Streit leicht zur Versöhnung bereit. Es kam manchmal vor, daß heidnische Nomaden von den Missionaren der Brüdergemeinde Geld zum Bezahlen der Steuern

entlehnten und ihre Schuld noch vor der versprochenen Zeit zurückzahlten.

Die Hauptfehler der Tibetaner sind Unsittlichkeit, Geiz, Unreinlichkeit und Mangel an Ausdauer. Sie sind von Natur arglos und zeigen den Fremden keine Feindseligkeit, wenn sie nicht durch die Lamas aufgehetzt sind. Dann können sie allerdings grausam und verräterisch sein. Ein Reisender fand, daß ihm die Tibetaner überall ihr Bestes darboten, das beste Zimmer, das beste Essen, die beste Bedienung. Einmal wollte er ein paar vornehmen Frauen einige Korallenperlen schenken, konnte sie aber nur schwer überreden, das kleine Geschenk anzunehmen. Sie sagten: Du kommst von einem fernen Land; es ist unsere Sache, dir den Aufenthalt angenehm zu machen; warum solltest du uns beschenken?

Schrecklich ist der Aberglaube des Volks. Wenn bei einem Kranken das gewöhnliche Heilmittel, Butter — äußerlich und innerlich angewandt — nichts hilft, so holt man den Lama. Er fertigt einen Strohmann, der als Stellvertreter des Kranken gilt und mit dessen Schmuck behängt wird. Durch die Gebete und Zeremonien des Lama soll die Krankheit auf den Strohmann übergehen, den man schließlich verbrennt — natürlich nicht, ehe der Lama, zum Lohn für seine Mühe, den Schmuck an sich genommen hat. Pockenkranke setzt man auf einen Berg aus und überläßt sie ihrem Schicksal. Bei Pockenepidemien legt man in den noch nicht befallenen Gegenden auf die Brücken und Grenzscheiden Dornen, um dadurch die Krankheitsgeister zu verscheuchen. Die Tibetaner haben eine große Verehrung für Bücher. Das neue Testament gilt für besonders zauberkräftig. Hat ein Tibetaner vielleicht auf einer seiner Handelsreisen oder von einem durchreisenden Missionar ein solches bekommen, so reißt er wohl gelegentlich ein Blatt heraus und giebt es einem Kranken in seiner Familie zum Verschlucken.

Führt eine Krankheit zum Tode, so müssen natürlich wieder die Lamas kommen. Während im obern Stock des Hauses die Freunde und Verwandten das Leichenmahl halten, wirtschaften unten die Lamas — wenn der Tote ein reicher Mann war, sind sie in großer Anzahl da. Der älteste Lama fängt an zu beten, und um die Seele vom Körper frei zu machen, lüpft er die Locke, die jeder Tibetaner am Hinterkopf trägt. Der Leichnam wird dann mit Tüchern bedeckt aus dem Haus getragen und die Angehörigen er-

weisen ihm die letzte Ehre, indem sie siebenmal um ihn herum gehen. Dann entfernen sich die Frauen und nun liest der Lama die Begräbnisliturgie. Hierauf entfernen sich auch die männlichen Angehörigen, und dann wird der Leichnam durch Männer, die dieselbe Schutzgottheit haben, wie der Verstorbene, zu der Verbrennungsstätte getragen. Am folgenden Morgen sucht ein Mann in der Asche des Verbrannten nach den Fußspuren von Tieren und je nach dem Befund schließt man, in welchem Tier die Seele wieder auf die Welt kommt. Die Asche wird in Grabpyramiden, sogenannten Tscho-tens, gesammelt und aufbewahrt.

Eine billigere Art, die Toten zu bestatten, besteht darin, daß man sie zerstückt und den wilden Tieren zum Fraß hinwirft.

Aber nicht nur in Krankheits- und Sterbenszeiten, sondern auch für das gewöhnliche Alltagsleben braucht man die Lamas, und wenn das Ansehen und Mitmachen von abergläubischen Zeremonien und das mechanische Herplappern von Gebeten das Wesen der Religion ausmachte, so könnte man die Tibetaner ein sehr religiöses Volk nennen. Im Frühjahr halten die Lamas feierliche Umzüge um die Felder, zum Schutz gegen Wetterschaden. Für die Zeit der Aussaat und der Ernte muß der Lama einen günstigen Tag auswählen, und darüber verpassen die armen Leute oft den Zeitpunkt, wo das Wetter günstig wäre. Wallfahrten und Kasteiungen werden dem Volk von den Lamas als Mittel empfohlen, auf dem Weg der Vollkommenheit weiter zu kommen. Ein Mann besaß ein eigenes Haus und Feld und war dabei ein Jagdliebhaber. Er behauptete, er habe mehr als 1000 Tiere getötet. Ein Lama sagte ihm, das sei Sünde, und der Mann fing nun an, um diese Sünde zu büßen, als ein Bettler im Land umherzuziehen. Sehr heilsam sind natürlich Wallfahrten zu berühmten Klöstern, denen man dann reichlich Opfer darbringt.

An allen Kreuzwegen und Gebirgspfaden stehen Steinpyramiden, auf denen Zweige, Stäbe, Hörner, Speere und andere Gegenstände liegen. An jedem ist ein Streifen Stoff befestigt, auf dem die Worte Om mani had-mé-hum stehen. Jeder Wanderer, der wohlbehalten ans Ende des Weges gelangt ist, jeder Vorübergehende, der eine Reise antritt oder von einer solchen heimkehrt, bringt hier in Gestalt eines derartigen Gegenstandes ein Dank- oder Bittopfer dar. Am Eingang der Dörfer sind sogenannte

sind. Obwohl nun diese Unterstützung der Mission sehr zu statten kommt, so hat sie doch manchen Nachteil für sie im Gefolge, insofern sie dadurch der Regierung gegenüber in ein abhängiges Verhältnis gerät. Aus diesem Grunde unterscheiden auch die Indianer wenig zwischen Regierung und Mission und die Schularbeit wird durch dieses Mißverhältnis wesentlich erschwert. Im ganzen sind die Kinder der Indianer gelehrig und gehorsam, aber wie gesagt, sie weilen nur höchst ungern in der Schule, die ihnen als eine Art von Zwangsanstalt gilt. Das ungebundene Leben auf der weiten Prärie sitzt ihnen so tief im Blut, daß sie sich nicht selten den Räumen des Schulgebäudes durch die Flucht entziehen und in ihr Element der Freiheit zurückkehren. Der Schulvorsteher hat dann ein solches Kind wieder zu holen, was jedoch viel Zeit und Mühe in Anspruch nimmt und oft auch ohne Erfolg ist. In solchem Fall muß die Sache dem Regierungsbeamten gemeldet werden, und diesem stehen Zwangsmittel zu Gebote, denen die Indianer gewöhnlich nicht widerstehen können. Das Kind wird wieder eingeliefert. Natürlich grollen dann die alten Indianer und zwar in erster Linie nicht dem Beamten, sondern den „Schulleuten". Aber das wäre noch nicht das Schlimmste an der Sache. Viel nachteiliger ist der Umstand, daß man die Kinder nicht lange genug in der Schule beläßt, wenigstens nicht so lange, bis sie so viel Englisch weghaben, um das Wort Gottes oder eine einfache Predigt zu verstehen; denn sobald die Schüler einigermaßen lesen und schreiben können, und sie so weit sind, daß der Missionslehrer auf sie einzuwirken imstande wäre, ist dem Gebot der Regierung im allgemeinen Genüge geschehen. Des Zwanges enthoben, sind sie froh, der Schule Lebewohl sagen zu dürfen. Oder aber werden sie von der Regierung den niederen Missionsschulen entnommen und in höhere Bildungsanstalten in den Staaten übergeführt. Unter diesen Umständen ist die Missionsarbeit in den Indianerschulen meist eine sehr entmutigende Aufgabe.

Ueberhaupt hat die Regierung und selbst die Mission viel zu viel von dem Einfluß der Schule auf die Indianer erwartet; aber man hat sich hierin sehr getäuscht. Denn, um es kurz zu sagen, die „gebildeten Indianer", wie die geschulten Rothäute gewöhnlich genannt werden, haben sich leider nicht die guten Ergebnisse der Civilisation angeeignet. Im Gegenteil, die auf den höheren Schulen meist sehr oberflächlich erworbenen Kenntnisse dienen häufig nur dazu, die Indianer anspruchsvoll und allen schlechten Einflüssen zugänglich zu machen. Als Heiden verlassen sie ihre Indianer-Niederlassung auf der Prärie, um nach Carlisle oder Lawrence — zwei bedeutenden Indianerschulen in Pensylvanien und Kansas — zu gehen. Hier verbleiben sie vier

oder sechs Jahre, lernen Englisch und wohl auch ein Gewerbe, werden von der oder jener Kirchengemeinschaft getauft und kehren dann auf hohen Beinen zu den Ihrigen zurück. Wie schmerzt es einen doch, wenn man einen solchen „Zurückgekehrten“ als Gentleman in feiner Garderobe, mit steifem Kragen, goldenen Manschettenknöpfen und mit einem Sonnenschirm bewaffnet auf der Prärie einherstolzieren sieht! Ach, er ist nicht mehr derselbe Indianer, als welcher er vor einigen Jahren das Zelt seines Stammes verließ. Damals trug er die üblichen langen Haare und eine wetterfeste Kleidung von Hirschfellen; er ging zu Fuß oder ritt zu Pferd, mit Bogen, Köcher und Pfeilen versehen, in die weite, blumige Prärie hinaus. Sein Herz war damals zwar noch heidnisch, aber gerade und aufrichtig. Sein dunkles Auge war scharf, aber treu; seine Worte waren karg, aber gerade wie sein Pfeil, seine Miene war wohl kalt und gemessen, aber das Herz schlug doch warm. Jetzt ist das Haar kurz geschnitten, das Hirschfell hat einer eleganten, modischen Kleidung Platz gemacht, das Auge ist unstät, die angelernten Verbeugungen und das verbindliche Lächeln haben das äußere gemessene Wesen verdrängt, aber auch zugleich das treue, warmfühlende Herz. Ja, der Jüngling kommt total verändert zurück, nicht mehr als Indianer und Kind seines Volkes, sondern als verbildeter Mensch, als indianischer Geck. Zwar ist er nicht mehr Heide, aber welcher Art ist sein Christentum!*) Und wie lange währt es, so sind die schönen Kleider zerlöchert, und wie diese, so ist auch der ganze Mensch in elender, schlechter Verfassung. Es giebt ja, Gott sei Dank, auch rühmliche Ausnahmen, aber sie sind selten, und ich male wahrlich nicht zu schwarz.

Doch nun einiges über die religiösen Vorstellungen der heidnischen Cheyennes, und zwar, sofern dieselben mit den vier Himmelsrichtungen verknüpft sind.

Es ist eine Eigentümlichkeit der Indianer, daß der Eingang ihrer Zelte stets auf der Ostseite liegt. Dieser Umstand hat seine sinnige Bedeutung; denn im Osten nimmt, nach ihrer Vorstellung, alles seinen Ursprung: das Leben und das Licht; dort nehmen auch die Tage ihren Anfang. Darum muß der Eingang des Zeltes stets nach Osten liegen. Am östlichen Himmel glänzen die Plejaden, die das Sinnbild des Lichtes und der Lebensfülle sind. Nach ihnen, und nicht nach dem Polarstern, richten sich die Indianer, und eine lange

*) Es ist bezeichnend für die englische und amerikanische Anschauung, daß man in der Annahme einer äußerlichen Bildung, die sich vielleicht ein Eingeborener angeeignet hat, und die oft nur in der Nachäffung westländischer Kleidung und Manieren besteht, schon eine bedeutende Errungenschaft erblickt, wobei man übersieht, welche Karikatur ein entnationalisierter Eingeborener ohne wahre, christliche Herzensbildung darstellt. D. H.

Sage ist mit diesem Siebengestirn aufs engste verknüpft. Nach ihr sind es die beiden Geschwister Makos und Mako, die hier auf Erden verfolgt, aber nie getötet, sondern zu glänzenden Sternen im Lande des Lebens verwandelt wurden. Die östliche Himmelsrichtung wird deshalb gewöhnlich durch die weiße Farbe versinnbildlicht.

Der Westen ist im Gegensatz zum Osten das Land des Todes, weshalb auch der tote Indianer stets auf der westlichen Seite des Zeltes herausgetragen wird. Und weil im Westen das Tagesgestirn untertaucht und der Tag zu Rüste geht, meinen die Rothäute, daß auch sie, je mehr sie von den Weißen nach Westen gedrängt werden, ihrem Untergang nahe seien. Sein Sinnbild ist die gelbe Farbe, nicht allein, weil die untergehende Sonne mit ihrem abendlichen Strahlenschimmer den westlichen Horizont in goldene Farben taucht, sondern auch, weil die gelbe Farbe das charakteristische Merkmal der herbstlichen Bäume und Gräser ist. Wenn die Früchte, die Beeren, das Laubwerk der Bäume und die Gräser der Prärie ihre vollkommene Reife erlangt haben, werden sie gelb; sie sind reif, sagen die Indianer. Und wenn die Sonne sich zum Untergange neigt und ihren Lauf vollendet hat, so ist der Tag reif. Wenn die Prärie im Herbst sich in ihr gelbliches Gewand kleidet, dann ist das Jahr reif, der Jahreslauf vollendet. So ist auch die gelbe Farbe das Zeichen des reifen Alters, des vollendeten Mannes, für den der Herbst des Lebens angebrochen ist.

Für das Göttliche aber ist rot die „heilige" Farbe. Sie ist ihnen, sagen die Indianer, von Gott selbst gegeben als Kennzeichen eines zwischen ihm und ihnen geschlossenen Bundes.

Der Süden ist das Land des Frühlings und der Hitze, aber auch der Lebensfülle, weshalb man ihn durch die grüne Farbe versinnbildlicht. Im Frühling wehen die lauen Südwinde, die den Schnee verschwinden lassen und die Fesseln des Eises lösen. Da bedeckt sich die Prärie mit jungen Gräsern und mit dem Schmuck der Blumen, das Wild stellt sich zahlreich ein und findet fette Weide. Wohlgenährt bietet es dem Indianer reiche und lohnende Jagdbeute. Da hat er Freude die Fülle. Und wie der Westen als Bild des gereiften Mannes, der reifen Natur und des Lebensabends gedacht wird, so ist der Süden das Symbol der Jugend und des Lebensfrühlings. Darum verzieren auch die jungen Indianer häufig ihre Mokassins oder Schnürstiefel mit grünen und weißen Perlen.

Der Norden dagegen ist das Land der Kälte, weshalb er durch die blaue oder schwarze Farbe als Zeichen der Kälte und des Nachtdunkels dargestellt wird. Doch gilt schwarz immerhin als gute Farbe, da die Indianer die dadurch versinnbildlichte Nacht sich als

einen großen, dunkeln Mantel denken, in den der Schöpfer die ganze Natur und Menschheit wohlthätig einhüllt. Die Nacht ist somit nach ihrer Anschauung das Sinnbild der Ruhe und Erquickung. Deshalb bemalen sie sich auch mit schwarzer Farbe, indem sie sich dem Geber der Nacht dankbar erweisen wollen. Ebenso gilt schwarz als Friedensabzeichen. Im letzten Jahre kamen Indianer eines anderen Stammes, mit denen die Cheyennes nie Frieden geschlossen hatten, in das Kantonnement der letzteren. Bei dieser Gelegenheit bemalten die meisten Cheyennes ihr Gesicht schwarz, um dadurch anzudeuten, daß nun Ruhe und Frieden zwischen den beiden Stämmen eingetreten sei. — Wenn das Dunkel der Nacht die Prärie bedeckt und der Indianer sich noch auf der Reise befindet, so bittet er die Nacht, die Bäume und Gräser, die Steine, Tiere und Insekten um Entschuldigung wegen der Störung ihrer Ruhe. Kommt er an einen Fluß, so wirft er einen Stein ins Wasser, um dasselbe zu wecken und ihm mitzuteilen, daß er seine Ruhe stören müsse.

Nach der Vorstellung der Indianer üben demnach die vier Himmelsrichtungen einen großen Einfluß auf das irdische Leben aus. Daher müssen auch die verschiedenen Himmelsrichtungen selbst unter dem Einfluß oder der Leitung einer übernatürlichen Kraft stehen. Diese stellen sich die Indianer als einen Naturgott vor, dem geopfert und gedankt werden muß, damit das tägliche Leben unter einem guten Einfluß stehe. Dazu kommen dann noch die Kräfte der Erde, die von innen heraus das Wachstum erzeugen, die sich aber auch durch Erdbeben, Mißernten und anderes rächen. Dieser Naturkraft in der Erde steht die Kraft von oben, die Sonnenkraft, gegenüber, die in ihrer Weise Segen spendet oder aber zürnend straft. Somit haben die Indianer eigentlich sechs Himmelsgegenden und ebenso viele Götter und Geister, in deren Macht das irdische Leben steht. Außer diesen Geistern giebt es noch einen „bösen Geist", der bald unter der Gestalt eines ungeheuren Vierfüßlers oder Reptils, bald als ein gehörnter Geist gedacht wird. Ueber allen diesen Geistern steht der „Große Geist", der alles geschaffen hat und dem alle Kreaturen und Geister Ehre geben müssen. Dieser Große Geist befaßt sich jedoch mit einer anderen Welt; die Sorge für diese Welt und das irdische Leben überläßt er seinen untergeordneten Geistern.*) Mit diesen haben die Indianer vornehmlich zu thun.

*) Diese Anschauung von Gott, dem Schöpfer aller Dinge, berührt sich hier mit der Gottesidee der westafrikanischen Negerstämme, wonach sich Gott, der Höchste, nach der Schöpfung zurückgezogen habe und alles weitere, auch den Verkehr zwischen ihm und seinen Geschöpfen, den von ihm ins Dasein gerufenen geistigen Mittelwesen (den Fetischen) überläßt. D. H.

Bei jeder Mahlzeit und auch bei sonstigen Anlässen im täglichen Leben muß die Tabakspfeife, bevor sie angezündet wird, nach den vier Himmelsrichtungen, dann nach unten gegen die Erde und nach oben hin präsentiert werden, gleichsam als seien es Persönlichkeiten, denen man die Pfeife zur Benutzung anbietet. Dieser Akt soll die Verehrung der Naturkräfte darstellen. Bei wichtigen Anlässen wird sogar die Pfeife, nachdem sie angezündet ist, dazu benützt, um den Rauch nach allen Himmelsrichtungen hin, sowie nach unten und oben, zu blasen, und das als Zeichen des Opfers. So ist auch überhaupt jegliches Rauchen der Tabakpfeife den Indianern heilig. Wer mit seinem Feinde raucht, mit dem muß er Friede und Freundschaft schließen, will er nicht alle Elemente Himmels und der Erden gegen sich haben. Ja, selbst auf der Jagd, wenn sie eine Herde Hirsche oder sonst ein Wild erspähen, spielt die Tabakspfeife eine wichtige Rolle. Die Indianer bilden in diesem Fall einen Kreis; es steigt einer vom Pferd, zündet die Pfeife an, bläst den Rauch nach allen sechs Richtungen hin und reicht sie dann den Jagdgenossen; von diesen thut jeder, je nach Umständen, einen oder mehrere Züge. Auch wird der Rauch gegen die zu schießenden Tiere geblasen. Dieser Vorgang wird sowohl auf der Jagd, als im Kriege beobachtet und mit aller Ruhe und Andacht vollzogen, weil Jagd und Krieg — wie überhaupt alles Töten — eine Zerstörung der Naturwesen ist; die Naturkräfte müssen deshalb versöhnt werden, damit man des Erfolges sicher ist.

Die Cheyennes haben somit eine gewisse Vorstellung von einem höchsten Gott. Auch die Idee eines ewigen Lebens und einer Vergeltung nach diesem zeitlichen Leben ist ihnen nicht fremd; aber dies alles ist überwuchert und entstellt von ihrem Natur- und Gestirndienst, denn sie verehren auch Sonne und Mond als Naturkräfte. Man kann sich denken, daß unter solchen Verhältnissen, wozu noch die überaus schwierige Sprache kommt, die Missionsarbeit unter den Indianern keine sehr leichte und lohnende ist. Indes, wir arbeiten in aller Geduld, aber mit zuversichtlichem Glauben und freudigem Mut. Unsere Aufgabe ist, den Indianern Jesum, den Gekreuzigten, zu predigen; um sie aber besser anfassen zu können, und um zu wissen, wie wir den Samen des göttlichen Wortes ausstreuen sollen, müssen wir den Boden, d. h. ihre eigene Religion kennen. Die Kenntnis hievon muß uns dazu dienen helfen, das Reich der Finsternis zu bekämpfen und das Reich Gottes unter unseren Indianern zu bauen.

Umsomehr thut es einem leid, wenn man sehen muß, wie andere amerikanische Kirchengemeinschaften, seitdem das Land den Weißen zur

Ansiedelung offen steht, sich in unser Missionsfeld hereindrängen. Ja würden sie in gründlicher Weise unter den Indianern arbeiten und diese wirklich zum Heiland führen, so wollten wir uns aufrichtig darüber freuen. Allein die Methodisten, die Bischöflichen und Kongregationalisten, die alle die Indianer umschwärmen, sie wollen alles nach amerikanischer Art, mit Dampf und Elektrizität betreiben. Ihre ganze Missionsarbeit scheint lediglich darin zu bestehen, Versammlungen zu halten, wo und wie es sich gerade schickt, ein oder mehrere Dutzend Indianer zu taufen und dann in pathetischen Berichten das alles haarklein bekannt zu machen. Mit der Bekehrung und der christlichen Erkenntnis ist es aber bei diesen Leuten oft nicht weit her. Ich habe manche dieser Getauften ausgefragt und mich überzeugt, daß die Taufe bei ihnen oft nur eine Addition zu ihren heidnischen Ceremonien ist. Und das kann auch gar nicht anders sein, wenn man den Indianern nur durch unzuverlässige Dolmetscher predigt und dies erst noch in einer Weise thut, wie man vor weißen Leuten zu predigen pflegt. Hiefür fehlt aber den Indianern, deren Ideengang und Ausdrucksweise so ganz anders ist, jedes Verständnis. Kürzlich haben sogar die Methodisten angefangen, die jungen Indianer, die sie zu ihren Christen zählen, in den umliegenden Städten öffentlich auftreten zu lassen, wobei dieselben vor dem Publikum singen und deklamieren müssen. Das hat den jungen Leuten so gefallen, daß sie nun von sich aus einen Verein gebildet haben, der den Zweck verfolgt, in den Städten Vorstellungen zu geben, wobei Indianertänze u. a. m. aufgeführt werden. Wie die Amerikaner das mit dem Christentum vereinigen und wie sie dergleichen Dinge noch verteidigen können, zeigt die Tiefe ihres religiösen Lebens. Und solche Leute treiben Mission unter den Indianern. Daß sie dabei den armen Heiden wenig bieten, ist klar. Der Indianer geht natürlich gern zu solchen Schaustellungen, Theepartien und ähnlichen Abendversammlungen, aber er fühlt wohl, daß das keine rechte Anbetung Gottes ist. Ja ich möchte sagen, er kennt von Haus aus Besseres als das. Zudem läßt sich zwischen einem solchen Thee- und Schauchristentum und dem Naturdienst der Indianer kaum noch feststellen, welches von beiden heidnischer ist. Bei dem einen sucht der Mensch nur sich selbst zu gefallen und die Zeit auf angenehme Weise zu vertreiben, bei dem anderen ist doch noch wenigstens ein gewisser Grad von Andacht und Ehrfurcht vor dem Schöpfer da. Kein Wunder, daß die alten Indianer bald nicht mehr wissen, was und wem sie glauben sollen und daß sie zu mutmaßen anfangen, die Weißen seien hinsichtlich ihrer Religion selbst im Ungewissen, da die einen so, die andern anders lehren. Ich will gerne glauben, daß jene Kirchengemeinschaften es aufrichtig n

aber ihre oberflächliche Art ist doch ein großes Hindernis für die Ausbreitung des Reiches Gottes.

Die Arbeit unter den Indianern, zumal wenn man die Schwierigkeit der Sprache, die Art des Heidentums und den verderblichen Einfluß gottloser Weißer in Betracht zieht, ist schon schwierig genug; nun kommen auch noch diese Christen mit ihrer ungesunden Missionspraxis. Da ist von keiner Mithilfe die Rede; im Gegenteil, sie erschweren und hemmen das Missionswerk. Aber wir verzagen nicht; wissen wir doch: „Die Sach' ist Dein, Herr Jesu Christ, die Sach', an der wir stehn". Zwar können wir noch nicht von bekehrten Indianern berichten, aber wir merken deutlich, daß das Wort Gottes eine Spur in den Herzen unserer Cheyennes hinterläßt. Wir könnten sie alle leicht überzeugen, daß sie sich taufen ließen, wie dies andere Kirchengemeinschaften thun, aber damit wäre weder den Indianern noch dem Reich Gottes gedient. Dazu hat uns Gott nicht hierhergesandt, und der Gerichtstag Gottes steht uns zu ernst vor den Augen, als daß wir Spiel mit dem Heiligen treiben möchten. Nein, wir arbeiten in aller Geduld weiter, bis der ausgestreute Same aufgeht und Frucht bringt, die da bleibet.

Inzwischen dient es uns zur Ermutigung, daß die Cheyennes Vertrauen zu uns haben, und unsere Kenntnis ihrer Sprache — wenn sie auch noch unvollkommen ist — ist ein wichtiges Hilfsmittel, ihnen näher zu kommen. Für die Gottesdienste haben wir ein Kirchlein, das letzten Winter gebaut wurde. Da die Indianer keine Uhren besitzen und mir die Glocke fehlt, so macht allemal ein Häuptling die Runde und ruft nach Indianersitte seine Leute zusammen. Bald nachher erscheinen dieselben, einer nach dem andern, gewaschen, gekämmt und sauber gekleidet. Viele färben sich sogar das Gesicht rot, weil sie glauben, es sei dies Gott wohlgefällig und schicke sich also in seinem Heiligtum. Sie sind noch alle Heiden, aber sie kommen regelmäßig zur Kirche, sind andächtig und zeigen Achtung vor dem Hause Gottes. Man könnte meinen, man habe Christen vor sich. Im letzten Winter habe ich die langen Abende dazu benutzt, um eine kleine Schule mit ihnen anzufangen, in der ich sie in ihrer Sprache lesen und schreiben lehrte. Da meine Schüler, obwohl dreißig- und vierzigjährig, eifrig und fleißig sind, so gedenke ich im kommenden Winter damit fortzufahren. Außer meiner Arbeit im Kantonnement selbst habe ich noch die andern Cheyenne-Dörfer, die weit umher zerstreut liegen, zu besuchen. Aber es kommen auch viele Indianer zu mir mit ihren mannigfachen Anliegen und bieten uns Gelegenheit, ihnen mit der Botschaft des Heils nahe zu treten. —

Diesen Mitteilungen von Miss. Petter möchten wir nur noch

den Wunsch beifügen, daß der Herr seine schwierige und unscheinbare Arbeit unter den Rothäuten auch fernerhin segnen wolle, damit diesem Indianerrest noch an seinem Lebensabend das Licht von oben leuchten möge.

Im Nordosten von Kamerun.

Reiseskizze von Miss. Fr. Autenrieth.

(Fortsetzung von Seite 205.*)

3. Im Tingethal.

Nachdem wir von Bonasongo aus gegen sechs Stunden unter dem ununterbrochenen Laubdach des Urwalds dahingezogen waren, betraten wir an einem rauschenden Wasserfall, der von bewaldeten Höhen dicht umschlossen war, das kleine Dorf Musoko. Die Sonne stand schon tief und unser Ziel wollten wir doch noch vor Nacht erreichen. So marschierten wir ohne Aufenthalt durch. Kurz oberhalb von Musoko überschritten wir dann an einer breiten, aber günstigen Stelle den Mabombe und wandten uns auf das östliche Ufer. Dem Lauf des letzteren folgend waren wir von Njanga aus bisher fortwährend nordostwärts gewandert. Hier verläßt der Mabombe diese Richtung und wendet sich nach Norden, wo er im nördlichen Nkosi-Gebirge seine Quelle hat. Unser Weg behielt jedoch die bisherige nordöstliche Richtung bei und führte uns in ein Seitenthal des Mabombe, ins Tingethal, das im Gegensatz zu der vorigen wilden, unbewohnten Urwaldgegend ein verhältnismäßig gut bebautes, freies Gelände mit zahlreichen Dörfern aufweist. Wie eine neue Welt that sich uns dieses schöne, acht bis zehn Stunden fast geradlinig verlaufende Thal auf. Das in der breiten Thalsohle über Basaltfelsen wild dahinrauschende Tinge-Flüßchen und die zu beiden Seiten sich hinziehenden steilen und dichtbewaldeten Höhenzüge verliehen im Verein mit den schönen Kulturanlagen des fruchtbaren Thales dem Ganzen einen romantischen und zugleich anmutigen Charakter. Eine kurze Strecke marschierten wir noch das Tingethal aufwärts und wir waren in Bonandam, unserem heutigen Ziel.

Todmüde waren wir hier angekommen, wo indes der freundliche Häuptling Mboga schon zwei Hütten für uns hatte herrichten lassen.

*) Ein unvorhergesehener Umstand läßt uns leider erst jetzt die auf abgebrochene Reiseskizze wieder aufnehmen. D. H.

Nachdem ich der herbeigeeilten neugierigen Menge in aller Kürze den Zweck meines Kommens erklärt hatte, bezog ich die mir zugewiesene Hütte und suchte mein Lager — die am rußigen Dach befestigte Hängematte — auf. Erst am folgenden Morgen fand sozusagen die Hauptvorstellung statt, denn die Volksmenge, die in der Dämmerung des vorhergehenden Abends ihre Neugier nicht recht hatte befriedigen können, wollte mich jetzt genau sehen und betrachten; war ihnen doch nie ein Weißer vor die Augen gekommen. Ich ließ den Leuten die Freude und stellte mich in den Hof, wo ich denn eingehend gemustert, angestaunt und mit vielen Worten und Gebärden beschrieben wurde, etwa wie in einem zoologischen Garten ein neuangekommenes fremdländisches Tier. Schade, daß ich ihre Sprache nicht verstand; ihre anthropologischen Studien und Betrachtungen, die sie zum besten gaben, waren für ein europäisches Ohr sicher ergötzlich. Auch der biedere Häuptling Mboga stand zufrieden lächelnd in der Nähe und brummte die ganze Zeit über vor sich hin, denn durch mein Kommen war ihm ein seit Jahren gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen. Er brachte denn auch gleich in der Frühe des Tages eine Ziege als Geschenk und bemerkte, daß, wenn diese aufgezehrt sei, er eine zweite liefern werde; zugleich bat er mich, doch wenigstens 1 bis 2 Monate bei ihm zu bleiben. Allein ich konnte ihm nur 4 Tage in Aussicht stellen.

Während meines Aufenthalts in Bonandam durchstreifte ich die nächstgelegenen Ansiedelungen, die meist nur aus kleinen Gehöften bestehen, und suchte den Bewohnern etwas von der Botschaft des Heils verständlich zu machen. Ich redete in Duala, was dann mein Gehilfe Abel ins Bankon (Abo) dolmetschte, das trotz seiner Verschiedenheit von dem hier gesprochenen Bonking von vielen verstanden wurde. Die lebhaften Handelsbeziehungen, die zwischen Bonandam und den weiter südlich gelegenen Basastämmen: Mdogripenda, Fan, Abo, Yabasi u. a. bestehen, haben glücklicherweise die vorhandenen Sprachgrenzen vielfach überbrückt, wie dies übrigens auch im Kamerun-Flußgebiet der Fall ist.

Etwa anderthalb Stunden flußaufwärts von Bonandam traf ich das ziemlich bevölkerte Dorf Mbaga, dessen Häuptling mich sehr vorwurfsvoll empfing, weil ich nicht ihm zuerst die Ehre meines Besuches hatte zu teil werden lassen. Doch beruhigte er sich, als ich wenigstens ein Mahl bei ihm einnahm und versprach, auf meiner nächsten Reise bei ihm Quartier nehmen zu wollen. Mbaga liegt auf einem schönen Hügel und ist nicht so zerstreut angelegt, wie die übrigen Dörfer jener Gegend, so daß sich leicht eine größere Anzahl Leute zur Straßenpredigt zusammenfindet. Bei einem längeren Aufenthalt im Tingethal würde sich auch dieser Ort am besten zum Standquartier eignen, da

es sich von hier aus sehr leicht thalauf und thalabwärts reisen läßt. Meinen Eindrücken nach zu schließen dürfte es auch kaum schwer sein, Eingang mit dem Evangelium unter jener Bevölkerung zu finden; denn während man doch sonst bei fremden Stämmen infolge abergläubischer Furcht nur schwer Vertrauen findet, kam man mir im südlichen Teil des Tingethals allenthalben in der freundlichsten Weise entgegen. Auch sonst unterscheidet sich die Bevölkerung sehr wesentlich von den weiter landeinwärts wohnenden Stämmen; denn während in Bonandam sehr viele Kranke wegen Medizin zu mir kamen und diese ohne Bedenken einnahmen, war dies weiter im Innern nicht mehr der Fall. Medizin wurde von niemand mehr begehrt und selbst nicht geschenkt angenommen. Ueberhaupt habe ich auf allen meinen Inlandreisen die Wahrnehmung gemacht, daß Stämme, die einen regen Verkehr mit andern Stämmen pflegen, dem Weißen weit weniger mißtrauisch und abergläubisch begegnen, als solche, die in sich abgeschlossen leben. Die Mission wird daher unter jenen stets leichteren Eingang finden, da sie infolge des Verkehrs aufgeweckter und verständiger sind. Sie lernen nach und nach die Schäden ihrer herkömmlichen Einrichtungen einsehen, hängen deshalb auch nicht mehr so zäh daran und wünschen mehr oder weniger bessere Zustände herbei. Ganz anders verhält sich's bei den Stämmen, die keine Berührung mit der Außenwelt haben. Sie verschließen sich allem Neuen, halten mit aller Zähigkeit an ihrem Aberglauben nach väterlicher Weise fest und haben weder Verständnis noch Bedürfnis für bessere Zustände.

Gern hätte ich mich noch längere Zeit im schönen Tingethal aufgehalten; aber da ich die Möglichkeit vor mir sah, noch weitere Gebiete zu erreichen, so durfte ich diese nicht unbenutzt lassen. Ehe ich indes von Bonandam weiterzog, wurde die Freude, die mein Besuch unter der Bevölkerung hervorgerufen hatte, durch einen Unglücksfall sehr gedämpft. Einige Leute des Häuptlings waren in jenen Tagen auf die Elefantenjagd gegangen und stießen auch bald auf einen dieser Dickhäuter. Aber die Schützen fehlten, das wütend gewordene Tier ging auf einen derselben los und zerstampfte ihn dermaßen, daß der Unglückliche nur noch als formlose Masse nach Hause gebracht wurde. Natürlich gab es böswillige Leute genug, die dieses Unglück in Zusammenhang mit meinem Kommen zu setzen wußten. Doch Mboga war so vernünftig, sich nicht gegen uns einnehmen zu lassen. Ruhig ließ er sich von uns belehren und versprach, unserem Wort zu folgen und keinen Hexenprozeß anzufangen. Nach dem Aberglauben der Leute ist nämlich an jedem Unglücks- und Todesfall irgendein Mitmensch schuld, der durch geheime Zauberkraft das Unglück herbeigeführt haben soll. Prozesse und Gottesgerichte, durch die

vermeintlichen Schuldigen ermittelt werden sollen und denen mancher Unschuldige zum Opfer fällt, sind daher an der Tagesordnung, und auch in unserem Fall wäre es nicht ohne Gottesgericht abgegangen, wenn es nicht durch unseren Besuch verhindert worden wäre. Mboga beobachtete sogar die Rücksicht, das Begräbnis und das damit verbundene Klagegeheul nicht in seinem Gehöft stattfinden zu lassen, wie es sonst der Brauch erforderte. So spielte sich die Totenfeierlichkeit mit ihrem Herz und Ohr zerreißenden Wehklagen in ziemlicher Entfernung ab und wir blieben unbehelligt. Mit dem Versprechen, dereinst meinen Besuch in Bonandam zu wiederholen, schied ich von dem gastfreundlichen Ort.

---

4. Bevölkerungs- und Sprachverhältnisse.

Ehe wir dem romantischen Tingethal den Rücken kehren, sei noch ein Wort über die dortigen Bevölkerungs- und Sprachverhältnisse gesagt. Man sollte erwarten, daß die zahlreichen Dörfer, die sich hier 6 bis 8 Stunden lang fast ununterbrochen aneinanderreihen, nach Abstammung und Sprache einem und demselben Stamme angehörten, zumal die Bevölkerung des Thales fast nach jeder Richtung hin durch meist ansehnliche Urwaldstrecken von den nächsten Ansiedelungen getrennt ist. Beiläufig ist hier zu bemerken, daß man sich von diesen Ansiedelungen, wenigstens soweit sie sich von der Küste bis zum Fuß der Inland-Hochgebirge hinziehen, und vom Land am besten ein Bild macht, wenn man sich das Ganze als eine von Urwald und Busch bedeckte Wildnis denkt, inmitten welcher sich da und dort gleich Inseln im Ocean menschliche Ansiedelungen und Kulturanlagen finden, die sich jedoch in der Vogelperspektive nur wenig vom unkultivierten Buschland unterscheiden. Hinsichtlich des Flächenraums beträgt das von Menschen besiedelte und angebaute Land weitaus nicht den vierten Teil des Urwaldgebietes. Diese Kulturinseln sind meist nur von einem einzelnen Stamm bewohnt und der Urwald bildet für ihn einen natürlichen Schutzwall gegen den benachbarten Stamm, mit dem man in der Regel in Fehde lebt. Auffallenderweise ist die Bevölkerung des Tingethals, obwohl sie eine zusammenhängende Ansiedlung darstellt, eine sehr zusammengewürfelte. Bonandam gehört zum Bonking-Stamm, dessen Hauptniederlassung jedoch eine Tagereise weiter südwestlich liegt und in den mit Mfun bezeichneten Dörfern besteht. Die übrigen Ortschaften des Tingethals repräsentieren nicht weniger als 6 verschiedene Stämme, nämlich Mbaga, Bakaga, Banibwa, Manekai, Ndyem und Ekom. Diese kleinen Stämme sind jedoch nur Bruchteile größerer, weiter landeinwärts wohnender Stämme. Diese auffallende

Erscheinung findet ihre Erklärung in der fortwährenden Bewegung, die von den Stämmen des Innern ausgeht und nach der Westküste hindrängt. Bei dieser Völkerbewegung sind es aber immer nur kleine Genossenschaften, die sich vom Heimatstamm ablösen und dann geschlossen sich am neuen Platz ansiedeln, wo sie ihre Stammeseigentümlichkeit samt Sprache und Name großenteils beibehalten. Daß diese Bewegung bis heute ununterbrochen fortdauert, davon konnte ich mich durch mehrere ganz neue Ansiedlungen, die zum Teil erst in der Bildung begriffen sind, überzeugen. Wie die unbestimmten Angaben der Eingeborenen vermuten lassen, ist der Wunsch nach einer besseren Handelsverbindung und der Vorteil einer solchen der Antrieb zu dieser Bewegung; möglicherweise wirkt aber auch der Druck der Mohammedaner im Innern dazu mit, wiewohl die Bewohner des Tingethals und deren Nachbarn bei dem Mangel an Verbindung mit dem fernen Innern nichts von einer Mohammedanerherrschaft wissen.

Glücklicherweise unterhält diese durcheinandergeworfene, aus vielerlei Stammesteilen bestehende Bevölkerung einen regen Verkehr sowohl unter sich, als auch mit den nach der Küste zu wohnenden Stämmen, denn ohne einen solchen würde es noch viel mehr sprachliche Schranken geben, als es deren ohnehin schon giebt. Soweit ich einen Einblick in die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Stämme und ihrer Sprachen, sofern sie die Bewohner des Tingethals bis zu den Südabhängen der Hochgebirge betreffen, gewinnen konnte, scheint sich das Wirrsal der vielen Stämme, bezw. Stammesteile mit ihren ebenso vielen Mundarten, doch noch möglichst günstig aufzulösen, indem dieselben sprachlich und genealogisch unter einander nahe verwandt sind. Sind die Angaben der Eingebornen richtig, so würde selbst der Nkosi-Stamm mit einem oder mehreren Nachbarstämmen noch in diesen Verwandtschaftskreis hereingehören. Die meisten dieser Stämme bezeichnen ihre Sprache mit dem Namen Minihe (auch Mineho und Mineha) und es dürfte schon diese gleichartige Bezeichnung ihrer Sprache auf die nahe Zusammengehörigkeit derselben hinweisen. Reicht aber die Stammes- und Sprachverwandtschaft soweit, als der gemeinsame Name der Sprache vermuten läßt, so würde das Sprachgebiet des Minihe ein ganz bedeutendes sein und zwar vom Quellgebiet des Wuri bis zum Oberlauf des Mongo reichen. Zugleich würde es das Nkosigebirge, sowie die Südabhänge der in östlicher Richtung sich fortsetzenden Hochgebirge, sowie küstenwärts das Niederland bis zu den Basa-Stämmen in sich schließen. In sprachlicher Hinsicht würde dieser Umstand für eine spätere Missionsthätigkeit in diesen Gegenden eine sehr günstige Perspektive bieten. Es möge hier zugleich bemerkt sein, daß auch das weite Küstengebiet bis zur Sprach-

grenze des Minihe sprachlich weniger Schwierigkeit bietet, als sie die Menge der verschiedenen Stämme und ihrer Mundarten vermuten läßt. Alle Völkerschaften des Kameruner Flußgebiets gehören großenteils zum Basa- oder auch zum Bakoko-Stamm, die sich zwar politisch in viele einzelne Stämme mit ebenso vielen Mundarten aufgelöst haben, aber sprachlich sich doch noch so nahe stehen, daß ich nicht daran zweifele, das ganze Gebiet werde sich mit Hilfe einer einzigen Sprache bearbeiten lassen. Einer der Basa-Dialekte, etwa das Bankon (Abo), könnte auf den ersten Augenblick als die geeignetste hiefür erscheinen; doch wird dies kaum je der Fall sein, denn der große Basa-Stamm (zum Teil auch der ihm nach Abstammung und Sprache nahverwandte Bakoko-Stamm), der früher das Mündungsgebiet der sogenannten Kamerunflüsse bewohnte und die herrschende Küstenbevölkerung bildete, ist von den vor etwas mehr als 200 Jahren eingedrungenen Duala aus seiner dominierenden Stellung verdrängt worden. So kommt denn auch die Sprache der Basa trotz ihrer großen Ausdehnung zu keiner hervorragenden Geltung, was auch mit der Energielosigkeit des Basa-Charakters zusammenhängt. Wie nun die Duala das ganze Flußgebiet von Kamerun durch den Handel beherrschen, so hat auch ihre Sprache, wiewohl sie keine sehr große Verwandtschaft mit den einheimischen, d. h. mit den Basa- und Bakoko-Dialekten aufweist, bereits einen großen Einfluß gewonnen und auch schon eine bedeutende Verbreitung gefunden. Die weiter landeinwärts wohnenden Basa-Stämme, wie Ndogripenda, Fan, Yabasi, Ndogpoo u. a. sind zwar vom Duala noch wenig berührt, aber auch hier wird die Einführung desselben keine Schwierigkeit haben. Somit könnte also für die Mission das Duala die Sprache des ganzen Küstengebiets werden bis zur Sprachgrenze des Minihe, wobei es nicht unmöglich sein sollte, auch das von den Bewohnern des Kamerunberges gesprochene Bakwiri in dieses Sprachgebiet hereinzuziehen, zumal es dem Duala noch näher steht, als die Basa- und Bakoko-Dialekte. Das weite, vielstämmige Gebiet von der Küste bis zu den Hochgebirgen des Innern würde demnach in zwei Sprachgebiete zerfallen: ins Duala und Minihe.

---

5. Weiter nach Nordosten.

Am 15. Mai brachen wir von Bonandam auf und durchzogen zunächst in östlicher und nordöstlicher Richtung ein ziemlich dünn bevölkertes, aber um so dichter bewaldetes Bergland von vulkanischem Charakter, dessen höchste Erhebung etwa 300 Meter betragen mochte. Schöne, breite Thalgründe mit fruchtbarem Lavaboden, der

die Pflanzungen der Bewohner prächtig gedeihen läßt, wechselten mit unwirtlichen Trümmerfeldern von Lavagestein ab. Einige Schwierigkeit bereitete uns der reißende Tinge, den wir gleich oberhalb Bonandam zu überschreiten hatten. Dieser hat wie der Oberlauf des Mabombe ein wildromantisches Gepräge und läßt seine klaren, kühlen Fluten über kühn und malerisch aufgebaute Basaltfelsen dahinrauschen, wobei er sich zuweilen wie die Alpenbäche in Kaskaden über das Gestein stürzt. Daß meine Träger mit ihren Lasten auf dem Kopf ohne Unfall über die wirbelnden Strudel und scharfkantigen Felsen hinüber kommen konnten, war wirklich bewundernswert; hatte ich doch selbst, der ich fast nichts am Leibe trug und durch kein Gepäck behindert war, alle Mühe, hinüberzuklimmen. Aengstlich schauten auch immer wieder meine Leute nach mir und riefen: „Sango, o bia pon!“ (Herr, sei vorsichtig!) Es wäre auch in der That ein Leichtes gewesen, über einen Felsen hinunterzugleiten und im tosenden Strudel zu verschwinden.

Auf dem ganzen Weg zwischen Bonandam und dem etwa anderthalb Tagemärsche weiter nordöstlich gelegenen Babong-Stamm finden sich zahlreiche kleine Ansiedlungen, die aber vielen verschiedenen Stämmen angehören und großenteils solche Auswanderungskolonien sind, von denen bereits die Rede war. Je weiter wir in nordöstlicher Richtung landeinwärts kamen, desto bergiger und schluchtenreicher wurde das Land; um so schwieriger gestaltete sich auch unser Marsch. Bis nach Babong herrscht dieser wilde Landschaftscharakter so vor, daß es nur noch gähnende Schluchten und steile Bergabhänge giebt und die Bewohner kaum genügend ebene Flächen finden, um ihre Hütten darauf anzubringen. Der Babong-Stamm zählt 21 meist kleine Dörfer, die zum Teil auf den schmalen Bergkämmen, teils an weniger steilen Abhängen erbaut sind. Die höchste Höhe der Berge mag hier 400 bis 500 Meter betragen. Küstenwärts wird das Bergland ganz allmählich niedriger, bis es im Ndokripenda-, Fan- und Abogebiet zum wellenartigen Hügellande wird und in die Küstenebene ausläuft. Landeinwärts dagegen macht das Bergland auf eine Strecke von zwei Tagereisen fast geradlinig Front vor den massigen und gewaltigen Hochgebirgen, denen gegenüber es allerdings niedrig erscheint.

In Babong fanden wir beim Oberhäuptling Mbulu, dessen Dorf den gleichen Namen führt, gastfreundliche Aufnahme. Obwohl hier das Minihe, von dem ich bis jetzt geglaubt hatte, daß es nur in der Nähe des Kupe-Berges gesprochen werde, als Landessprache sich vorfand, so bot doch die gegenseitige Verständigung keine erheblichen Schwierigkeiten. Die Babong stehen nämlich mit den Basa-Stämmen, zu denen ja auch Abo gehört, in lebhaften Handelsbeziehungen, und so wurde

unsere Abosprache von manchen verstanden, sodaß es bei Unterredungen und Versammlungen nicht an Dolmetschern fehlte. Ueberrascht war ich zu erfahren, daß das hier gesprochene Minihe eine nur sehr wenig verschiedene Mundart des im Nkosiland gesprochenen Miniho sei.

Der Häuptling Mbulu brachte uns ein sehr lebhaftes Interesse entgegen. So rief er z. B. nach jeder Versammlung seine 30 Weiber zusammen und wiederholte ihnen alles, was ich gesagt hatte. Auch meinte er einmal: vieles von dem, was ich sage, treffe sein Herz, denn ihre Väter hätten früher ähnliche gute Lehren gegeben; aber in heutiger Zeit wollten die jungen Leute nichts mehr von den Alten annehmen, nicht einmal von ihm, obwohl er ihr Häuptling sei. Sehr gern ließ sich auch Mbulu von meinem Gehilfen Abel von Europa erzählen. Ungefähr das größte, was sich unsere Schwarzen auf dieser Erde vorstellen, ist für sie der deutsche Kaiser. Natürlich ließ es mein guter Abel nicht daran fehlen, diesen unwissenden Buschleuten ein Bild vom deutschen Kaiser zu entwerfen, daß sie vor Staunen und Mundaufsperren fast starr wurden. Es ist in der That großartig, was die Phantasie eines Negers im Erzählen und Beschreiben leisten kann. Da muß man nur hören und staunen; denn was man da über den deutschen Kaiser vernimmt, hat man als guter Deutscher vorher noch nicht gewußt. Nicht genug, daß er die ganze Welt regiert, ihm gehören auch noch zu alledem die vielen Stämme des Kamerungebiets. Selbstverständlich ist er auch der gescheiteste Mann in der Welt; er weiß, aus was die Sonne, der Mond und die Sterne gemacht sind, und was im Innern der Erde ist. Darum läßt er auch tiefe Löcher in die Erde bohren, und wenn er zu seinen Unterthanen sagt, sie sollen hinuntersteigen und die hier verborgenen Schätze heraufholen, so hört jedermann auf ihn, wie auf Gott selber, und wirft sein Leben für ihn in die tiefe Grube. Ja, er findet bei seinen Unterthanen so großen Glauben und Gehorsam, daß, wenn er einem sagt, er solle ans Ende der Welt oder zu den schwarzen Menschen gehen, so geht er, wie man das deutlich in Kamerun sehe; denn sobald hier ein Weißer sterbe oder heimkehre, so komme gleich wieder ein anderer an seiner statt. Und welche Wunderwerke thut der deutsche Kaiser! Um die ganze Welt herum läßt er „eiserne Fäden" spannen und man denke nur: sobald er den Faden berührt, fahren des Kaisers Worte in die Welt hinaus, man weiß nicht wie! Selbst nach Kamerun kommt zuweilen ein Wort gefahren und sogar Schwarze habens schon gesehen und gemerkt, daß auf so ein Wort hin irgend ein Weißer sofort abreist, weil ihn der Kaiser ruft. Was sonst der Kaiser für Wunderwerke thut ist einfach nicht zu glauben, wenn mans nicht gesehen hat. Er hat — man denke sich — Landdampfer,

und mit diesen fährt er auf dem trockenen Land herum, wie mit seinen Schiffen auf dem Wasser, und was noch das Unglaublichste an der Sache ist — wenn ein Berg im Wege steht, so groß er auch sei, so läßt er einfach ein Loch durch den Berg hindurchstoßen und fährt mit dem Landdampfer unter dem Berg durch!! Und nicht genug: kommt ein Fluß oder Thal, so läßt er einen Weg geradezu durch die Luft bauen! — In dieser und ähnlicher Weise geht die Erzählung weiter, die kein Ende nimmt, namentlich wenn sie noch auf das Thema übergeht, daß der deutsche Kaiser, der doch mehr Tauschwaren besitzt als alle übrigen Menschen zusammen, nur eine einzige Frau habe und daß er selbst für diese nichts bezahlen mußte, obschon sie die schönste von der Welt sei. (Hierzuland wird ja eine Frau nur nach dem Kaufpreis gewertet; die Frauen selbst sind stolz auf einen hohen Kaufpreis und eine geschenkte Frau achtet gewöhnlich ihren Mann noch viel weniger als eine gekaufte.) Wie für solche Erzählungen, so hatte Mbulu auch ein hohes Interesse für meine Instrumente, wie Uhr, Kompaß, Magnet, photographische Kamera ꝛc. Fortwährend brachte er Leute herbei, denen ich diese Gegenstände zeigen mußte. Bei Anbrennung eines schwedischen Zündhölzchens befiel ihn jedoch eines Abends ein solcher Schrecken, daß er eilends die Flucht ergriff und mich bat, doch kein Ngal'a Loba (= Gottesgewehr d. h. Blitz) mehr loszuschießen.

Das kleine Dorf Mbulu befindet sich am Abhang eines frei dastehenden Berges, dessen Haupt ein kleines, aber schönes Plateau mit malerischen Felspartien trägt, das zur Zeit mit blühendem Mais bestanden war. Hier hatten wir seit Mangamba zum erstenmal wieder einen Punkt erreicht, von dem aus sich eine größere Fernsicht darbot, und wie überrascht waren wir, hier plötzlich einen ungeheuren Berg in nächster Nähe vor uns zu sehen. Meine Leute brachen alle in ein Freudengeschrei aus und riefen: wäh Kupe, wäh Kupe! Doch der Kupe konnte es nicht sein und als ich ihnen denselben in weiter Ferne am westlichen Horizont zeigte, da ging noch ein größeres Wäh los und sie fragten, ob sie nicht jetzt in der Nähe von Europa wären! Es war mir sofort klar, daß wir hier jenen Bergriesen vor uns hatten, der von Mangamba aus bei klarem Wetter, fern am nordöstlichen Horizont sichtbar wird. Zur Orientierung und zur Kenntnis der geographischen Lage unseres Standorts gab er uns, nachdem bis dahin jede Fernsicht durch Busch und Wald unmöglich war, erwünschten Anhalt. Den bis dahin unbekannten Namen dieses Berges gaben uns die Babongleute als Nlonako an. Ein Stamm gleichen Namens soll die unteren Abhänge des südlichen Fußes bewohnen, dessen Pisang-Pflanzungen wir

übrigens mit dem Fernglas ganz genau erkennen konnten. Der Alonako ist dem Kupe im Akosiland auffallend ähnlich und zeichnet sich wie jener durch seinen schroffen, himmelanstrebenden Aufbau, durch seine kühnen und gewaltigen Formen, sowie durch eine freie, beherrschende Lage aus. Ebenso ist er wie jener bis zur Spitze bewaldet; wo die senkrechten Felsen Baumwuchs nicht zulassen, ist er mit sonstigem Grün bedeckt. Die 3000 m Höhe des Kupe mag er zwar nicht ganz erreichen, aber da er sich freier und schlanker als jener in die Wolken schwingt, so giebt er an Großartigkeit jenem nichts nach.

Soweit meine eigenen Beobachtungen und die Angaben der Eingeborenen vermuten lassen, liegt hier im Babonggebiet die Wasserscheide zwischen den rechten Zuflüssen des Mbam und denen des Wuri. Die Eingebornen geben an, daß verschiedene ihrer Bäche nach dem Innern fließen und in ein großes Wasser einmünden, die übrigen Bäche flössen dagegen in den Wuri. Diese Angabe scheint insofern glaubhaft, als hier der Hochgebirgswall, der wie eine Mauer die Küste vom Innern abschließt, auf eine mehrere Tagereisen breite Strecke unterbrochen ist und nur das niedrige Bergland, zwischen dem Alonako und dem weiter südlich wieder beginnenden Hochgebirge, sich nach dem Innern fortsetzt, das sich jedoch, wie der Augenschein ergiebt, sowohl küstenwärts als auch landeinwärts abflacht und somit im Babonggebiet seine höchste Höhe hat. Von der Küste aus müßte jedenfalls über Babong der kürzeste Weg nach dem viel besprochenen Mbamfluß, von dem man eine geeignete Wasserstraße ins Adamauareich erhofft, zu finden sein. In 14 Tagen sollte nach meiner Schätzung der mittlere Mbam von Mangamba aus erreicht werden können. In Anbetracht des großen Umweges, den bisher die Expeditionen nach dem Mbam- und Adamauagebiet vom südlichen Kamerun ausgehend, gemacht haben, ebenso im Hinblick auf die neuerdings im Ernst geplante Erschließung des Adamauagebiets durch Anlegung von geeigneten Verkehrswegen, womöglich auch Eisenbahnen, schiene es sehr der Mühe wert, in der angegebenen Richtung, wohin bis jetzt noch nie ein Forschungsreisender seinen Fuß gesetzt hat, Erkundigungen zu erheben. Meiner Neigung hätte es deshalb sehr entsprochen, in der Richtung nach dem Mbam meine Reise fortzusetzen, aber abgesehen davon, daß es kaum ohne Schwierigkeiten mit den zu passierenden Stämmen abgegangen wäre und daß ich für diese Unternehmung kaum genügend ausgerüstet war, hätte eine Reise in dieser Richtung auch weniger praktischen Nutzen für unsre Zwecke gehabt; denn es lag mir vor allem daran, im Blick auf das spätere Vorgehen unserer Mission das gegen Akosi hin gelegene Gebiet zu erkunden.

6. Eine Irrfahrt.

Nachdem ich eingehende Erkundigungen über die von Babong west- und nordwestwärts gelegenen Gebiete eingezogen hatte, brachen wir nach 5tägigem Aufenthalt zur Weiterreise auf. Ein Führer wurde uns als Ehrengeleit bereitwilligst gestellt. Wir gelangten bald auf einen 500 m hohen, schmalen Bergkamm, der sich stundenlang in gleicher Höhe von Ost nach West hinzog. Hier brachte uns die herrliche Aussicht, die uns auf einer freien Strecke gestattet war, eine neue freudige Ueberraschung. Denn mit einmal stand der breit gelagerte und langgestreckte, massige Gebirgsstock vor uns, dessen Bild uns von Mangamba her, wo er bei klarem Wetter am fernen Horizont zuweilen sichtbar wird, bekannt war. Derselbe bietet ein völlig neues Bild. Im Gegensatz zu den wilden Formen des vorgelagerten, bereits geschilderten Berglandes und namentlich seines östlichen und westlichen Nachbars, des Nlonako und Kupe, erhebt sich derselbe aus sanft und gleichmäßig ansteigendem Terrain und zeigt in seinen unteren Partien ein anmutiges Gelände, zu welchem das hier völlig veränderte Vegetationsbild in entsprechend angenehmem Verhältnis steht. Während das ganze übrige Land ein düsteres Waldgebiet ist, ergötzt sich hier das Auge an einem parkähnlichen Gras- und Weideland, in welchem reiche Palmenbestände und Pisangpflanzungen die zerstreuten Ansiedlungen seiner Bewohner verraten. In der That von weitem ein Anblick so lieblich und schön, wie ichs in Afrika noch nie gesehen, sodaß mir auch die Frage meiner Leute berechtigt erschien: „ob hier Europa beginne“. Die blinkenden Strahlen der Morgensonne, die durch die schweren Regenwolken hervorbrachen, thaten allerdings auch noch das ihre, die vor uns liegenden sanften Abhänge des mächtigen Gebirgsstockes in vorteilhaftesten Kontrast zu dem wilden und düsteren Bild seiner weiten Umgebung zu setzen. Obwohl uns dieses verlockende Land, das selbst meine Leute trotz ihrer schweren Lasten noch zu betreten begehrten, so nahe vor Augen lag, so war es vorläufig nicht möglich, dahin zu gelangen. Denn gerade als wir am schönsten und höchst gelegenen Aussichtspunkt in ein Dörflein traten, erklärte unser Führer, hier umkehren zu müssen. Da standen wir nun und guter Rat war teuer. Nach den allerdings höchst unklaren Angaben der Babongleute, sollten wir ungefähr in dieser Gegend über den Bergkamm landeinwärts hinunter weiter marschieren, um dann in kurzem beim Bakagastamm anzukommen. Diese „kurze“ Strecke noch mit uns zu gehen, weigerte sich unser Führer entschieden, der dann einfach verschwand. Später erfuhr ich, daß die Babong einen Mord bei den Bakaga auf dem Gewissen hatten und deshalb unser Führer Gefahr gelaufen wäre,

ein Opfer der Rache zu werden. In der Annahme, daß Bakaga nicht mehr ferne sei, beschlossen wir ohne Aufenthalt weiter zu marschieren und nötigten einen Mann uns nach Bakaga zu führen. Bald ging's südwärts und nicht wie wir erwarteten, nordwärts über den Bergkamm hinunter in ein tiefes Thal. Wir ließen uns indes beruhigen, indem unser Führer versicherte, daß wir auf diesem Weg nach Bakaga kämen. Unser Weg führte in dem von hohen Bergrücken begleiteten Thal entlang, in welchem wir jedoch auf der ganzen von uns begangenen Strecke keine menschliche Ansiedelung antrafen. Nachdem wir von der Kammhöhe aus schon 3 Marschstunden hinter uns hatten, und das nahe Bakaga noch immer nicht auftauchte, drangen wir in unsern Führer, uns offen zu gestehen, wo er uns hinführe, worauf er aufs neue versicherte, uns nach Bakaga zu geleiten; wir seien jedoch jetzt noch nicht halbwegs und würden erst bis Sonnenuntergang dort ankommen. Diese Enthüllung bewirkte, daß meine Leute ihre Lasten abwarfen und wir uns niedersetzen mußten, um diese neue Ueberraschung mit einem Imbiß hinunter zu schlucken. Zum Glück hatten meine Leute mehrere Bündelchen gekochten Pisang, gestoßene Erdbohnen und Palmöltunke, in wasserdichten Bananenblättern sorgfältig verpackt, von Babong mitgenommen. Wir lagerten uns nach Negerart im Kreis um unsre Schüsseln von Bananenblättern, die auf dem Boden ausgebreitet lagen und thaten uns gemeinsam gütlich, so daß der Schreck bei meinen Leuten bald überwunden war, und weil der Sango in dieselbe Schüssel mit ihnen griff, was sie immer als eine Ehre betrachten, so herrschte bald wieder fröhliche Stimmung. Unser Weg war übrigens nicht schlecht, so daß wir ohne besondere Schwierigkeiten, meist im schattigen Wald dahin wanderten; nur nahm der Weg immer mehr Südwestrichtung an. Wir marschierten also küstenwärts und es lag nahe zu vermuten, daß man uns mit Absicht nicht landeinwärts ziehen lassen wollte. Wie es sich jedoch mit dem Bakaga verhalte, das wir nichtsdestoweniger erreichen sollten, darauf war ich gespannt. Die Sonne stand schon tief, als wir zu unsrer Ueberraschung plötzlich ins offene Tingethal einbogen, wo zwischen schönen Feldern einige Dörfer vor uns lagen. Noch eine Stunde thalabwärts und wir kamen beim Oberhäuptling von drei zusammen gehörenden Dörfern an, und in der That, diese Dörfer nannten sich Bakaga! Wo ganz anders lag doch dieses Bakaga als wir es nach den Angaben der Babongleute vermutet hatten! Wie sich aber später zeigte, waren wir doch nicht an dem von den Babongern angegebenen Ort, und es war die absichtliche Schuld unsres letzten Führers, daß wir uns jetzt nicht 10 Stunden weiter im Innern und zwar im richtigen Bakaga befanden. Dort im Grasland an den Süd-

abhängen jenes Gebirgsstockes hat nämlich der Bakagastamm sein eigentliches Gebiet, und die hier im Tingethal liegenden drei Bakagadörfer sind Auswanderer von dort. Im Innern, wo man noch nie einen Weißen gesehen hat, wird derselbe wie ein Tod und Verderben bringendes Ungeheuer gefürchtet und diejenigen Stämme, die ihn weiter nach dem Innern passieren lassen und gar noch den Weg zeigen, setzen sich vielfach der Gefahr aus, sich dadurch mit ihrem nächsten, landeinwärts liegenden Stammesnachbar zu verfeinden. Das Unheil und Verderben, das der Weiße durch seine geheime Zaubermacht übers Land bringt, fällt eben dann großenteils dem zur Last, der ihm den Weg dahin gezeigt hat. Auf diesen einen Umstand führen sich sehr häufig die großen Schwierigkeiten zurück, die dem reisenden Europäer sein Vordringen ins Innere erschweren. Es darf daher nicht als direkte Böswilligkeit aufgefaßt werden, wenn wir von den auf dem Bergkamm wohnenden Leuten nicht landeinwärts, sondern küstenwärts abgeschoben wurden. So waren wir nun wieder im Tingethal und zwar kaum zwei Stunden oberhalb unseres früheren Lagerorts Bonandam, was uns indes nicht leid zu sein brauchte, denn wir fanden in dem Bakagadorf, Namens Singa, sehr freundliche Aufnahme. Das Tingethal gestaltet sich hier so ziemlich am anmutigsten, es ist hier wohl auch am dichtesten bevölkert und dementsprechend mit reichlichen Agrikulturen bedeckt, die mit ihren sauber gehaltenen Anlagen den Eindruck eines europäischen Ackerfeldes machen. Zu den Versammlungen kamen die Leute zahlreich herbei und zeigten sich auch sonst ziemlich zutraulich; sie hatten von Händlern doch schon vieles vom Weißen gehört, so daß die scheue und abergläubische Furcht vor ihm bereits etwas beseitigt war. Wie in Babong, fanden wir auch hier die Minihesprache, wurden aber doch mit Abo noch soweit verstanden, daß die gegenseitige Verständigung keine besonderen Schwierigkeiten bot.

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Hinterindien.

1. In Siam, dem Arbeitsfeld der amerikanischen Presbyterianer, hat die Mission in den letzten Jahren einen hoffnungsvollen Fortgang genommen. Denn wenn auch die Arbeit unter

meist recht stumpfen Bevölkerung Unter-Siams noch immer viel Geduld erfordert, so läßt die treue und fleißige Missionsthätigkeit der Presbyterianer doch immer mehr den tiefgehenden Einfluß erkennen, den dieselbe auf die gesamten Volks- und Landesverhältnisse ausgeübt hat. Hierin sind der Mission manche für sie günstige Umstände zu Hilfe gekommen, wie sie in Ostasien kaum irgendwo zu finden sind. So war Siam nie den Ausländern verschlossen, wie dies in Japan und China der Fall war und von Tibet noch heute gesagt werden muß. Im Gegenteil, die Regierung Siams stellte sich von Anfang an freundlich zu den Fremden und auch die Bevölkerung bezeigte weder Mißtrauen noch Haß gegen die Abendländer, die sich unter ihr niederließen. Nie ist der Bestand der Mission durch Kriege oder Verfolgungsstürme in Frage gestellt worden. Da die Siamesen von Haus aus kein hervorragend handeltreibendes Volk sind, sondern von jeher dem Ackerbau oblagen, so zeichneten sie sich ursprünglich durch manche gute Eigenschaften aus, wie z. B. durch Einfachheit, friedliche Gesinnung und verhältnismäßige Sittenreinheit. Allerdings ist es hierin in manchem Stück anders geworden, denn die Berührung mit der abendländischen Civilisation, die bei dem heutigen Weltverkehr auch in Siam immer mehr Eingang findet, hat besonders in den Seeplätzen und Flußstädten den Volkscharakter sehr verschlechtert. Die Dampfboote, Dampfwagen und elektrischen Trams, das Telegraphen- und Postwesen, wie überhaupt der entwickeltere Weltverkehr und der zunehmende Handel haben überall in den Küstengebieten dem Branntwein und anderen demoralisierenden Elementen die Thüren geöffnet. Doch gilt dieses nicht vom ganzen Land, und ein großer Bruchteil der inländischen Bevölkerung Unter-Siams ist bis jetzt davon unberührt geblieben. Vollends ist dies der Fall bei den nördlichen Völkerstämmen der Lao, die sich ihre ursprüngliche Charakter- und Lebensart bewahrt haben. In Siam besteht ferner keine Kaste, keine Abschließung der Frauenwelt (außer etwa bei den königlichen Familien), kein Nationalstolz und Fremdenhaß — alles Dinge, mit denen die Mission hier nicht wie anderwärts zu kämpfen hat. Selbst die Vielweiberei kommt nur unter gewissen Volksklassen von Unter-Siam vor und nur selten unter den Lao-Stämmen. Mit wenigen Ausnahmen haben auch die Könige, Gouverneure und Unterbeamten des Landes sich meist freundlich zur Mission gestellt und sie in vielen Fällen gefördert und unterstützt. Die wenigen Regenten aber, die der Mission offenen Widerstand entgegensetzten, regierten nur sehr kurz. So erfreut sich Siam seit Jahren vollständiger Religionsfreiheit, die durch ein Toleranzedikt jedem Bewohner des Landes gesetzlich zugestanden ist. Es ist dies ein Akt der Regierung, der

umsomehr überrascht, wenn man bedenkt, daß der Buddhismus in ganz Siam Staatsreligion ist. Aber dieser Buddhismus, der nicht wie in Indien und China vom Hinduismus und Konfuzianismus durchsetzt ist, hat nur noch in Unter-Siam ein gewisses Ansehen. Im großen und ganzen aber ist sein Einfluß kein bedeutender, denn mit seinem leeren Ceremonienwesen, das noch dazu dem Volk in einer ihm unverständlichen Sprache — dem heiligen Pali — entgegentritt, gewährt derselbe dem Volk, soweit dasselbe nicht dem Indifferentismus verfallen ist, keine rechte Befriedigung. Noch weniger Bedeutung aber hat derselbe für die inländische Lao-Bevölkerung, die ihn überhaupt nur äußerlich angenommen hat und in Wirklichkeit dem Dämonendienst huldigt. Dabei besitzen die Lao unter anderen auch einige buddhistische Schriften, in denen es offen ausgesprochen ist, daß der von Buddha begründete Buddhismus nur auf Betrug und Täuschung beruhe und nicht die wahre Religion sei. Ja, sie enthalten Aussprüche, wonach der gegenwärtige Buddhismus verfallen und einer tausendjährigen Herrschaft des Dämonendienstes weichen werde. Dann aber werde die wahre Religion ihren Anfang nehmen und den Völkern das Heil bringen. (Miss. Rev. Jan. 1895.)

Was nun die Mission in Siam betrifft, so sind es, wie gesagt, die amerikanischen Presbyterianer, die von der Hauptstadt Bangkok aus nach verschiedenen Richtungen hin ihr Werk auszudehnen suchen. Begünstigt durch die Duldung und das freundliche Entgegenkommen der Regierung haben sie in aller Geduld an verschiedenen Punkten des Landes einen guten und bleibenden Grund gelegt. Es ist dies hauptsächlich durch die ärztliche Mission, durch Predigt, Schulwesen und Herstellung einer christlichen Litteratur geschehen. Die Mission hat dadurch ganz unvermerkt einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt, daß sie in manchem der Pionier geworden ist, was heute als staatliche Einrichtung auf dem Boden der eindringenden Civilisation im Lande ins Dasein getreten ist. So besteht z. B. in der Hauptstadt Bangkok ein staatliches Kolleg für Studierende der Medizin, dem ein ehemaliger Missionar und ein Missionarssohn als Leiter vorsteht. Ebenso hat die Regierung Hospitäler und Asyle für Leidende und Hilflose errichtet. Die Missionare haben das Siamesische bearbeitet und zur Schriftsprache erhoben, Grammatiken und Lexika verfaßt, die ganze Bibel übersetzt und verschiedene religiöse, wissenschaftliche und andere Bücher für Kirche, Schule und Haus geschrieben. Auch das erste Tagesblatt mit religiösem Inhalt wurde von der Mission herausgegeben. Seitdem erscheinen verschiedene politische Zeitungen im Lande. Die Mission war es auch, die den Unterricht für das weibliche Geschlecht, sowie die höhere Schulbildung für die heran-

wachsende männliche Jugend einführte. Diesen Bestrebungen ist es wohl auch zuzuschreiben, daß die Regierung schließlich allgemeinen Unterricht im Lande anordnete. Dieser civilisatorischen Einwirkung der Mission auf die Hebung des Volkes entspricht allerdings das numerische Verhältnis der christlichen Gemeinden noch nicht, denn an solchen weist Unter-Siam bis jetzt nur sieben auf. Dieser Umstand zeigt, wie wenig die indifferente Bevölkerung ein offenes Ohr und empfängliches Herz für das Evangelium hat. In dem Grade als der Buddhismus in Siam an Ansehen und Achtung verloren hat, so bezeigt auch die Masse des Volkes wenig Interesse für irgend eine andere Religion, sondern legt, nach dem Zeugnis eines dortigen Missionars, geradezu eine fatalistische Genügsamkeit an den gegenwärtigen religiösen Zuständen an den Tag. Die Unwissenheit und Hoffnungslosigkeit, der krasse Aberglauben und die rohe Gemütsart, in die der Buddhismus das Volk hineingeführt hat, läßt es bei der allgemeinen Stumpfheit zu keiner religiösen Bewegung kommen. Und auch der kulturelle Aufschwung hat bis jetzt kein Erwachen aus dem todesähnlichen Schlummer, der die buddhistische Heidenwelt Siams umfangen hält, herbeigeführt. Die Mission kann daher die verhältnismäßig bescheidenen Erfolge, die ihr bis jetzt beschieden gewesen sind, nur als eine Vorarbeit ansehen, deren Wichtigkeit indes nicht unterschätzt werden darf. Zu dieser gehört auch die umfangreiche Reisepredigt, die sich die Presbyterianer angelegen sein lassen. So machte Miss. Dr. Dunlap im letzten Jahre drei längere Reisen in den westlichen und östlichen Küstengebieten des Golfs von Siam, sowie durch die am bengalischen Meerbusen liegenden Provinzen. Ferner wurden, um das Evangelium auch größeren Volkskreisen nahe zu bringen, an verschiedenen Verkehrspunkten der Heerstraße, an denen die Reisenden zu rasten pflegen, Predigtplätze eingerichtet. Hand in Hand mit der presbyterianischen Mission treibt auch die amerikanische Bibelgesellschaft ihr Werk und sucht das Wort Gottes im ganzen Lande unter der Bevölkerung zu verbreiten. In der Herstellung einer religiösen Litteratur leistet die in Bangkok arbeitende Missionspresse erhebliche Dienste.

In der Arbeit stehen zur Zeit auf 3 Hauptstationen: 8 ordinierte Missionare, 3 Missionsärzte, 6 Damen, 2 eingeborne Prediger und 25 Gehilfen und Lehrer. Die 7 Gemeinden zählen 292 Kommunikanten.

Weit mehr sichtbare und hoffnungsvollere Aussichten bietet die Arbeit der Presbyterianer unter den Lao. Mit diesem Namen bezeichnete man ursprünglich nur den einen Volksstamm, der im Nordosten von Siam seinen Sitz hat. Später ist derselbe auch auf

all die vielen Stämme und Mundarten ausgedehnt worden, die dem centralen Zweige der großen Völkerfamilie der sogenannten Tai angehören und deren Wohnsitze bis an die Grenzen Chinas reichen. Die Lao-Bevölkerung ist auch nur zur kleineren Hälfte Siam tributpflichtig. Ein großer Teil derselben steht unter der Oberhoheit Chinas, ist aber in Wirklichkeit ganz unabhängig. Andere wohnen in dem von Frankreich besetzten östlichen Gebiet, während sie im Westen bis nach Barma hineinreichen. Die Lao sind demnach sehr verbreitet und neuere Untersuchungsreisen haben gezeigt, daß die Mission, die sich früher im nördlichen Lao-Gebiet glaubte, in Wirklichkeit nur den Süden desselben besetzt hält. Die gesamte Lao-Bevölkerung wird auf ca. 5 Millionen geschätzt.

Mit den Lao wurde die Mission zuerst durch Kriegsgefangene bekannt, die aus jenem Volk nach Unter-Siam verbracht und hier angesiedelt wurden, weshalb die Berichte von diesen als den südlichen Lao reden. Durch sie wurde man aber auch auf die im Norden wohnenden Lao-Stämme aufmerksam. Von ihrem König in dessen Hauptstadt Tschieng-Mai eingeladen, folgten die Presbyterianer dem Ruf und ließen sich 1867 daselbst nieder. Man fand auch bald Eingang unter dem kräftigen, naturwüchsigen Volk, und schon 1869 wurden die Erstlinge getauft. Dem Lehnkönig war es aber nur um die ärztliche Thätigkeit der Missionare und um deren Druckerpresse zu thun. Im übrigen suchte er der Einwirkung des Evangeliums entgegenzuarbeiten und sein Volk von der Annahme des Christentums abzuschrecken. Er ließ deshalb zwei der angesehensten Christen, die mit ihrem Zeugnis nicht zurückhielten, hinrichten, so daß die Missionare an ihren Rückzug dachten. Da verschaffte der Tod des Königs (1870) der Mission freiere Bewegung. Doch war damit der Widerstand und die Unsicherheit der Lage noch nicht beseitigt. Denn wenn auch der Nachfolger der Mission freundlich gesinnt war, so suchte doch sein Bruder, der bei der Schwäche des Lehnkönigs die Zügel der Regierung in Händen hielt, das Werk auf jede Weise zu hindern und drohte den Christen mit Verbannung und Sklaverei. In dieser Bedrängnis wandten sich die Missionare an den König von Siam, als den Lehnsherrn der Lao-Länder. Dieser erließ dann im Jahre 1878 ein Toleranzedikt, wonach jedem Bewohner des Landes freie Religionsübung gesetzlich zugestanden wurde. Seitdem hat sich die presbyterianische Mission außerordentlich günstig entwickelt, und bei den offenen Thüren, die sie unter der Bevölkerung allenthalben findet, darf sie hoffen, hier in kurzem eine reiche Ernte einzuheimsen. Besonders erfreulich lauten die Berichte über den Eifer und die Treue der dortigen Christen. Ueberhaupt sind die Lao ein mannhaftes

Geschlecht, das weit regsamer ist als die Siamesen, aber auch nicht so kriegerisch wie die Schan. Ihre Hauptbeschäftigung bildet der Ackerbau, wodurch zugleich ihre Seßhaftigkeit ausgesprochen ist. Aus den Christen lassen sich bei ihrem Eifer für die Christianisierung ihres Volkes leicht tüchtige Evangelisten gewinnen. Auch für die Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse leisten die Gemeinden schon recht Erhebliches. Diese und die zahlreichen Außenposten, die von Nationalgehilfen bedient werden, mehren sich sehr rasch. Vor 7 Jahren zählte man im Lao-Gebiet erst 4 Gemeinden mit 241 Kirchengliedern; jetzt sind es deren 11 mit 1841 Kommunikanten.

Mittelpunkt der Mission ist die Station Tschieng-Mai am Maah-Ping-Fluß, 500 engl. Meilen nördlich von Bangkok. Zu ihr gehören 18 Außenstationen mit 1 ordinierten und 27 nichtordinierten Nationalgehilfen. Außerdem bestehen noch 3 weitere Hauptstationen, von denen zwei erst in den letzten Jahren zur Ausdehnung des Werks angelegt worden sind. Das gesamte Arbeiterpersonal der Lao-Mission besteht aus 8 ordinierten Missionaren, 5 Missionsärzten, 5 Damen, 2 ordinierten und 57 sonstigen Nationalgehilfen. Die 7 Missionsschulen werden von 316 Schülern besucht. Kommunikanten: 1841. Der Zuwachs der letzteren betrug im letzten Jahre 305 Seelen. (Church at Home a. abr. May 1895.)

2. Der reichgesegneten Mission der amerikanischen Baptisten in Barma sind seit der britischen Annexion von Ober-Barma neue wichtige Aufgaben erwachsen. Denn während das Werk in Unter-Barma eine bedeutende Ausdehnung erlangt und durch die schönen Erfolge unter den Karenen feste Wurzeln gefaßt hat, ist noch viel Land in den nördlichen und nordwestlichen Gebieten von Ober-Barma einzunehmen. Hier leben eine Menge von Volksstämmen, die noch unberührt geblieben sind von jedem ausländischen Einfluß, aber auch noch nicht erreicht wurden vom Schall des Evangeliums. Hier steht der Mission ein sehr weites Feld offen. Die baptistischen Missionare, die von ihren vorgeschobenen Posten aus jene Gegenden gelegentlich mit der Predigt des Evangeliums besuchen, sind der Ueberzeugung, daß die Mission nicht zaudern sollte, der immer weiter vordringenden Kultur und ihrem Einfluß zuvorzukommen. Denn es handelt sich dabei auch darum, ob jene Völkerschaften zuerst mit dem römisch-katholischen Christentum oder aber mit der Bibel bekannt werden sollen. Den Baptisten stehen durch Gottes Fügung die hiefür geeigneten Missionsarbeiter aus den Eingebornen selbst zur Verfügung, und zwar aus dem Volke der Karenen. Unter diesen hat nicht allein das Christentum einen wunderbaren Eingang gefunden, sondern es glüht in ihnen auch ein herrlicher Feuereifer für die

Bekehrung ihrer Volksgenossen. Eine große Anzahl von Nationalgehilfen aus den Karenen, die auf dem Seminar zu Insein ihre Ausbildung erhalten haben und jetzt unter den Bergstämmen der Schan und Katschin als Evangelisten arbeiten, werden bereits von Hilfsvereinen der karenischen Gemeinden unterhalten. Und diese Zahl könnte leicht vermehrt werden, da der Zudrang zum Seminar, das im Januar d. J. sein 50jähriges Jubiläum feierte, noch immer ein ziemlich bedeutender ist, trotz des geringen Gehalts, das die Leute später als Missionsarbeiter beziehen. Allem Anschein nach wird die karenische Kirche mit der Zeit eine große Bedeutung für die künftige Christianisierung Ober-Barmas erhalten. Ja, der baptistische Jahresbericht spricht die bestimmte Hoffnung aus, daß das Volk der Karenen in Zukunft eine selbständige missionierende Kirche werden dürfte. Vorderhand sei es nur Pflicht der Mission, die bereits gewonnenen Karenen-Gemeinden hiezu anzuleiten. Wie numerisch stark dieselben sind, ersieht man aus dem Census, wonach sie im letzten Jahre 28732 Kirchenglieder zählten, wogegen die übrigen Baptisten-Gemeinden, die aus Barmanen und anderen Völkerelementen zusammengesetzt sind, nur 4904 Glieder aufweisen. Auch die finanziellen Leistungen der Karenen legen ein gutes Zeugnis ab von ihrem kirchlichen Eifer. Sie betrugen im letzten Jahr 138646 Mark. Die übrigen Gemeinden steuerten 24060 Mark. Warum die Beträge bedeutend geringer sind als das Jahr zuvor, ist aus dem Bericht nicht ersichtlich.

So zahlreich auch die Gemeinden aus den Karenen sind, so finden sich doch noch Distrikte, die zum großen Teil noch eine heidnische Karenen-Bevölkerung aufweisen. Dies ist besonders der Fall im Bezirk der alten Station Maulmein, am östlichen Gestade des Golfs von Martaban, wo viele der sogenannten Pwo-Karenen wohnen. Man hat unter diesen wie es scheint nicht mit dem rechten Nachdruck gearbeitet und jahrelang nur Damen für die Arbeit verwendet. Nun haben viele ihren ursprünglichen Dämonendienst aufgegeben und sind dem Buddhismus anheimgefallen, so daß sich jetzt in vielen Dörfern heidnische Klöster finden, an deren Stelle christliche Kirchen stehen könnten. Aber auch noch bis nach Barma hinein sind noch ganze Strecken von heidnischen Karenen bewohnt, für die bis jetzt von der Mission wenig oder gar nichts gethan werden konnte.

Von besonderem Segen begleitet ist die Arbeit unter den Sgau-Karenen im Stationsbezirk Bassein, westlich von Rangun. Gerade hier ist die Mitarbeit der aus den Eingebornen gewonnenen Gehilfen und die Selbstunterhaltung der Gemeinden eine so bedeutende daß sie für viele Missionen der Sporn geworden ist, ihre heider

christlichen Gemeinden einem ähnlichen Ziele entgegenzuführen. Zwar sind jetzt die meisten jener alten Christen und Gehilfen, die durch die Stürme der Verfolgung gereift waren, gestorben, aber das nachwachsende Geschlecht füllt ihren Platz aus. Die jetzigen Nationalgehilfen haben dabei den Vorzug, daß sie ungleich besser geschult sind. Eine große Schwierigkeit für die Arbeit unter den heidnischen wie christlichen Karenen bereitet ihre große Beweglichkeit und Wanderlust. Jeder kleine Umstand wird von den Heiden als böses Omen angesehen und veranlaßt sie, ihr Dorf abzubrechen und es irgendwo im Dschangel wieder aufzubauen. Dieser Mangel an Seßhaftigkeit erschwert auch die Aufsicht und Bedienung der einzelnen christlichen Familien. Anderseits dient diese Zerstreuung der einzelnen Funken auch wiederum dazu, daß oft an Orten ein Feuer entzündet wird, wo bisher nur heidnische Finsternis herrschte.

Im Gegensatz zur Karenen-Mission erfordert die Arbeit unter den eigentlichen Barmanen sehr viel Geduld und Ausdauer. Die Ernte ist hier noch immer eine verhältnismäßig spärliche. Doch läßt vielleicht der Fortschritt der christianisierten Karenen mit der Zeit die stolzen Barmanen dem Christentum nähertreten.

Mit einigem Erfolg arbeiten die Baptisten auch unter den eingewanderten Telugu und Tamilern. Ebenso hat man neuerdings den Mohammedanern mehr Aufmerksamkeit geschenkt und die Freude erlebt, daß viele derselben anfangen, die Bibel und christliche Traktate zu lesen.

In Mandaleh, der ehemaligen Hauptstadt Ober-Barmas, deren Bevölkerung ca. 180000 Seelen zählt, ist der Boden sehr hart und der Same des Evangeliums hat erst zu sprossen begonnen. Die große Masse der Bewohner sitzt noch in völliger Finsternis und sieht nichts von dem Licht, das seine ersten Strahlen ausgehen läßt. Viele Dörfer des Bezirks sind indes noch nie von einem Missionar besucht worden; doch ist die Kunde vom Evangelium wohl zu den meisten auf anderem Wege gedrungen.

Die von Bhamo aus an der chinesischen Grenze betriebene Mission unter den Bergstämmen der Katschin hat sich in den letzten Jahren ziemlich hoffnungsvoll gestaltet. Die unter ihnen arbeitenden Nationalgehilfen werden von den Karenen-Gemeinden des Bassein-Distrikts unterhalten. Die Katschin kommen nach und nach zur Einsicht, daß es besser ist, etwas zu lernen und zu arbeiten, als zu stehlen; denn die Zeiten, in denen sie nur vom Raub lebten, sind nun dahin, seit der Arm der Briten sie im Schach hält. Im übrigen ist die Mission noch zu neu, als daß sie bereits das Vertrauen der wilden Stämme hätte gewinnen können. Die Missionare gelten ihnen

vorderhand nur als Spione der Regierung, und auch für die sittlichen Forderungen des Christentums ist noch kein rechtes Verständnis da.

Für die Mission unter den Schan im äußersten Norden Barmas bestehen zur Zeit 4 Stationen, die aber alle erst seit dem Jahre 1890 entstanden sind. Die bedeutendste derselben ist die zu Thibau, wo man eine Evangelistenschule errichtet hat und ärztliche Mission treibt. Leider ist hier am 23. Mai d. J. der Stations-Missionar Lambert von Dieben ermordet worden. Bei dem Versuch, das Missionseigentum zu verteidigen, fiel er unter den Schwerthieben der eingedrungenen Räuber. Die Schan, von denen erst einige wenige getauft sind, stecken tief im Aberglauben. Ihre Gottesbegriffe sind sehr niederer Art. Sie denken sich Gott nur als einen weisen Mann, der wie sie auch sterben muß. So verehren sie sogar ihre Priester als Gott und selbst der Missionar steht in Gefahr, von ihnen angebetet zu werden wie weiland Paulus und Barnabas von den Leuten zu Lystra (Ap. Gesch. 14, 11—13). Ihr Familienleben ist ein sehr lockeres, da ihnen das buddhistische Gesetz jederzeit erlaubt, ihre Frauen zu entlassen, wann es ihnen beliebt. So ist es auch mit der Fürsorge für ihre Kinder sehr schlecht bestellt. Im ganzen ist es ein arbeitsames Volk, besonders soweit es die Frauen betrifft, aber äußerst unreinlich. Daß sie sehr verschlagen und unehrlich sind, läßt sich bei der Art ihres Heidentums und ihrer Erziehung nicht anders erwarten. Wichtig für die Arbeit unter den Schan ist, daß die ganze Bibel bereits in die Schan-Sprache übersetzt ist und im Druck vorliegt.

Von einer Mission unter dem auf der tiefsten Stufe der Civilisation stehenden Bergvolk der Wa, auf das die Baptisten vor kurzem aufmerksam wurden, verlautet noch nichts. Ihre Kräfte und Mittel sind ohnedies schon außerordentlich in Anspruch genommen, um nur das festzuhalten, was sie von dem großen Barma bereits besetzt halten. Die Zahl ihrer Hauptstationen beläuft sich jetzt auf 25, die der Außenstationen auf 555. Im Dienst stehen 47 amerikanische Missionare, 8 Missionsärzte und 46 Damen. Sehr zahlreich ist das eingeborne Arbeiterpersonal: 163 ordinierte Prediger, 469 Evangelisten, 25 sonstige Gehilfen, 595 Lehrer und Lehrerinnen, 25 Bibelfrauen. Von den 613 Gemeinden erhalten sich 419 selbst. Getauft wurden im Jahr 1894 2318 Personen. Gemeindeglieder: 33636. Ihre 501 Schulen werden von 13144 Schülern besucht. (Bapt. Miss. Mag. 1895. Am. Bapt. Rep. 1895.)

3. Das am Unterlauf des Brahmaputra zwischen Barma und Tibet liegende Assam gehörte früher zu Barma, wurde aber 1826 von den Briten annektiert und bildet heute eine besondere Provinz.

Während im Niederland die bengalische Bevölkerung vorherrscht, sind die üppigen Waldgebirge von wilden indo-chinesischen Stämmen bewohnt, wie den Garo, Naga, Khasi und manchen andern. Daneben finden sich unzählige Arbeiter, die der Verdienst auf den Theepflanzungen aus Indien herbeilockt, darunter viele Kols und Santals. Die eigentlichen Assamer, schon seit längerer Zeit hinduisiert, sind ein durch Opiumgenuß sehr verkommenes Geschlecht, das einen Dialekt des Bengali spricht.

Früher vom Weltverkehr ziemlich abgeschlossen, hat Assam in der neueren Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen und dadurch auch für die Mission eine größere Bedeutung gewonnen. Eisenbahnen und andere Verkehrswege, die inzwischen entstanden, bringen das abseitsliegende und bisher nicht leicht zugängliche Land immer mehr in Verbindung mit der östlichen Welt. Besonders durch die zunehmende Theekultur strömt alljährlich eine wahre Flut der Einwanderung von Indien her nach Assam hinein, die schon jetzt ca. 50000 Seelen im Jahr beträgt. Damit hält nicht allein der Hinduismus, sondern auch die Civilisation in mancherlei Gestalt ihren Einzug ins Land. Diesen Umständen ist es wohl auch zum Teil zuzuschreiben, daß in sechs Distrikten des Brahmaputra-Thales die Zahl der Schüler sich während eines Jahres um mehr als 1000 gemehrt hat, und daß die Schullisten in jenen Bezirken im letzten Jahr 40734 Schüler aufwiesen. Dadurch erwachsen dem Lande immer mehr lesekundige Elemente, unter denen die Bibel und die christliche Litteratur ihre missionierende Aufgabe weit mehr als früher erfüllen kann. Ueberhaupt bietet Assam mit seinen zahlreichen Völkerschaften ein weites und wohl auch vielversprechendes Arbeitsfeld für die Mission. Hauptträgerin derselben sind vorderhand außer der englischen Ausbreitungsgesellschaft, den Walliser Methodisten und einigen Privatmissionen, ebenfalls die amerikanischen Baptisten, die schon 1836 in die Arbeit eintraten und dieselbe auf die Assamer, die Garos und die Nagas ausgedehnt haben. Neuerdings (1894) hat sich auch einer ihrer Missionare unter dem Bergstamm der Mikir niedergelassen und einigen Einfluß unter denselben erlangt. Bei den ausgedehnten Predigtreisen und je weiter man vorwärts dringt, stößt man auf immer neue Völkerschaften, so erst vor kurzem auf einen Stamm, der weit oben im Gebirge auf der Abdachung des Himmalaja seinen Wohnsitz hat und den Namen Miri führt. Diese kommen nur des Handels wegen gelegentlich nach Assam herunter. Doch scheinen sich einzelne Familien dieses Bergvolks auch an den Ufern des Subansiri, jenseits des Brahmaputra zu finden.

Die Baptisten haben in Assam gegenwärtig 19 Missionare,

1 Missionsarzt und 7 Damen in der Arbeit stehen. Diese geschieht von 9 Hauptstationen aus, von denen zwei erst in den beiden letzten Jahren errichtet worden sind. Zu diesen Arbeitszentren gehören 91 Außenplätze. Das eingeborne Arbeiterpersonal zählt 8 ordinierte und 26 nichtordinierte Prediger, 65 sonstige Gehilfen, 2 Bibelfrauen und 109 Lehrer. Von den 35 Gemeinden erhalten sich 17 selbst. Gemeindeglieder: 3721. Getauft wurden im letzten Jahre 523 Personen. In den 104 Schulen werden 1835 Schüler aufgeführt. (Am. Bapt. Rep. 1895.)

b) Neuestes und Vermischtes.

Japan. Die Missionare der amerikanischen Kongregationalisten in Japan stehen gegenwärtig vor einer ernsten Frage. Ihre Gemeinden, die sich ähnlich wie die der Presbyterianer und Anglikaner, zu einer Art von Union zusammengeschlossen haben und unter dem Namen „Kumi-ai" (d. h. Vereinigte Kirchen) bis jetzt den bedeutendsten Kirchenkörper in Japan bilden, haben neuerdings alle fernere Unterstützung aus Amerika abgelehnt. Sie beanspruchen aber auch zugleich völlige Selbständigkeit in der Leitung ihrer kirchlichen Angelegenheiten. Die Gemeinden hatten nach kongregationalistischen Grundsätzen wohl schon vorher ein großes Maß von Selbständigkeit und brachten bedeutende Beiträge für kirchliche Zwecke auf, aber ob sie für die Selbstverwaltung schon ganz reif sind, darüber scheinen doch viele Missionare noch gerechte Zweifel zu hegen. Und wenn die Leitung sofort in die Hände der eingebornen Kirche übergehen soll, welche Stellung sollen in Zukunft die Missionare zu ihr, wie überhaupt in der Weiterführung des Missionswerkes einnehmen? Um diese und andere Fragen in ihrer ganzen Tragweite zu prüfen, soll sich demnächst eine Deputation von Amerika nach Japan begeben und die Angelegenheit regeln. (Miss. Record, Oct. 1895.)

China. Eine christliche chinesische Zeitung wird im Laufe dieses Jahres in Kanton unter dem Namen „Licht" ins Leben treten. Die Unternehmer dieser neuen Zeitung sind die beiden christlichen Prediger Wong Yuk Cho in Hongkong und Au Fung Chi in Kanton. Sie ist zunächst für die zeitungslesenden Glieder der Christengemeinden im Süden Chinas, besonders der Provinz Kanton, bestimmt, sodann hofft sie aber auch noch einen anderen Leserkreis zu gewinnen, der bisher von den Einflüssen des Christentums und der abendländische Kultur so gut wie unberührt geblieben ist. Thatsache ist, daß g

Kreise von Gebildeten in China weder das Haus eines Missionars, noch seine Predigthallen betreten, überhaupt den Umgang mit den Fremden grundsätzlich meiden, und darum auch in allerlei Vorurteilen befangen bleiben. Diese will das Blatt nicht nur über die laufenden Tagesereignisse des Abendlandes unterrichten, sondern sie auch mit abendländischen Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen, von denen die Chinesen lernen können, aufklären. Vor allem aber will es die Chinesen mit den Grundsätzen der christlichen Religion, auf welchen die abendländische Civilisation im letzten Grunde ruht, bekannt machen, um in ihnen die Lust zu erwecken, dieselben zu prüfen und sich anzueignen. (Barmer Miss. Bl.)

Bücheranzeige.

Petrich H. **Hermann Theodor Wangemann.** Sein Leben und Wirken für Gottes Reich und für das Missionswerk insonderheit. Mit zahlreichen Bildern. 116 S. Buchhandlung der Berliner ev. Miss.-Ges. Berlin NO. 43. broch. Mk. 1.50. | geb. M. 2.20.

Für den am 18. Juni vorigen Jahres entschlafenen Missionsdirektor Wangemann hat sich sehr bald ein Biograph gefunden, der dem verdienten Missionsmann in vorliegender Schrift ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Das Lebensbild ist zwar in einem verhältnismäßig knappen Rahmen gehalten, aber lichtvoll und klar. Ueberall läßt es Wangemann nach seiner Eigenart und Bedeutung hervortreten. Der Verfasser hat es verstanden, nicht nur mit Wärme zu erzählen, sondern auch den echten volkstümlichen Ton zu treffen. Wollte er doch, wie er selber in der Vorrede sagt, für alle die Missionsfreunde hin und her im Lande, in den Pfarr- und Schulhäusern, wie unter den Bauers- und Bürgersleuten, überhaupt für alle die schreiben, die da gerne beten: „Dein Reich komme!“ und gerne hören, daß es schon unterwegs ist. — Wir möchten dem Büchlein einen recht großen Eingang unter dem christlichen Volk wünschen.

Die Aufgabe der Mission in Indien nach ihrer inneren Gestalt. Vortrag des Pastor Stosch in Berlin, früheren Missionars in Indien. Herausgegeben von der westpreußischen Missionskonferenz. 16 S. 20 Pf.

Eine interessante und geistvolle Darlegung des Kampfes, des Erfolges und des letzten Zieles der indischen Mission.

Missions-Traktate:

Kreuz und Halbmond. Kleine Schriften für Mohammedanermission.
Nr. 1. Nicht geheilt und doch genesen. Von Pastor Kurze. 10 Pf.
„ 2. Ein Besuch bei den Juden in Persien. Von Chr. Közle. 10 Pf.

Aller Heiden Trost. Kleine Schriften für Heidenmission.
Nr. 1. Der Missionskirchhof in Westafrika. Von Fr. Ahlfeld. 10 Pf.
„ 2. Freud und Leid in der Mission. Von G. Kurze, Pfr. 10 Pf.

Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber). Leipzig.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Festmahl auf der Insel Tahiti.

Tibet.

Ein verschlossenes Land.

(Schluß)

*

3. Die Mission unter den Tibetanern.

Wann wird die Zeit kommen, wo das Volk von Tibet lernen wird, den lebendigen Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten? Noch weiß man nicht, ob es den Missionaren, die an den Pforten harren, bald möglich sein wird, anders als zu flüchtigem Besuche in das Land einzudringen. Und auch in den von Tibetanern bewohnten Gegenden, wo evangelische Missionare wirken können, bieten sich manche gerade diesen Gegenden eigenen Hindernisse. Dahin gehört besonders die große Schwierigkeit des Reisens in dem Gebirgsland. Dadurch sind Missionsreisen nur in beschränktem Maße möglich, auch ist der Missionar oft viele Monate lang ohne Verkehr mit seinesgleichen und ohne Nachrichten aus der Heimat. An der chinesischen Grenze ist diese Vereinsamung des Missionars nicht so groß, dafür hat er aber hier mehr von der Feindseligkeit der Chinesen zu leiden. Die Tibetaner selbst sind in der Regel nicht feindlich und der Umstand, daß die Frauen den Männern ziemlich gleichgestellt sind und nicht in fremden Männern unzugänglichen Frauengemächern eingesperrt leben, erleichtert auch die Arbeit. Dagegen ist die Vielmännerei, an der gerade die Frauen mit großer Zähigkeit hängen, der Annahme des Evangeliums sehr im Wege. Der Umstand, daß die Tibetaner an ein rein äußerliches Religionswesen gewöhnt sind, nebst ihrer von den Lamas beförderten Denkfaulheit und dem Mangel an Ausdauer, erschweren auch die Arbeit des Missionars. Da viele Tibetaner einen Teil des Jahres auf Handelsreisen sind, so ist gerade in den Grenzbezirken die Bevölkerung oft wenig seßhaft und der Missionar findet viel-

leicht Gelegenheit, den guten Samen auszustreuen, aber er weiß nicht, ob etwas aufgeht und kann die etwa vorhandenen Keime und Pflänzchen nicht pflegen.

Im Mittelalter, ehe Tibet sich den Fremden verschloß, haben christliche Missionare sogar in der Hauptstadt Lhassa gewirkt, aber ob sie nun damals mit oder ohne Erfolg arbeiteten, jedenfalls haben sie keine christliche Kirche gründen können, die Bestand hatte. Auch die katholischen Missionare, die seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts mehreremal und zuweilen mit Erfolg versuchten, in das eigentliche Tibet einzudringen, haben es zu keiner dauernden Niederlassung und Wirksamkeit gebracht. Zuletzt gründeten katholische Missionare eine Station in Jerkalo, ganz nahe der chinesischen Grenze, aber die Lamas hetzten das Volk auf, verbrannten die Missionsgebäude und vertrieben die Priester ganz von tibetanischem Boden. Jetzt giebt es katholische Missionen für die Tibetaner in einigen chinesischen Grenzstädten und neuerdings ist eine Station in Leh im Himalaja eröffnet worden.

Die ersten evangelischen Missionare wurden den Tibetanern von der Brüdergemeinde geschickt. Auf Anregung des chinesischen Missionars Gützlaff, der im Jahre 1850 Herrnhut besuchte, sandte die Brüdergemeinde den Pommern Eduard Pagell und den Schlesier August Wilhelm Heyde als Missionare für die Mongolei aus. Die Verhältnisse Inner-Asiens waren damals in Europa sehr wenig bekannt und niemand wußte, welchen Schwierigkeiten die Missionare bei ihrem Versuch, von Indien aus durch Tibet in die Mongolei zu gelangen, begegnen würden. Der erste Versuch wurde im Jahre 1855 gemacht, aber sowohl dieser wie mehrere spätere zeigten, daß die Missionare weder in die Mongolei eindringen, noch auch nur im eigentlichen Tibet festen Fuß fassen konnten. Aber sie waren doch nicht vergeblich ausgesandt. Konnten sie auch nicht zu den Mongolen gehen, noch dem Volk in dem buddhistischen Kirchenstaat predigen, so fanden sie doch ein reiches Arbeitsfeld unter den buddhistischen Bewohnern des englischen Tibet. So gründeten sie 1856 die erste Station in Kjelang und nach 9 Jahren die zweite in Poo. Beide Stationen sollten als Ausgangspunkte für Predigtreisen dienen. Inzwischen war Missionar Jäschke zu den ersten beiden Missionaren gestoßen. Er hatte ein hervorragendes Sprachtalent. Er übersetzte Schul-

bücher, den Katechismus u. s. w. ins Tibetanische, schrieb auch eine Grammatik und ein Wörterbuch dieser Sprache. Daneben suchte er die verschiedenen Mundarten und besonders die eigentliche Volkssprache immer besser zu lernen, um eine volkstümliche Bibelübersetzung schaffen zu können. Im Jahre 1868 vollendete er das Neue Testament. Aber jetzt mußte er seiner Gesundheit wegen nach Deutschland zurückkehren. Sein Nachfolger war Redslob, der zusammen mit Heyde an der Uebersetzung des Alten Testaments arbeitete. Bis jetzt haben die Missionare nur ganz kleine Gemeinden von getauften Christen, aber viel größer ist die Zahl derer, die Eindrücke von der Wahrheit des Evangeliums und von der christlichen Liebe bekommen haben. Gerade die Liebe zu den Elenden und Armen ist etwas, das die Tibetaner bei ihren Lamas nicht sehen und das ihnen ganz neu ist.

Die Arbeit des Predigens auf der Station und auf Reisen würde die Zeit der Missionare nicht ausfüllen. Das Reisen ist zu schwierig, nicht nur für die Missionare, sondern auch für die Eingeborenen, die aus größeren Entfernungen nicht regelmäßig zum Gottesdienst kommen können. Während des Sommers sind die Leute auch zu sehr beschäftigt, um Zeit für die Missionare zu haben. So legen sich diese mit Eifer auf den Unterricht der Jugend. Kinder, die nicht am Orte wohnen, werden, wenn sie die Schule besuchen sollen, bei Familien auf der Missionsstation untergebracht. Die Tibetaner haben gemerkt, daß ihre Söhne, wenn sie einige Schulbildung besitzen, leicht niedere Beamtenstellen bei der englischen Regierung bekommen, und so schicken sie die Knaben gern zur Schule. Auch viele Mädchen lernen in der Schule Handarbeiten, sowie Lesen und Schreiben. Die jungen Tibetaner sind nicht ungelehrig, aber sie haben wenig Ausdauer. Den biblischen Unterricht, den ihre Kinder in den Missionsschulen bekommen, nehmen die Eltern mit in den Kauf, die Missionare aber bereiten dadurch die Herzen der Kinder für das Evangelium vor, für das die Erwachsenen oft so unempfänglich sind. Es wird denen, die in dem auf äußerliche Werkgerechtigkeit gerichteten Buddhismus aufgewachsen sind, ganz besonders schwer, an eine Seligkeit aus Gnaden, ohne eigenes Verdienst, zu glauben. Entweder wollen sie den Himmel durch gute Werke verdienen, oder sie geben alles verloren und hoffen nur noch Heil von der Seelen-

wanderung und künftigen Menschwerdungen. Doch ist auch die Arbeit an den Erwachsenen nicht erfolglos und man merkt schon an der stillen Andacht, mit der die Christen dem Gottesdienst folgen, an ihren reingewaschenen Gesichtern und Kleidern, an der Sorgfalt, mit der sie ihre bescheidenen Wohnungen rein und ordentlich halten, daß ein anderer Geist unter ihnen waltet.

Das niedere Volk, das unter dem Druck der Priester- und Adelsherrschaft seufzt, ist verhältnismäßig zugänglicher als die höheren Stände, aber auch einzelne Reiche und Vornehme konnten getauft werden, wie jener Schredol aus der Provinz Spitti, der in der Missionsschule von Kjelang ausgebildet wurde und dann bei dem eingeborenen Herrscher seiner Provinz eine Stelle als Sprachlehrer bekam. Ehe er die Stelle antrat, sprach er den Wunsch aus, Christ zu werden. Er erhielt Taufunterricht, aber die Missionare zögerten mit der Taufe, da sie wußten, daß der junge Mann in seiner künftigen Stellung, allein unter lauter Heiden, in großer Gefahr sein würde, wieder abzufallen. Doch er blieb fest. Er erklärte, er wisse nicht, was ihm in Spitti begegnen werde, aber bei und in Christo wisse er sich geborgen im Leben wie im Tode. Bei seiner Taufe wählte er sich den Namen Den-tong-ga-wa, d. h.: der sich freut, die Wahrheit zu sehen.

Anfang der siebziger Jahre taufte Missionar Pagell einen jungen Lama — den ersten seines Standes — der einst in dem schon erwähnten Krieg zwischen den Lamas und dem Volk gekämpft und Wunden davongetragen hatte. Missionar Pagell hatte besondere Freude an diesem Schüler, der in der Taufe den Namen Nathanael bekam. Einmal aber übermannte diesen Nathanael sein alter heidnischer Zorn und der Stolz des Lamas. Er half beim Bau seines Hauses, geriet da in Streit mit einem Maurer, der ihn gereizt hatte, und schlug den Mann mit ein paar Hammerschlägen zu Boden. Nathanael schien von da an ein andrer. Er gab Missionar Pagell, der ihm ins Gewissen redete, unartige Antworten, und nach ein paar Tagen verschwand er aus dem Dorfe. Er kehrte aber später reuevoll zu den Missionaren zurück und wurde ihr erster eingeborener Gehilfe, der als gewissenhafter Uebersetzer und als Reiseprediger tüchtige Dienste leistete.

Die Missionare geben sich viele Mühe, auch die äußere Lage des armen, bedrückten Volkes zu verbessern und dadurch das Vertrauen der Leute zu gewinnen. Sie treiben Gartenbau und Landwirtschaft und schenken den Eingeborenen Samen und Setzlinge. Nach und nach lernen die Leute den Nutzen des Gemüsebaues einsehen und sie gewöhnen sich überhaupt an manches Neue, besonders lernen sie, sich mit den Garten- und Feldgeschäften nach dem Wetter, anstatt nach den Anweisungen der Lamas zu richten.

Viel Gutes wirken die Missionare auch durch ihre ärztliche Thätigkeit.

Die Stationen Kjelang und Poo wurden in den Jahren 1856 und 1865 gegründet, aber von Anfang an hatten die Missionare ihr Auge auch auf Leh in Kaschmir gerichtet. In Leh machen die Handelskarawanen Halt, die von Indien, Kaschmir und Afghanistan nach Jarkand und Kota gehen. Die Bewohner der Stadt treiben lebhaften Handel mit kirchlichen Geräten aus Lhassa. Da Leh nacheinander von verschiedenen Stämmen, die verschiedenen Religionen angehörten, erobert wurde, so ist es von einer nach Stämmen und Religionen buntgemischten Bevölkerung bewohnt und man findet hier mehr religiöse Duldung als in anderen Städten des Landes. So ist es geeignet, den Mittelpunkt für die Missionsarbeit in dem umliegenden Land zu bilden. Es waren auch viele, nach dem Evangelium Verlangende in Leh, aber häufige Besuche der Missionare von Kjelang waren unmöglich, denn der Weg führte über Bergpässe von 14,000 und mehr Fuß Höhe. Anfangs wollte der Fürst von Kaschmir die Niederlassung christlicher Missionare in Leh nicht erlauben, aber mit Hilfe der englischen Regierung wurde der Widerstand allmählich überwunden und im Jahre 1885 konnte Missionar Redslob die Station eröffnen.

Die Brüdergemeinde hat also jetzt 3 Stationen in dem Teil des Himalaja, der im Westen des eigentlichen Tibet liegt; Leh ist die nördlichste, dann kommt Kjelang und südlich davon Poo.*)

*) Nach den neuesten Nachrichten (Miss.-Bl. d. Brüdergem. Nr. XI, S. 330 ff.) denkt die Brüdergemeine daran, eine vierte Station in der großen Ortschaft Chini, etwa 10 deutsche Meilen westsüdwestlich von Poo, anzulegen.

Zehn Missionare arbeiten hier; unter ihnen noch einer der zuerst Ausgesandten, Missionar Heyde mit seiner Frau. Pagell und seine Frau starben im Jahre 1883 nach dreißigjähriger, unermüdlicher Arbeit. Redslob, den die Tibetaner so liebten, daß sie zu Frau Bishop sagten: „Wir trauen jedem, der mit dem Missionar kommt", und der als Nachfolger Jäschke's mehr als 20 Jahre treu gearbeitet hatte, starb im Jahre 1891.

Schwerere Verfolgungen haben die kleinen Christengemeinden noch nicht erlitten, aber einzelne Christen haben sich doch schon manche Quälereien gefallen lassen müssen. Die Buddhisten gelten für duldsam, doch diese Duldsamkeit verbietet ihnen nur offene Gewaltthat, erlaubt ihnen aber, den Christen heimlich nachzustellen. So wohnte in der Nähe von Kjelang ein Lama, der zum Ärger seiner Amtsbrüder christliche Schriften las und eine Neigung zeigte, Christ zu werden. Da hörten die Missionare, er sei infolge eines Sturzes vom Dache seines Hauses gestorben. Genaue Erkundigungen ergaben aber, daß der Mann nicht das Opfer eines Unglücksfalles, sondern eines von den fanatischen Lamas begangenen Mordes geworden war. In Kjelang ist eine scharfe Scheidelinie zwischen Christen und Heiden. Die Christen gelten als Ausgestoßene, und kein Heide besucht den christlichen Gottesdienst. In Poo ist es umgekehrt. Die Heiden stehen auf freundlichem Fuße mit den Christen und den Missionaren und viele kommen in die Kirche.

Gehen wir etwas weiter südlich, so finden wir in der indischen Stadt Almora eine Station der Londoner Mission, von der aus Versuche gemacht werden, wenigstens in den Grenzgebieten von Tibet eine Mission anzufangen. Von Almora gegen den Himalaja zu wohnen die Joharis, ein Mischvolk mongolischer und tibetanischer Abstammung, das sich mit Ackerbau und Handel beschäftigt. Auch viele Tibetaner kommen in diese Gegenden. Im Frühjahr 1893 kamen einige Missionare von Almora aus dorthin, wurden von den Bewohnern freundlich aufgenommen und besprachen die Gründung einer Schule. Bis jetzt scheint es nur noch an den Geldmitteln zu einer dauernden Missionsniederlassung zu fehlen.

Noch weiter im Süden, in Dardschiling, sind schwedische Missionare von der Skandinavischen Allianz-

mission in den Vereinigten Staaten und Missionare der Schottischen Kirche. All' diese Missionare warten, bis sie Eingang in Tibet finden. Einstweilen lernen sie die Sprache und arbeiten unter der Bevölkerung in und um Dardschiling, sowie unter den tibetanischen Händlern, die nach Dardschiling kommen.

Mit dem Lernen des Tibetanischen beschäftigen sich auch zwei Missionare der Internationalen Missionsgesellschaft in New-York. Sie sind in Peking, wo es leicht ist, gute Sprachlehrer zu finden.

Bekannter als die letztgenannten Missionsunternehmungen ist der Versuch Annie Taylors, in Tibet einzudringen. Annie Taylor gehörte zu der China-Inland-Mission Hudson Taylors und arbeitete einige Zeit in der Stadt Tau-tschau, nahe der tibetanischen Grenze. Ihr Mitleid mit dem noch ganz in heidnischer Finsternis lebenden Volk von Tibet brachte sie auf den kühnen Gedanken, eine Reise durch Tibet bis nach Lhassa zu machen. Es ist nicht recht klar, welchen Erfolg sie von dieser Reise erwartete, denn daß sich im Innern von Tibet und nun vollends gar in Lhassa unter den Augen des Dalai Lama zunächst keine Missionare niederlassen können, — das geht aus allem hervor, was man von Tibet und den Versuchen, in das Land einzudringen, gehört hat. Soweit man die Sache bis jetzt beurteilen kann, scheint auch die Reise vergeblich gewesen zu sein. Annie Taylor kam unter unsäglichen Gefahren, Entbehrungen und Leiden bis auf drei Tagereisen von Lhassa und wurde dann durch einen Befehl der Regierung genötigt, umzukehren. Die Einzelheiten dieser merkwürdigen Reise, bei der Annie Taylor großen Mut und unerschütterliches Gottvertrauen zeigte, sollen hier nicht wiederholt werden, da schon verschiedene Blätter darüber berichtet haben. Annie Taylor hat auf ihrer Reise natürlich Land und Leute mehr kennen gelernt, als während ihres Aufenthalts in der chinesischen Grenzstadt, aber die „Tibetanische Pioniermission", die sie ins Leben rief, konnte doch nur mit der Niederlassung in einem Grenzgebiet anfangen. Das Unternehmen hat nach einem vielverheißenden Anfang eine Krisis durchgemacht, infolge deren das Ganze in die Brüche zu gehen drohte. Nach ihrer Rückkehr aus Tibet reiste Annie Taylor nach England, um Missionare zu

werben. Die Miſſion ſollte nach Art der China-Inland-Miſſion eingerichtet werden, d. h. die Miſſionare ſollten auf jede feſte Einnahme verzichten und ans Werk gehen im Glauben, daß Gott ihnen das Nötige geben werde. Nachdem die Mittel zur Ausrüſtung der Miſſion und zu ihrer Fortführung während des erſten Jahres beiſammen waren — die Beiträge floſſen reichlich — machte ſich die Geſellſchaft von Miſſionaren, die ſich zuſammengefunden hatten, auf den Weg. Ein Miſſionar hatte ſich mit Frau und Kind eingeſtellt, ſonſt waren es außer Fräulein Taylor, der Leiterin des Unternehmens, lauter junge Männer, im ganzen 17 Perſonen. Sie reiſten über Indien nach Dardſchiling, wo ſie warten wollten, bis ſich ein Weg nach Tibet öffnete. Einſtweilen ſtudierten ſie Tibetaniſch und trieben Miſſion unter der Bevölkerung von Dardſchiling. Die engliſche Regierung hatte aus politiſchen Gründen den Miſſionaren verboten, über die Grenze nach Tibet zu gehen; trotzdem drangen ſie Ende 1894 bis Gnatong, hart an der Grenze, vor. Schon vorher hatten — aus noch nicht aufgeklärten Gründen — ſämtliche Miſſionare ihren Rücktritt erklärt, die Erklärung aber wieder zurückgenommen. In Gnatong wurde der Bruch unheilbar. Alle Miſſionare bis auf einen, den Dänen Jenſen, traten endgültig von dem Unternehmen zurück und begaben ſich nach Kalimpong bei Dardſchiling. Fräulein Taylor aber bat ihre Freunde in England, ihr die Leitung abzunehmen und Herrn Polhill-Turner von der China-Inland-Miſſion an ihre Stelle treten zu laſſen. Wir wiſſen nicht, was ſchließlich die Kriſis herbeigeführt hat, aber der Berichterſtatter in Warneck's Miſſionszeitſchrift mag nicht ſo unrecht haben, wenn er ſagt: „Abgeſehen davon, ob eine tibetaniſche Miſſion überhaupt ſchon an der Zeit iſt, kann es jedenfalls nicht die Aufgabe junger Damen ſein, ſie zu eröffnen. . . . . Gewiß verdient Annie Taylors ſelbſtloſer Eifer und ihr chriſtlicher Mut alle Anerkennung, aber man muß doch bedauern, daß es an nüchternen Männern fehlt, die ſo ſchöne Kräfte in geſundere Bahnen leiten und fruchtbar verwerten.“ *)

*) Nach neueren Nachrichten vom 1. Mai und 6. Juni d. J. ſcheint Fräulein Taylor's Miſſion doch einen günſtigen Fortgang nehmen zu wollen. Nach dem Tode des ihr treu gebliebenen Dänen Jenſen, der am 11. Fe-

Es wird sich nun zeigen müssen, ob Polhill-Turner, der sich bereit erklärt hat, an die Spitze der tibetanischen Pioniermission zu treten, imstande ist, die Missionare wieder zu sammeln und dadurch das Unternehmen, das so hoffnungsvoll anfing, vor dem Untergang zu retten. Er hat selbst schon auf eigene Hand versucht, nach Tibet zu gelangen, und wir müssen über diesen Versuch auch noch einige Worte sagen.

Während die anderen Missionare, die in Tibet eindringen wollen, sich im Westen und Süden des Landes niedergelassen haben und hier warten, bis sich die Thore öffnen, hat Polhill-Turner versucht, Tibet von der Ostgrenze aus zu erreichen. Als Missionar der China-Inland-Mission wurde er mit seiner jungen Frau nach Sining, ziemlich im Norden, an der Ostgrenze Tibets, geschickt. Die Bevölkerung an der Grenze ist aus Chinesen und Tibetanern gemischt, und Turner fand in Sining Gelegenheit, das Tibetanische zu lernen. Er machte dann teils allein, teils mit seiner Frau größere und kleinere Reisen in dem Grenzgebiet, um einen zur Gründung einer tibetanischen Mission geeigneten Ort zu finden. An vielen Orten waren die Tibetaner freundlich und zugänglich, und manchmal waren Turner und seine Frau von früh bis spät in Anspruch genommen von Leuten, die kamen, um „das Buch zu hören", wie sie sich ausdrückten. Endlich glaubte Turner, in Sung-pan, einer Grenzstadt, sehr viel südlicher als Sining, einen Ort gefunden zu haben, der sich zur Nieder-

bruar d. J. einem typhösen Fieber erlag, ist sie mit ihrem eingeborenen Diener Pontso allein in Gnatong verblieben und hat unter den englischen Soldaten, die die Grenzwache bilden, sowie unter den durchreisenden Tibetanern gearbeitet, besonders auch Evangelien in der Landessprache zu verbreiten gesucht. Um aber nicht allein zu stehen, hat sie einen Aufruf erlassen, der ihr Gehilfinnen in der Arbeit zuführen soll. Inzwischen hat sie auch von den indischen und chinesischen Beamten die Erlaubnis erhalten, sich in dem über der Grenze, im eigentlichen Tibet gelegenen Handelsplatz Yatong im Tschumbi-Thal niederzulassen. Hier hat sie bei ihrem ersten Besuch einen Laden gemietet, in welchem sie Medizinen abgeben und Krankenbehandlung ausüben will. Zugleich hofft sie, neben der Schriftenverteilung an Händler und Durchreisende, auch auf Kranke und Medizinkäufer missionierend einwirken zu können. Pontso soll unterdessen bis zur Ankunft der erbetenen Gehilfinnen den Posten in Gnatong behaupten und so gut wie möglich besorgen. (Nach: Die evang. Missionen, S. 209.)

lassung eignete. Er mietete ein Haus und holte dann seine Frau und seine beiden kleinen Kinder ab. Während mehr als zwei Monaten lebte die Familie hier ungestört, fleißig besucht von den Tibetanern, die den Missionar wie einen aus fremdem Land gekommenen Lama behandelten. Da trat in der Gegend eine Dürre ein, und man behauptete, Missionar Turner sei vor dem Stadtthor gesehen worden, wie er einen Besen in der Luft hin- und herschwenkte. Dadurch, meinten die Leute, habe er den Regen vertrieben. Am Morgen des 29. Juli 1892 brach der Pöbel in den Hof; man band Herrn Turner Hände und Füße und legte ihn in die brennende Sonne, wo ihn die Menge fluchend und schimpfend umstand. Ein paar freundliche Nachbarn nahmen die Kinder zu sich, aber Frau Turner und die beiden chinesischen Diener wurden auch gebunden und geschlagen. Dann schleppte man alle vier durch die Straßen vor das Stadtthor. Einige von dem Pöbel schrieen: Werft sie in den Fluß! andere: Steinigt sie! wieder andere: Laßt sie gebunden in der Sonne liegen, bis es regnet! Endlich legte sich ein Offizier ins Mittel, der erklärte, man müsse die Fremden vor die Obrigkeit bringen. Man schleppte sie nun nach dem Hause des Bürgermeisters, wo man sie in ein enges Gemach einschloß, ihnen aber die Kinder brachte. Draußen tobte und lärmte der Pöbel. Endlich rief man die beiden Diener heraus und sagte ihnen insgeheim, wenn sie sich für ihre Herrschaft schlagen ließen, würde die Menge auseinander gehen. Die treuen Menschen erklärten sich bereit dazu und wurden darauf unbarmherzig geschlagen. Damit war die Ruhe hergestellt und am folgenden Morgen verließ die Gesellschaft Sung-pan. Die braven Diener kehrten in ihre Heimat zurück. Sie sind jetzt beide getauft worden und einer von ihnen, Wang, hat erklärt, er sei jederzeit bereit, wieder nach Sung-pan zu gehen. Turners reisten im November zur Erholung nach England, mit dem Wunsch, recht bald nach Sung-pan zurückzukehren. Einstweilen haben andere Missionare von der China-Inland-Mission dort gearbeitet und hoffnungsvolle Berichte geschickt.

Die eben erzählten Ereignisse haben sich vor über zwei Jahren zugetragen. Turner wird unterdessen aus England zurückgekehrt sein und vielleicht erfahren wir bald, ob er seine

Arbeit unter den Tibetanern von Sung-pan aus fortsetzt und ob er mit den Gehilfen, die ihm Annie Taylor zugeführt hat, das Missionswerk noch weiter ausdehnen kann.

Die Zerstörung
der Basler Missionsstation Moilim in China.*)

Die Mission in China hat gegenwärtig ernste Zeiten zu durchleben. Ueberall gärt es unter dem Volk und unversehens brechen da und dort Aufstände aus, die nicht nur gegen die bestehende Obrigkeit, sondern auch gegen die Fremden, ihr Leben und Eigentum gerichtet sind. Und diesen revolutionären Bewegungen steht die chinesische Regierung bei ihrer bekannten Schwäche und Energielosigkeit meist ohnmächtig gegenüber. So sind Ende Mai und Anfang Juni eine Reihe von amerikanischen und englischen Missionsstationen in der Provinz Sztschuen dem Erdboden gleichgemacht worden, die Missionsarbeiter haben sich flüchten müssen und sind mit knapper Not dem Tode entronnen. Nun ist auch eine der Basler Stationen, das im Oberland der Kanton-Provinz gelegene Moilim, von den Rebellen geplündert und teilweise zerstört worden. Gott sei Dank konnten sich die dort stationierten Missionsgeschwister wie die der übrigen bedrohten Stationen noch rechtzeitig flüchten.

Schon im Monat Mai, wie wir in der Oktobernummer des Missions-Magazins (S. 406 ff.) berichteten, waren Unruhen in der Provinz Kanton ausgebrochen, infolge deren die Basler Oberland-Stationen Nyenhangli, Tsongtschun und Moilim durch herumziehende Rebellen- und Räuberbanden ernstlich bedroht waren. Einige Missionsfrauen wurden damals nach Hongkong in Sicherheit gebracht, andere fanden den Weg nach der Küste bereits verlegt. Da, als die Not am größten war, ermannte sich

*) Wir verweisen dabei unsere Leser auf die der Januar-Nummer beigegebene Karte des Basler Missionsgebiets in der Kantonprovinz.

die chinesische Regierung, schlug die Aufständischen und zersprengte sie. Die Kaiserlichen verbrannten hierauf da und dort die Häuser der an der Rebellion Beteiligten und ergriffen auch einzelne derselben. Die Missionare atmeten nun wieder auf und hofften, es werde im Lande wieder Ruhe einkehren. Aber sie täuschten sich. Es war nur eine unheimliche Windstille, auf die der Sturm um so stärker losbrechen sollte. Die Rebellen sammelten sich aufs neue und überfielen am 2. Juli die katholische Missionsstation Wongthen am Ostfluß, die sie regelrecht belagerten. Zugleich hatten sie die Parole ausgegeben, „das Christentum auszurotten". Die Berichte über das Schicksal der Station lauten verschieden. Nach der einen Darstellung war dieselbe am 4. Juli nur noch ein rauchender Trümmerhaufen. Andere berichteten, daß nur ein Teil der Missionsgebäude eingenommen worden seien, wogegen sich die anderen durch Verteidigung oder Loskauf zu halten vermocht hätten. Der Fall dieser stattlichen Station an den Ufern des Ostflusses zeigte den in der Nähe stationierten Basler Missionaren, wie unsicher der Boden unter ihren Füßen war. Auch wurde ihnen gemeldet, daß die Häupter der im Mai in Scene gesetzten, aber mißlungenen Revolution sich im Gebiet von Wongthen zusammengezogen hätten und die Fahne des Aufstandes aufs neue erheben wollten. Die Unruhe und Unsicherheit in den umliegenden Kreisen wuchs von Tag zu Tag und die Lage der Dinge war Anfang August so ernst, daß man den Missionaren im Inland riet, sich und ihre Familien bei Zeiten in Sicherheit zu bringen. Einige derselben, deren Stationen dem Herde der Revolution am nächsten lagen, folgten auch dem Rat und zogen sich mit den Ihrigen nach Hongkong zurück. Kaum waren die letzten Flüchtlinge (die Missionsgeschwister Kammerer von Moilim und Ziegler von Hinnen) hier eingetroffen, als auch schon die Depesche von Swatau einlief: „Moilim geplündert, teilweise zerstört."

Diese Station, eine der südlichsten des Oberlandes, war schon im Mai so bedroht gewesen, daß Missionar Kammerer mit Frau und Kindern damals über die Berge nach einer englischen Missionsstation flüchten mußte. Von dort nach Moilim zurückgekehrt, hatte er seine Arbeit wieder aufgenommen und glaubte

alle Gefahr beseitigt. Nur der besonderen Fürsorge Gottes ist es zu danken, daß er wenige Tage vor dem Wiederausbruch der Revolution noch rechtzeitig den Rückzug über Swatau antrat. Und doch wie leicht hätte ihn jene überraschen können. Nichts Schlimmes ahnend, hatte er noch am 13. August eine Reise nach dem zwei Tagereisen entfernten Filial Tschoithung angetreten, um der dortigen Christengemeinde das heilige Abendmahl zu reichen. Hier erhielt er am 15. August die mündliche Nachricht, daß in der benachbarten Provinz Fukien die Revolution ausgebrochen sei, infolge deren in Kutscheng 10 englische Missionsleute ihr Leben verloren hätten. Man rate deshalb allen Missionaren der Oberlandstationen, sich nach Hongkong zurückzuziehen. Beide Nachrichten versetzten ihn in eine peinvolle Lage. Was sollte er, zwei Tagereisen von seiner Station entfernt und noch für einige Tage durch seine Amtspflicht ans Filial gebunden, in diesem Fall thun? Es war ihm klar: war die Revolution in der benachbarten Provinz ausgebrochen, so würde sie auch im eigenen Gebiet nicht ausbleiben. Doch hoffte er, die Sache werde nach chinesischer Art etwas übertrieben sein. So harrte er bis zum 18. August auf dem Filial aus und trat am Abend jenes Sonntags den Heimweg nach Moilim an. Hier angekommen, hörte er das Nähere über die Niedermetzelung der englischen Missionare, sowie die Bestätigung jener Nachricht, daß man in Hongkong die Lage der Oberländer Missionare nicht mehr für sicher halte und deshalb zum Rückzug rate. Es war aber überaus schwierig, in dieser Sache zu einem bestimmten Entschluß zu kommen; denn scheinbar war noch alles ringsum ruhig, und welcher Missionar möchte nicht bis zum letzten Augenblick seine ihm anvertraute Station zu halten suchen. Und doch drängte eine innere Stimme dazu, die wertvollsten Habseligkeiten zusammen zu packen und die Flucht vorzubereiten. Inzwischen traf auch der deutsche Konsul, Herr Streich, von Swatau ein, um sich persönlich vom Stand der Dinge im Inland zu unterrichten. So wurde die Abreise bis zum 26. August verschoben. Nun rieten aber auch manche eingeborene Christen zum Abzug, denn bereits stellten sich in jenen Tagen zwei verdächtige Burschen als Bettler auf der Station ein, die augenscheinlich als Kundschafter der Aufstän[illegible] erschienen. Auch war allgemein die Rede davon, daß die R[illegible]

im 8. Monat, d. h. Mitte September bis Mitte Oktober, loszuschlagen gedächten. Das alles mahnte zum Aufbruch. Es wurden zwei Wächter für die Missionsgebäude angestellt, das Haus wurde so gut als möglich verrammelt, und so traten Geschwister Kammerer am 26. August ihren Rückzug von Moilim an und zwar nach Swatau. Der Weg dahin wurde auf dem Moikong oder Schlehenfluß über Kayintschu auf Booten zurückgelegt. Ueber das Weitere lassen wir nun Missionar Kammerer selbst berichten:

In Kayintschu fühlten sich die Geschwister (Lörcher, Schultze und der Missionsarzt Dr. Wittenberg) so sicher, daß sie es für unnötig hielten, zu flüchten. Wir wären schon Freitag (den 30. August) in Swatau angekommen, wenn wir nicht in Tschautsufu sechs Stunden auf das Abfließen des Hochwassers hätten warten müssen, um unter dem dortigen Brückenbogen hindurch zu kommen. Am Abend des 30. August, kurz vor 6 Uhr, hörte man plötzlich ein sonderbares Geräusch. Noch ehe wir recht nach der Ursache sehen konnten, fing unser Boot zu hüpfen und zu stoßen an, als ob es über eine federnde Stange rutschen und von dieser stoßweise in die Höhe gehoben würde. Ich sagte gleich, es sei dies ein Erdbeben. Unsere Bootsleute waren so erschreckt, daß sie fast die Fassung verloren. Interessant war es, zu beobachten, wie Sekunde um Sekunde der Lärm auf den uns folgenden Booten entstand, sodaß man daran die Schnelligkeit der Erdschwingungen konstatieren konnte. In der Nacht mußten wir etwa zwei Stunden von Swatau entfernt nochmals Anker werfen, weil plötzliche, starke Windstöße das Boot gefährdeten. Gegen Morgen konnten wir vollends nach Swatau fahren und bald waren wir im deutschen Konsulat wohlgeborgen. Am gleichen Tage trafen auch Geschwister Ziegler von Hinnen ein, und wir alle fanden bis zum nächsten Dienstag (den 3. September) bei Herrn Konsul Streich und seiner edlen Gemahlin die freundlichste und liebreichste Aufnahme. Von Swatau wurde dann die Reise nach Hongkong fortgesetzt. Hier langte schon 6 Tage nach unserer Ankunft ein Telegramm des Konsuls an, des Inhalts: „Aufruhr Tschonglok-Hinnen.“ Der nächste Dampfer brachte dann einen Brief von Herrn Streich und die Kopie einer chinesischen Depesche, wonach die Mandarinen von Tschonglok und Hinnen um Militär baten zur Unterdrückung des neuen Aufstandes. Von Moilim hörten wir nichts. Dagegen kamen von Br. Nagel (der allein in Nyenhangli zurückgeblieben war) Nachrichten, daß die Sachlage wieder dieselbe sei, wie im Monat Mai. Am 18. September,

abends 8 Uhr, sandte der Herausgeber der China Mail in Hongkong eine Note an Br. Reusch, worin er ihn einlud, bei ihm vorzusprechen, er habe ein wichtiges Telegramm von Swatau erhalten. Br. Reusch kam bald darauf wieder zurück mit der traurigen Nachricht: Moilim ist zerstört. Ein englischer Missionar hatte das Telegramm geschickt. Den folgenden Vormittag kam dann eine Depesche vom Konsul an uns: „Moilim geplündert, teilweise zerstört, Wächter entflohen." — Letzten Samstag (den 21. September) langte auch der Ueberbringer dieser Hiobspost, unser Gehilfe Ngui Syak Kong von Sungtheu (einer Außenstation von Moilim) hier in Hongkong an. Er hatte am 16. September Sungtheu verlassen, traf am 18. in Swatau ein und wurde von dort mit dem Dampfer nach Hongkong geschickt, wozu ihm der deutsche Konsul das Geld vorstreckte. Der Gehilfe berichtete ungefähr Folgendes:

Am 28. August — also nur zwei Tage nach unserer Abreise von Moilim — schlugen die Rebellen wieder los. Sie sammelten sich in Lyungtschun, etwa 6 Stunden oberhalb Moilim am oberen Moikong. Ein Mann vom Stamme Wong aus Tschungtschin, das zum Yunonkreis gehört, wurde ihr Anführer. Als etwa 700 bis 800 Mann beisammen waren, nahmen sie ein kleines Dorf ein und rückten von dort, täglich an Zahl verstärkt, auf Moilim los, wo sie am 11. September eintrafen. Die Bewohner des Moilim-Gebietes gehören fast alle zur sogenannten Triasgesellschaft. Reiche Leute, die noch nicht zur Rebellenhorde gehörten, mußten sich mit viel Geld von der Plünderung loskaufen. Sonstige Gewaltthätigkeiten haben sie in Moilim nicht verübt. Am 13. September erschien einer der Aufständischen im Missionshause und stellte sich, als ob er auch hier über die Loskaufsumme verhandeln wolle; wahrscheinlich wollte er aber nur sehen, ob man auf Widerstand stoßen werde. Am folgenden Morgen, Samstag den 14., rückten dann etwa 600 Mann an, erbrachen die Missionsgebäude, sowie jedes einzelne Zimmer und raubten, was sie brauchen konnten; alles andere zertrümmerten sie. Eine besondere Heldenthat war, daß sie den zurückgelassenen Puppen unserer Kinder die Köpfe abschlugen. Sollte das wohl ein Zeichen davon sein, wie sie es uns gemacht hätten, wenn wir noch dagewesen wären? Der Gehilfe und einer der Wächter entflohen auf die Berge. Der zweite Wächter hatte den Mut, in der Nähe zu bleiben, um sich bekannte Persönlichkeiten zu merken. Er soll sogar einem der Plünderer eine der Wanduhren entwunden haben. Genaueren Bericht über die ganze Ausdehnung und Tragweite der Zerstörung konnte Ngui Syak Kong nicht geben, da er

selbst nicht an Ort und Stelle war, sondern sich nur von dem nach Sungtheu gekommenen Stationswächter berichten ließ. Die Plünderung war in ca. ein bis zwei Stunden vorbei. Von Moilim zogen dann die Rebellen ihren Genossen nach Wang-lyu-thu nach, wo sie sich etwa 8000 Mann stark lagerten. Die reichen Leute des Ortes Tuikyang-wo, auf die es schon im Mai abgesehen war, konnten sich mit 2500 Dollars loskaufen. Etwa drei bis vier Stunden unterhalb Wang-lyu-thu liegt Syakhang, und noch zwei bis drei Stunden weiter unten am Fluß Wang-pi. In diesen beiden Marktgebieten giebt es fast keine Anhänger der Rebellion. Deshalb begab sich, solange die Aufständischen noch in Lyungtschun waren, der Tschonglok-Mandarin dorthin, um die Treugesinnten zum Widerstand aufzumuntern. Es haben sich auch demzufolge etwa 4000 Männer zusammengethan, um sich in den Waffen zu üben und Befestigungen anzulegen. Als sich dann der Mandarin heimlich aus dem Staube machen wollte, hinderte ihn die Bürgerwehr an der Flucht, indem die Braven meinten: jetzt müsse er bleiben und den Mut der Bürger beleben.

Was nun seit dem 16. September weiter geschehen ist, wissen wir nicht. Sollten die Rebellen über die Bürger siegen, dann wären sie in 1 bis 2 Tagen in den Kreisstädten Tschonglok und Hinnen. Erstere Stadt würden sie ohne Kampf einnehmen und letztere würde sich auch nicht lange halten können, denn es würden sich Tausende täglich zu den Rebellen gesellen. Jedenfalls sind alle unsere Stationen im Oberland in großer Gefahr.

Aber wo bleiben die Regierungstruppen, um den Aufstand niederzuschlagen? Seit den Depeschen der beiden Kreismandarine bis zum Abgang unseres Gehilfen waren volle 14 Tage verflossen, und noch war keine Spur von einem Soldaten zu sehen. Doch dürfen wir hoffen, daß unser energischer Konsul, Herr Streich in Swatau, alles thun wird, um Schadenersatz für den erlittenen Verlust zu erlangen. Ein Wunder der Vorsehung Gottes ist es, daß man uns zur rechten Stunde aufforderte, die Station zu verlassen, und daß die Uebertreibung der Chinesen noch dazu mitwirkte, die Abreise zu beschleunigen. Wären wir aber nur 3 bis 4 Tage länger auf der Station geblieben, so hätten wir, wie im Mai, mit leeren Händen über Berg und Thal flüchten müssen, während wir doch so das Nötigste und Beste unserer Habe mitnehmen und in aller Ruhe den Fluß hinunterreisen konnten. Darum haben wir viel Ursache, den Herrn für seine Gnade zu preisen. Aber über unsere verblendeten Tschongloker geht ein schweres Gericht, gleichviel welchen Verlauf die Revolution auch nehmen mag. Und was wird

aus unseren Gemeinden werden? Bis jetzt ist nichts davon bekannt geworden, daß die Aufständischen die Christen verfolgen. Aber es ist zu befürchten, daß viele zur Teilnahme am Aufstand verführt oder dazu genötigt werden. Gott der Herr sitzt im Regimente und wird alles nach seinem Willen lenken. Er wird auch uns Heimatlosen wieder Weg und Bahn machen; inzwischen beugen wir uns unter seine Hand.

* * *

Soweit der Bericht von Missionar Kammerer über den erneuerten Ausbruch der Revolution in der Kanton-Provinz und die dadurch erfolgte Plünderung der Station Moilim. Für das bedrohte Hinnen und die übrigen im Tschonglok-Kreis liegenden Missionsplätze war nach einem zwei Tage späteren Brief von Miss. Reusch vorderhand keine Gefahr mehr vorhanden. Er schreibt darüber:

Am meisten in Sorge waren wir bisher in Betreff Hinnens und der (dort verbliebenen) Geschw. Lechler und Br. Maiers, weil zu befürchten war, daß die Rebellen zunächst Hinnen angreifen würden. Es war dies auch wirklich ihre Absicht, aber wie wir gestern durch Herrn Konsul Streich erfuhren, wurden die Rebellen bei Wangpi, ungefähr halbwegs zwischen Moilim und Hinnen, zurückgeschlagen. Die dortige Bevölkerung hatte nämlich eine gut bewaffnete Bürgerwehr aufgestellt und Weg und Fluß gut befestigt, um den Aufständischen den Weg zu verlegen. Dies gelang. Damit ist die Gefahr für Hinnen und Kayintschu abgewendet. Dagegen ist zu fürchten, daß die Rebellen, die bei Wangpi etwa 8000 Mann stark gewesen sein sollen, sich entweder durch die Berge in der Richtung nach Kiangsi zurückziehen oder sich in kleinere Banden zerteilen und so das Tschongloker und Yunoner Bergland beunruhigen. Beides könnte schlimme Folgen haben für unsere Stationen Nyenhangli, Tsongtschun und Hokschuha, vielleicht auch für Hoschuwan. . . . . Br. Nagel, der allein in Nyenhangli zurückgeblieben war, zog sich, als die Lage dort immer drohender wurde, zu Br. Mootz nach Hokschuha zurück, von wo es im Notfall leichter ist, an den Ostfluß zu gelangen.

Nach dieser letzten Nachricht vom 26. September also Gott sei Dank die drohendste Gefahr vorderhand

gefährdeten Stationen abgewendet zu sein, weshalb auch die Missionare Schaible und Flad von Hongkong aus zunächst ohne ihre Familien den Versuch gemacht haben, den Ostfluß hinaufzureisen, um sich vom Stand der Dinge auf ihren Stationen im Tschonglok-Gebiet zu unterrichten. Aber es ist kaum anzunehmen, daß die ersehnte Ruhe sobald im Lande einkehren werde. Denn dazu sind zur Zeit zu viele böse Geister in China entfesselt. Und daß die Stimmung gegen die Ausländer und so auch gegen das Christentum unter dem irregeleiteten Volk eine gereizte und feindselige bleibe, dafür sorgen mit allem Fleiß die tonangebenden Kreise. Das ist auch aus einem Bericht von Miss. Schaub zu ersehen, worin er schreibt:

Daß von den regierenden Personen im geheimen der Fremdenhaß fortwährend angefacht wird, zeigt sich immer mehr. Es ist nun klar erwiesen, daß die Unruhen in Sztschuen durch eine Proklamation des Gouverneurs Lyn, eines argen Fremdenhassers, entstanden sind. Dieser Vizekönig hat in einer Proklamation der sogenannten Berthamy-Konvention eine total falsche Auslegung gegeben. Der französische Gesandte Berthamy erwirkte nämlich im Jahr 1868 mit China den Vertrag, daß die katholischen Missionare, ohne jedesmal bei den Mandarinen um Erlaubnis einzukommen, für ihre Mission Häuser und Felder im Innern erwerben dürfen. Seit Jahren hatten nun aber die Mandarine die geheime Instruktion, allen Häuser- und Felder-Erwerb der Missionen zu hintertreiben. Wurden auf den Namen chinesischer Gemeinden Häuser oder Felder gekauft, so mußte erst bei den Mandarinen die Erlaubnis eingeholt werden. Diese sorgten aber im Bunde mit den Litteraten dafür, daß gewöhnlich keine Kapellen und Schulbauten zu stande kommen konnten. Als Anerkennung der Leistungen Frankreichs im Bunde mit Deutschland und Rußland, Japan daran zu hindern, ein Stück der Mandschurei zu annektieren, hat der französische Gesandte neben anderm nun auch darauf gehalten, daß die alte Berthamy-Konvention wieder in Kraft treten solle und allenthalben bekannt gemacht werde. Die Pekinger Regierung willigte bereitwillig ein und befahl den neun Vizekönigen der 18 Provinzen, darauf bezügliche Plakate herauszugeben. Statt nun aber die Berthamy-Konvention bekannt zu machen, hat der Vizekönig der großen Westprovinz Sztschuen den Anlaß benützt, eine gerade das Gegenteil der Konvention besagende Proklamation zu erlassen, in welcher er in chinesischer Weise seinem Fremdenhaß Ausdruck gab.

Wie sehr die höchststehenden Beamten und Litteraten Chinas

Fremdenhasser sind, zeigte sich kürzlich beim kaiserlichen Examen in Kanton in auffallender Weise. Vor einiger Zeit berichtete mir unser Seminarlehrer, ein Graduierter, daß die kürzlich vom Staatsexamen zurückgekehrten Neugraduierten nicht genug davon erzählen könnten, wie der gegenwärtige, auf zwei bis drei Jahre in Kanton weilende kaiserliche Examinator ein Fremdenhasser sei. Als die Graduierten nach dem Examen dem hohen Herrn (er ist das zweithöchststehende Glied der berühmten kaiserlichen Akademie) ihre Aufwartung machten, gab er jedem ein Pamphlet. Diese Herren Examinatoren haben nämlich die Sitte, bei der Installation der Neugraduierten etwas aus ihrem eigenen litterarischen Schatz mitzuteilen. Der gegenwärtige Examinator verfaßte für diesen Zweck ein in Reimen gesetztes Schriftchen, zu dessen Thema er den 7. Paragraphen der bekannten 16 Moralmaximen des Kaisers Konghi benützte. Die siebente dieser Maximen lautet: „Vertilgt die Irrlehren und haltet Euch an die reine Lehre." In dem Traktat des hohen chinesischen Gelehrten werden nun bei Behandlung dieses Themas die Paraphrasen des heiligen Ediktes Konghi's, welche der Sohn des berühmten Kaisers herausgab, reichlich benützt. Unter diesem Kaiser waren arge Christenverfolgungen in China. In der Erweiterung der einzelnen Moralmaximen, die von Yung tschin in elegantem Stile herauskamen, wird unter dem 7. Paragraphen das Christentum mit buddhistischen und tauistischen Geheimgesellschaften auf eine Linie gestellt. Diesen Stoff hat nun der gegenwärtige Examinator benützt, um seiner Feindschaft gegen alles Europäische Luft zu machen. Mitten unter all den schönen Phrasen, die zum Festhalten an dem vom Altertum Herstammenden auffordern, finden sich z. B. Sätze, wie: „Die Verkündiger der neuen Irrlehre müssen wie Raubvögel im Walde vernichtet und wie Ratten auf den Straßen gesteinigt werden." „Wie ein Blitz kommt eines schönen Morgens die Strafe über sie. Alle werden niedergemacht. Die Leiter des Volkes werden dafür sorgen, daß die Giftbrut ausgerottet werde" u. s. w. Sehr gewandt meidet nun aber der hohe Würdenträger die ausdrückliche Nennung der verhaßten westlichen Einflüsse. Nach einer sich in allgemeinen Ermahnungen ergehenden Einleitung kommt der Verfasser auf die Irrlehren zu reden, nennt aber beim Uebergang in diesen Hauptteil seines Pamphlets nur Buddha und Laotse, welche er kurz in derselben Weise charakterisiert, wie es der berühmte Philosoph Tschu fu tse der Sung-Dynastie gethan hat. Von den jetzigen Irrlehren spricht er als von einer Fortsetzung der alten Irrlehren der Buddhisten und Tauisten, sodaß der Verfasser (wohl mit scheinbarem Rechte) behaupten könnte, er habe bei seinen gereizten Ausfällen auf die modernen Irrlehren nur chinesische Buddhisten u

im Auge. Als ich einige Bücherleser, Christen und Heiden, hierauf aufmerksam machte, lachten sie und sagten: „Uns ist die Tendenz des Traktates ganz klar; der Examinator hat gar nicht die Buddhisten im Auge, sondern euch Fremden und eurem Einflusse gilt dieses Pamphlet." „Der hohe Gelehrte will, daß alles aufgeboten werde, die Fremden im Lande zu vertilgen." Ich konnte mir einen solchen Traktat verschaffen, welchen ich gleich dem deutschen Konsul in Kanton zuschickte. Auch ließ ich durch Dr. Eitels Vermittlung eine Kopie der englischen Regierung zukommen, weil diese infolge des furchtbaren Blutbades in Kutscheng mit China in Verhandlungen ist. Solche Schriften, wie dieser Traktat, zeigen uns, wo die intellektuellen Urheber der Verfolgungen der Letztzeit zu suchen sind. Wir Missionare können nicht erwarten, daß die Litteraten und Beamten Chinas eine freundliche Stellung zu unserer Arbeit einnehmen. Im Gegenteil, wir müssen uns immer mehr auf Haß und Verfolgung gefaßt machen. Da nun aber in den Verträgen der Westmächte mit China zur Missionssache auch Stellung genommen worden ist und die europäischen Regierungen in jüngster Zeit wieder mehr darauf halten, daß auch hierin die Verträge eingehalten werden sollen, da der jetzige chinesische Kaiser kürzlich wieder in einem durch's ganze Reich hin verbreiteten Erlaß eine anerkennende Stellung zur Missionssache einnimmt, so ist es wohl dringend geboten, darauf aufmerksam zu machen, wie die höchsten chinesischen Würdenträger im geheimen eine schlimme Saat des Fremdenhasses bestellen, die ihre bösen Früchte bringen muß. Dr. Eitel hat meinen Brief an ihn, nebst einer Uebersetzung des Pamphlets mit seinen Bemerkungen in der englischen Zeitung Hongkong's veröffentlicht. Es wird sich nun zeigen, wieweit des Examinators Pamphlet eine Wirkung auf die Bücherleser hat. Hierherum ist gegenwärtig nichts zu fürchten; dagegen kann es im Innern der Provinz, besonders in großen Städten, zu allerlei Unruhen Anlaß geben.

Wir aber wollen in dieser für China so überaus wichtigen Zeit fortfahren, um so freudiger Christum zu verkündigen; denn Er allein ist das Licht der Welt.

Ueber die Wirkung des Alkohols in den Gebieten der evangelischen Heidenmission.

Vortrag, gehalten in der Sitzung des fünften internationalen Kongresses zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke in Basel am 21. August 1895 von Dr. H. Christ.

Wenn ich über die Wirkungen des Alkohols in den Ländern der evangelischen Heidenmission reden soll, so betrete ich ein Gebiet noch schwererer Schuld und größern Jammers als in der europäischen Heimat. Wir Weißen gebärden uns als die Lehrer und Führer der tropischen Völker: wir rechtfertigen die Eroberung ihrer Länder damit, daß sie durch uns erst zu einem menschenwürdigen Dasein gelangen. Nun wohl, eine stärkere Unwahrheit, ein blutigerer Hohn ist nie über europäische Lippen gekommen, als diese Behauptung, wenigstens für unser westafrikanisches Missionsgebiet. Ja, wir Weißen, wir Christen sollten die Lehrer der dunkeln Rassen sein, wir haben unsere privilegierte Stellung von Gott nur unter der Bedingung, daß wir unsere schwächeren Brüder zu uns erheben; Anstrengungen werden ja auch gemacht durch die christlichen Missionen, aber im großen und ganzen müssen wir gestehen: wir verderben die Völker Afrikas durch unsern Branntwein! Das ist nicht unsere Mission, Gott bewahre! Aber das ist die Art, wie wir unsere so hohe und schöne Mission ausführen. Darum ist auch so wenig Segen auf allen kolonialen Unternehmungen der neuern Zeit.

England hat — ewig sei es ihm gedankt — die Sklaverei an Afrikas Küste bekämpft. Aber was berichtet der englische Forscher Richard Burton von seiner Reise nach Abeokuta im Yorubaland in dieser Sache?

„Es ist mein aufrichtiger Glaube, daß, wenn der Sklavenhandel mit all seinen Greueln wieder aufwachte und dagegen Afrika das Pulver und den Rum der Weißen loswerden könnte, es bei dem Tausch gewinnen würde."

Rev. Johns in Lagos braucht nahezu dieselben Worte:

„Hier in Lagos gehen jetzt (1887) 1 230 000 Gallonen jährlich ein (heute sind es mehr als zwei Millionen), und davon sind 1 200 000 Gallonen sogenannter Trade-Gin, d. h. elendes, zerstörendes Zeug. In Lagos sind fünfzig lizenzierte Schenken. Unser Volk ist brutalisiert und demoralisiert, wie kann es Lust zu gesundem Handel haben? Der Sklavenhandel war ja für Afrika ein großes Uebel, aber d

Schäden des Branntweins sind weit schlimmer; lieber als Sklave hart arbeiten, als das Joch der Trunksucht über unserm ganzen Volke."

Und welche Gefühle bestürmen die Seele des Missionsfreundes, wenn auf demselben Schiffe, das die Sendboten des Evangeliums nach Westafrika trägt, der größte Teil der Ladung aus Branntwein besteht, wenn auf demselben Fahrzeuge mit der Mission Jesu Christi auch die wirksamste Gegenmission Satans, der Alkohol, Passage nimmt? Ich brauche nicht viele Worte zu machen, weshalb und in welchem Grade die Einfuhr des Branntweins der größte Feind des Christentums unter den Heiden ist. Wir brauchen nur zu sehen, wie es in der Heimat zugeht. Auch unter uns ist jeder, solange er unter dem Banne der Trunksucht steht, für religiöse Erweckung und Belebung tot. Genau so ist es beim Neger auch. Und was soll er denken, wenn ihm einesteils Weiße die Lehren des Christentums empfehlen, während andrerseits Weiße durch die Macht ihres Beispiels und alle Künste der Verführung ihm den Trank aufnötigen, der ihn unter das Tier erniedrigt? Hören wir darüber einen Schwarzen, den edeln Kama, Häuptling der Bamangwato, der mit unendlichen Opfern seinen Leuten selbst das angestammte Hirsebier abgewöhnt hatte, und dessen Land nun von englischen Schnapshändlern überschwemmt wurde. Er sagt in einer Beschwerde an den englischen Regierungskommissär:

„Ich habe einen langen Kampf mit meinem Volke geführt und ihm mit Gefahr meines Lebens Widerstand geleistet, um es vom Trunk abzubringen, und gerade als ich es soweit gebracht, daß es einsieht, wie segensreich meine Gesetze sind, kommt nun diese Invasion. Ich fürchte den Schnaps der Weißen mehr als alle Lanzen der Matabelen, die den Leib töten, denn das ist gleich vorbei, aber der Trunk zerstört beides: Leib und Seele."

Man kann wohl sagen: wo das Heidentum zurückgedrängt ist, da hat sich der Schnaps als nunmehriger Kultus eingeschlichen, und wo das Heidentum fortbesteht, da ist es durch den Schnaps noch heidnischer geworden. Namentlich sind es die Leichenfeiern, bei denen dieser neue Dämon seine Rolle spielt. Einer unsrer Brüder hat auf der Goldküste selbst mit angesehen, wie bei der Bestattuug eines Krumannes ihm seine Kameraden unter mancherlei Zeremonien Schnaps in den Sarg schütteten. Einen so willkommenen Bundesgenossen ließ sich das Heidentum nicht entgehen.

Ein Armer hat bei einer solchen „Totenkostüme" auf der Goldküste etwa dreißig Mark, ein Wohlhabender hundert Mark und mehr für Branntwein aufzuwenden, will er nicht der Verachtung des Stammes und dem Zorn des Toten und des Fetisch anheimfallen. Wer kein Geld hat, muß oft genug dem Gläubiger, der ihm borgt,

ein Kind zum Pfande, d. h. als Sklaven, bis zur Abzahlung der Schuld ausliefern. Viele seufzen unter dieser Unsitte, aber niemand will der erste sein, der sie aufgiebt. Erfreulich ist es, daß kürzlich in einem auf der Goldküste erscheinenden englischen Blatt ein Heide sich hierüber also vernehmen ließ:

„Hat nicht der Europäer den Schnaps und macht er den Kleiderstoff? Hat nicht ein armer Europäer mehr als ein reicher Neger? Aber wenn ein Europäer stirbt, so legt man ihn ins Grab ohne Trinkgelage, und doch tötet sein Geist niemanden, sondern schläft in Frieden. Als Okesse (ein angesehener schwarzer Christ) starb, dachte ich, das kostet gewiß zwei Fässer Rum! Aber man hörte nichts von einer Leichenfeier. Da dachte ich, der Geist wird sich rächen und viele Familienglieder umbringen. Ich wartete und wartete, aber der Geist hat niemand getötet.

Deshalb meine ich, der Gouverneur sollte einfach den Leichentrunk verbieten. Von dem Gouverneur, der das thäte, würde man noch lange reden als von einem Wohlthäter im Lande, und sagen: Gott schütze ihn!"

Und wie steht es in dem deutschen Schutzgebiete Kamerun?

Missionar St. berichtet uns, wie er in Mulimba auf eine solche Totenfeier stieß:

„Wie besessen tanzten johlende und kreischende Gruppen auf und nieder, unheimlich rollten die dunkeln Augen in den verzerrten Gesichtern. Alles drehte sich wie im Taumel, entflammt durch den Genuß des Branntweinfusels, der, in weite Becken entleert, mit großen Trinkgläsern geschöpft, den erhitzten Tänzern und den umstehenden Zuschauern in freigebigster Weise kredenzt wurde."

Unverrichteter Sache mußten die Missionare abziehen; zu einer Ansprache konnte es nicht kommen.

Der Schnaps aber, sagt St., war deutscher Fusel, von Hamburg aus in Mulimba eingeführt. Mit Betrübnis mußten wir sehen, wie er in seiner berauschenden Wirkung die heidnischen Afrikaner deutschen Gebiets zu Unmenschen entflammte. Das ist in der That ein böses Stück Kulturarbeit an den unwissenden und leidenschaftlichen Afrikanern, dessen sich die deutsche Handelswelt schuldig macht.

In Bonandolo in Kamerun wurde bei der Beerdigung eines gewöhnlichen Dorfhäuptlings für 500 Mark Schnaps verbraucht. Leider ist es so, daß Norddeutschland auf das deutsche Westafrika als das Hauptabsatzgebiet für seine Masse minderwertigen Branntweins zählt. Nach den offiziellen Angaben des Kolonialblattes wurden im Jahre 1893 1 149 132 Liter Branntwein im Werte von 550 000 Mark nach Kamerun eingef

viel zu viel für eine Küstenbevölkerung von vielleicht wenig mehr als 100000 Seelen, während der ganze Kongostaat im gleichen Jahre nur wenig mehr, 1400000 Liter, einführte. Leider wird in Kamerun auch als Zugabe zur Löhnung und zur Kost der schwarzen Arbeiter Schnaps gegeben!

Sie wissen, daß nun schon 1889 vom deutschen Reichstag eine Untersuchung angeordnet wurde, ob und wie der Branntweinhandel in den Kolonien erfolgreich entweder verhindert oder beschränkt werden könne. Im Februar 1891 hat sich neuerdings der Reichstag mit der Sache beschäftigt. Von einem Resultat dieser Anregung hat bis jetzt aber noch nichts verlautet. In Deutsch-Batanga wurden die Handelsleute vom Gouverneur 1892 unter anderm auch befragt, welches der Einfluß der dortigen amerikanischen Presbyterianermission sei. Der Missionar G. bat einen der Herren, ihm zu sagen, wie er berichtet habe:

„Ich konnte natürlich die Missionare „nicht loben", erhielt ich zur Antwort, aber ich trachtete, artig zu sein; ich berichtete, der Einfluß der Mission habe die heidnischen Gebräuche und den heidnischen Aberglauben beseitigt, aber die Missionare seien unserm Handel hinderlich, indem sie den schwarzen Christen den Handel mit Branntwein verbieten."

Missionar G. nennt dies das beste Kompliment, das ihm hätte werden können, und meint:

„Die Kaufleute können es noch vertragen, daß den Christen das Trinken verboten wird, denn sie selbst haben doch auch gern nüchterne und zuverlässige Arbeiter; aber daß die Missionare konsequent sind und den schwarzen Christen auch den Trafik des Giftes an ihre heidnischen Brüder verbieten, erscheint ihnen als Fanatismus."

In Deutsch-Togo, dem Grenzlande gegen das englische Voltagebiet (Goldküste), kommt zum Trinkerelend noch die Pest des Schmuggels hinzu. Denn weil in Togo entweder nur die Minimaltaxe der Brüsseler Konvention (Fr. 15 per Hektoliter) oder ein ganz kleiner Zuschlag dazu besteht, finden es die Schwarzen profitabel, Schmugglerbanden zu bilden, die den Artikel auf das englische Gebiet hinüberschaffen, wo ihn eine schwerere Steuer verteuert.

Nicht umsonst klagt der Bericht des Inspektors unsrer Kamerunmission für 1894:

„Der Schnaps, dies unheilvolle Zerstörungsmittel allen Fortschritts und aller Kultur, dringt immer tiefer in die Volksschichten ein, und der mächtigste Götze im Lande ist bereits der Schnaps. Derselbe beherrscht das ganze öffentliche und private Leben nicht weniger als vor Zeiten der Geheimbund und der Geisterdienst. Unsern Christen

muten wir zu, sich vom Branntwein und vom Branntweinhandel unberührt zu halten, sie scheinen auch die Notwendigkeit einzusehen. Bis jetzt haben sie sich im ganzen standhaft gehalten und gehen auch gegen Uebertreter des Branntweinverbots mit Zuchtmaßregeln vor, ohne Ansehen der Person. Aber der Kampf ist schwer, wenn sich dieser Giftstrom unaufhaltsam in das unglückliche Land ergießt."

So steht es: traurig genug. Was sollen aber wir thun? Die Mittel, die allein Hilfe gewähren, sind schwer und liegen in der Hand des Herrn. Dem Heidentum ist, Gott sei Dank, die evangelische Mission vollauf gewachsen; ihre Waffen haben da noch nie versagt, denn sie sind nicht menschlicher Natur, sondern bestehen im Wort Gottes allein. Aber um die große Gegenmission des Branntweins zu besiegen, da bedarf es vorab des Umschwungs der öffentlichen Meinung in unsrer europäischen und deutschen Christenheit selbst. Die Geschichte der Aufhebung des Sklavenhandels in England kann uns zeigen, wie schwer derartige Aufgaben sind. Aber seien sie noch so schwer: unsere Christenpflicht ist es, ohne Unterlaß unsre Stimme zu erheben; denn wenn wir Missionsleute hier in dieser Sache schweigen, so sind wir Mitschuldige an einem Zustande, der gen Himmel schreit.

Sie wissen, die Brüsseler Akte hat im April 1892 den Anfang eines Anfangs gemacht, indem sie eine, freilich viel zu niedrige Minimaltaxe aufstellte und wenigstens da den Alkoholhandel verbot, wo er in Afrika noch nicht eindrang, dabei freilich die Küsten freigab, von denen aus der Gin ins Innere gebracht werden kann, ohne daß es möglich ist, wirksame Kontrolle zu üben. Wirksame Maßregeln können nur internationale sein, denn wenn ein Staat mit der Prohibition auf seinem Kolonialgebiet allein beginnen würde, so würden die andern den Vorteil an sich ziehen. Guter Wille ist, Gott Lob, viel vorhanden; die großen englischen Niger- und ostafrikanischen Gesellschaften sind in strengen Maßregeln den vom Staat direkt abhängigen Kolonien, wie z. B. Lagos und Niger Coast Protektorat, weit voran gegangen. Ehre diesen Männern, Ehre vor allem dem Komitee zur Verhinderung der Demoralisation der eingebornen Völker durch den Branntweinhandel unter dem Vorsitz des Herzogs von Westminster, dem unser Kongreß in seiner Sitzung von 1893 im Haag seine Sympathien aussprach.

Das Ziel kann nur eines sein: völlige Prohibition des Branntweinhandels an die Eingebornen. Sir G. Goldie, der Präsident der Niger-Kompagnie, hat es eben erst (Februar 1895) erklärt, daß er früher noch glaubte, eine recht hohe internationale Gebühr, etwa 10 Schilling 6 Pence per Gallone, würde genügen;

heute aber müßte man totales Verbot im ganzen Gebiet aller Kolonialmächte anstreben. Und dabei leiten Herrn Goldie die wohlverstandenen Interessen des Handels selbst; denn der Branntweinhandel tötet das Huhn, das die goldenen Eier legen soll. Da Anträge an unsern Kongreß nicht gestellt werden können, so möchte ich wenigstens dem ständigen Komitee desselben folgende zwei Fragen zur Erwägung empfehlen, die sich mir heute zunächst darbieten.

1. Ob nicht bei der deutschen Reichsregierung eine Erkundigung möglich ist, bis zu welchem Termin die vom Reichstag 1889 beschlossene Untersuchung betreffs Verhinderung und Beschränkung des Branntweinhandels in den Kolonien zum Abschluß kommen wird?

2. Ob nicht die deutsche Reichsregierung gebeten werden könne, in ihren westafrikanischen Gebieten die Höhe der Steuer auf Branntwein mindestens auf den Standard der englischen Goldküste zu bringen und die Abgabe von Branntwein als Zugabe zu Zahlungen und Löhnungen an die Eingebornen zu verbieten.

Der Herr aber, dem wir dienen, möge auch in dieser schweren Not seine Sache zum Siege führen.

Im Nordosten von Kamerun.

Reiseskizze von Miss. Fr. Autenrieth.

(Schluß)

7. Angesichts des Manenguba.

Frei und geradlinig lag landeinwärts das Tingethal vor uns. Dazu winkte aus jener Richtung der imposante Nlonako so einladend entgegen, daß wir nicht umhin konnten, noch einmal den Versuch zu machen, nach Nordosten vorzudringen. Wir faßten demnach den Plan, dem Lauf des Tinge so weit als möglich landeinwärts zu folgen, um auf diesem Wege doch noch das erwähnte Grasland zu erreichen. Dieser Plan erschien uns um so leichter ausführbar, als wir von unseren Bakaga-Leuten einen Führer nach jener Gegend zu erhalten hoffen durften. Denn als Stammesverwandten stehen dieselben noch immer in nahen Beziehungen zu jenem Bakaga-Stamm, der im Grasland seinen Wohnsitz hat. Das war denn auch der Fall. Bereitwillig gab uns der Häuptling von Singa einen Führer, und so zogen wir am 25. Mai dem rauschenden Tinge entlang, den wir

nicht weniger als sechsmal — hie und da nicht ohne die größten Schwierigkeiten — überschreiten mußten. Ohne viel Aufenthalt durchzogen wir eine Reihe kleiner Dörfer, die zu den Stämmen Banibwa, Manekai, Ndyem und Ekom gehörten und ebenfalls das Minihe als Sprache haben. Um die Mittagszeit lagerten wir in dem Dorf Nkongmandule, wo wir zu den wenigen anwesenden Leuten zu sprechen suchten. Doch hatte dies schon bedeutende Schwierigkeiten. Aus abergläubischer Furcht waren die meisten Leute bei unserem Anrücken nach allen Richtungen hin auseinander gestoben, sodaß wir nicht einmal etwas zu essen kaufen konnten. Je weiter wir kamen, desto scheuer wurden wir angestarrt und augenscheinlich auch sehr ungern gesehen. Endlich, nach etwa sechsstündigem Marsch, hörte der bisherige Hochwald plötzlich auf, die rechts und links sich hinziehenden Bergketten blieben zurück, und wir traten zu unserer Ueberraschung fast mit einem Schritt in das schöne, freie Gras- und Palmenland hinaus, das uns schon vor unserer Irrfahrt, von der Höhe jenes Bergkammes aus, so verlockend entgegengewinkt hatte. Obwohl sich jetzt — von der Nähe aus betrachtet — das lichte Gewand des weiten Gefildes nur als ein von rauhen Strohhalmen gewobenes entpuppte, so war das Landschaftsbild doch immer noch großartig genug, um es mit lautem Jubel zu begrüßen. Etwas rechts vor uns stieg, kaum 5 km entfernt, der kühne Nlonako zum Himmel empor, während zur Linken ein weites Gefilde vor uns lag, dessen palmenreiche Gelände und Halden sich an dem mächtigen Gebirgsstock hinanzogen, dessen Namen wir später als Manenguba ermittelten. Seine Höhe mag etwa der des Kupe gleichkommen, an Flächenraum und Massenhaftigkeit der Formen übertrifft er denselben jedoch bei weitem. (Vgl. die der Novembernummer beigefügte Kartenskizze).

Hier, am Saume des Graslandes verließen wir den Tinge, der wahrscheinlich zwischen dem Manenguba und Nlonako entspringt, und wandten uns nordostwärts, dem ansteigenden Gelände des Manenguba zu, wo wir alsbald das Gebiet des Bakaga-Stammes betraten. Nach kurzem Marsch erreichten wir das Gehöft des Oberhäuptlings von Bakaga, der eine möglichst freundliche Miene zu unserem Kommen zu zeigen bemüht war. Im Herzen mag wohl seine Gesinnung weniger freundlich gewesen sein.

Hier in Bakaga mochten wir uns bereits in einer Höhe von 500 bis 600 m befinden, was sich auch in der Temperatur in angenehmer Weise fühlbar machte. Diese Höhe erreicht man allmählich, daß einem die Steigung gar nicht zum Bewußtsein kommt. Schon den Mabombe-Fluß aufwärts mochten wir an der

unseres Ueberganges etwa die Höhe von 200 m erreicht haben. Diese allmähliche Steigung setzt sich ununterbrochen und gleichmäßig im Tingethal fort bis zum Grasland, von wo dann die Erhebung zunimmt und das Land bedeutender ansteigt. So anmutig auch diese Gegend war und so wohlthuend einen die kühlere Luft umfächelte, so begann doch, gerade von hier aus, der weniger angenehme Teil unserer Reise. Wir streiften dabei auf unserem Weitermarsch die Stämme Nkwarr, Ndonge, Salimwa, Manengolo- und Manengoteng. Die Aufnahme, die wir hier fanden, war eine weniger freundliche, was aber wohl nicht Folge schlimmerer Charaktereigenschaften, als vielmehr tiefer, abergläubischer Furcht gewesen sein mag. Die Sprachschranke, die uns hier entgegenstand, und die wir auch mit den drei uns zur Verfügung stehenden Kamerunsprachen nicht überwinden konnten, war dabei ein wesentliches Hindernis, das Mißtrauen zu beseitigen. Es ist jedoch meine Ueberzeugung, daß wir bei einem nächsten Besuch schon ein freundlicheres Entgegenkommen finden würden.

Infolge des Palmenreichtums ist hier die Gewinnung von Palmöl eine ziemlich bedeutende, und ich konnte mich überzeugen, daß der größte Teil des Palmöls, das die von hier küstenwärts liegenden Stämme — Abo und Ndokripenda etwa ausgenommen — in Handel bringen, von dieser fernen Gegend kommt. Auffallenderweise sind alle zwischen dem Abogebiet und diesem Palmenland gelegenen Gegenden sehr schwach mit Palmen besetzt. Der Oelhandel wirft aber infolge des hier üblichen Zwischenhandelssystems einen sehr geringen Gewinn für seine Produzenten ab. Für ein Quantum Oel, das der Europäer an der Küste mit acht Mark bezahlt, wird dort nur ein Lendentuch im Wert von einer Mark oder sonstige Waren in demselben Wert gegeben. Es ist daher nicht zu verwundern, daß in jener Gegend Lendentücher noch eine Seltenheit sind. In agrikultureller Hinsicht scheinen jene Bewohner nicht mehr Zeit und Kraft zu verwenden, als eben die bittere Notwendigkeit erfordert. Die gebauten Nutzpflanzen sind ziemlich dieselben, wie im Niederland, neu und überraschend ist nur der für den eigenen Bedarf getriebene Tabakbau. Bei jedem Gehöft ist eine kleine Tabakpflanzung anzutreffen, die meist sorgfältig eingezäunt ist.

Hier in dieser schönen, durch ihre landschaftlichen Reize und gemäßigte Temperatur bevorzugten Gegend länger zu verweilen und die weiter bergauf wohnenden Stämme aufzusuchen, müßte uns zur angenehmsten Aufgabe geworden sein, wenn uns nicht auch hier die aus abergläubischer Furcht entsprungene Böswilligkeit, sowie die Sprachschranke hindernd in den Weg getreten wäre. Aus Furcht,

der nach ihrer Ansicht mit bedeutender Zaubermacht ausgerüstete weiße Mann könnte bei den Nachbarstämmen Unheil anrichten, an welchem sie dann die Schuld zu tragen hätten, suchten die dortigen Bewohner unser Vordringen bergaufwärts in jeder Weise zu verhindern. Als ich es dennoch versuchen wollte, hatte ich das Vergnügen, zwei Tage lang im Kreis herumgeführt zu werden und am Abend wieder im selben Dorfe zu sein, von welchem wir am Morgen ausgezogen waren. Als wir dann noch vollends einen Tag gefangen gehalten wurden, sahen wir uns genötigt, statt noch weiter die nördliche Richtung zu verfolgen, uns nach Südwesten dem Kupeberg zuzuwenden. Trotz der Scheu und dem offenbaren Widerwillen, mit dem uns jene Leute begegneten, ließen sie uns doch in genügendem Maße ihre Gastfreundschaft erfahren, und wir konnten mit den drei Ziegen und den beigegebenen Feldfrüchten während unseres sechstägigen Aufenthalts in jenem schönen Grasland hinlänglich unsern Bedarf decken.

8. Vom Kupe-Berg der Heimat zu.

Auf dem Marsch in der Richtung nach dem Kupe trat bald an Stelle des leicht und bequem zu bereisenden Graslandes die düstere Hochwaldregion, in welcher wir mehrere Quellflüsse des Mabombe und später diesen selbst, unmittelbar unterhalb eines prächtigen Wasserfalls auf einer von einem Fels zu einem Baumast gespannten Pflanzenseilbrücke zu überschreiten hatten. Nach anderthalb Tagemärschen erreichten wir vom Grasland aus den östlichen Fuß des kuppelförmigen, fast senkrecht ansteigenden Kupe-Berges, dessen Höhe auf 2500 bis 3000 m angegeben wird. Die wildromantische Großartigkeit dieses Berges, wie dessen in der Erinnerung der Eingebornen noch lebende, einstige vulkanische Thätigkeit hat dem Volke nicht nur große, abergläubische Furcht und Grauen eingeprägt, sondern auch reichlichen Stoff zu Geistersagen gegeben.

Bei dem am östlichen Fuß des Kupe in acht Dörfern angesiedelten Stamm Manehas fanden wir während unseres viertägigen Aufenthalts sehr freundliche Aufnahme; auch konnten wir uns hier wieder mit der Abo-Sprache ohne besondere Schwierigkeiten verständlich machen. Von besonderem Interesse war mir hier, zu erfahren, daß der Kupe auch von der Ostseite nach Norden umgangen werden kann, und von hier ein Weg nach den nördlichen Nkosi-Dörfern führt. Hätte nicht die Regenzeit einem weiteren V entgegengestanden, so würde ich diesen östlichen Nkosiweg ver und den Bewohnern von Nkosi meinen voriges Jahr versproch

Besuch erstattet haben. Dieses hätte ich mit umso größerem Vergnügen gethan, als ich gerade hier mit Nkosileuten zusammentraf, von denen ich erfuhr, daß das Gerücht, nach welchem man mich in Nkosi totschlagen wolle, nicht nur keinen Grund habe, sondern daß man sogar schon lange auf mich warte; ja man habe in der Stadt Nyasoso den Wunsch, daß wir uns bei ihnen für beständig niederlassen sollten. Da wir bereits mit diesem Plane umgehen, so war mir diese Botschaft von besonderem Wert und eine freudige Ueberraschung.*)

In dem einige Stunden südwestlich von den Manehas-Dörfern gelegenen Lom betraten wir wieder durch die im vorigen Jahre ausgeführte Reise uns bekanntes Gebiet. Ein häufig begangener Verkehrsweg führt von hier in etwa achtstündigem Marsche nach dem bereits erwähnten Handelsplatz Nyanga am Mabombe, von wo aus man mit Kanoe leicht an die Küste gelangen kann. Dem Zweck unserer Reise entsprach es jedoch besser, einen südwärts führenden Weg durch das Mamelo, Mfun- und Fangebiet einzuschlagen, auf welcher Wegstrecke Mangamba in drei Tagen ohne Schwierigkeit zu erreichen ist. Hier langten wir denn auch am 38. Tage unserer Reise glücklich wieder an. Möge sie dazu gedient haben, uns zu zeigen, welche Aufgaben der Mission im Hinterland von Kamerun noch warten.

Erläuterung zu dem Bild:
Ein Festmahl auf Tahiti.**)

Zu den lieblichsten und gesegnetsten Teilen der Erde gehören ohne Zweifel die Gesellschaftsinseln, eine Gruppe von Eilanden im stillen Ocean, die schon ihr Entdecker, der berühmte Cook, als ein Paradies schilderte. Die größte dieser Inseln ist das prächtige Tahiti, etwa so groß als das Fürstentum Waldeck, mit ungefähr 10 000 Einwohnern. Ende des vorigen Jahrhunderts waren sämtliche Tahitier noch Heiden, unter denen nebem dem Dienste des Götzen Oro be-

*) Diesen Besuch in Nyasoso hat dann auch Missionar Autenrieth im Februar dieses Jahres ausgeführt, und wenn auch seine Aufnahme dort anfangs weniger freundlich war, als das erstemal, so schwand doch bald das Mißtrauen, sodaß er mit Hilfe der diensteifrigen Nkosileute an den Bau eines einfachen Wohnhauses gehen und denselben auch unbehindert zu Ende führen konnte. Doch hat bis jetzt Nyasoso noch nicht ständig besetzt werden können.

**) Wir machen bei dieser Gelegenheit aufmerksam auf die Serie der Bilder aus der Missionswelt, der unser Titelbild und Text entnommen ist. Heft I—VIII à 10 Pf. Missionsbuchhandlung Basel.

sonders auch Menschenopfer und Kindermord im Schwange gingen. Im Jahre 1797 kamen die ersten Sendboten des Evangeliums, Londoner Missionare, dorthin, aber zwölf Jahre lang schien ihre Predigt keinerlei Eindruck auf die Insulaner zu machen; ja, im Jahre 1809 mußten sie sogar mit dem König Pomare I. nach dem benachbarten Eimeo flüchten und konnten erst nach zwei Jahren zurückkehren. Nun vollzog sich aber auf der Insel eine wunderbare Veränderung und schon 1815 hatte das Christentum den Sieg über das Heidentum errungen. Eine schwere Prüfung hatte die fromme Königin Pomare Wahine zu bestehen; denn im Jahr 1842 zwangen französische Kriegsschiffe dieselbe, sich unter französische Schutzherrschaft zu stellen, und die Folge derselben war der Einzug der Jesuiten und die Vertreibung der Londoner Missionare. Aber die Königin samt ihrem Volk blieb dem evangelischen Glauben treu und 1863 endlich nahm sich die evangelische Pariser Missionsgesellschaft der protestantischen Tahitier an und sandte Missionare dorthin, die evangelischen Gemeinden zu pflegen.

Die Schönheit Tahitis läßt sich kaum in Worten schildern. Hier leben die Eingebornen so sorglos wie die Kinder; aber in allem merkt man ihnen an, daß sie Christen sind und besonders auch bei den Gastmählern, welche sie manchmal zu Ehren fremder Besucher veranstalten. Ein solches Mahl stellt unser Bild vor. An demselben nahmen auch die Glieder der königlichen Familie teil. Alle eingebornen Gäste waren in die Landestracht gekleidet und trugen Blumengewinde um Kopf und Nacken. Am Ufer eines über Felsen dahinrauschenden Baches hatte man eine Halle errichtet. Zwei Reihen Bananenbäume waren durch Bambusstäbe miteinander verbunden und über diese hatte man Matten aus Kokosblättern gebreitet. Rings um dieses grüne Dach, über welches von beiden Seiten die Bananenblätter sich neigten und auch zwischen den grünen Pfeilern waren Gewinde aus den braunen und gelben Blüten der Thave angebracht und der Boden war mit den schönsten, schwarz und weiß geränderten Matten belegt. Pisangblätter vertraten die Stelle des Tischtuchs und die aus zusammengenähten Blättern gebildeten Körbe enthielten alle Arten von einheimischen Leckerbissen: Austern, Hummern, Krebse, Hühner, Spanferkel, Pisang, Brotfrucht, Melonen, Bananen, Apfelsinen und Stachelbeeren. Jeder Gast hatte als Becher eine halbe Kokosnußschale vor sich, ein Körbchen mit Poi (Brei), Brotfrucht und Pisangblätter, die als Teller dienten. Nachdem alle ihre Plätze eingenommen hatten, sprach der eingeborne Prediger das Tischgebet in der Landessprache und nun nahm die Mahlzeit ihren Anfang, wobei sich alle des größten Anstandes befleißigten. — Wie

anders ist doch ein solches Gastmahl, als eines der grausigen Siegesmähler der Südseeinsulaner, welche der Seefahrer Cook uns beschreibt, bei welchen der Kannibalismus seine Siege feierte. Und diese gewaltige Veränderung danken die Südseeinsulaner einzig und allein dem Evangelium.

Bücheranzeige.

Für den Weihnachtstisch möchten wir bestens empfehlen:

Aus dem Verlag von Adolf Geering in Basel.

Coape H. C. **Im Netze der Jesuiten.** Eine Geschichte aus der Zeit Ludwigs XIV. Deutsche Ausgabe von L. v. Feilitzsch. Mit fünf Illustrationen. 302 S. Mk. 3 (Fr. 3.75) | eleg. geb. Mk. 4 (Fr. 5).

Eine auf geschichtlichem Grunde ruhende Erzählung aus der Verfolgungszeit der Hugenotten in Frankreich, die nicht nur einen ergreifenden Einblick in die greuelreiche Verfolgungsthätigkeit der Jesuiten und ihrer Werkzeuge gewährt, sondern die auch die standhafte Glaubenstreue der verfolgten und unterdrückten Protestanten an einigen gutgezeichneten Charakterbildern zur Anschauung bringt.

Prentiß E. **Die Perle der Familie.** Eine Erzählung aus dem häuslichen Leben. Deutsche autorisierte Ausgabe von M. Morgenstern. Zweite Aufl. 338 S. Mk. 3 (Fr. 3.75) | eleg. geb. Mk. 4 (Fr. 5.35).

Ein für die christliche Familie und besonders für Frauen und Mädchen sehr zu empfehlendes Buch, das in sinniger Weise ein schlichtes und von christlichem Geist getragenes Familienleben vorführt, von dem der Leser sicherlich nicht nur angesprochen, sondern auch erbaut wird.

Londoner Spatzen. Eine Jugenderzählung. Frei aus dem Englischen von P. v. Bl. Zweite Aufl. Mit drei Illustrationen. 112 S. 80 Pf. (Fr. 1) | geb. Mk. 1.20 (Fr. 1.50).

Eine überaus anziehende Erzählung, in der das leibliche und sittliche Elend der verwahrlosten Jugend der Armenquartiere Londons, aber auch die rettende christliche Liebesthätigkeit zur Darstellung kommt.

Aus dem Verlag von R. Reich, vorm. C. Detloff in Basel.

Die Gleichnisse Jesu im Evangelium des Matthäus. Ein Sonntagsbuch über den Ernst des Christentums, von H. Fr. Schmidt, Pastor der deutsch-evang. Kirche in Cannes. 154 S. Fr. 2.

Das Büchlein enthält zehn fein ausgeführte Predigten über das Thema: das Himmelreich, wovon fünf Predigten das Kommen des Reiches, eine den König des Reiches und vier die Bürger des Reiches, ihr Leben und ihren Lohn, an Hand der Gleichnisse behandeln. Wie schon die früheren derartigen Schriften des Verfassers (die Seligpreisungen Jesu, die Gleichnisse Jesu im Evangelium Lukas, der Heiland im Werden und Wirken, das sanfte Joch Jesu), so führen auch diese Betrachtungen in die Tiefen der heiligen Schrift ein, beleuchten die Gleichnisreden Jesu mit dem Licht von oben und wenden sich in praktischer Anwendung an das Herz des Lesers.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Register.

Abetifi 296 f. 365.
Abeokuta 288 f. 339.
Abome 332. 338.
Abu Bekr 310.
Aburi, Stat. 364. 371. 383.
Ada, Stat. 363.
Ahnendienft 65 f.
Ainu 160 ff. 206 ff.
Akemland 364.
Akra 280. 382.
Akropong, Stat. 364.
Albany 112.
Allen, Dr. 70.
Almora 490.
Amerika 301.
Anamabu 279. 337. 377 ff.
Antananarivo, Hauptft. 133.
Anum, Stat. 366.
Arnot, Miff. 42.
Afante 247 ff. 296 f. 365. 378.
Affam 481 f.
Autenrieth, Miff. 43. 370.

Badaga 359.
Badagry 288 f.
Bakalahari, Volksftamm 419 ff.
Bangala, Volksftamm 387.
Bangkah 322 ff.
Barma 478 ff.
Batfchelor, Miff. 161. 210 f.
Begoro, Stat. 364.
Bethel, Stat. 367.
Betfchuanen-Miffion 223 f.
Beulah 337.
Bifhop, Frau 127 f. 395. 443.
Blauen Berge 359. 385.
Bodiman-Gebiet 369.
Bogue, Dr. 154. 157.
Bonaberi, Stat. 367.
Borchgrevinck, Dr. 180.
Branntwein in Weftafrika 505 ff.
Brooking, Miff. 281. 333.
Brunswick Houfe 79.

Cape Coaft 239 ff.
Carey, Miff. 264. 267.
Ceylon 255.
Chadidfcha 310.
Chapman, Miff. 333.
Cheyenne-Indianer 453 ff.
China 28 ff. 256. 269. 359 ff. 386 f. 402 ff. 406 ff. 424 ff. 483 f.
Chrift, Dr. 290 ff.
Churchill, Stat. 115 f.
Codrington, Frl. 426 f.
Cousins, Miff. 291.

Dahle, L. 144 f. 290.
Dahome 330 ff.
Dalai Lama 391 f.
Dardfchiling 490 f.
Dukes, Miff. 399.
Dunwell, Miff. 244.

Eckhardt, Dr. 371.
Eitel, Dr. 504.
Ellis, Miff. 143. 291.

Familienfeft, mohammed. 251 ff.
Fifch, Dr. 371.
Flad, Miff. 387. 407.
Formofa, Infel 173. 317 ff.
Frankreich und Madagaskar 184 ff.
Freeman, Miff. 236 ff. 275 ff. 330 ff. 377 ff.
Freimiffionare 174.
Fomana 249 f.
Fukien-Provinz 424 ff.
Futfchukphai, Stat. 31. 362.

Gabun 435.
Genfichen, Miffionsdirektor 439.
George Fort 80.
Gezo 332 f. 338. 377.
Gilmore, Miff. 1.
Goldküfte 239. 363 ff. 435.
Graft de, W. 244. 248. 281.
Gregory, Dr. 427.
Grenfell, Miff. 33.
Grönland 95.
Grützner, Miff. 439.
Grundemann, D. 439 f.
Gruner, Dr. 366.
Gützlaff, Miff. 29. 486.

Hakka-Stamm 29 f.
Hamberg, Miss. 29.
Hanisiten 310.
Harrop, Miss. 245.
Hartford, Frl., 426.
Haweis, Dr. 150 f. 153 ff.
Hedschra 312.
Hereroland 90 ff.
Heyde, Miss. 486 f.
Himalaja-Gebirge 441 f.
Hinnen, Stat. 31. 362.
Hokschuha, Stat. 31. 360. 362. 409.
Hongkong, Stat. 30.
Horden, Bischof 19 ff. 73 ff.
Hornby, Bischof 346.
Horne, M. 152.
Hoschuwan, Stat. 31. 361.
Howa, Volk 134 f.
Hudsonia 18 ff.
Hwasang 425.

Jäschke, Miss. 486 f.
Japan 47. 483. — Statistik 436.
Jathreb, Stadt 311.
Java 110.
Jesuitenmission in Madagaskar 189 f.
Imerina, Prov. 133.
Indien 126. 171 f. 257 ff. 356 ff.
— Bekehrung 257.
— Bibel 267
— Schulen 267.
— Statistik 268.
Jones, Miss. 137 f. 141. 291.
Joruba 286 ff.

Kaaba, 83 f. 315.
Kafferland 218 f.
Kalahariwüste 417 ff.
Kalikut 357.
Kama 506.
Kamerun 43. 127. 196 ff. 367 ff. 434. 461 ff.
— Bevölkerungs- und Sprachverhältnisse 464 ff.
— Handelsverhältnisse 198 f.
— Kriegführung 199 f.
— Schnapshandel 370.
Kammerer, Miss. 496 ff.
Kana 331.
Kanara 356 f.
Kanton, Stadt 360.
— Provinz 406 f. 430.
Kapland 214 ff.
Karenen 478 ff.
Katschin, Volksstamm 480.
Kausch, Insp. 440.
Kayintschu, Stat. 31. 361.
Keen, Miss. 111. 114.
Khitschung, Stat. 30.
Kjelang, 486 ff.
Kiernander, Miss. 263.
Kittel, Miss. 227.
Klein, Miss. 228.
Knak, P. 439.
Kölle, Dr. 309 f.
Konfucianismus 403 ff.
Kongo-Freistaat 33 f. 387.
Kratzenstein, Insp. 439.
Korea 1 ff. 59 ff. 94. 300 f.
Kosmas Indikopleustes 259.
Krobo 363.
Kumase 248 ff. 275 ff. 283. 296 f. 366. 377 f.
Kuruman 422 f.
Kutscheng 424 f.

Lagerversammlungen 380.
Lagos 338.
Lamaismus 390 ff.
Lambert, Miss. 481.
Landon L. E. 247.
Lao-Gebiet 476 ff.
Laotse 403.
Lechler, Miss. 29.
Legge, Prof. 228.
Leh 489.
Lhassa 389 f.
Liebendörfer, Dr. 358.
Lilong, Stat. 30. 361.
Lobethal, Stat. 368.
Longheu, Stat. 30.

Mabombe-Fluß 198. 461.
Mackay, Miss. 173. 318 ff.
Maclean G. 247 ff.
Madagaskar 96. 129 ff. 177 ff. 254. 290.
Madschame 345.
Magazin, Ev. 151 f.
Malabar 357.
Manenguba 511.
Mangalur 357.
Mangamba, Stat. 196. 369.
Marschman, Miss. 264.
Medina 312.
Mekka 83. 315.
Merensky, Insp. 439.
Metz, Miss. 386.

Mission, Amerikanische: Baptistische 37. 431 f. 478 ff. — Board 43. 224; — Methodistische 431 f. — Presbyter. (kanad.) 173. 318; (nördl.) 69 f. 435. 473 ff.; (südl.) 39. 435; — Taylor'sche 40 ff.
— Deutsche: Allg. ev.-prot. M.-V. 173 f.; — Basler 28 ff. 43 f. 353 ff. 434; — Berlin I. 46 f. 218 ff. 343 f.; — Berlin III. 342 f.; — Brüdergemeine 46. 216 f. 343 f. 486 ff.; — Hermannsburger 223 f.; — Leipziger 171. 345. 350. 436; — Neukirchner 349; — Rheinische 84 ff. 215 f. 298. 435.
— Englische: Ausbreitungsgesellschaft 179. 224. 242 f. 424. 432. — Baptistische 36; — China Inland M. 431 f.; — Englisch-kirchl. 159. 349. 351; — Londoner 137 ff. 150 ff. 178. 224. 348 f.; — Quäker 179; — Universitätenmission 345 f.; — Wesleyanische 159. 224.
— Finnische 94.
— Französische (Pariser) 43. 193 f. 224.
— Katholische 68 f. 368. 486.
— Norwegische 179. 224.
— Schottische: Freikirche 224. 347 f. — Staatskirche 348. — Unierte Presbyterianer 159. 224.
— Schwedische (Missionsbund) 39; Staatskirche 224.
Missionsdank 102 f.
Missionsfürbitte 49 ff. 97 ff.
Missionskenntnis 105 f.
Missionsstatistik, wesleyanische 381.
Mohammed als Religionsstifter 305 ff.
Mohammedaner-Mission 108 ff.
Moilim, Stat. 31. 495 ff.
Mombas 351.
Mongo-Fluß 212.
Monte Corvino 260.
Moose Fort 19 ff. 122 ff.
Morgenroth, Miss. 409.
Moskitoküste 95.
Mulimba 368.
Mullens, Dr. 291.

Namaland 88 ff.
Natal 218.
Ndogripenda-Gebiet 201.
Nestorianismus in Indien 258 f.
Newnham, Miss. 123.
Njanga, Handelsplatz 202 f.
Nkosi-Gebiet 196 f. 370.
Nlonako-Berg 469.
Nordafrika 127.
Nsaba, Stat. 365.
Nyasaland 46. 343. 347 f.
Nyenhangli, Stat. 31. 361. 408 f.

Odumase, Stat. 363.
Otwawu 296. 365.
Omar 310 f.
Oranje-Freistaat 219.
Ostafrika 171. 341 ff.
Ostindische Kompagnie 263.
Ovamboland 93 f.

Pagell, Miss. 486 f.
Pantänus 257.
Papst, Miss. 418.
Peck, Miss. 112. 123. 125.
Petter, Miss. 453. 460.
Piratori, Miss.-Stat. 211.
Plath, Direktor 440.
Plütschau, Miss. 264.
Polhill-Turner 492 ff.
Pomare I. 515.
Poo 486 ff.
Porter, Miss. 15 f.
Potter, Kapitän 244.

Radama I. 136, II. 147 f.
Ramseyer, Miss. 295 f.
Ranawalona I. 139 ff. II. 148. III. 149.
Redslob, Miss. 397. 444. 487.
Rietfontein, Stat. 417 f.
Riis A. 378.
Roß, Miss. 69.
Rovuma-Fluß 345 f.
Ruperts House 79.

Sakalawen, Volksstamm 136.
Schan, Volksstamm 481.
Schodeke, Häuptling 288 f. 339.
Schwartz, Miss. 263 f.
Schirehochland 348.
Siam 475 ff.
Sibree, Miss. 146. 180 ff. 290 ff.
Smythies, Bischof 345.
Söul 7.
Stewart, Miss. 387. 424 ff.
Streich, Konsul 497 ff.
Sudan-Mission 299 f.
Südafrika 95.
— Missionen 214 ff.
Südmahratta 356.
Südsee 96.
Südwestafrika 84 ff. 417.
Sulu-Mission 223.
Sumatra 109.
Sztschuen-Provinz 431 ff.

Hakka-Stamm 29 f.
Hamberg, Miss. 29.
Hanisiten 310.
Harrop, Miss. 245.
Hartford, Frl., 426.
Haweis, Dr. 150 f. 153 ff.
Hedschra 312.
Hereroland 90 ff.
Heyde, Miss. 486 f.
Himalaja-Gebirge 441 f.
Hinnen, Stat. 31. 362.
Hokschuha, Stat. 31. 360. 362. 409.
Hongkong, Stat. 30.
Horden, Bischof 19 ff. 73 ff.
Hornby, Bischof 346.
Horne, M. 152.
Hoschuwan, Stat. 31. 361.
Howa, Volk 134 f.
Hudsonia 18 ff.
Hwasang 425.

Jäschke, Miss. 486 f.
Japan 47. 483. — Statistik 436.
Jathreb, Stadt 311.
Java 110.
Jesuitenmission in Madagaskar 189 f.
Imerina, Prov. 133.
Indien 126. 171 f. 257 ff. 356 ff.
— Bekehrung 257.
— Bibel 267
— Schulen 267.
— Statistik 268.
Jones, Miss. 137 f. 141. 291.
Joruba 286 ff.

Kaaba, 83 f. 315.
Kafferland 218 f.
Kalahariwüste 417 ff.
Kalikut 357.
Kama 506.
Kamerun 43. 127. 196 ff. 367 ff. 434. 461 ff.
— Bevölkerungs- und Sprachverhältnisse 464 ff.
— Handelsverhältnisse 198 f.
— Kriegführung 199 f.
— Schnapshandel 370.
Kammerer, Miss. 496 ff.
Kana 331.
Kanara 356 f.
Kanton, Stadt 360.
— Provinz 406 f. 430.
Kapland 214 ff.
Karenen 478 ff.
Katschin, Volksstamm 480.
Kausch, Insp. 440.
Kayintschu, Stat. 31. 361.
Keen, Miss. 111. 114.
Khitschung, Stat. 30.
Kjelang, 486 ff.
Kiernander, Miss. 263.
Kittel, Miss. 227.
Klein, Miss. 228.
Knak, P. 439.
Kölle, Dr. 309 f.
Konfucianismus 403 ff.
Kongo-Freistaat 33 f. 387.
Kratzenstein, Insp. 439.
Korea 1 ff. 59 ff. 94. 300 f.
Kosmas Indikopleustes 259.
Krobo 363.
Kumase 248 ff. 275 ff. 283. 296 f. 366. 377 f.
Kuruman 422 f.
Kutscheng 424 f.

Lagerversammlungen 380.
Lagos 338.
Lamaismus 390 ff.
Lambert, Miss. 481.
Landon L. E. 247.
Lao-Gebiet 476 ff.
Laotse 403.
Lechler, Miss. 29.
Legge, Prof. 228.
Leh 489.
Lhassa 389 f.
Liebendörfer, Dr. 358.
Lilong, Stat. 30. 361.
Lobethal, Stat. 368.
Longheu, Stat. 30.

Mabombe-Fluß 198. 461.
Mackay, Miss. 173. 318 ff.
Maclean G. 247 ff.
Madagaskar 96. 129 ff. 177 ff. 254. 290.
Madschame 345.
Magazin, Ev. 151 f.
Malabar 357.
Manenguba 511.
Mangalur 357.
Mangamba, Stat. 196. 369.
Marschman, Miss. 264.
Medina 312.
Mekka 83. 315.
Merensky, Insp. 439.
Metz, Miss. 386.

Mission, Amerikanische: Baptistische 37. 431 f. 478 ff. — Board 43. 224; — Methodistische 431 f. — Presbyter. (kanad.) 173. 318; (nördl.) 69 f. 435. 473 ff.; (südl.) 39. 435; — Taylor'sche 40 ff.
— Deutsche: Allg. ev.-prot. M.-V. 173 f.; — Basler 28 ff. 43 f. 353 ff. 434; — Berlin I. 46 f. 218 ff. 343 f.; — Berlin III. 342 f.; — Brüdergemeine 46. 216 f. 343 f. 486 ff.; — Hermannsburger 223 f.; — Leipziger 171. 345. 350. 436; — Neukirchner 349; — Rheinische 84 ff. 215 f. 298. 435.
— Englische: Ausbreitungsgesellschaft 179. 224. 242 f. 424. 432. — Baptistische 36; — China Inland M. 431 f.; — Englisch-kirchl. 159. 349. 351; — Londoner 137 ff. 150 ff. 178. 224. 348 f.; — Quäker 179; — Universitätenmission 345 f.; — Wesleyanische 159. 224.
— Finnische 94.
— Französische (Pariser) 43. 193 f. 224.
— Katholische 68 f. 368. 486.
— Norwegische 179. 224.
— Schottische: Freikirche 224. 347 f. — Staatskirche 348. — Unierte Presbyterianer 159. 224.
— Schwedische (Missionsbund) 39; Staatskirche 224.
Missionsdank 102 f.
Missionsfürbitte 49 ff. 97 ff.
Missionskenntnis 105 f.
Missionsstatistik, wesleyanische 381.
Mohammed als Religionsstifter 305 ff.
Mohammedaner-Mission 108 ff.
Moilim, Stat. 31. 495 ff.
Mombas 351.
Mongo-Fluß 212.
Monte Corvino 260.
Moose Fort 19 ff. 122 ff.
Morgenroth, Miss. 409.
Moskitoküste 95.
Mulimba 368.
Mullens, Dr. 291.

Namaland 88 ff.
Natal 218.
Ndogripenda-Gebiet 201.
Nestorianismus in Indien 258 f.
Newnham, Miss. 123.
Njanga, Handelsplatz 202 f.
Nkosi-Gebiet 196 f. 370.
Nonako-Berg 469.
Nordafrika 127.
Nsaba, Stat. 365.
Nyasaland 46. 343. 347 f.
Nyenhangli, Stat. 31. 361. 408 f.

Odumase, Stat. 363.
Okwawu 296. 365.
Omar 310 f.
Oranje-Freistaat 219.
Ostafrika 171. 341 ff.
Ostindische Kompagnie 263.
Ovamboland 93 f.

Pagell, Miss. 486 f.
Pantänus 257.
Papst, Miss. 418.
Peck, Miss. 112. 123. 125.
Petter, Miss. 453. 460.
Piratori, Miss.-Stat. 211.
Plath, Direktor 440.
Plütschau, Miss. 264.
Polhill-Turner 492 ff.
Pomare I. 515.
Poo 486 ff.
Porter, Miss. 15 f.
Potter, Kapitän 244.

Radama I. 136, II. 147 f.
Ramseyer, Miss. 295 f.
Ranawalona I. 139 ff. II. 148. III. 149.
Redslob, Miss. 397. 444. 487.
Rietfontein, Stat. 417 f.
Riis A. 378.
Roß, Miss. 69.
Rovuma-Fluß 345 f.
Ruperts House 79.

Sakalawen, Volksstamm 136.
Schan, Volksstamm 481.
Schodeke, Häuptling 288 f. 339.
Schwartz, Miss. 263 f.
Schirehochland 348.
Siam 475 ff.
Sibree, Miss. 146. 180 ff. 290 ff.
Smythies, Bischof 345.
Söul 7.
Stewart, Miss. 387. 424 ff.
Streich, Konsul 497 ff.
Sudan-Mission 299 f.
Südafrika 95.
— Missionen 214 ff.
Südmahratta 356.
Südsee 96.
Südwestafrika 84 ff. 417.
Sulu-Mission 223.
Sumatra 109.
Sztschuen-Provinz 431 ff.

Tahiti 514 f.
Tamsui 318 f.
Tanafluß 350.
Tauismus 403 ff.
Taylor, Frl. 444. 491 f.
Tenrikyo, japan. Sekte 15 ff.
Thiele, P. 439.
Thompson, Kaplan 242.
Tibet 389 ff. 441 ff. 485 ff.
Toda, Volksstamm 385 f.
Transvaal 219 ff.
Tschieng-Mai, Stat. 478.
Tschintu 431 f.
Tschongtschun, Stat. 31. 407 ff.
Tschonghangkang, Stat. 30.
Tschungking 431 f.

Uganda 169 f. 352.
Usambara 345.

Vedas, Volk 255
Vegetarianer-Sekte 425 ff.
Vielmännerei der Tibetaner 448 f.
Viktoria, Stat. 368.
Vincent, Miss. 112.

Wakamba 350 f.
Walfluß 73. 80.
Ward, Miss. 264.
Weida 330 f. 338.
Wendland, Insp. 439.
West D. 340.
— W. 340. 377.
Wharton, Miss. 337 f.
Wilson, Kapitän 156.
Winkelmann, Insp. 343. 439.
Winnes, Miss. 30.
Winter, Miss. 115.
Witbooi H. 85 ff.
Wittenberg, Dr. 360.
Wituland 349.
Wrigley, Miss. 245.
Wolseley, Gen. 378.
Wongthen, Stat. 496.
Würtz, Miss. 350.

Xaver Fr. 260 f.

York Fort 115.

Ziegenbalg, Miss. 264.

Berichtigungen.

S. 440, Z. 2 v. o. lies: findet statt finden; Z. 11 v. u. lies: halbstündige statt selbständige.

Reinhardt & Sohn, Buchdruckerei, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

Nr. 1. 1895.

Die Mission unter den Völkern des Islam. — Die Bibel am kaiserlichen Hofe in Peking. — Aus Japan. — Bücheranzeige.

Die Mission unter den Völkern des Islam.

„Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort,
Und steur' des Papst's und Türken Mord,
Die Jesum Christum, Deinen Sohn,
Wollten stürzen von seinem Thron",

so sang einst Luther, und noch lange, lange Jahre nach ihm hat die evangelische Christenheit mit diesem Liede aus der Tiefe schwerer Drangsal den Herrn der Heerscharen wider die beiden Erzfeinde des Evangeliums angerufen. Von des Papstes Mord zeugten die furchtbaren Verfolgungen der Evangelischen in Böhmen und Mähren, in den Niederlanden und Frankreich, in Italien und Spanien, wo die römische Kirche sich als das Weib der Offenbarung Johannis erwies, das da trunken ist von dem Blute der Heiligen und von dem Blute der Zeugen Jesu Christi. Und vor des Türken Mord zitterte das Abendland, nachdem die Christengemeinden Nordafrikas hinweggefegt worden waren und das entartete byzantinische Kaiserreich sein Ende gefunden hatte unter dem Ansturm des Islam, welcher an Stelle des Kreuzes den Halbmond aufpflanzte. Wer

Königsberger Missionsblatt Nr. 11. 1894.

vermag es zu sagen, was aus der Christenheit des Abendlandes geworden wäre, wenn nicht i. J. 1683 vor den Thoren Wiens Gott der Herr sein „bis hieher und nicht weiter“ gesprochen hätte! Seitdem sind die Zeiten anders geworden, und in unsern heutigen Gesangbüchern singen wir nicht mehr „des Papsts und Türken Mord“. Zwar, hätte Rom die Macht, so würde es noch heute Scheiterhaufen errichten, und noch heute gebietet der Islam seinen Bekennern, die Andersgläubigen mit Feuer und Schwert auszurotten; aber es fehlt die Macht. Der „kranke Mann“ (die Türkei) fristet sein Dasein in Europa nur durch die Eifersucht der Großmächte, und die Türken selbst haben, wie aus verschiedenen Anzeichen hervorgeht, eine Ahnung davon, daß ihre Tage gezählt sind. Indessen, wenn auch die Länder Europas vor dem Angriff des Mohammedanismus sicher sind, außereuropäische Länder giebt es noch genug, welche von „des Türken Mord“ zu sagen wissen. Der Erdteil, welcher am meisten die Schrecken der mohammedanischen Herrschaft empfunden hat, ist Afrika. Von den Küstenländern aus drangen die Araber weiter ins Innere vor, und ihr Vordringen begleiten alle Greuel des Sklavenhandels, welcher nirgends so zahlreiche Opfer fordert und soviel Elend verbreitet, als im schwarzen Erdteil. Von 1862—1867 sind allein aus Zanzibar ungefähr 100,000 Sklaven ausgeführt, und eine in den siebenziger Jahren zur Bekämpfung des Sklavenhandels veröffentlichte Schrift des Engländers Henry Cooper berechnet die Zahl der aus Afrika nach Aegypten und der Türkei gebrachten Sklaven auf 70,000, wobei noch zu bedenken ist, daß auf jeden Sklaven, der lebend ans Ziel gelangt, wenigstens fünf — nach Livingstone sogar zehn — kommen, welche unterwegs gestorben oder bei den der Gefangennehmung vorhergehenden Raubzügen getötet worden sind. Livingstone war Augenzeuge, wie in Nyangwe Araber plötzlich eine arglos zum Markte zusammengekommene Volksmenge überfielen und teils niedermetzelten, teils als Sklaven wegführten. Stanley fand am Kongo in einem arabischen Lager 2300 gefangene Weiber und Kinder; um diese Gefangenen zu erbeuten, hatten die Araber 118 Dörfer mit der gesamten männlichen Bevölkerung vernichtet. Wißmann lernte einen friedlichen Volksstamm kennen, welcher in stattlichen Dörfern wohnte — und nach einiger Zeit fand er dort nichts mehr, als Trümmerhaufen in einem verwüsteten Lande. Im Hin-

blick auf solche und noch ärgere Greuel schrieb Livingstone: „Ich rufe Gottes Segen auf jeden herab, der mit dazu beiträgt, diese offene Wunde der Menschheit zu heilen!“

Aber „es heilet sie weder Kraut noch Pflaster, sondern Dein Wort, Herr, das alles heilet“ (Weisheit 16, 12). Zwar auch durch das Eingreifen der europäischen Mächte ist schon viel zur Unterdrückung des Sklavenhandels geschehen und die Macht des Islam ist, wenn auch noch nicht gebrochen, so doch in Schranken gehalten. Uganda wäre wahrscheinlich schon eine Beute der Mohammedaner, wenn ihnen nicht England entgegengetreten wäre. Auch in andern Teilen Afrikas wogt der Kampf zwischen den mohammedanischen Völkerschaften und der christlichen Kolonialmacht. Aber es ist nicht genug, daß sie durch äußere Waffengewalt niedergehalten werden; vielmehr muß es zu einer innern Ueberwindung kommen, der geistigen Macht des Islam muß das Christentum als geistige Macht gegenübertreten, um die Greuel des Sklavenhandels dauernd zu beseitigen. Die Mission unter den Mohammedanern, nicht nur in Afrika, sondern auch in allen andern Ländern, ist um so notwendiger, als ja leider die Mohammedaner das Christentum vielfach in solchen Vertretern kennen gelernt haben, von denen das Wort Pauli gilt: „Um eurethalben wird Gottes Name gelästert unter den Heiden.“ Während jeder Bekenner des Islam ein begeisterter Vorkämpfer seiner Religion ist, sind viele der Christen, welche mit den Mohammedanern in Berührung kommen, gleichgültig oder gar feindselig gegen das Evangelium. Diese Namenchristen, welche ja auch vieler Orten der Heidenmission die größten Hindernisse bereiten, sie tragen auch an ihrem Teile die Schuld daran, daß selbst bei wohlgesinnten Leuten in der Christenheit die Mission einem in unserm Missionsjahrhundert unerlaubten Vorurteil begegnet. Denn durch die unselige Einführung des Branntweins oder des Opiums, oder durch das ungesunde Aufpfropfen einer falschen Kultur sind manche lebenskräftigen Naturvölker dem Untergange entgegengeführt, und da wird das oberflächliche und durchaus unzutreffende Urteil abgegeben, daß das Christentum für diese Völker nicht paßt. Und doch ists gerade das Evangelium, welches allein den sterbenden Völkern neues Leben einflößen kann. Die Predigt des Evangeliums vermag auch die unheilvolle Macht des Islam zu brechen. Wenn zuweilen die Ansicht kund geworden ist, daß der Islam einen günstigen Einfluß

auf die Afrikaner ausübe, so sind alle solche Ansichten auf eine Quelle, den römischen Gouverneur von Sierra Leone, zurückzuführen, während Männer, wie Rohlfs, Schweinfurt, Nachtigall u. a. aus ihrer Erfahrung heraus das Gegenteil behaupten, und Wißmann die Herrschaft des Mohammedanismus als eine Pest für Afrika bezeichnet. So ist das Eintreten der Mission von höchster Wichtigkeit, und zwar das Eintreten der evangelischen Mission. Es ist neuerdings Mode geworden, der Mission der römischen Kirche Weihrauch zu streuen, dagegen die evangelische Mission als nutzlos zu verachten. Aber die heutige römische Kirche versteht es nur, sich in fremde Gebiete einzudrängen, wo bereits evangelische Glaubensboten in treuer Arbeit stehen; dagegen Leben zu wecken und dem Herrn an den Seelen der Heiden zu dienen, vermag sie nicht. Vollends dem Mohammedanismus steht sie machtlos gegenüber. Ihr Bilderdienst ist für einen Bekenner des Islam das Hassenswerteste und Sündhafteste und erscheint ihm als Fetischismus. Rom liegt vor den Thoren Nordafrikas, aber es ist ihm nicht gelungen, seinen Glauben dorthin zurück zu verpflanzen. Frankreich und Spanien kolonisieren Nordafrika, aber selbst in den Gebieten, die hier den römischen Mächten unterthan sind, hört man nichts von erfolgreicher römischer Mission. Bei Bagamojo in Deutsch-Ostafrika ist die vielgepriesene römische Missions-Plantage, aber obwohl sie vor 30 Jahren gegründet ist, haben die Patres eine Missionsthätigkeit unter der mohammedanischen Küstenbevölkerung noch nicht einmal versucht. In vereinzelten Stunden der Offenherzigkeit bekennen sie ihr Unvermögen selbst. Der bekannte Kardinal Lavigerie schrieb 1885 an den Generalvorstand des Xaveriusvereins zu Lyon: „Ich habe mich öffentlich darüber erklärt, eine unter den Muselmännern unternommene Mission, wie man sie unter andern Ungläubigen unternehmen würde, kann für die, welche dabei beteiligt sind, nur unheilvoll sein."

Allerdings das ist richtig, daß die Mission unter den Mohammedanern weit erheblicheren Schwierigkeiten begegnet, als unter den Heiden. Der Ursachen giebt es mancherlei: daß seiner Zeit der Mohammedanismus in Gottes Hand ein Werkzeug des Gerichts über die verdorbene morgenländische Christenheit war, hat ihm von vornherein eine stolze Verachtung des Christentums eingeimpft; und was er heute z. B. in Palästina sieht, wo in der Kirche des heiligen

Grabes zwischen griechischen und römischen Mönchen blutige Prügeleien in Szene gesetzt werden, und die türkische Wache mit Waffengewalt Frieden stiften muß, dient auch nicht dazu, die Achtung zu mehren. Sodann hat sich der Teufel einer besondern List bedient, um das ganze Volk, das von Ismael stammt, fern von Christo zu halten: er hat ihnen die halbe Wahrheit gegeben, damit sie die ganze nicht annehmen sollten. Aber das Haupthindernis ist der Fanatismus, zu welchem jeder Anhänger Mohammeds erzogen und verpflichtet wird, und welcher sich immer wieder von neuem anfacht durch die bei den heutigen Verkehrsverhältnissen so wesentlich erleichterten Wallfahrten nach Mekka. Der Mohammedaner hält an dem Glauben fest, daß noch einmal die ganze Welt dem Islam unterworfen werden muß; und zwar ist der Sultan von Stambul wenigstens dem Namen nach der Beherrscher aller Muselmänner in der ganzen Welt, welche nur ihn als ihren rechtmäßigen Herrn ansehen und darum jeder andern Obrigkeit nur mit Ingrimm sich unterwerfen, stets zur Empörung als zu einem Gott wohlgefälligen Werk bereit. Man hat lange Zeit hindurch gemeint, sie durch übertriebene Nachgiebigkeit und selbst Bevorzugung gewinnen zu können. Reiche Spenden für die Tempel und sonstigen religiösen Einrichtungen sollten den Dank und die Anhänglichkeit der Moslemin erwecken; auf Sumatra wurde die zerstörte Moschee in Atschie auf Regierungsunkosten prächtig wieder aufgebaut, ja, die holländische Regierung ging dort so weit, daß sie das Vorgehen der Mission als politisch gefährlich ansah und die Empörung der Mohammedaner auf Borneo im Jahre 1859 als durch die Missionare hervorgerufen bezeichnete. Erst in neuester Zeit ist ein Umschwung eingetreten, und vor 3 Jahren wurde in einer Versammlung von Männern, welche die Verhältnisse in den holländischen Kolonien genau kennen, nachdrücklich betont, daß die Mission vielmehr eine Bundesgenossin der Regierung sei und auf alle Weise gefördert werden müsse. In der That ist es ein vergebliches Unternehmen, durch weitgehende Toleranz gegen den Islam Dank erwerben zu wollen. Im Gegenteil, bei diesen Leuten, denen Toleranz ein ganz unverständlicher Begriff ist, erzeugt man dadurch neben dem Haß auch noch Verachtung.

Es läßt sich von vornherein annehmen, daß Haß und Fanatismus um so stärker ist, je mehr die Mohammedaner die Herrschaft

christlicher Mächte spüren und ihrer eigenen Ohnmacht sich bewußt werden. Von den etwa 175 Millionen Mohammedanern, welche es überhaupt auf der Erde giebt, befinden sich über 100 Millionen unter der Herrschaft der verschiedenen christlichen Staaten, und von dem Rest lebt etwa die Hälfte unter dem politischen Einfluß der christlichen Mächte. In denjenigen mohammedanischen Ländern, welche nicht unter europäischer Oberhoheit stehen und auch sonst wenig von Europäern beeinflußt werden, findet sich jener Fanatismus weit weniger. Wenigstens schlummert er vorläufig noch und bricht nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten hervor. Jedenfalls ist dort für die Mohammedanermission ein günstigeres Arbeitsfeld, als anderswo, und es ist sehr wünschenswert, daß die offenen Thüren, die sich heutzutage da und dort zeigen, zum Eintritt in dieses bisher noch sehr wenig bebaute Feld benutzt werden. Was bisher für die Predigt des Evangeliums unter dem Islam geschehen ist, steht noch in den bescheidensten Anfängen, wenn wir es mit der Arbeit der Heidenmission vergleichen.

Und doch hat es von Anfang an nicht gefehlt an Aufrufen zum geistigen Kampfe gegen die Jünger Mohammeds. Kaum ein Jahrhundert nach der Entstehung des Islam trat Johannes Damascenus und nach ihm sein Schüler Theodorus Abucara, Bischof von Caria in Mesopotamien, litterarisch gegen „die neue Häresie" auf, wie man damals noch den Mohammedanismus nannte. Am Anfange des 9. Jahrhunderts finden wir einen arabischen Schriftsteller, Abdel-Messih ben Isaak el Kindy, welcher in Form eines Briefwechsels das Christentum gegen den Islam verteidigte. Er lebte am Hofe des Chalifen Mamun als dessen Freund und Ratgeber und wird noch jetzt unter seinen Stammesgenossen als der große arabische Philosoph genannt, der für das Herrscherhaus der Abassiden mehrere klassische Werke übersetzt hat. Im 12. Jahrhundert schrieb der Mönch Enthymius Zigabenus eine Widerlegung der Hauptdogmen des Islam in Form eines Gesprächs mit einem sarazenischen Philosophen.

Der erste, welcher nicht nur litterarisch, sondern auch praktisch thätig war, und zwar mit Einsetzung seines Lebens, war Raymundus Lullus. 1236 auf Majorka aus vornehmem Geschlecht geboren, gelangte er schon früh zu hohen Aemtern, brachte aber seine Jugend und sein erstes Mannesalter im Dienste der Welt zu. Bereits

über 30 Jahre alt, erwachte er von seinem Sündenschlafe und faßte den Entschuß, ganz der Welt zu entsagen und sich dem Dienste Christi zu weihen. Als das Gott wohlgefälligste Werk erschien ihm die Verkündigung des Evangeliums unter den Sarazenen. Er wurde Bettelmönch, studierte Arabisch, schrieb zur Bekehrung gelehrter Muselmänner eine Streitschrift und erwirkte vom Könige die Stiftung und Dotierung eines Franziskanerklosters in Majorka zur Ausbildung von Missionaren für die Mohammedaner. Dann machte er sich selbst auf und versuchte auf eigene Hand in Nordafrika zu missionieren. Im Jahre 1291 landete er in Tunis und lud dort gelehrte Moslemin zu einem Religionsgespräch ein. Doch wurde er in den Kerker geworfen und entging dem Tode nur durch die Fürsprache eines mohammedanischen Rates, welcher das Achtungswerte seines Eifers geltend machte. Des Landes verwiesen, suchte er an verschiedenen Orten für seinen Lebenszweck zu wirken, und nach 15 Jahren fuhr er abermals nach Afrika. Dort wurde er mit Mühe den Mißhandlungen der fanatischen Menge entrissen, in den Kerker geworfen und nach halbjähriger harter Gefangenschaft wiederum des Landes verwiesen. Das Schiff, welches ihn wegführte, strandete unterwegs, und er verlor seine Bücher und alle seine Habe. Von Pisa aus, wohin er zunächst kam, versuchte er einen neuen geistlichen Ritterorden oder eine Vereinigung der bisherigen zur Bekämpfung der Sarazenen durchzusetzen. Er wandte sich vergebens an den Papst Clemens V., darauf an das allgemeine Concil zu Vienne (1311); nur soviel erreichte er, daß ein Dekret erlassen wurde, durch welches Lehrstühle der orientalischen Sprachen in Paris, Salamanca, Oxford und anderen Universitäten errichtet werden sollten. Im Jahre 1314, fast 80 Jahre alt, schiffte er zum drittenmal nach Afrika, wo er zuerst in Bugia an der Stärkung einer kleinen Schar von Bekehrten, die er früher gewonnen, in aller Stille arbeitete, dann aber bei seinem ersten öffentlichen Auftreten gesteinigt wurde (30. Juni 1315). Seinen Leichnam brachten Kaufleute aus Majorka in die Heimat zurück.

Auch in den folgenden Jahrhunderten wurde der litterarische Kampf gegen den Islam weiter geführt. So erschienen im 17. Jahrhundert nicht weniger als 30 darauf bezügliche Schriften, 17 derselben in Deutschland. Aber erst am Anfange dieses Jahrhunderts finden wir wieder einen unter den Mohammedanern predigenden

Glaubensboten in der Person des englischen Kaplans Henry Martyn. Er war einer der edelsten und eifrigsten Missionsmänner und verzehrte sein Leben im Dienste des Herrn. 1781 in der Grafschaft Cornwallis geboren, bezog er die Universität zunächst ohne rechten Sinn für das Eine, was not ist; der Beifall der Welt galt ihm alles. Da weckte der Tod seines Vaters ernste Gedanken in ihm, und bald wars der Missionsbefehl Christi, welcher besonders seine Seele erfüllte. Er beschloß, Missionar zu werden und bot seine Dienste einer englischen Gesellschaft an. Doch vorläufig wurde er in der Heimat als Prediger angestellt, bis er endlich im Jahre 1806 nach Ostindien geschickt wurde und 5 Jahre später an das Ziel seiner Sehnsucht, nach Persien, gelangte. Nur 1½ Jahre hat er dort gewirkt; im Oktober 1812 ging er heim, noch nicht 32 Jahre alt — er hat sich im Dienste des Herrn verzehrt. Außer durch mündliche Predigt und durch Unterredungen mit persischen Gelehrten suchte er durch Uebersetzung des Neuen Testaments, des Psalters und mehrerer Erbauungsschriften die Seelen des Volkes für den Herrn zu gewinnen, wobei ihm der durch ihn gewonnene Seid Ali als treuer Gehilfe zur Seite stand. Bei seinen Unterredungen war er nicht immer glücklich in der Wahl seiner Beweise den Moslemin gegenüber, auch war seine Kenntnis des Islam nicht genau genug, aber um seiner völligen Hingabe an seine Arbeit willen verdient sein Name mit Ehren genannt zu werden als der des Bahnbrechers der neueren Mission unter den Mohammedanern.

Wenige Jahre nach Martyns Tode wurde von England aus ein Geistlicher nach dem Orient gesandt, um zu untersuchen, was zur Belebung der orientalischen Christenheit geschehen könne, damit sie unter ihrer mohammedanischen Umgebung statt eines Aergernisses ein Licht und Salz werden könnte. Man suchte besonders die Patriarchen von Konstantinopel, Antiochien und Alexandria zu bewegen, daß sie Volksunterricht einführten und Bibelgesellschaften gründeten. Die Vorschläge wurden freundlich aufgenommen, eine in Malta errichtete Presse sandte in verschiedenen orientalischen Sprachen Bibeln und Traktate in die Uferländer des Mittelmeeres, der syrische Bischof kam sogar selbst von Jerusalem nach England und beriet mit den dortigen Freunden über die Neubelebung der morgenländischen Christenheit. Aber der Ausbruch des griechischen Freiheitskrieges im Jahre 1821 und die darauf

folgenden politischen Wirren machten diesen Bestrebungen vorläufig ein Ende. Auch der von Amerikanern im Jahre 1821 von Jerusalem aus angefangenen Bücherverbreitung setzten schon nach drei Jahren Bibelverbote und die allgemeine Unsicherheit ein Ziel. Nicht viel besser ging es der Basler Mission, welche 1822 unter den Mohammedanern in Kaukasien zu arbeiten begann. Zuerst nahm ihre Arbeit einen erfreulichen Fortgang, aber schon 1835 wurden die dort arbeitenden Brüder durch einen Ukas des Kaisers Nikolaus aus dem Lande verbannt. Eine nachfolgende Frucht ihrer Wirksamkeit war der Uebertritt von 313 Seelen in Schamachi aus der armenischen Kirche zur lutherischen im Jahre 1866. Auch in Persien wurde einige Zeit gearbeitet, beinahe wäre die persische Mission wieder aufgelebt, doch kam es nur zu einer Unterstützung der englisch-kirchlichen Mission in Ispahan. Diese größte aller Missionsgesellschaften, gegründet 1799, hat seit 1875 in Persien Missionare, welche bis nach Bagdad hin wirken, die Zahl der von ihr getauften Mohammedaner beträgt etwa 1000. In Kleinasien fing sie die Arbeit hauptsächlich auf den Wunsch des bekannten D. Samuel Gobat an, welcher im Jahre 1846 als zweiter Bischof des im Jahre 1841 durch Friedrich Wilhelm IV. gegründeten evangelischen Bistums von Jerusalem sein Amt antrat, nachdem sein Vorgänger Alexander schon nach wenigen Jahren gestorben war. Ströme reichen Segens sind von der zweiunddreißigjährigen Thätigkeit dieses Gottesmannes ausgegangen. Zwar direkt Mission unter den Mohammedanern zu treiben, lag zunächst weniger unter den Aufgaben seines Amtes, und die Zahl der getauften Moslems ist nur gering; aber die von ihm ins Leben gerufenen evangelischen Gemeinden und Anstalten sind ein Licht im Lande geworden und haben den Anhängern des falschen Propheten gezeigt, daß die Liebe Christi in seinen Jüngern lebt. Eine der hervorragendsten Anstalten ist das Syrische Waisenhaus in Jerusalem, 1860 aus Anlaß der blutigen Christenverfolgungen auf dem Libanon zur Rettung der bei den dortigen Metzeleien verwaisten Kinder gegründet. Es hat den engen Rahmen dieser Aufgabe längst überschritten und ist zur ausgedehntesten Missionsanstalt des ganzen heiligen Landes geworden. Die aus ihm und seinen Nebenanstalten hervorgegangenen Männer der verschiedenen Berufsarten tragen an ihren Orten mit dazu bei, dem Evangelium den Boden zu bereiten. Der im Jahre

1852 gegründete Jerusalemsverein erhält durch sein Organ, die „neuesten Nachrichten aus dem Morgenlande", die Aufmerksamkeit für jene Stätten und Länder wach.

Wenige Jahre nach der Begründung des Jerusalemsvereins trat ein Ereignis von großer Bedeutung für die Mohammedanermission ein. Damals bestand nämlich noch im ganzen türkischen Reiche ein strenges Gesetz, welches den Uebertritt eines Moslem mit dem Tode bestrafte. Nun benutzte im Krimkriege 1854—55 England die günstige Gelegenheit, um von der türkischen Regierung einen Erlaß zu erpressen, nach welchem fortan kein Moslem mehr wegen seines religiösen Bekenntnisses angefochten werden sollte. Freilich fehlt es trotzdem nicht an Beispielen bis in die neueste Zeit hinein, daß übergetretene Mohammedaner um ihres Glaubens willen schwere Drangsal leiden mußten; aber es bestand doch nun wenigstens eine gesetzliche Grundlage für die Missionsthätigkeit, welche die englisch-kirchliche Gesellschaft im Jahre 1858 in Konstantinopel aufnahm. Zunächst schickten sie den Missionar Dr. Pfander dorthin, welcher schon vorher längere Zeit unter den Mohammedanern Nordindiens thätig gewesen war; ihm folgte der in Basel ausgebildete, und in Westafrika, Kairo und Palästina bewährte Dr. Kölle und der Engländer Weakley. Sie gingen mit aller Vorsicht zu Werke und beschränkten sich auf Privat-Gespräche und gelegentliche Austeilung von Traktaten. Einige Seelen kamen zur Erkenntnis der Wahrheit und im Jahre 1862 wurde der erste gläubig gewordene Türke getauft. Während der folgenden Jahre wurden noch einige Muselmänner unbelästigt in die christliche Kirche aufgenommen. Aber als im Jahre 1864 Dr. Pfander sein Buch „Verteidigung des Christentums gegen den Islam", welches in Indien viel Segen gestiftet hatte, ins Türkische übersetzte und verbreitete, brach der mohammedanische Fanatismus heftig hervor, und es zeigte sich, wie wenig jener Erlaß ernst gemeint war. Der Sultan ergrimmte über das Buch des Dr. Pfander und ließ die beiden englischen Missionshäuser und das Depot der Bibelgesellschaft schließen; die christlichen Bücher wurden weggenommen und die mit den Missionaren in Verbindung stehenden Mohammedaner ins Gefängnis geworfen. Viele Türken, die des Christentums verdächtig waren, schickte man in die Verbannung oder auf die Galeeren und fortwährend umgaben Spione die Häuser der Missionare, sodaß kein

Türke sich ihnen nähern konnte, ohne der Polizei angezeigt zu werden. Zwar suchten die Missionare noch in der Stille guten Samen auszustreuen, wo sich ihnen Gelegenheit darbot, aber nur noch zweimal konnten sie Taufen vollziehen, und in beiden Fällen wurden die Getauften eine Zeitlang gefangen gesetzt. So zog denn im Jahre 1877 die Gesellschaft ihre Sendboten zurück, um sie an andern Orten zu verwenden, wo ihrer Wirksamkeit nicht solche Hindernisse entgegentraten. Nur der inzwischen in den Ruhestand getretene Dr. Kölle blieb dort, mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, aber auch nicht ohne Gefahr; als er eines Abends von dem gelehrten Mohammedaner Ahmed Tewfik zurückkehrte, der ihm bei der Uebersetzung des englischen Gebetbuches behilflich war, wurde er angehalten und in Untersuchungshaft geführt, von wo er allerdings bald freikam, während Tewfik in die Verbannung geschickt wurde.

Die Arbeit der englisch-kirchlichen Gesellschaft wurde fortgesetzt durch die Bibelgesellschaft und durch amerikanische Missionare von der großen Bostoner Missionsgesellschaft. Dieselbe arbeitet seit 1830 in Kleinasien, wo sie zunächst die erstorbene Christenheit zu beleben suchte. Sie hatte einen schweren Anfang; aber mit der Zeit segnete Gott ihre Arbeit, und die von ihnen gesammelten Gemeinden üben einen heilsamen Einfluß aus, so daß selbst die dortigen Mohammedaner sagen: „Einem Protestanten kann man trauen, ein Protestant lügt nicht.“ Freilich müssen sich trotzdem Mohammedaner, welche zum Christentum übertreten, auf Verfolgungen gefaßt machen. In Damascus fand man einen übergetretenen Moslem in einer Moschee aufgehängt, in welcher nach dem Glauben der Mohammedaner das Haupt Johannes des Täufers bestattet sein soll. Die Vorsteher der Moschee wurden vor den Richter gezogen, erklärten aber, Johannes selbst habe den Abtrünnigen bestraft, und der Richter ließ diese Aussage gelten. Und vor einigen Jahren wurde ein gelehrter Mohammedaner aus Choi in Nordpersien, Mirza Ibrahim, welcher von amerikanischen Missionaren getauft worden war, um seines Bekenntnisses willen ins Gefängnis gelegt, mit schweren Verbrechern zusammengekettet und zuletzt grausam ermordet.

Eine englische Missionsgesellschaft, welche nur unter den Mohammedanern missionieren will, ist von einem bedeutenden Kenner des Islam, D. Mühleisen-Arnold, im Jahre 1861 gegründet. Sie

hat zuerst in Java, dann im Kapland gearbeitet, ist aber nur ein kleines Unternehmen, mit den großen englischen Heidenmissionen nicht zu vergleichen; ihre Jahreseinnahme beträgt nur etwa 8000 Mark.

Ebenfalls englische Missionare haben die mohammedanischen Stämme in Nordafrika, und zwar in Marokko, Algier, Tunis und Tripolis, in Angriff genommen. Im Jahre 1880 wurden die Christen in England durch den Missionar George Pearse, welcher durch diese Länder eine Untersuchungsreise gemacht hatte, dazu angeregt, dorthin die Botschaft des Heils zu senden. Infolge seiner Berichte verbanden sich einige Christen in London zu einer Mission unter den Kabylen, und im Jahre 1884 kamen die ersten Missionare von London nach Tanger, das der Ausgangspunkt ihrer Arbeit wurde. Bald wußten sie auch von einigen Erfolgen zu berichten, besonders dank der ärztlichen Thätigkeit eines ihrer Genossen.

Von deutschen Missionen führt gegenwärtig am kräftigsten die rheinische den Kampf gegen den Islam auf Sumatra und Borneo. Hier ist der Mohammedanismus die herrschende Macht, und sein Haß gegen das Christentum ist furchtbar. Trotzdem ist es unter heißen Kämpfen mit Gottes Hilfe gelungen, über 2000 Gemeindeglieder zu sammeln, die mit wenigen Ausnahmen aus den Mohammedanern gewonnen sind. Im Jahre 1890 wurden 250 Mohammedaner getauft, und über 500 blieben noch im Taufunterricht. Das ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen!

Mit besonderem Eifer ist auch neuerdings Pastor Faber in Tschirma bei Greiz für die Mohammedanermission eingetreten. Eine viermonatliche Reise nach Persien hat ihn mit dem Volk der Kurden und der mohammedanischen Sekte der Babis näher bekannt gemacht, unter denen das Neue Testament viel gelesen wird, weshalb er gerade unter ihnen eine offene Thür für das Evangelium unter den so lange verschlossenen Mohammedanern aufgethan glaubt.*) Er hat deshalb die beiden württembergischen Kandidaten Dr. R. Zerweck und Ch. Közle Ende 1893 dahin abgehen lassen und die Arbeit unter den Kurden eröffnet.

Die Mahnung an die Christenheit: „Den Mohammedanern

*) Diese Erwartungen werden indes von anderer Seite, besonders von dem in Urumia arbeitenden amerikanischen Missionar D. Shedd, nicht geteilt, da er in den Babis keinen für das Evangelium vorbereiteten Boden erblickt. D. H.

das Evangelium!“ wird noch dringender durch die Anstrengungen, welche der Mohammedanismus in neuer Zeit macht, um nicht nur, wie früher, durch Feuer und Schwert, sondern mit geistigen Waffen die Lehre des falschen Propheten auszubreiten und dem Christentum entgegenzuwirken, durch öffentliche Predigt, Schriftenverbreitung, Gründung von Schulen u. dgl. Auf Java und Sumatra bestehen etwa 10000 mohammedanische Schulen mit mehr als 350000 Schülern, in Konstantinopel werden Schriften verfaßt zur Beantwortung christlicher Streitschriften, und sogar missionierend geht der Islam vor. Der frühere amerikanische Konsul Webb in Manilla ist zum Islam übergetreten und sammelt bei den indischen Mohammedanern Beiträge, um in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine mohammedanische Mission zu eröffnen. Bereits sind erhebliche Geldmittel zusammengebracht, mehrere mohammedanische Jünglinge haben sich in den Dienst dieser Mission gestellt, in New-York erscheint sogar eine große Missionszeitschrift, „die mohammedanische Welt“ genannt, in ihrer äußern Ausstattung unseren großen, illustrierten Journalen ähnlich. Dazu verlautet, daß kürzlich der türkische Sultan eine große Geldsumme zur Entsendung von mohammedanischen Missionspriestern nach Afrika gestiftet hat. Ueberhaupt versucht jetzt die türkische Regierung auf mancherlei Weise den Islam zu stärken und die Mission unwirksam zu machen. Während bis vor kurzem die Bibel- und Traktatverbreitung der Amerikaner fast garnicht gehindert wurden, sucht man jetzt durch lästige Polizeimaßregeln, soweit solches bei den bestehenden Verträgen möglich ist, ihre Thätigkeit zu hemmen.

So ists denn hochnötig, daß die evangelische Christenheit mit aller Energie mit der Predigt vom Kreuz in den Kampf gegen das Reich des falschen Propheten eintritt. Bis vor kurzem galten die mohammedanischen Länder als völlig steiniger Acker, und der Islam als ein uneinnehmbares Bollwerk; jetzt scheint trotz aller vorhin erwähnten Reaktionen des Islam gegen das Evangelium die Zeit gekommen, da in die Ausführung des Missionsbefehls „machet zu meinen Jüngern alle Völker“ auch diejenigen, über denen des Halbmonds blutiger Schein erglänzt, hineingezogen werden, damit Abrahams Bitte in Erfüllung gehe: „Ach daß Ismael leben sollte vor dir!“

Die Bibel am kaiserlichen Hofe in Peking.

Ende des vorigen Jahres feierte die Kaiserin-Witwe von China, die als Mutter des regierenden Herrschers einen bedeutenden Einfluß am kaiserlichen Hofe ausübt, ihren 60. Geburtstag. Diese Gelegenheit benützten die protestantischen Frauen Chinas, ihr eine Prachtausgabe des neuen Testaments als Geschenk überreichen zu lassen. Am 12. November wurde dasselbe denn auch in den Palast von Peking gesandt. Das „Jesus-Religionsbuch" wurde auch in Empfang genommen und sofort Ihrer Majestät zugestellt, welche keine Zeit verlor, sich mit dem Inhalte bekannt zu machen. Auch der Kaiser wünschte, sobald er von dem Buche gehört hatte, dasselbe zu sehen. Als er fand, daß Ihre Majestät zu eifrig mit der Lektüre des Buches beschäftigt war, wurde er ungeduldig und befahl sofort seinem Kammerdiener, in die Stadt zu gehen und ein zweites Exemplar zu kaufen. Alsbald erschien der Kammerdiener in seiner Amtstracht in der amerikanischen Bibelniederlage. Er hatte einen Zettel bei sich, auf dem in Chinesisch stand: „Ein altes Testament, ein neues Testament." Dem in der Niederlage angestellten hochgebildeten Gehilfen fielen die ungewöhnlichen Züge der Buchstaben auf. Aus Neugier fragte er deshalb, wer die Bestellung geschrieben habe. Der Kammerdiener antwortete: „Der Kaiser. Heute haben die Frauen der christlichen Religion der Kaiserin-Witwe ein schönes Exemplar von dem neuen Testament geschenkt. Der Kaiser hat es gesehen und wünscht nun auch die Bücher der Jesus-Religion zu erhalten." Die Bücher wurden eingepackt und bezahlt. Der Gehilfe schenkte dem Kammerdiener außerdem einen Katechismus und die Sprüche Salomonis zu eigenem Gebrauch. Darüber war dieser höchlich erfreut und er versprach, daß auch seine Kollegen im Palast sie lesen sollten. Nach Mittag am selbigen Tage kehrte der Bote wieder mit dem neuen Testament nach der Bibelniederlage zurück. Viele Blätter des Buches waren umgebogen. Der Kammerdiener erzählte, der Kaiser habe das Buch durchgesehen und viele Druckfehler gefunden. Der Gehilfe gab darauf eine richtige Ausgabe. Während dessen kam schon wieder

ein neuer Diener vom Palaste und bestellte eine Ausgabe des neuen Testaments mit großen Buchstaben. Seitdem studieren der Kaiser, die Kaiserin-Witwe und andere Mitglieder der kaiserlichen Familie emsig in der heiligen Schrift.

Aus Japan.

Seitdem die im Süden der Hauptinsel von Japan liegende Hafenstadt Hiroshima das Hauptquartier für die japanischen Kriegsoperationen geworden ist, bildet dieselbe auch einen wichtigen Mittelpunkt für die Missions- und Evangelisationsarbeit. Denn die Stadt, wohin auch der Kaiser, um dem Kriegsschauplatz näher zu sein, seine Residenz von Tokio verlegt hat, wimmelt schon seit Monaten von allerlei Volk. Die Festung und die gewöhnlichen Garnisonsgebäude reichen bei weitem nicht mehr aus für das viele Militär und seinen Troß, das hier seinen Sammelort hat, weswegen viele öffentliche Gebäude, die Tempel, Schulen, Kirchen, Hotels u. a. als Ställe, Baracken, Hospitäler, Apotheken und Offiziersquartiere benützt werden. Die gemeinen Soldaten sind bei den Stadtbewohnern untergebracht. Auch die Kranken und Verwundeten, die vom Kriegsschauplatz zurückkehren, werden zunächst nach Hiroshima verbracht, wo sie von der japanischen Gesellschaft des roten Kreuzes in geräumigen Hospitälern (einigen Tempeln und Kirchen) sorgfältig verpflegt werden. Zu ihnen haben auch alle die, welche Bibeln und Traktate verteilen, vorlesen und mit christlichem Zuspruch nahen wollen, ungehinderten Zutritt. Aber auch unter den Truppen selbst, die in der Stadt einquartiert sind, befinden sich eine große Anzahl von Offizieren, Aerzten, Wärtern und Soldaten, die nicht bloß dem Namen nach Christen sind, sondern auch als Kinder Gottes sichs angelegen sein lassen, Zeugnis für ihren Herrn abzulegen. Sie schließen sich alle, ohne Rücksicht auf ihre kirchliche Zugehörigkeit, aufs engste aneinander und suchen, wo sie können, das zeitliche und geistliche Wohl ihrer Kameraden zu fördern. Im Verein mit der in Hiroshima bestehenden Christen-

gemeinde und den dortigen Missionsleuten arbeiten sie treulich unter den durch die Kriegsverhältnisse zusammengeführten Menschenmassen. Sie besuchen fleißig die Soldaten und verteilen Bibeln, Bibelteile und christliche Schriften unter sie. Den Kranken wird vorgelesen und mit ihnen gebetet, wofür dieselben meist sehr dankbar sind. Nirgends und von keiner Seite wird dieser Liebesthätigkeit entgegengetreten. Im Gegenteil, sie wird geschätzt. Unter der Flagge des Genfer roten Kreuzes, die über den Pforten der Buddhisten-Tempel weht, oder die auf die mächtigen Laternen am Eingang der Hospitäler gemalt ist, heißen selbst Heiden die Liebesthätigkeit der Christen willkommen. Möge dieselbe auch eine bleibende Frucht tragen.

Bücheranzeige.

Heinzelmann O. **Predigten über die Episteln** aller Sonn- und Festtage des christlichen Kirchenjahres. 2. Aufl. 400 S. Verlag von Aug. Stein in Potsdam. Mk. 4.50.

Die Heinzelmann'schen Predigten gehören als Zeugnisse der Wahrheit unstreitig zum Besten, was die heutige Predigt-Litteratur aufweist und können nicht warm genug empfohlen werden.

— **Andachten über D. M. Luthers kleinen Katechismus.** 2. Aufl. 248 S. Verlag von Aug. Stein, Potsdam. Mk. 2.

Es sind dies 124 Betrachtungen, jede zwei Seiten umfassend, die durchaus praktisch und aufs Leben des Christen angewendet, zugleich zur Erbauung und Vertiefung in der Erkenntnis des Heilswegs dienen.

Conard H. **Das Neue Testament,** forschenden Bibellesern durch Umschreibung und Erläuterung erklärt. I. Teil: Das Evangelium nach Matthäus. 2. Aufl. 1895. Verlag von Aug. Stein, Potsdam. Mk. 2.

Die Erklärung ist in den Text, der durch Fettdruck hervorgehoben ist, mit hineinverwoben, sodaß die Umschreibung zugleich als Erklärung dient. Außerdem ist der Text mit historischen und geographischen Bemerkungen versehen. Durch seine praktische Anordnung eignet sich dieses Bibelwerk besonders zur Benützung bei Familienandachten.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel. — In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

Nr. 2. 1895.

Die Bibel unter den japanischen Truppen. — Auf einer Bibelreise im Nordosten von Borneo. — Kolporteur und Blindenlehrer in China.

Die Bibel unter den japanischen Truppen.

Die hochgehenden Wogen der Begeisterung, die der zwischen Japan und China geführte Krieg unter allen Klassen der japanischen Bevölkerung hervorrief, schienen anfangs alle religiösen Interessen überfluten zu wollen. Aber es hat sich doch im Verlauf des Krieges, der nun durch den Friedensschluß von Shimonoseki sein Ende gefunden hat, gezeigt, daß auch während dieser Zeit der Kriegsereignisse der Mission manche neue Thür aufgethan worden ist. Besonders ist den Angestellten der dort arbeitenden Bibelgesellschaften mehr als zuvor eine willkommene Gelegenheit geboten worden, unter den zusammenströmenden Massen der Truppen manches Saatkorn auszustreuen. Teile der heiligen Schrift sind bei dieser Gelegenheit zu Tausenden unter die Leute gekommen, die vielleicht sonst nie etwas vom Worte Gottes zu hören und zu sehen bekommen hätten. Davon legt ein Bericht des bekannten Missionars Loomis in Yokohama ein sprechendes Zeugnis ab. Er schreibt darüber in der amerikanischen Zeitschrift: »The Church at Home and Abroad«:

Schon vor Monaten machte ich einen Besuch im südlichen Japan (wo die Truppen für den chinesischen Feldzug zusammengezogen und verschifft wurden), der so ermutigend ausfiel, daß ich beschloß, ihn im Dezember zu wiederholen. Gleich bei meiner Ankunft in Hiroshima, dem Hauptquartier, wurde mir klar, daß man ungesäumt den Versuch machen sollte, unter den Tausenden von Soldaten, die hier in Garnison lagen, die heilige Schrift zu verbreiten, da kaum je wieder sich eine solch günstige Gelegenheit bieten dürfte. Demgemäß nahm ich, als ich am Sonntag eine große Anzahl von Soldaten in den Straßen herumschlendern sah, einen Korb voll Evangelien und verteilte sie unter alle, die ich unterwegs traf. Mit Ausnahme einiger weniger wurden die Schriften mit sichtlicher Freude und mit Interesse in Empfang genommen. Viele bezeugten ihren aufrichtigen Dank dafür und manche gaben sich auch als Christen zu erkennen. Auf diese Weise wurden im Lauf von nur anderthalb Stunden über tausend Evangelien verteilt. Dasselbe geschah während der nächsten drei Tage, und das Ergebnis war, daß mit Hilfe einiger Freunde über 4000 Bibelteile unter den Truppen verbreitet wurden und das zu einer Zeit, in der das göttliche Wort besonders vielen Segen ausrichten konnte. Daß wir damit schon am Sonntag den Anfang machten, erwies sich als ein besonders glücklicher Umstand, insofern am Montag Abend mehrere tausend Soldaten nach dem Kriegsschauplatz eingeschifft wurden.

Sehr wichtig für unsere Arbeit war ein Besuch, den wir in Angelegenheit der Bibelverbreitung bei einem vornehmen Japaner machten. Dieser, ein ernster Christ, ist beim Ministerium als Sekretär angestellt. Als er von unserer Thätigkeit unter den Truppen hörte, drückte er uns seine herzliche Anerkennung aus und erbot sich sogleich, eine größere Anzahl von Schriften an die Mannschaften und Offiziere der Marine gelangen zu lassen. Er versprach, sie an einen christlichen Offizier auf dem Flaggschiff zu senden, damit sie dieser auf allen Schiffen der kaiserlichen Flotte verteile. So haben wir 2000 Evangelien und 50 Neue Testamente dahin abgeschickt.

Seit meiner Rückkehr nach Yokohama haben dann verschiedene Missionare und eingeborne Gehilfen die Bibelverbreitung in dieser Weise fortgesetzt und damit einen sehr erfreulichen Erfolg erzielt.

Missionar Wilson schrieb mir u. a. darüber: „Ich freue mich des schönen Erfolges, den wir erleben durften. Das Interesse auf unseren Predigtplätzen ist dadurch bedeutend gestiegen. Viele stellen sich zu regelmäßigem Besuch ein und sind Taufbewerber geworden. Einer der Soldaten empfing vor zwei Wochen ein Neues Testament und hat seitdem darin gelesen und geforscht, sodaß er nun getauft und ein Christ zu werden wünscht." Und Missionar Petee in Okoyama, der einige Tage in Hiroshima gewirkt hat, schreibt: „Seit Jahren hat kein Zweig der Arbeit, die von den Bibelgesellschaften gethan wird, eine so große Bedeutung für die christliche Sache in Japan erlangt, als die heutige Verbreitung der heiligen Schriften. Die Erfolge lassen sich zwar nicht mit Zahlen belegen, aber es ist ganz klar, daß sie einen tiefen Eindruck zu Gunsten des Christentums hervorgerufen hat."

Auf unser Gesuch hin wurde mir sehr gern die Erlaubnis erteilt, die Hospitäler von Nagoya, Osaka und Hiroshima, wo die kranken und verwundeten Chinesen verpflegt werden, besuchen zu dürfen. Hier wurden verschiedene Bibelteile in chinesischer Schrift an alle, die lesen konnten, abgegeben und jedesmal mit sichtlicher Freude in Empfang genommen. Auch war ich seitdem im Hospital des Roten Kreuzes in Tokio, wo ich etwa 30 Chinesen antraf. Auf meine Bitte begleitete mich Dr. MacCarty dahin; denn da derselbe über 30 Jahre in China gelebt hat, so konnte er mit den Chinesen in ihrer eigenen Sprache verkehren. Die Leute hörten uns, als wir mit ihnen über das Christentum sprachen, mit dem größten Interesse zu und nahmen die Bibelteile, die wir ihnen gaben, unter Ausdrücken des Dankes in Empfang. Drei derselben waren zwar Mohammedaner, aber sie nahmen doch ebenso gern eins der Evangelien an, wie die andern. Was die Pflege anbetrifft, so wird zwischen den Chinesen und den eigenen Leuten keinerlei Unterschied gemacht und es werden auch, wie mir der Oberarzt des Militär-Hospitals mitteilte, mit den von der Kaiserin geschenkten künstlichen Gliedmaßen sowohl die Chinesen wie die Japaner ganz gleich versehen. Seither konnte ich auch einen Buddhistentempel in Tokio besuchen, in welchem wir 179 chinesische Gefangene, die weder krank noch verwundet waren, trafen. Man gestattete uns gern, ihnen Bibelteile anzubieten, wobei wieder Dr. MacCarty mit ihnen sprach. Anfänglich erschienen die Leute

etwas zurückhaltend, aber als sie merkten, worum es sich handelte, wich die Scheu, und sie griffen begierig nach den Schriften, die man ihnen anbot. Die meisten dieser Chinesen gehörten der Arbeiterklasse an, weshalb nur wenige von ihnen des Lesens kundig waren. Sie waren höchlich erstaunt über die Menschenfreundlichkeit, mit der sie als Kriegsgefangene im Feindesland behandelt wurden. Ich bin auch fest davon überzeugt, daß diese milde und humane Behandlung keine bloß formelle, äußerlich an den Tag gelegte Großmut ist; sie ist im Gegenteil den Japanern eigen und, wie ich diese kenne, durchaus aufrichtig gemeint.

Da ich fand, daß der Vize-Befehlshaber der Tokio-Division meiner Thätigkeit unter den Gefangenen sehr freundlich gesinnt war, so wagte ichs, ihn um Erlaubnis zu bitten, auch unter seinen Truppen kolportieren zu dürfen. Er erteilte mir diese gern, soweit es seine Division betraf, und äußerte den Wunsch, daß man vor allem die Verwundeten und Kranken in den Hospitälern — etwa 1000 an der Zahl — mit Schriften versehen möchte, da sie ohne alle geistige Beschäftigung seien. Als ich dann die verschiedenen Quartiere besuchte, fand ich, daß ich bereits angemeldet und überall erwartet war. Es wurde mir deshalb allerorten der herzlichste Empfang zu teil. In einer der Baracken waren sogar die Mannschaften in einem Halbkreis aufgestellt und ich wurde aufgefordert, denselben vor der Verteilung der Schriften eine Ansprache zu halten.

Als ich dann dieselbe Genehmigung für die Truppen der kaiserlichen Garde nachsuchte, wurde mir diese nicht nur ohne Anstand sofort zugestanden, sondern auch mitgeteilt, daß der Oberbefehlshaber, Prinz Komatsu (ein Neffe des Kaisers und seitdem an der Spitze der ganzen Armee stehend), eine Stunde angesetzt habe, in der er mich in seinem Palast zu sprechen wünsche. Ich wurde von Oberst Sameshima, seinem Stabschef, empfangen und dem Prinzen vorgestellt. Dieser empfing mich sehr freundlich und sprach mir seine dankbare Anerkennung für die Thätigkeit der Bibelgesellschaften aus. Die kaiserliche Garde besteht aus lauter Elite-Truppen und ist aus den auserlesensten Leuten von ganz Japan zusammengesetzt. Diese halten denn auch auf ihre Ehre und es sagte mir Oberst Sameshima, daß es der Ehrgeiz der Offiziere wie der übrigen Mannschaften sei, eine Mustertruppe für das ganze Heer zu sein.

Da man mir selbst von höchster Seite so freundlich entgegenkam, so wandte ich mich getrost ans Kriegsministerium und bat General Kodama, den Vize-Kriegsminister, um einen Erlaubnisschein für alle Garnisonen Japans. Infolge dessen erhielten alle Divisions-Kommandeure von dort Befehl, mir den Zutritt zu gestatten und mich so viel als möglich bei der Verteilung der Evangelien zu unterstützen. Zugleich wurde mir eine Liste der einzelnen Garnisonsplätze mit der Angabe der Besatzungsstärke zugestellt.

Nach dem letzten Bericht von Hiroshima sind mit Zustimmung der japanischen Regierung vier Kaplane nach dem Kriegsschauplatz in China abgegangen, um den dortigen Soldaten als Feldgeistliche zu dienen. Einige Offiziere haben sich eingehend nach dem Charakter und dem Verhalten der Christen in der Armee erkundigt, wobei der Befund so günstig ausfiel, daß man beschloß, den Unterricht im Christentum möglichst zu fördern. So wurde am 23. Januar ein Regiment von 1200 Mann in Nagoya in Reih und Glied aufgestellt, eine Ansprache über die Bibel und das Christentum an sie gehalten und dann jeder Mann mit einem der Evangelien beschenkt. Auf diese Weise sind bis jetzt (Januar 1895) 30,000 Evangelien und Neue Testamente verteilt worden. Am 1. Februar sollen dann noch 20,000 bei der Garde zur Verteilung kommen und weitere 40,000 bis zum 10. Februar, sodaß im Laufe des Monats jedermann im Heer und in der Marine im Besitz eines Bibelteils sein dürfte. Dasselbe soll auch bei den Truppen auf dem Kriegsschauplatz in China der Fall sein.

Durch all diese Vorgänge hat die Thätigkeit der Bibel- und Missionsgesellschaften in Japan einen ganz neuen Boden gewonnen; denn bisher wurde dieselbe von vielen Seiten als nur geduldet und als nicht sanktioniert von der Regierung angesehen. Das ist nun durch die Anerkennung, die sie von höchster Seite erfahren hat, anders geworden. Dieser Umschwung der Dinge darf daher vielleicht als der Anfang einer neuen Aera hinsichtlich der Stellung des Christentums in Japan betrachtet werden, infolge deren auch die Bestrebungen der Missionsgesellschaften dem Volk in einem andern Licht erscheinen dürften. Von jetzt ab sehen sich Hunderte und Tausende von jungen Leuten nicht mehr durch die Militärgesetze und andere Verordnungen am Studium der Bibel verh
Ja, die Erlaubnis und Freiheit, die ihnen nun in diesem

gestattet ist, wird ihnen ein deutlicher Beweis davon sein, daß die Religion Jesu Christi selbst von den höchsten Behörden anerkannt ist. Doch würde man zu weit gehen, wollte man, wie manche Idealisten, ohne weiteres den vorzeitigen Schluß ziehen, als würde nun die Regierung das Christentum zur Staatsreligion erklären. Dieser Schritt ist während der gegenwärtigen Geschichtsperiode Japans kaum zu erwarten. Dagegen sollten alle christlichen Arbeiter in Japan ernstlich darum einkommen, daß ihnen volle Freiheit zugestanden werde, Christum als den alleinigen Heiland für alle Volksklassen zu predigen. Dann wird man auch ruhig abwarten dürfen, bis der Same der göttlichen Wahrheit aufgeht und seine Früchte in den erneuerten Herzen und in einem geheiligten Leben des Volkes zeitigt.

Auf einer Bibelreise im Nordosten von Borneo.

Wie eine Königin im Kreise der Sunda-Inseln thront Borneo, die zweitgrößte Insel der Erde, ein reiches, schönes Land mit interessantem Tierleben, üppigem Pflanzenwuchs und Schätzen an Gold, Diamanten und anderen edlen Metallen. Trotzdem ist Borneo nicht besonders stark bevölkert. Die Hauptbevölkerung bilden die Dajaken, ein gelbbraunes Geschlecht, das in zahlreiche Stämme zerfällt und in tiefer, heidnischer Finsternis sitzt. An den Küsten sind indes die Dajaken nicht Borneos einzige Bewohner. Frühe schon lockten die Gestade der schönen, großen Insel indische Einwanderer herbei, welche Kolonien gründeten und den Brahmadienst dahin verpflanzten. Doch ist dieser schon längst dem Islam erlegen, indem später malaiische Einwanderer die Hindugötter stürzten und eine Reihe kleinerer und größerer Staaten gründeten, die noch jetzt wie ein Gürtel dieses Inselland umgeben. Unter ihnen waren namentlich die nördlichen Sultanate Brunei und Sulu durch Seeräuberei berüchtigt und gefürchtet. Den Malaien sind auch hier chinesische Einwanderer gefolgt, die durch Zusammenhalten, Klugheit und Rührigkeit Malaien und Dajaken von sich abhängig zu machen wissen. Schon ehe diese chinesische Einwanderung begann, hatten

seit der Mitte des 17. Jahrhunderts die Holländer auf der Westküste und später auch auf der Süd- und Ostküste ihre Herrschaft begründet, sodaß jetzt die ganze Südhälfte der Insel unter ihrer Oberhoheit steht, wogegen die Nordküste und der nordöstliche Teil Borneos britisches Schutzgebiet ist.

Während an der Südküste der Insel schon seit Jahren die rheinische Mission den Dajaken und Malaien das Evangelium nahe zu bringen sucht und auf acht Stationen über 1400 Christen gesammelt hat, bemüht sich die englische Ausbreitungsgesellschaft, an der britischen Nordküste das Christentum zu pflanzen, und es geschieht dies sowohl unter den Dajaken, als auch unter den eingewanderten Chinesen mit erfreulichem Erfolg. Aber auch die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hat hier ihre Boten, die von Singapore aus das gedruckte Wort Gottes unter den Bewohnern der Küstenorte, wie auf den zahlreichen Pflanzungen des Innern unter der aus allerlei Volk bestehenden Arbeiterbevölkerung zu verbreiten suchen. Begleiten wir einen solchen Bibelboten auf seiner Reise von Sandakan aus den Kinabatanga-Fluß hinauf und lassen wir uns seine Erlebnisse kurz erzählen.

Eben hat der Nachtwächter von Sandakan, ein Sikh aus dem Nordwesten Indiens, auf einer Gong die dritte Morgenstunde angeschlagen. Deutlich kann man seinen schweren Tritt hören, wie er seine Runde wieder aufnimmt und langsam auf- und niederschreitet. Wenige Minuten später pocht es an meiner Thür und eine Stimme läßt sich an derselben vernehmen: Tuan, tuan! pukol tega (Herr, Herr, es ist 3 Uhr). Es ist mein kleiner Diener, der mich wecken kommt, da der Dampfer, mit dem ich meine Reise antreten will, schon um 4 Uhr abfahren soll. In weniger als einer Stunde stehe ich schon an der Schiffslände und bewundere die Sterne, die am wolkenlosen Himmel über uns blinken. Bald darauf setzt sich der Dampfer in Bewegung und noch ehe die aufgehende Sonne den anbrechenden Tag meldet, befinden wir uns schon auf hoher See, mitten in der Meeresbucht, die zwischen Sandakan und der Flußmündung liegt.

Leider ist die See ziemlich unruhig und die Wellen gehen hoch, sodaß der Dampfer gewaltig rollt und die Wogen beständig herüberschlagen. Der Kapitän ist deswegen in nicht geringer Sorge, da sein Fahrzeug nicht eben zu den größten seiner Gattung gehört;

gestattet ist, wird ihnen ein deutlicher Beweis davon sein, daß die Religion Jesu Christi selbst von den höchsten Behörden anerkannt ist. Doch würde man zu weit gehen, wollte man, wie manche Idealisten, ohne weiteres den vorzeitigen Schluß ziehen, als würde nun die Regierung das Christentum zur Staatsreligion erklären. Dieser Schritt ist während der gegenwärtigen Geschichtsperiode Japans kaum zu erwarten. Dagegen sollten alle christlichen Arbeiter in Japan ernstlich darum einkommen, daß ihnen volle Freiheit zugestanden werde, Christum als den alleinigen Heiland für alle Volksklassen zu predigen. Dann wird man auch ruhig abwarten dürfen, bis der Same der göttlichen Wahrheit aufgeht und seine Früchte in den erneuerten Herzen und in einem geheiligten Leben des Volkes zeitigt.

Auf einer Bibelreise im Nordosten von Borneo.

Wie eine Königin im Kreise der Sunda-Inseln thront Borneo, die zweitgrößte Insel der Erde, ein reiches, schönes Land mit interessantem Tierleben, üppigem Pflanzenwuchs und Schätzen an Gold, Diamanten und anderen edlen Metallen. Trotzdem ist Borneo nicht besonders stark bevölkert. Die Hauptbevölkerung bilden die Dajaken, ein gelbbraunes Geschlecht, das in zahlreiche Stämme zerfällt und in tiefer, heidnischer Finsternis sitzt. An den Küsten sind indes die Dajaken nicht Borneos einzige Bewohner. Frühe schon lockten die Gestade der schönen, großen Insel indische Einwanderer herbei, welche Kolonien gründeten und den Brahmadienst dahin verpflanzten. Doch ist dieser schon längst dem Islam erlegen, indem später malaiische Einwanderer die Hindugötter stürzten und eine Reihe kleinerer und größerer Staaten gründeten, die noch jetzt wie ein Gürtel dieses Inselland umgeben. Unter ihnen waren namentlich die nördlichen Sultanate Brunei und Sulu durch Seeräuberei berüchtigt und gefürchtet. Den Malaien sind auch hier chinesische Einwanderer gefolgt, die durch Zusammenhalten, Klugheit und Rührigkeit Malaien und Dajaken von sich abhängig zu machen wissen. Schon ehe diese chinesische Einwanderung begann, hatten

seit der Mitte des 17. Jahrhunderts die Holländer auf der Westküste und später auch auf der Süd- und Ostküste ihre Herrschaft begründet, sodaß jetzt die ganze Südhälfte der Insel unter ihrer Oberhoheit steht, wogegen die Nordküste und der nordöstliche Teil Borneos britisches Schutzgebiet ist.

Während an der Südküste der Insel schon seit Jahren die rheinische Mission den Dajaken und Malaien das Evangelium nahe zu bringen sucht und auf acht Stationen über 1400 Christen gesammelt hat, bemüht sich die englische Ausbreitungsgesellschaft, an der britischen Nordküste das Christentum zu pflanzen, und es geschieht dies sowohl unter den Dajaken, als auch unter den eingewanderten Chinesen mit erfreulichem Erfolg. Aber auch die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hat hier ihre Boten, die von Singapore aus das gedruckte Wort Gottes unter den Bewohnern der Küstenorte, wie auf den zahlreichen Pflanzungen des Innern unter der aus allerlei Volk bestehenden Arbeiterbevölkerung zu verbreiten suchen. Begleiten wir einen solchen Bibelboten auf seiner Reise von Sandakan aus den Kinabatanga-Fluß hinauf und lassen wir uns seine Erlebnisse kurz erzählen.

Eben hat der Nachtwächter von Sandakan, ein Sikh aus dem Nordwesten Indiens, auf einer Gong die dritte Morgenstunde angeschlagen. Deutlich kann man seinen schweren Tritt hören, wie er seine Runde wieder aufnimmt und langsam auf- und niederschreitet. Wenige Minuten später pocht es an meiner Thür und eine Stimme läßt sich an derselben vernehmen: Tuan, tuan! pukol tega (Herr, Herr, es ist 3 Uhr). Es ist mein kleiner Diener, der mich wecken kommt, da der Dampfer, mit dem ich meine Reise antreten will, schon um 4 Uhr abfahren soll. In weniger als einer Stunde stehe ich schon an der Schiffslände und bewundere die Sterne, die am wolkenlosen Himmel über uns blinken. Bald darauf setzt sich der Dampfer in Bewegung und noch ehe die aufgehende Sonne den anbrechenden Tag meldet, befinden wir uns schon auf hoher See, mitten in der Meeresbucht, die zwischen Sandakan und der Flußmündung liegt.

Leider ist die See ziemlich unruhig und die Wellen gehen hoch, sodaß der Dampfer gewaltig rollt und die Wogen beständig herüberschlagen. Der Kapitän ist deswegen in nicht geringer Sorge, da sein Fahrzeug nicht eben zu den größten seiner Gattung gehört;

aber zum Glück ist die Entfernung bis zur Flußmündung keine sehr große. Erst als wir uns im Fluß selbst und in ruhigem Fahrwasser befanden, war man imstande, sich einigermaßen über die nächste Umgebung auf dem Schiff zu orientieren. Da war es zunächst eine buntscheckige Gruppe von Klings, Sulus, Malaien und Chinesen, die da und dort auf dem Verdeck kauerten und nach verschiedenen am Fluß gelegenen Orten reisten. Unter dem Deck aber waren die Räume angefüllt mit Pferden, Schweinen, Hühnern und einer Unzahl von Frachtgütern, wie: Reis, Petroleum, Kokosnüssen, Planken u. a.

Da wir Ebbe und infolge dessen einen sehr niedrigen Wasserstand hatten, kamen wir nur sehr langsam vorwärts, denn die vielen im Fluß liegenden Baumstämme und allerlei Treibholz erschwerten die Fahrt. Stundenlang ging es vorsichtig stromaufwärts. Zur Rechten und Linken waren die Ufer mit dichter Waldung besetzt. Ab und zu ließ sich der mißtönende Ruf eines Affen hören oder man erblickte auf den Sandbänken, die aus dem Wasserspiegel auftauchten, ein Krokodil, wie es erschreckt ins Wasser flüchtete. Besondere Aufmerksamkeit aber erregte ein gigantischer Felsen, der sich an der linken Uferseite erhob und dem die Chinesen an Bord alsbald ihre Verehrung darbrachten. Einige verrichteten Gebete, andere zündeten Weihrauchstäbchen an; die übrigen ließen Schwärmer und Raketen los, oder aber verbrannten buntes Papier, das Geld vorstellen sollte. Es geschah dies, weil die Chinesen den Felsen für den Sitz böser Geister halten, deren Zorn dadurch gestillt werden sollte.

Einen eigentümlichen Anblick bieten auf dieser Fahrt stromaufwärts die verschiedenen Wohnstätten der Eingebornen dar. Manche derselben sind in den Bäumen angebracht, wo sie vor Ueberschwemmungen sicher sind, viele befinden sich auch auf Flößen, die sich auf dem Wasser schaukeln. Beliebt es den Eigentümern dieser beweglichen Häuser, ihren Wohnort zu verändern, so lassen sie einfach das Floß los und das ganze Anwesen mit seinen Insassen, mit Hab und Gut, wird von der Flut stromabwärts zu dem Platz getrieben, den sie für die nächste Zeit zum Aufenthalt ausersehen haben.

Wir brachten die erste Nacht in Bilet zu und fuhren dann am nächsten Morgen schon gegen ½5 Uhr weiter, bis wir am

späten Abend in Lamag vor Anker gingen. Dies ist der am weitesten stromaufwärts gelegene Platz, bis wohin der Fluß für Dampfer befahrbar ist. Weiter hinauf konnten wir uns auch gar nicht wagen, da sich jenes Gebiet mit den landeinwärts wohnenden Stämmen gerade im Kriegszustand befand und deshalb unsicher war. Wir beschlossen daher, vorderhand in Lamag zu bleiben und auf dem Heimweg die verschiedenen Tabakpflanzungen und Dorfschaften der Eingebornen zu besuchen. Währenddem fanden wir bei dem Verwalter der dortigen Tabakpflanzung ein freundliches Unterkommen.

Gleich nach dem Frühstück des folgenden Tages machten wir uns auf den Weg nach den verschiedenen Arbeiterschuppen, um die hier beschäftigten Kuli aufzusuchen. Zum Zweck der Anlegung einer Tabakpflanzung wird irgend ein Stück Land gekauft oder sonstwie erworben. Dann wird der für den Anbau geeignetste Fleck ausgesucht und vom Wald geklärt; hierauf werden Wege gehauen, Entwässerungsgräben gezogen und die nötigen Gebäulichkeiten, wie Arbeiterschuppen und Trockenräume, errichtet. Jetzt wird der Tabak gepflanzt und das Wachstum der Pflanzen sorgfältig überwacht. Ist der Tabak reif, so werden seine Blätter gepflückt und in die Trocken- und Gärungsräume verbracht, wo sie die verschiedenen Prozesse durchzumachen haben, bis er verpackt und nach Europa verschickt wird. Aber alles das schließt weit mehr Plackerei, geschäftliche Unruhe, Unkosten, Krankheit und Lebensgefahr in sich, als man glauben sollte. Kostet doch schon die Klärung des Urwaldes in Nord-Borneo das Leben von 90 Prozent der hiefür angestellten Arbeiter. Nach sechsjähriger Bearbeitung des Bodens ist zwar der Platz schon weit gesünder, aber es kommt doch noch viel Krankheit, besonders Fieber, vor. Die auf den Pflanzungen beschäftigten Arbeiter sind meistens Malaien, Klings (Tamulen), Chinesen, Sikhs (Nordwest-Indier) und Europäer. Die Malaien hauen in der Regel den Wald nieder, errichten die Wohnhäuser und sonstigen Gebäulichkeiten; die Klings stellen die Wege und Abzugsgräben her, besorgen nebenher das Vieh und den Dienst an den Ochsenfuhrwerken. Die Chinesen dagegen sind ausgezeichnete Pflanzer und Gärtner, weshalb ihnen der Anbau und die Pflege des Tabaks anvertraut ist. Die Sikhs als mannhaftes Geschlecht versehen den Wacht- und Polizeidienst,

während die Europäer das Aufseher- und Verwalterpersonal stellen. Ich will mich nicht damit aufhalten, das Leben der Kuli zu schildern; es genüge, wenn ich sage, daß es außerordentlich hart ist und der Sklaverei so ziemlich gleichkommt. Ein Sonntag ist auf diesen Tabakpflanzungen etwas Unbekanntes und nur alle 14 Tage giebt es je einen halben Rasttag.

Nachdem wir die zahlreichen Arbeiter besucht und ihnen die heiligen Schriften zum Kauf angeboten, auch einige Worte an sie gerichtet hatten, traten wir wieder den Rückmarsch an. Am Abend hatten wir auch noch Gelegenheit zu einem ernsten Gespräch mit einem der Unteraufseher, einem Chinesen, der uns zu Tische geladen hatte. Er klagte darüber, wie schwer es sei, in dieser Umgebung als Christ ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Wir beteten mit ihm und ich hoffe, dieses und unser Gespräch über Gottes Wort werden ihm gut thun.

Am nächsten Morgen in aller Frühe gings auf einem kleinen Flußdampfer wieder den Strom hinunter. In einigen Stunden legten wir an der nächsten Pflanzung an, fanden aber, daß die Leute einige Meilen landeinwärts im Dschungel arbeiteten. Da uns der Regen eine Zeitlang hinhielt und die Arbeiter nur am Mittag und Abend in ihrer Freizeit zu sprechen sind, mußten wir des Dampfers wegen, der nicht so lange hielt, leider weiter nach Koya, das wir am späten Nachmittag erreichten. Da die Fahrt schon am folgenden Morgen fortgesetzt werden sollte, so suchten wir sofort die Kuli auf und kehrten erst spät in unser Quartier, das wir bei einem holländischen Arzt gefunden hatten, zurück. Hier befindet sich ein Hospital, in dem auch kranke Arbeiter von andern Pflanzungen Aufnahme finden. Zum Glück befanden sich nur einige wenige Patienten darin. Aber wie doch so ganz anders nahm sich dieses Krankenhaus aus gegenüber unsern Hospitälern in Europa! Da gabs keine eigentlichen Lagerstätten, keine Betten nach unseren Begriffen. Da war nichts zu sehen von sauber getünchten Wänden mit Inschriften daran, keine liebenden Hände zur Pflege und zum Beistand der Kranken, keine Lippen, die den Armen Worte des Muts und des Trostes zugesprochen hätten oder die ihnen von jenem großen Arzt des Leibes und der Seele hätten erzählen können. Von einer Bequemlichkeit oder des etwas war keine Spur zu sehen. Das ganze Hospital bestand nur in einem

langen scheuerartigen Gebäude mit einer leichten Blätterbedachung. Einfache, rohe Bänke vertraten die Stelle von Bettladen und eine grobe wollene Decke war das ganze Bettzeug, das den Kranken zur Verfügung stand.

Tags darauf verließen wir in aller Morgenfrühe diesen Platz und fuhren nach Bilet. Hier trafen wir den Verwalter nicht zu Hause und mußten deshalb seine Rückkunft abwarten, da es der Erlaubnis eines solchen bedarf, um die Arbeiter aufzusuchen. So konnten wir erst am folgenden Tag an unsere Aufgabe gehen und die Leute an den verschiedenen Plätzen der Pflanzung sprechen. Dann verließen wir den Ort in einem Boot und begaben uns nach Kampong Bilet. Dieses ist ein malaiisches Dorf, das größte am Fluß, besteht aber auch nur aus etwa 30 Hütten. Es ist zugleich eine Polizeistation, der ein malaiischer Unterbeamter vorsteht. Während unsere Begleiter das Abendessen bereiteten, benützten wir die Zeit und besuchten die Eingebornen, denen wir aus unseren Schriften vorlasen. Wir konnten hier auch einige Evangelien verkaufen. Nachher erhielten wir den Besuch einer ganzen Anzahl von Dorfbewohnern, denen wir bei dieser Gelegenheit auseinandersetzten, warum wir uns in ihre Wälder gewagt und die heilige Schrift zu verbreiten suchten. Wie alle Malaien, waren die Leutchen sehr neugierig und plagten uns bis in die Nacht hinein mit allerlei müßigen Fragen. Auch bei Anbruch des Morgens stellten sich weitere Besucher ein, mit denen wir uns unterhielten. Dann suchten wir die Leute in ihren Hütten auf und dachten an unsere Rückfahrt nach Sandakan. Da wir aber vor 10 bis 12 Tagen auf keinen Dampfer zu rechnen hatten, mieteten wir ein kleines Boot und drei Leute, die uns vollends den Fluß hinunter rudern sollten. Inzwischen war auch das Wasser um etwa 12 Fuß gestiegen und die Strömung ziemlich stark, so daß die Fahrt ohne Mühe und Aufenthalt vor sich ging; doch währte sie immerhin viel länger, als wir in Aussicht genommen hatten. Die erste Nacht, die wir in einem malaiischen Hause von Kampong Melapi zubrachten, war nichts weniger als angenehm und an Schlaf nicht zu denken. In der nahen Uferwaldung lärmten Affen und machten sich herumstreifende Elefanten bemerklich, während Schlangen über das Hüttendach krochen und allerlei Insekten umherschwärmten. Wir waren herzlich froh, als endlich der Morgen anbrach. Das

Dörfchen besteht nur aus drei Häusern, die dicht am Wald auf einer ziemlich hohen Uferstelle stehen, um vor den gelegentlichen Ueberschwemmungen des Flusses geschützt zu sein. Die schwachen Hüttenwände bestanden nur aus Baumrinde und die Dächer aus Blätterwerk. Als Bewohner derselben trafen wir nur zwei Männer an, mit denen wir ein Gespräch führen konnten.

Am Nachmittag erreichten wir ein Dorf, das von Sulus bewohnt war und deren Beschäftigung hauptsächlich in Herstellung von Matten besteht, ein Artikel, der hier unentbehrlich ist und besonders Bedachungszwecken dient. Wir trafen aber die Leute nicht bei ihrer Arbeit, sondern im Freien, wo sie sich an einem Hahnenkampf höchlich amüsierten, wobei sich die beiden armen Tiere gegenseitig zerfleischten. Unter den zirka 40 Männern war nur ein einziger des Lesens kundig, der denn auch ein malaiisches Evangelium kaufte. Als wir nach der Entfernung bis Sandakan fragten, wurde uns der Bescheid, daß wir bei angestrengtem Rudern unser Ziel wohl bis Mitternacht erreichen könnten. Aber wir verirrten uns unterwegs und mußten schließlich doch noch in der Wildnis übernachten. Wir befestigten unser Boot im Sumpfdickicht und verbrachten hier eine äußerst qualvolle Nacht; denn der enge Raum des Boots gestattete nur ein gekrümmtes Liegen, so daß schließlich das ganze Gebein schmerzte. Dazu wimmelte es von Sandfliegen und Moskitos, die uns während der langen Nachtstunden ohne Unterlaß zusetzten. Ab und zu ließ sich auch hart neben uns im Wasser das unheimliche Pfeifen der gefräßigen Krokodile vernehmen, wodurch die Situation um nichts angenehmer wurde. Endlich brach der ersehnte Morgen an. Die blutsaugenden Plagegeister von Insekten waren nun zwar mit einem Schlage verschwunden, aber nicht ihre Spuren, die sie auf den unbedeckten Teilen unseres Körpers, im Gesicht und auf den Händen, zurückgelassen hatten. Wir fuhren sogleich weiter und erreichten um 10 Uhr vormittags die Mündung des Flusses, von wo wir zu unserer großen Freude über der Bucht drüben die Häuser von Sandakan herüberblinken sahen.

Da die See in der Bucht etwas hoch ging, so fürchteten unsere Bootsleute für unser ziemlich schwer beladenes Boot. Wir hielten deshalb ein größeres Fahrzeug an, das gerade an uns vorbeikam, luden einen Teil unseres Gepäcks über und bestiegen

es dann ebenfalls. Es war höchste Zeit, daß wir am Ende unserer Fahrt waren, denn noch hatten wir die Landungsstelle nicht ganz erreicht, als auch schon ein Sturm losbrach und uns ganz durchnäßte. Das gastliche Heim war nun aber erreicht und wir dankten Gott, daß er uns wohlbehalten ans Ziel unserer Reise gebracht hatte.

Es war eine Fahrt von mehr als 200 englischen Meilen, die wir ins Innere der Nordostküste Borneos unternommen hatten und die nun glücklich hinter uns lag. Diese Reise bedeutete aber auch zugleich ein ansehnliches Maß von Strapazen und Gefahren und es ist richtig, was in einem Bericht der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft gesagt ist: „Kein Mensch ahnt, was es heißt für Europäer, Kolportage in diesem tropischen Klima treiben, bis es einer nicht selbst durchgemacht hat." — Aber was kommt denn dabei heraus und welchen Zweck hat es, zu solchen Leuten in die Urwildnis hinein zu gehen? möchte mancher fragen. Hierauf haben wir keine andere Antwort, als die: Wir kommen damit nur dem Willen und Befehl Gottes nach. In seiner Macht steht es, auch das scheinbar Vergebliche solcher Kolportage fruchtbar und erfolgreich zu machen. Ist es doch nicht Menschenwort, sondern Gottes heiliges Offenbarungswort selbst, das da mächtig ist, zu unterweisen zur Seligkeit. Dieses Wort ist deshalb auch imstande, die Heiden dahin zu bringen, daß sie das Eitle ihres Götzendienstes erkennen und daß ihre Augen für die Wahrheit aufgethan werden. Und wie nehmen denn diese Leute das Wort auf? magst du weiter fragen. Es giebt ihrer immer solche, die gerne und begierig darin forschen; andere sind zu arm, um auch nur einen Cent dafür auszugeben, und wieder andere kaufen nur darum keinen Bibelteil, weil sie überhaupt nicht lesen können. Da muß es einen doppelt freuen, wenn es auch solche giebt, die, zwar des Lesens unkundig, doch einen Schriftteil kaufen, um ihn sich von andern vorlesen zu lassen. Wieder andere bitten uns immer und immer wieder: Gebt uns doch einen Lehrer, der uns unterweise; wie können wir diese Dinge ohne einen Lehrer verstehen?

Die lieben Freunde in der Heimat haben gar keine Idee von der Umgebung, in der diese Leute leben. Unsere Bitte aber ist, daß von den hunderten von Bibelteilen, die wir bei dieser Gelegenheit unter Heiden und Mohammedanern verbreitet habe

ein Segen ausgehen möge, wodurch Männer und Frauen erweckt werden, die Jesum Christum als ihren Heiland und Erlöser kennen und lieben lernen.

Kolporteur und Blindenlehrer in China.

In Peking, der großen Hauptstadt Chinas, arbeitet seit 1871 der Kolporteur der schottischen Bibelgesellschaft Murray. Er wurde in Schottland von armen Eltern geboren. Im Jünglingsalter verlor er durch Unfall in einer Sägemühle einen Arm. Dadurch arbeitsunfähig geworden, nahm er zuerst eine Briefträgerstelle an, wurde dann später von der obengenannten Bibelgesellschaft als Kolporteur angestellt. Seine Vorgesetzten entdeckten bald in ihm eine außerordentliche Sprachenbegabung, glaubten, dies Talent in ihm pflegen zu müssen und wirkten ihm deshalb zwei Lektionen täglich in einem Gymnasium aus. Seine eigentliche Tagesarbeit blieb der Verkauf heiliger Schriften, die er in einem Bibelwagen durch die Straßen Glasgows und Edinburghs fuhr. Schon vor Tagesanbruch konnte man den strebsamen jungen Mann zur Sommer- wie zur Winterzeit hinter seinen Büchern sitzend finden.

Hatte er mit so großer Treue seines Amtes in der Heimat gewartet, so mochte er auch wohl für den schweren Posten eines Kolporteurs unter den Heiden im fernen China taugen. Seine Bibelgesellschaft sandte ihn in dieser Eigenschaft nach Peking. Bevor er mit der Kolportage begann, machte er sich mit Fleiß an das Studium der chinesischen Sprache, die er erstaunlich schnell lernte. Mir erzählte einmal ein deutscher Kolporteur in China von den Mißhandlungen, die er beim Anpreisen christlicher Schriften von seiten der Heiden zu erdulden hätte. Nicht nur, daß man ihm mit Spott und Hohn begegne, man bewerfe ihn mit Kot, speie ihm ins Angesicht, stoße und schlage ihn. Allen diesen Kränkungen gegenüber hatte er die größte Langmut und Kaltblütigkeit zu bewahren. Jede Miene der Erregung, des Zorns oder bei komischen Vorfällen des Lächelns würde seine Lage verschlimmert haben. Murray hatte beim Beginn seiner Thätigkeit mit gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen, doch trug sein mutiger Glaube, seine mit großer Festigkeit und Ausdauer gepaarte Sanftmut überall den Sieg davon. Jetzt ist er, wo sich ihm eine Gelegenheit darbietet, überall zur Stelle, das teure Gotteswort in immer neue Kreise einzuführen. Bald sieht man ihn auf der

Brücke in der Nähe des kaiserlichen Palastes seine Bücher anpreisen und verkaufen, bald bietet er am Thor der großen Examenshalle, wo Tausende von Gelehrten aus ganz China zusammenströmen, seine kostbare Ware an. Weder Sonnenbrand noch Kälte, weder Sand- noch Schneegestöber vermögen ihn von seinem Posten zu vertreiben. Es gelingt ihm nicht nur, jährlich Tausende von christlichen Schriften unter das chinesische Volk zu bringen, auch in den kaiserlichen Palast haben sie ihren Weg gefunden. Haufen von Menschen umlagern oft seinen Büchertisch, aber auch haufenweise ziehen sie vorüber, ihn und seine Bücher unbeachtet lassend. Unter ihnen die vielen, vielen Blinden, die bettelnd und wahrsagend die Straßen Pekings durchziehen. Wie blutet dem Kolporteur das Herz beim Anblicke dieser Elenden, die nach ihrer äußeren und inneren Lage viel hilfsbedürftiger sind, als alle übrigen Heiden! Ach könnten sie doch nur seine Bücher lesen! Sie würden gewiß darin Trost und Hilfe finden.

Murray erinnert sich der Zeit in Schottland, wo so mancher Blinde bei ihm seine Blindenbibel gekauft. Damals hat er die Blindenschrift selbst erlernt. Aber es ist eine Unmöglichkeit, die 4000 verschnörkelten chinesischen Schriftzeichen — die jeder Bücherleser wissen muß — in erhabener Schrift tastbar und unterscheidbar zu machen. Doch sein Mitleid mit den Armen läßt ihm keine Ruhe. Mit großem Eifer und vieler Mühe macht der Einarmige sich daran, eine eigene chinesische Blindenschrift zu erfinden unter Benützung des Ballschen Systems. Und siehe! der HErr segnet sein Bemühen, so daß es ihm gelingt, die 4000 chinesischen Schriftzeichen in 408 einfachen Schriftzeichen — bestehend aus Strichen und Punkten — wiederzugeben. Ein Schüler, um die erste Lernprobe mit ihm anzustellen, war bald gefunden; Murray las ihn, einen blinden, verkommenen Waisenknaben, von der Straße auf. Er versprach dem Jungen, für seinen Unterhalt zu sorgen, wenn er versuche, die Kunst des Lesens zu lernen. Wie groß war die Freude des Lehrers und des Schülers, als letzterer nach sechs Wochen fertig lesen konnte! Ein Versuch, der nun mit zwei erwachsenen Blinden gemacht wurde, bei welchen der blinde Knabe den Lehrmeister machen mußte, gelang ebenfalls. Der unermüdliche Murray nahm jetzt die Uebersetzung der vier Evangelien, der Episteln, der Psalmen und anderer Bücher des Alten Testaments in Blindenschrift vor. Missionare in Peking verhalfen ihm zu einer Blindenschule, der ein Komitee von Missionaren und Laien vorsteht. Seitdem können Blinde in allen Lebensaltern und -stellungen dort Aufnahme finden. Eine blinde Frau, die chinesischer Sitte halber nicht von Murray konnte unterrichtet werden, lud einen

kleinen, blinden Schüler Murrays in ihr Haus ein, damit sie durch ihn das Lesen und Schreiben lerne, das er selbst eben zuvor gelernt hatte. Nach Murrays Heirat, als sich auch einige blinde Mädchen einstellten, übernahm diese blinde Frau das Lehrerin-Amt bei ihnen.

Ueber die praktische Art des Unterrichts wie der Vervielfältigung der Blindenbücher äußert sich Murray also: „Wir thun die Arbeit in der Schule selbst, schreiben, drucken und binden die Bücher; so kosten sie nichts. Es wird als ein Teil der Schularbeit angesehen." Alle Schüler schreiben nach Diktat, während die tüchtigsten Schüler auf Messingtafeln Seiten aus der Heiligen Schrift abzuschreiben haben unter Aufsicht Sehender Im Rückblick auf die Knabenschule am Schlusse des Jahres 1891 sagt Murray: „Wir haben 15 Knaben, alle sind gesund und fleißige Schüler. Außer Lesen, Schreiben und Musik (die Blindennoten erfand Murray auch) lernen sie jetzt Geographie und Rechnen. Ich habe eine ganze Reihe Landkarten auf dünnes Blech stechen lassen. Das ganze kostet zwei Dollar. Die Arbeit that ein dürftiger Schüler aus einer überschwemmten Gegend. Beim Rechnen kommt den Blinden das chinesische Gedächtnis außerordentlich zu statten. Murray giebt in langen Sätzen die verwickeltsten Rechenexempel mündlich auf; andern Tags geben die Blinden ohne jegliche Hilfsmittel die richtige Lösung wieder mündlich ab. Murray führt einige Beispiele von der Gedächtniskraft seiner Blinden an. Einer seiner Schüler hat nicht nur das Evangelium Matthäi ganz niedergeschrieben, er wiederholt es auch ohne Fehler aus dem Gedächtnis; ein anderer kann das Marcus-Evangelium auswendig, noch ein anderer kann alle Lieder des Gesangbuches — etwa 140 an der Zahl — hersagen.

Auf dem Gebiete des Unterrichts in industriellen Handarbeiten hat Murray allerlei Versuche gemacht, hat die Blinden Stricken, Matratzennähen, Schuhmachen, Mattenflechten, Weben u. s. w. lehren lassen. Ob aber die Blinden imstande sein werden, ihren Lebensunterhalt dadurch zu erwerben, ist im Hinblick auf die Konkurrenz von seiten der sehenden Chinesen mehr als zweifelhaft. Murray sagt: „Die christliche Kirche hier ist nur eine Handvoll Ausgestoßener, umgeben von einer Horde unfreundlicher Heiden." Diese wie jede andere Mission ist auf die Liebe der Christen in christlichen Ländern angewiesen. (Hannov. Missionsblatt.)

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel. — In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

C. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

Die Bibel in fernen Landen. 1. Auf einer Bibelreise nach Australien. 2. Die Bibel in Madagaskar. 3. Das Buch der Bücher für Chinas Millionen.

Nr. 3. **1895.**

Die Bibel in fernen Landen.

Am letzten Jahresfest der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft — dem 91. ihres Bestehens — sind wieder manche herrliche Zeugnisse von dem Werk derselben abgelegt worden und zwar von Männern, die als lebendige Augenzeugen in der großen Exeterhalle in London auftreten und berichten konnten, wie in diesen Tagen mehr denn je zuvor der lebendige Same des göttlichen Wortes in der ganzen Welt unter Christen und Heiden ausgestreut wird. Wir greifen von diesen Zeugen nur drei heraus und lassen uns von ihnen darüber einige Mitteilungen machen. Zunächst begleiten wir einen Abgesandten der Bibelgesellschaft, den englischen Geistlichen de Wolf, auf seiner amtlichen Reise nach Australien und lassen uns von ihm durch die Gebiete führen, in denen die Gesellschaft einzelne Ableger ihres gesegneten Werks eingesenkt hat. Also:

1. Auf einer Bibelreise nach Australien.

Meine Reise von England nach Australien, berichtet de Wolf, führte mich zunächst an das Gestade der Insel Malta, der Hauptstation der britischen Mittelmeerflotte. Auf der Insel selbst läßt sich bei dem Widerstand und dem Vorurteil der strengkatholischen Bevölkerung bis jetzt nicht viel ausrichten und es beschränkt sich deswegen die Thätigkeit der Bibelgesellschaft auf ziemlich enge Grenzen. Doch konnte vor kurzem das Johannes-Evangelium in der Sprache der Malteser neu aufgelegt werden. Die Hauptarbeit geschieht dagegen unter den zahlreichen Soldaten und Matrosen der britischen Marine, die hier stationiert sind und unter denen nicht ohne Segen gearbeitet wird.

Von Malta gings weiter nach Aegypten und zwar zunächst nach Port Said, das seine Entstehung dem Suez-Kanal, jenem großen, 87 englische Meilen langen Wasserweg zwischen dem Morgen- und Abendlande verdankt. Hier in Port Said, am Eingang des Kanals, findet sich eine arabische Bevölkerung von ca. 30,000 Seelen, wozu noch die ziemlich zahlreichen Bewohner der umliegenden Dörfer kommen. An diesem wichtigen Punkt des Weltverkehrs hat die Bibelgesellschaft eine große Bibelniederlage, deren Gebäude durch eine Inschrift in drei Sprachen: in Französisch, Griechisch und Arabisch sich als solche ausweist. Der dortige Agent, Mr. Taylor, bewillkommte mich an Bord des Dampfers, sowohl auf der Hin- als auf der Rückreise. Seine Hauptaufgabe besteht darin, mit seinen beiden Gehilfen die im Kanal aus- und -einlaufenden Dampfer — etwa 3000 bis 4000 jährlich — zu besuchen und den Matrosen und Passagieren die Bibel oder einzelne Teile derselben zum Kauf anzubieten. Dieser Dienst auf den Schiffen nimmt ihn so in Anspruch, daß ihm wenig Zeit übrig bleibt, seine Aufmerksamkeit der arabischen Nachbarschaft zuzuwenden. Für letztere wäre es daher sehr erwünscht, wenn eine Missionsgesellschaft, etwa die englisch-kirchliche, in die Arbeit an derselben eintreten würde. Der Agent führte mich dann unter anderem auch in seine Bibliothek, die über dem Verkaufsladen liegt, und zeigte mir die ringsum aufgestellten Bibelausgaben, nicht weniger als in 36 verschiedenen Sprachen, in denen die heiligen Schriften auf den Dampfern an die Seeleute und Reisenden abgesetzt werden.

Von Aegypten reiste ich direkt weiter nach Ceylon. Hier sieht man sich auf einem der lieblichsten Eilande der Welt, das fast so groß ist wie Irland und eine Bevölkerung von ca. 3 Millionen zählt. Von diesen sind etwa 1,700,000 Buddhisten. Ich werde es nie vergessen, welchen Eindruck dort die zahlreichen Hindutempel mit ihren abschreckenden Götzenbildern auf mich machten. Der sinnliche Ausdruck, den diese Göttergestalten zur Schau tragen, erklärt zur Genüge die Thatsache, daß diese Hindutempel nichts anderes sind als Brutstätten des gemeinsten Lasters. Kein Christ darf diese sogenannten Heiligtümer betreten. Doch erhielt ich Zutritt zu einem Buddhistentempel in Kolombo und war betroffen von dem Anblick der riesenhaften Buddhagestalten, des schon dagewesenen Buddha und dessen, der noch kommen soll. Selbst das Götzenbild eines Hindugottes — des Wischnu — hatte hier seine Aufstellung gefunden. Die Wände des Tempels aber waren über und über mit fratzenhaften Darstellungen von Teufeln bedeckt; denn die Buddhisten Ceylons haben zugleich einen guten Teil des ursprünglichen Dämonendienstes beibehalten. Ich kann deshalb nicht verstehen, wie man die trostlose, düstere Religion des Buddhismus nur auch im entferntesten mit dem Evangelium Jesu Christi vergleichen kann, und mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß der Buddhismus im Grunde nichts anderes predigt als den baren Atheismus. Leugnet er doch die Unsterblichkeit der Seele, denn er fordert nicht von seinen Anhängern, zu trachten nach dem ewigen Leben, das da ist die Gabe Gottes, sondern vielmehr nach dem, was er mit dem Worte Nirwana bezeichnet, das nichts weiteres ist, als das Aufhören der bewußten Existenz. Ich war deshalb nicht überrascht, den sittlichen Zustand der eingebornen Bevölkerung Ceylons im großen und ganzen auf einer sehr niedrigen Stufe anzutreffen. Wohl enthalten die Lehren Buddhas, wie die mancher Weltweisen, einige Lichtstrahlen, aber es ist weder in Buddhas Religionssystem, noch in den Lehrsystemen der übrigen Philosophen und Religionsstiftern des Orients irgend etwas zu finden, das imstande wäre, das Leben dieser Völker zu erneuern, zu heben oder zu heiligen. Hierin, glaube ich, liegt schon von vornherein ein großer und charakteristischer Unterschied zwischen dem Christentum und jeder andern Religion, daß je[r] nicht bloß die Forderung stellt, alles Ungöttliche und die weltl[iche]

Lüste zu verleugnen, und züchtig, gerecht und gottselig in dieser Welt zu leben, sondern daß es auch dem sündigen Menschen die Heiligungskräfte darbietet, nämlich den Geist Gottes und die Kraft der Auferstehung Christi, vermöge welcher wir allein in einem neuen Leben wandeln können.

Aber wenn mir gleich manches Betrübende in Ceylon entgegentrat, so habe ich doch auch anderseits lebendige Beweise von der Macht des göttlichen Wortes zu Gesicht bekommen. So wohnte ich am Ostersonntag als der einzige Weiße einem Gottesdienst an, der in einer Vorstadt von Kolombo stattfand. Da saß ich inmitten von schwarzen Brüdern und Schwestern, die den in ihre Sprache übersetzten Bibellektionen und der Predigt des Evangeliums aufmerksam lauschten. Ich bekam da einen unvergeßlichen Eindruck von jenem Wort des Apostels, wie Gott gemacht hat, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen. Jene Gemeinde von Männern und Frauen war mir eine praktische Illustration von der Kraft des Evangeliums, wodurch dieselben aus der Knechtschaft des heidnischen Aberglaubens herausgeführt sind, sodaß sie nun demselben Heiland und Erlöser nachfolgen, dem auch ich diene. Sie waren mir ein lebendiger Beweis davon, daß das Evangelium nicht bloß für die Völker eines Himmelstrichs geeignet ist, sondern für alle, die unter der Sonne wohnen, und daß wir darin, wie es sich für alle eignet und ihm eine erneuernde Kraft innewohnt, das unwidersprechlichste Zeugnis davon haben, daß die Bibel von Gott selbst stammt als ein Brief unseres himmlischen Vaters an alle seine Kinder auf Erden.

In Kandi, der alten Hauptstadt Ceylons, sah ich auch den großen Tempel, der den Zahn Buddhas enthalten soll und zu dem unzählige Scharen von Andächtigen und Pilgern aus Barma, Indien und Ceylon herbeiströmen. Aber nicht nur das habe ich gesehen, sondern auch anderes und schöneres erlebt. So war ich eines Morgens im Trinity-Kolleg der Kirchenmission und durfte hier etwa 300 Studenten — lauter Eingebornen — eine Bibellektion erteilen. Viele Eltern dieser eingebornen Jünglinge sind Heiden, aber wegen der ausgezeichneten Erziehung, die die jungen Leute im Kolleg erhalten, haben die Eltern nichts gegen deren Eintritt und verwehren ihnen auch nicht, am biblischen Unterricht

teilzunehmen. Welcher Segen kann da nicht unter dem Walten Gottes durch diese Hochschule gewirkt werden!

Doch nun nach Australien. Hier liegt die Bibelverbreitung in der Hand der verschiedenen Hilfs- und Zweiggesellschaften. Natürlich finden sich überall, wo es angebracht ist, Bibelniederlagen. Was die Kolportage betrifft, so geschieht diese unter ganz anderen Verhältnissen als in Europa. Die Entfernungen sind dort so ungeheure, daß demgemäß auch die Ausgaben für Pferd und Wagen, wie überhaupt für den Transport, sehr bedeutende sind. Trotzdem schicken die dortigen Freunde, die die Bibel auf dem großen Kontinent zu verbreiten suchen, jährlich ca. 3000 Pfund (60,000 Mark) nach London an die Muttergesellschaft als Ausdruck ihres Interesses an deren weltumfassenden Werke. Bedenkt man, wie die Bewohner der australischen Kolonien mit ihren eigenen Angelegenheiten vollauf zu thun haben, so muß man eine solche thatkräftige Unterstützung sehr hoch anschlagen. Die Beiträge, die uns von manchen dortigen Gemeinden zugeschickt werden, beschämen viele unserer alten Heimat.

Und nun noch ein Wort über Neuseeland. Es war an Weihnachten des Jahres 1814, daß Samuel Marsden und seine drei Laiengehilfen auf dieser Insel landeten. Man fand die damaligen Bewohner Neuseelands, die Maoris, als wilde Menschenfresser vor. Elf lange Jahre wirkte Marsden unter ihnen ohne irgendwelchen Erfolg; aber er hielt fest an Gottes Verheißung, daß sein Wort nicht leer werde zurückkommen. Endlich im Jahr 1825 fand die erste Taufe statt, und von da an trat jene wunderbare Bewegung ein, durch die fast die ganze Maori-Nation unter christlichen Einfluß gebracht wurde. Jetzt (seit 1858) ist die ganze Bibel in die Sprache der Maori übersetzt. Im theologischen Seminar zu Gisborne auf der Nordinsel, das der Ausbildung von jungen Maori-Geistlichen dient, hatte ich die Freude, ein Manuskript mit Randerklärungen zur Maori-Bibel einzusehen, das demnächst gedruckt werden soll: dieselben sind von einem jungen Maori unter Aufsicht von Archidiakonus Williams ausgearbeitet worden. Daß es in Neuseeland noch sehr viel zu thun giebt, zeigt schon der Umstand, daß es nach dem letzten Census allein auf der Nordinsel noch 43,000 Maori giebt. Leider leeren die europäischen Schnapshändler den Eingebornen die Taschen, da bei

vielen die Nachfrage nach dem Feuerwasser größer ist als nach dem Wasser des Lebens.

Und jetzt zum Schluß noch eine Illustration, die uns zeigt, in welcher Weise bisweilen die Lehren der Bibel von diesen eingebornen Völkerschaften angewandt werden. Ein Herr Williams war eines Tages mit einigen Begleitern ausgezogen, um sein Vieh, das sich verlaufen hatte, wieder zusammen zu treiben. Es war gerade während des Maori-Krieges und sie stießen bei dieser Gelegenheit auf einen Trupp feindlicher Maori. Nicht ohne Grund fürchteten sie, von den Eingebornen mißhandelt oder gar niedergemacht zu werden. Statt dessen aber wurden die Weißen nur gefragt, wozu sie hier herumstreiften. „Wir sind nur auf der Suche nach unserem Vieh", hieß es. — So, antworteten die Maori, nicht wahr, um mit demselben unsere Feinde zu versehen? Doch die Schrift sagt: „Hungert dein Feind, so speise ihn." — Und nun halfen sie ihnen das Vieh zusammbringen und in die Einzäunung treiben. Als dies geschehen war, zogen sich die Maori wieder zurück, weil sie den in der Nähe befindlichen weißen Truppen nicht trauten. „Wir dürfen uns nicht weiter vorwagen", meinten sie, „denn sonst könnten die Soldaten auf uns feuern."

Diese That verdient der Erwähnung, denn sie zeigt, wie ein Volk, das vormals zu den Menschenfressern gehörte, sich unter den sittigenden Einfluß des Evangeliums gestellt hat.

---

2. Die Bibel in Madagaskar.

Vor achtzehn Jahren, erzählte Missionar Cousins (von der Londoner Mission in Madagaskar), stand ich hier an derselben Stelle und machte einige Mitteilungen über die Uebersetzung und Revision der madagassischen Bibel. Man stand damals erst zwei Jahre an der Revisionsarbeit. Das sind nun längst entschwundene Tage. Vor acht Jahren wurde die Revision zum Abschluß gebracht und seit sechs Jahren befindet sich die neurevidierte madagassische Bibel in den Händen der Leute. Diese neue Ausgabe hat von Anfang an die beste Aufnahme unter dem Volke gefunden, und dieses bringt ihr auch das nötige Verständnis entgegen. In den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Madagaskar sind mir

oft während des Sprachstudiums allerlei Bedenken aufgestiegen, ob wir nicht als Europäer ganz fremde Worte und Begriffe, die dem Volk zu ferne liegen, in ihre Sprache und in die Bibel hineintragen. Aber meine Erfahrung und eine genauere Kenntnis des Volkes hat mir gezeigt, daß diese Bedenken unberechtigt sind; denn je länger ich in Madagaskar lebe, desto mehr fallen auch die Schranken des Unterschieds, die zwischen uns Europäern und den Eingebornen bestehen, und ich bin mehr als je von der Einheit des Menschengeschlechts überzeugt. Es läßt sich auch gar nicht verkennen, welch bedeutenden Einfluß seit vielen Jahren die ins Madagassische übersetzte Bibel auf das gesamte Missionswerk und das Volk ausgeübt hat. Ich habe mich auch davon überzeugt, welch gesegneten Gebrauch die Eingebornen von der hl. Schrift machen, und wie diese in einer Sprache zu ihnen redet, die sie verstehen und liebhaben, und wie dieselbe in klarer und packender Weise den Herzpunkt des Evangeliums, die Liebe Gottes in Christo Jesu, ihnen nahebringt. Ja, man muß seine Freude daran haben, mit was für einem Interesse die Leute in unseren madagassischen Kirchen dem Lesen der Bibellektionen zuhören. Und nicht nur das. Viele von ihnen — und die Zahl nimmt mit jedem Jahr zu — forschen auch mit Eifer und Gebet in der hl. Schrift und finden in ihr die Nahrung, deren ihr inneres Leben bedarf. Gott gebe, daß während der kommenden Jahre diese Bibelübersetzung, an der die Vertreter aller dortigen protestantischen Missionsgesellschaften elf Jahre lang gemeinsam gearbeitet haben, die Quelle des Lichts und der Lebenskraft für die madagassischen Gemeinden sein möge.

Bei dieser Gelegenheit, meine ich, thun wir gut daran, auch der Krisis zu gedenken, in der Madagaskar gegenwärtig sich befindet, damit wir uns dessen erinnern, was von unserer Seite zu geschehen hat, um jenem Volk in der Zeit seiner Bedrängnis beizustehen. Worin diese besteht, ist uns ja allen bekannt. Wir wissen, daß Frankreich im Begriffe steht, mit einer überlegenen Kriegsmacht und ausgerüstet mit allen militärischen Mitteln der Neuzeit ein für allemal — wie es vorgiebt — die madagassische Frage zu erledigen. Der Präsident der Republik betonte dabei in seiner Rede, mit der er die Truppen vor ihrer Einschiffung verabschiedete, daß sie von der Republik mit einer wichtigen Mission — mit einer civilisatorischen Aufgabe — betraut würden.

Diese sogenannten Missionare der Republik wurden dann mit Blumensträußen überschüttet, und unter den schmetternden Klängen der Kriegsmusik verließen sie den heimischen Strand. Gebete wurden öffentlich in den Kirchen Frankreichs für den glücklichen Verlauf der Expedition dargebracht. So gedenkt Frankreich seine angeblichen alten Rechte, die es auf die Insel Madagaskar zu haben meint, zur Geltung zu bringen und den Traum von 200 Jahren zu verwirklichen. Allem Anschein nach wird es nicht mehr lange währen und Madagaskar befindet sich im Besitz der französischen Macht. Ich will mich indes nicht über die politischen Aussichten dieser Machtfrage ergehen; nur darauf möchte ich hinweisen, daß das, was Frankreich heute mit der höchsten Begeisterung und mit dem größten Interesse erfüllt, das läßt zugleich die Herzen von Tausenden unserer christlichen Madagassen mit Recht erzittern; denn die französische Invasion bedeutet für die Königin und ihr Volk nichts anderes als deren nationalen Untergang. Und was dem französischen Präsidenten als eine civilisatorische Mission erscheint, ist für jene nichts Geringeres als der Versuch, die Grundlagen des nationalen Lebens der Howas zu zerstören. Es liegt nicht in unserer Macht, ihnen irgend welchen materiellen Beistand zu leisten, und eine politische Einmischung würde auch zu nichts führen, ja die bestehenden Schwierigkeiten und Verwicklungen nur vermehren. Aber das eine können und wollen wir thun: wir können mit ihnen in der Stunde der Trübsal von Herzen sympathisieren und ihrer täglich vor dem Throne Gottes gedenken, der wie wir wissen, im Regimente sitzt und auch diese bedrohlichen Vorgänge zum Besten seines Volkes ausschlagen lassen kann. Gott gebe nach seiner Barmherzigkeit, daß dieser Kampf ums Dasein nicht lange währe und daß er zur Förderung des Reiches Gottes dienen möge, wenn wir auch zur Zeit noch nicht recht hinaussehen.

Wie ergreifend war es doch, was der Daily Telegraph vor einiger Zeit von einer großen politischen Versammlung in Antananarivo berichtete. Da hielt die junge, christliche Königin an Tausende ihres Volks eine Ansprache und sagte u. a.: „Seid einig und entschlossen, und lasset uns zusammenstehen, um uns und unserem Lande die Freiheit zu wahren.“ Und dann fügte sie noch hinzu: „Gott segne uns und bewahre unser Land vor

Unglück und Untergang.“ Man kann es nicht ohne tiefes Mitgefühl mit ansehen, wie dieses kleine, schwache Volk um seine Unabhängigkeit ringt. Es ist ja wohl möglich, daß nach Gottes weisem Ratschluß durch die französische Besitzergreifung für Madagaskar — wenn man die gesamte Bevölkerung der Insel ins Auge faßt — schließlich mehr Vorteil daraus erwachsen kann, als wenn man es seinen eigenen Hilfsquellen überläßt; aber vorderhand ist das doch sehr zweifelhaft. Thatsache ist, daß wir bis jetzt in der Unterwerfung der Madagassen nur ein Unglück erkennen können und es bleibt uns nichts anderes übrig als sie der Hand Gottes zu überlassen.

Indessen scheint es mir angebracht, darauf hinzuweisen, was von seiten der Bibelgesellschaft für Madagaskar seit Jahrzehnten geschehen ist und was noch zur Stunde geschieht. Ich sage gewiß nicht zu viel, daß, falls die Madagassen mit Gottes Hilfe in ihrer Drangsal von außen und innen sich als treue Christen bewähren, wir die Genugthuung haben, daß sie dies zum großen Teil der Bibelgesellschaft verdanken; denn diese hat sie mit derjenigen geistlichen Nahrung versehen, die sie nun stark und standhaft macht und sie auf Gott vertrauen gelehrt hat. Es war mir deshalb wichtig, als mir kürzlich ein Zeitungsblatt in die Hände fiel, worin ich zwei Berichte über Madagaskar fand. Der eine enthielt verschiedene Mitteilungen über die französische Expedition und der andere einen Beschluß der Bibelgesellschaft, wonach dieselbe auf die dringende Bitte des madagassischen Komitees gesonnen sei, eine madagassische Bibelausgabe mit Randerklärungen drucken zu lassen. Beide Nachrichten standen nebeneinander in derselben Zeitung und schienen mir bedeutungsvoll. Auf der einen Seite Frankreich, das die Unabhängigkeit der Howas zu zertrümmern sucht, auf der andern Seite unsere Bestrebungen, sie mit neuen Bibelausgaben zu versehen. Dort Frankreich, das seine Truppen aussendet und sie mit allen Kriegsmitteln versieht, wie sie die moderne Zeit zur Zerstörung des menschlichen Lebens erdacht hat — hier das Wort Gottes, das allenthalben Leben schafft, wohin es kommt. Wir sind natürlich nicht so thöricht, zu meinen, jene Bibeln, die wir nach Madagaskar verschiffen, werden die französische Armee aufhalten; aber das halten wir fest, daß die Bibeln, die wir den Madagassen zukommen lassen, ihnen zu einem gründ-

licheren Verständnis des Wortes Gottes verhelfen, und daß sie ihr Schild und ihre Wehr sein werden inmitten der großen Gefahren, die ihnen drohen.

Manche befürchten von der französischen Besitzergreifung, daß durch die katholische Macht der Protestantismus auf der Insel Madagaskar werde verdunkelt werden. Diese Befürchtung teile ich nicht ganz; denn unser Protestantismus ruht dort, wie ich ihn kenne, nicht auf so schwachen Füßen, daß er so leicht unterdrückt werden könnte. Ich habe die protestantischen Gemeinden Madagaskars entstehen sehen. Es waren ihrer damals, als ich das Land zum erstenmal betrat, nur etwa 20 bis 30; heute sind es 2000 Gemeinden, und die Zahl der evangelischen Christen auf der Insel beträgt über 300,000 Seelen. Der Glaube dieser Leute aber fußt auf dem Wort Gottes, und die Bibel nimmt in allen ihren Gottesdiensten eine hervorragende Stelle ein. Deshalb kann ich auch nicht glauben, daß von seiten Frankreichs ohne weiteres ein Werk zerstört werden kann, das auf solcher Grundlage ruht. Ebenso wenig wird die Kirche Roms mit allem, was sie anzubieten hat, imstande sein, irgend etwas an die Stelle dessen zu setzen, was unsere Christen durch die heilige Schrift empfangen haben. Das ist meine feste Ueberzeugung. Unwillkürlich denkt man dabei an die Vorgänge auf der Insel Tahiti. Man erinnert sich, wie dort vor einem halben Jahrhundert Frankreich in ähnlicher Weise wie heute in Madagaskar verfuhr, und daß die Königin Pomare sich in ganz ähnlicher Lage befand, wie jetzt die madagassische Königin Ranavalona III. Die Parallele, die sich zwischen den beiden ziehen läßt, mag bis zu einem gewissen Grade von schlimmer Vorbedeutung sein; aber man darf auch nicht vergessen, daß trotz der fünfzigjährigen französischen Herrschaft in Tahiti doch die dortige protestantische Kirche nicht ausgerottet werden konnte. Und so glaube ich, daß auch die Gemeinden Madagaskars evangelisch bleiben und an ihrem Bibelglauben festhalten werden. Mein Wunsch ist nur, daß wir, die wir in Madagaskar arbeiten und die, welche in späteren Jahren nach uns kommen werden, samt der zunehmenden Christengemeinde und dem in den heidnischen Bezirken der Insel sich ausbreitenden Werke, eine immer neue Zufuhr von Bibeln erbitten möchten. Gott der Herr aber wolle selbst sich seines Werkes in Madagaskar annehmen, jetzt und in den

kommenden Tagen, und geben, daß jenes Bibelvolk sich bewähren möge in der Stunde der Gefahr und der Anfechtung.

---

3. Das Buch der Bücher für Chinas Millionen.

Ich habe, berichtete Miss. Dr. Muirhead, nahezu 50 Jahre in China gearbeitet und während dieser Zeit stets ein lebhaftes Interesse an dem Werk der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in jenem Lande genommen. Es ließe sich vieles über China sagen, besonders in gegenwärtiger Zeit; aber ich will mich auf das beschränken, was sich auf die Veröffentlichung und Verbreitung der heiligen Schrift bezieht.

China nimmt in der Welt eine einzigartige Stellung ein. Demgemäß sind es auch ganz besondere Aufgaben, die uns hinsichtlich seiner Volksmassen, seiner Kultur und Civilisation, sowie im Blick auf seine Zukunft gestellt sind. Was ist China? möchte man zunächst fragen. Wie ist es das geworden, was es heute ist? Welche Einflüsse haben sich geltend gemacht, daß es seine heutige Gestalt gewonnen hat? Alle diese Fragen möchte ich ohne Zaudern dahin beantworten, daß es lediglich die Schriften der chinesischen Klassiker und deren Studium gewesen sind, die im großen und ganzen China und seine Völker zu dem gemacht haben, was sie heutzutage sind. Diese Bücher sind den Chinesen von den ältesten Zeiten her übermittelt worden und enthalten nach ihrer Meinung eine unerschöpfliche Fülle von Weisheit und Vortrefflichkeit. Von jeher sind sie im ganzen Reich in unzähligen Schulen gelehrt worden und bilden die Grundlage aller Examina, die in China absolviert werden müssen. Ihre Kenntnis ist zugleich der Maßstab für die Befähigung, ein öffentliches Amt, und zwar das eines Mandarinen, zu bekleiden. Der Hauptinhalt dieser Bücher besteht in Moral, Politik und Geschichte, und obwohl dieselben nach ihrem Wert sehr verschieden von uns beurteilt werden, so stehen sie doch bei den Millionen Chinas in größtem Ansehen und gelten als Produkte höchster Erleuchtung. Ihre Lehren haben die Autorität des Himmels und stehen nach chinesischer Ansicht in Uebereinstimmung mit den Forderungen des Gewissens, da sie die Aussprüche und Denkschriften ihrer Weisen der alten Zeit bilden. Zugleich verherrlichen sie das Leben und den

Charakter der edelsten Geister, die je auf Erden gelebt, weshalb jeder Einwurf und Nichtachtung als Schlechtigkeit und Verkehrtheit sowohl im persönlichen, als auch im socialen und nationalen Leben betrachtet wird. Trotz aller Veränderungen und Umwälzungen, die im Laufe der Jahrhunderte in China stattgefunden haben, und ungeachtet des Eindringens anderer Religionssysteme und des mächtigen Einflusses der Sünde, der sich wie überall so auch dort geltend gemacht hat, haben diese Bücher durch alle Zeiten hindurch bis auf den heutigen Tag das gesamte Volks- und Staatsleben beeinflußt. Ja, ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß China dieser Litteratur die Erhaltung seiner Nationalität die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch verdankt.

Und doch, wiewohl jene Schriften einen hohen Grad menschlicher Weisheit und Vortrefflichkeit bekunden, so enthalten sie doch auch wesentliche Mängel und Irrtümer in Dingen, die das höchste und wichtigste Interesse des Menschen betreffen. Das ist besonders der Fall in Fragen über Gott, Christus und die Unsterblichkeit. Auch wenn man annimmt, daß die Chinesen ursprünglich an einen Gott glaubten, so scheint doch dieser Gottesglaube ausschließlich auf die Verehrung des Kaisers und seiner Gesetze sich beschränkt zu haben, und während die armen Leute keinen Anteil daran hatten, ging ihnen jeder Begriff von einer wahren Anbetung und Verehrung des höchsten Wesens ab. Andere Systeme sind dann aufgekommen und haben einen höchst verschlimmernden Einfluß auf das Volk ausgeübt. Umso nötiger ist es, daß ihnen nun das Wort der göttlichen Offenbarung gebracht wird; denn nur durch dieses wird die wahre Erkenntnis Gottes und die Verehrung, die ihm alle Welt schuldig ist, dem Menschen kund gethan.

Und was Christus betrifft, so brauchen wir nicht erst zu fragen, wer er sei. Wir wissen und glauben, daß er der Sohn Gottes, der Welt Heiland ist. Aber davon wissen die Chinesen und ihre gelehrten Bücher nichts. Sie haben wohl eine Vorstellung von allerlei Weisen und Philosophen, oder von dem, was man Buddhismus und Taoismus nennt. Auch besitzen sie einen gewissen Grad von Sündenbewußtsein, und daß sie als Schuldige Strafe verdienen; aber sie haben keine Vorstellung, keine Kenntnis von dem wahren und alleinigen Heilsweg. Nur durch die Bibel können die unzähligen Chinesen zur Erkenntnis ihrer Sünde und

Schuld kommen und nur durch sie lernen sie den kennen, der ihr alleiniger Heiland und Erlöser ist.

In Betreff der Unsterblichkeit haben die Chinesen ebenso wenig eine rechte Vorstellung. Schon ihr großer Konfucius that seinen Schülern gegenüber den Ausspruch: Wir wissen nichts vom Leben, was sollten wir vom Tode wissen? Und so ist es. Die Millionen gelehrter Chinesen, die der Lehre und dem Vorbilde dieses großen Weisen gefolgt sind, befinden sich in völliger Unkenntnis hinsichtlich der zukünftigen Welt. Und was den Buddhismus und Taoismus anlangt, so besteht die Idee, daß der menschliche Geist nur höchstens einige wenige Generationen fortlebt und daß seine Fortdauer im Jenseits von der Verehrung und den Opfern der Nachkommen abhänge. Was lehrt dagegen das Christentum? Es lehrt ein ewiges Leben. Und an diesem sollen durch den Glauben an Jesum alle ohne Unterschied teilhaben, und diese große, herrliche Wahrheit soll allen Menschen — auch den Chinesen — kundgethan werden. Dieses geschieht durch die Bestrebungen der Bibelgesellschaft, die durch die Verbreitung des Bibelbuchs mit dazu hilft, daß die Chinesen mit jener göttlichen Wahrheit bekannt gemacht werden.

Ist dieses aber der Fall, so stellen wir billig die Frage: Wieweit hat bis jetzt die Bibelgesellschaft mit dazu beigetragen, daß die beseligende Kenntnis dieser Heilswahrheiten in China Eingang gefunden hat? Während der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hat sich die Gesellschaft hauptsächlich an der Uebersetzungsarbeit der hl. Schrift in die eigenartige und schwierige chinesische Sprache beteiligt. Ich erinnere dabei an die Namen eines Morrison und Milne, die sich dieser Aufgabe unter sehr schwierigen Verhältnissen unterzogen und sie in der glänzendsten Weise gelöst haben. Die Ausgaben hiefür trug damals die Bibelgesellschaft. Vor mehr als 30 Jahren wurde dann beschlossen, eine Revision dieser Bibelübersetzung vorzunehmen und es wurden hiefür die dazu geeignetsten Missionare berufen. Diese vollendeten nach einer Reihe von Jahren das wichtige Werk und das Ergebnis war, daß man eine Uebersetzung erhielt, die in gutem Stil gehalten ist und eine getreue Wiedergabe des Grundtextes aufweist. Auch dieses geschah auf Kosten der Bibelgesellschaft, wofür ich im Namen aller Missionare Chinas den herzlichsten Dank ausspreche.

Es fragt sich nun aber, welchen Gebrauch man bis jetzt von diesem Bibelbuch gemacht hat und noch macht. Darauf habe ich zu antworten, daß die heilige Schrift heute sich in der Hand von mehr als 60000 Christen, die über ganz China hin zerstreut sind, findet. Als ich seiner Zeit in jenes ferne Land auszog, da gab es kaum ein halbes Dutzend Christen an einem und demselben Ort; jetzt beträgt allein der jährliche Zuwachs ca. 5000 Seelen und diese bilden nur einen geringen Teil von all den vielen, die bereits im Glauben und in der Hoffnung des ewigen Lebens entschlafen sind. Und wie viele Gemeinden sind gesammelt worden, die sich von Nord nach Süd und von Ost nach West durch das große chinesische Reich hinziehen. In ihnen wird Woche für Woche die heilige Schrift gelesen, ausgelegt und auf die besonderen Verhältnisse angewendet. Dazu kommt noch eine Menge von Leuten mit uns in Berührung, denen wir das Wort Gottes immer und immer wieder anpreisen. Ferner geschieht dies in den unzähligen Bibelklassen und Gebetsversammlungen, sowie in den Schulen mit ihren 20000 Schülern. Außerdem werden noch ca. 600000 Bibelteile alljährlich in ganz China in Umlauf gesetzt. Auf diese Weise dringt die Bibel im ganzen Lande vor und gewinnt vieler Herzen.

Aber welches sind nun die Aussichten, die sich dadurch für uns im Blick auf China eröffnen? Ich darf sie als sehr ermutigende bezeichnen. Wir arbeiten dadurch für die Zukunft Chinas und schon jetzt können wir erkennen, daß wir am Vorabend großer Ereignisse stehen. Man hat auch darauf hingewiesen, wie Japan gegenwärtig sich günstig zum Christentum stellt und wie sein Interesse dafür erwacht ist. Es lernt nach und nach einsehen, daß sein Schintoismus und Buddhismus zu schanden geworden ist. Die heilige Schrift ist in die Sprache Japans übersetzt worden und wird nun im Lande — selbst unter Begünstigung von oben — weithin verbreitet. Die Großen des Landes sind mit ihr bekannt und ich zweifle gar nicht daran, daß das Ansehen, das Japan durch den letzten Krieg erlangt hat, auch von günstigem Einfluß auf China sein wird. Ja, ich habe Beweise dafür, daß auch China mit der Zeit aufwachen wird. Welches auch die derzeitigen Verhältnisse der Volksmassen sein mögen, die höchsten Persönlichkeiten Chinas fangen an, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß der Gang und Bestand der Dinge, wie sie sich seit uralters

in China finden, über kurz oder lang einen großen Umschwung nehmen werden. So bekannte erst vor einigen Monaten der zweite Vicekönig von China, daß, sobald gewisse Schwierigkeiten beseitigt sein würden, er eine gründliche Reform für ganz China erwarte und zwar in erster Linie auf dem Gebiet des Schul- und Erziehungswesens. Und was wird die Folge davon sein? Ich hoffe die, daß die Bibel in ganz China und unter dessen Millionen eine Stellung erlangen werde, die sie nie zuvor gehabt hat. Es wird freilich viel davon abhängen, wie Japan und China von den westlichen Mächten behandelt wird, und vor allem auch von unseren Gebeten, ob die heilige Schrift das Religionsbuch für China werden oder ob letzteres wieder in seinen alten Konfucianismus zurücksinken wird. Ach, daß wir doch darauf hinwirken möchten, der Bibel in dem großen Reich diejenige einflußreiche Stellung zu verschaffen, die ihr zum Heile der Völker gebührt.

Da darf ich denn zu meiner Freude darauf hinweisen, was in dieser Hinsicht Ende des vorigen Jahres geschehen ist. Bekanntlich trat die Kaiserin-Mutter im November ihr 60. Lebensjahr an, bei welcher Gelegenheit die Missionare ihr ein passendes Andenken zu überreichen beschlossen. Es sollte dies geschehen im Namen aller christlichen Frauen Chinas, und zwar kam man überein, daß das Geburtstagsgeschenk in einem kostbaren Neuen Testament bestehen sollte. Und so geschah es. Das Neue Testament wurde in der Druckerei der Presbyterianischen Mission hergestellt. Am 29. Oktober 1894 war es fertig. Es ist in Quart, 13 Zoll lang, 10 Zoll breit und 2 Zoll dick, auf dem allerbesten Papier mit den größten Buchstaben gedruckt. Es ist entschieden das schönste Buch, das jemals in China gedruckt ist. Die Einfassung jeder Seite ist in Gold gedruckt. Der bloße Druck kostete über 1100 Mk. Gebunden ist es in massive Silberdeckel, die in Canton fabriziert sind. Darauf befinden sich Vögel und Bambus in erhabener Arbeit, die vorzüglich hergestellt sind. Der Name des Buches: „Vollständiges Neues Testament" ist in großen Buchstaben von massivem Gold auf den Deckel genietet. In der Mitte des Deckels befindet sich eine Goldplatte mit der Inschrift: „Klassiker des Heils für die Welt". Das Kästchen für das Buch liegt in einem mit Plüsch überzogenen Behälter, der seinerseits wieder von einem kostbaren Holzgehäuse umschlossen ist. Die Chinesen sagen, daß der Bambus

ein Symbol des Friedens und die Vögel Boten sind; demnach bedeutet die Verzierung des Deckels, daß der Kaiserin-Witwe von ihren christlichen Unterthanen eine „Friedens-Botschaft" gebracht wird. Die Gesamtkosten des Buches mit dem Kästchen betrugen 4800 Mk. Diese Kosten wurden durch mehr als 10000 christliche Chinesinnen aufgebracht, die mit 29 verschiedenen Missionen in Verbindung standen. Zugleich war das Neue Testament von einem Widmungsschreiben, das im Namen der christlichen Frauen Chinas abgefaßt war, begleitet.

Bekannt ist auch, was daraufhin geschah. Nachdem das Neue Testament der Kaiserin-Mutter überreicht war und der Kaiser erfuhr, daß es auch ein Altes Testament gebe, sandte er einen Hofmann in die Bibelniederlage und ließ dort die ganze Bibel kaufen. Da gilt es nun zu beten, daß diesem Monarchen die Kraft Gottes geoffenbart werde, die in dem Evangelium verborgen ist zur Seligkeit allen, die daran glauben, und daß ihm auch ein Licht darüber aufgehe, wie alles in seinem Reiche anders werden muß, nicht bloß im äußern durch Einführung der westlichen Kultur, sondern dadurch, daß Fürst und Unterthanen sich losmachen von der Macht der Finsternis, und sich nicht freiwillig knechten lassen von dem, der ein Mörder ist und Lügner von Anfang an.

Diesem möchte ich noch hinzufügen, daß dieses heilige Buch auch für die Missionsarbeit in China unentbehrlich ist. Ohne dasselbe richten die Missionare nichts aus. Die heilige Schrift allein ist das Palladium und die Beglaubigungsurkunde für die Verkündigung des Evangeliums, auf die wir uns stützen. Die Bibel hat in China bereits Resultate erzielt, die nur durch sie als das Wort des lebendigen Gottes herbeigeführt werden konnten, und je mehr sie in diesem großen Reich verbreitet und verstanden wird, wird sie auch unter Gottes Beistand dereinst die wichtige und einflußreiche Stellung erlangen, die bisher die Klassiker für Chinas Millionen innegehabt haben. Das walte Gott!

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel. — In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Reinhardt & Sohn, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

Nr. 4. Unter Arabern und Juden in der algerischen Sahara. 1895.
Bücheranzeige.

Unter
Arabern und Juden in der algerischen Sahara.

Ach, daß Ismael leben sollte vor dir! Diese Bitte Abrahams zu Gott bewegt uns auch heute noch, wenn wir die Nachkommen Ismaels, die doch auch des Segens Gottes nach 1 Mose 17, 20 teilhaftig werden sollten, als ein Volk dahingehen sehen, das dem Islam zur Beute geworden ist und das sich unter die Fahne des falschen Propheten Mohammed geschart hat. Und diese Bitte erscheint um so dringender, je abweisender sich die Bekenner des Islam gegenüber der Lebenskraft des Evangeliums von Jesu Christo verhalten. Hat doch nirgends die Verkündigung desselben mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie unter den im Todesbann des Mohammedanismus liegenden Völkerschaften; denn meist verschließen sich dieselben durch Fanatismus dem Lebensodem, der sie je und je berührt. Strenge Staatsgesetze, die selbst die Todesstrafe einschließen, bedrohen in manchen Ländern, da der Halbmond regiert, jeden Muselmann, der sich etwa zum Uebertritt zum Christentum entschließen sollte.

Jedenfalls muß er sich auf Haß und Verfolgung gefaßt machen und bereit sein, die Schmach Christi auf sich zu nehmen.

Die Missionsarbeit ist deswegen in diesen Gebieten gewissermaßen nur eine Aussaat auf Hoffnung und beschränkt sich meist auf ärztliche Mission, Schulthätigkeit und Verbreitung der heiligen Schriften. Auf letzterem Gebiet ist es hauptsächlich die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft, die teils den Missionen Handreichung thut, teils aber auch selbständig ihr gesegnetes Werk unter den Mohammedanern treibt.

Eins ihrer vielen Arbeitsfelder ist unter anderen Nordafrika, wo sie besonders in Algerien neuerdings die Zahl ihrer Arbeiter zu verstärken und ihre Wirksamkeit unter der arabischen und jüdischen Bevölkerung auszudehnen sucht. Ihre Bibelboten dringen von hier aus bis in die Wüste Sahara vor, wo sie die einzelnen Oasen aufsuchen und in den Karawanseraien der Heerstraße den durchziehenden arabischen Kaufleuten das Wort des Lebens anbieten. Einem solchen Bibelboten möchten wir heut das Geleit geben und ihm von Algier aus in die Wüste hinein folgen bis in die von ihm besuchte ca. 631 km entfernte Stadt Ghardaja.

Es war, so berichtet derselbe, am 7. November des vorigen Jahres, daß ich mich von Algier aus dahin auf den Weg machte. Ich hatte mich nicht nur mit einem guten Vorrat von heiligen Schriften, hauptsächlich solchen in arabischer und hebräischer Sprache, versehen, sondern auch mit den nötigen Ausweispapieren, um mit den französischen Militärbehörden keine Schwierigkeiten zu bekommen. Die erste Strecke von ca. 135 km legte ich zunächst mit der Eisenbahn zurück; dann ging es mit dem Postkarren weiter nach Boghar, einem Dorf mit etwa 2300 Einwohnern. Während ich hier zwei Tage auf den Eilwagen zu warten hatte, benützte ich die Gelegenheit, um die nahe arabische Stadt zu besuchen, die sich gegenüber dem französischen Dorf auf einem Bergvorsprung erhebt. Während ich hier meine Bücher einigen müßigen Arabern zeigte, die vor einem maurischen Kaffeehaus hockten, sah ich mich bald von einer Menge Volks umgeben. Unter demselben befand sich auch ein Araber, der bereits im Besitz des ersten Buches Mosis und eines Matthäus-Evangeliums war und beide Schriftteile sehr zu schätzen schien. Auf sein Zureden hin entschlossen sich mehrere der Leute, mir einige Bibelteile abzukaufen.

Am folgenden Tag, einem Samstag, suchte ich die Synagoge des Städtchens auf und hatte verschiedene interessante Unterredungen mit den dortigen Juden über die Messias-Frage. Einige benahmen sich dabei sehr aufgeregt und feindselig, sodaß ein junger Mann, der mir beim Weggehen folgte, sagte: „Das sind alles Fanatiker; wenn Sie die bekehren wollen, so vergeuden Sie damit nur Ihre Zeit." Er begleitete mich ins Gasthaus und erkundigte sich hier angelegentlich nach meinem Glauben, kaufte auch hinterher ein französisches Neues Testament, da er des Hebräischen nicht recht mächtig war.

Am Abend wurde dann die Reise nach Djelfa fortgesetzt. Es war eine mühsame und halsbrecherische Fahrt, teils wegen des schlechten Weges, teils wegen der Trunkenheit des Kutschers, der noch dazu die ganze Nacht hindurch auf seinem Bock schlief und es seinen Pferden überließ, der rechten Spur zu folgen. Und was für ein Weg war es! Trotz des stolzen Namens »Route Nationale«, den die Straße führt, ging es durch tiefe Löcher, durch Sand und Morast. Auf die Vorstellungen eines Mitreisenden, die derselbe dem sorglosen Kutscher machte, wie er durch sein Schlafen das Leben seiner Passagiere ernstlicher Gefahr ausgesetzt habe, antwortete dieser nur lachend: „O, ihr furchtsamen Leute! Habt ihr denn Angst vor dem Sterben? Man stirbt ja nur einmal im Leben!" — Die Gegend, die wir während der Nacht und des folgenden Tages durchfuhren, führt den Namen „Hochplateau". Die Rundsicht, die man hier hat, ist aber auch eine ganz bedeutende. Wenigstens auf 75 englische Meilen weit dehnt sich die endlose Ebene aus, ohne auch nur die geringste Erhebung zu zeigen. Hier beginnt auch die Grasregion und erstreckt sich über eine Fläche von ca. 100 km. Mit der Einsammlung dieses Grases, des sogenannten Alphagrases, sind hauptsächlich Spanier beschäftigt, die in der Nähe ihre armseligen Hütten aufgeschlagen haben.

Endlich erreichten wir die Karawanserai Gelt-es-Stel, wo es einigen Aufenthalt gab. Die Karawanseraien sind einander alle ziemlich ähnlich. Es sind große quadratförmige Gebäude ohne irgendwelche Oeffnung nach außen außer der Thür. Innen ist ein geschlossener Hofraum, an dessen vier Seiten sich die Räume für die Reisenden, die Wohnung des Wirts und die Ställe befinden. Alle diese Räumlichkeiten sind nur vom Hof aus zugänglich und

erhalten auch von da aus ihr Licht. Ursprünglich sind diese Gebäude von den Militärbehörden auf ihrem Vormarsch nach dem Süden errichtet worden und wurden von ihnen als Wachthäuser und Proviantmagazine benützt. Manche von ihnen sind in ziemlich gutem Stand erhalten und der Reisende findet in ihnen wenigstens einige Bequemlichkeit. Bei anderen findet sich allerdings gerade das Gegenteil. Aber trotz aller Unsauberkeit, die diese Karawanseraien charakterisiert, ist man doch froh, in diesen entlegenen Regionen ein Plätzchen zu finden, wo einem ein geschütztes Unterkommen und etwas Eßbares nach der beschwerlichen Wüstenreise geboten wird.

Im Lauf des Tages erreichten wir dann eine weitere Haltestelle, wo eben eine große Karawane rastete. Die Männer saßen behaglich vor einem arabischen Kaffeehaus und schlürften ihren Kaffee. Ich setzte mich zu ihnen und ließ mir ebenfalls eine Tasse dieses Getränks geben. Es entspann sich bald eine Unterhaltung, wobei ich nach meiner Reise und meinem Beruf gefragt wurde. Ich gab gern Bescheid und sagte ihnen, daß ich ein Christ sei. Bald hieß es: „Möchten Sie uns nicht einige Ihrer Bücher zeigen?" Auf meine Aufforderung hin begleiteten sie mich zum Wagen und sahen sich hier die Schriften an, die sich gerade in meinem Reisesack fanden. Sie hatten ihre Freude an den hübsch gebundenen Büchern und kauften schließlich die 5 Bücher Mosis und ein Evangelium, deren Deckel sie auf beiden Seiten ehrfurchtsvoll küßten. Bei unserem Scheiden drückten sie mir die Hand und wünschten mir eine glückliche Reise. Diese führte uns über Sanddünen und durch Salzgewässer, die sich ihren Weg durch das Salpetergestein bahnen. Dann gings über leicht ansteigende Anhöhen hinweg, die hier die sogenannte kleine Wüste von der großen Sahara trennen. Erst gegen Abend erreichten wir das 323 km entfernte Djelfa, von wo wir schon am frühen Morgen nach der Oase Laghouat aufbrachen.

Unter den Mitreisenden befand sich auch ein Kaufmann im Postwagen, dessen nähere Bekanntschaft ich unterwegs machte. Während ich nämlich in meiner Bibel las, sah derselbe hinten auf dem Umschlag den Titel, rückte näher an mich heran und sagte: „Ist das da die Bibel, die Sie lesen?" Ich bejahte das, worauf er meinte: „Da sind Sie wohl Protestant? Ich besitze auch eine

solche, die ich unlängst von einem Kolporteur gekauft habe." Dann that er einige Fragen in Bezug auf den Unterschied zwischen dem Katholicismus und Protestantismus und meinte schließlich, die Religion seiner Priester sei ihm ganz zum Ekel geworden, da sie doch nicht ihrer Lehre gemäß lebten. Als ich ihm dann riet, doch recht fleißig die Bibel zu lesen, versprach er, das künftighin thun zu wollen.

Nach einer sehr beschwerlichen Fahrt erreichten wir abends die Karawanserai von Sidi-Maklouf. Doch währte der Aufenthalt nur kurz, indem sich der Postwagen wieder in Bewegung setzte. Die Fahrt ging zunächst über eine große Ebene, die mit Alphagras und wildem Thymian, der Lieblingsspeise der Gazellen, bedeckt war. Später kamen wir über eine Fläche voller Kiesel und dann über eine Anhöhe hinunter in eine sandige Ebene, die infolge der letzten Regengüsse an manchen Stellen unter Wasser stand. Hier mußten wir unseren Wagen verlassen, da das Gespann unserer neun Pferde schon alle Mühe hatte, das leere Gefährt vorwärts zu schleppen. Nachdem wir eine zeitlang im losen Sand gewatet waren, erreichten wir glücklich die Oase Laghouat, eine Stadt von etwa 5000 Einwohnern. Ihrer günstigen Lage wegen ist dieselbe für das südliche Algerien von großer Bedeutung; denn hier kreuzen sich so ziemlich alle Handelsstraßen der Sahara. Unzählige Karawanen treffen an diesem Knotenpunkt zusammen und an Markttagen füllt sich die Stadt mit Arabern von nah und fern. Auch vielen Soldaten begegnet man in den Straßen, denn wie alle größeren Plätze des südlichen Algeriens, so hat auch Laghouat eine bedeutende Garnison.

Da wir hier einen ganzen Tag Aufenthalt hatten, so begab ich mich sofort mit einem Vorrat von Schriften auf den Marktplatz. Dieser war sehr belebt. Araber verkauften Korn, Salz, Teer u. a., während Juden allerhand kleine europäische Artikel feilboten. Am meisten aber fiel eine Reihe von Negern auf, die vor kleinen Erdlöchern hockten, in denen sie ein kleines Feuer unterhielten und schmale Stückchen Schaffleisch für den Verkauf rösteten. Ich zeigte einem von ihnen meine Bücher und fragte ihn, ob er lesen könne. Aber der arme Mann mußte das verneinen, und selbst einige Araber bekannten, daß sie von dieser Kunst nichts verstünden. Indem ich mich durch das Gewühl der Kamele,

Pferde, Ochsen, Esel und die Volksmenge hindurchdrückte, machte ich mich schließlich an einen Salzhändler, der vor einigen Säcken voll Salzsteinen saß. Ich bot ihm meine Ware an. „Laß mich sehen!" war seine kurze Antwort. Ich reichte ihm einen Psalter und machte ihn darauf aufmerksam, daß derselbe die Worte des Propheten David enthalte. Er nahm das Buch, wendete es nach allen Seiten um, prüfte den Einband und blätterte mit aller Umständlichkeit darin. Als ich sah, daß er mich damit nur unnötig aufhielt, forderte ich ihn auf, einige Sätze darin zu lesen. Er that das, aber mit augenscheinlicher Schwierigkeit. Währenddem erschienen zwei kleine Mädchen mit einem Korb voll halbverfaulter Datteln, die sie gegen Salz auszutauschen wünschten. (Der Tauschhandel spielt hier im Süden überhaupt eine große Rolle.) Erst als die beiden Mädchen abgefertigt waren und sich entfernt hatten, konnte unser Handel wieder aufgenommen werden. Ich redete nun meinem Araber zu, doch den Psalter zu kaufen und pries ihm dessen Inhalt und Billigkeit an. Aber als er den Preis vernahm, der doch nur 5 Pence (ca. 40 Pf.) betrug, da meinte er: das sei zu teuer; er gebe nur 3 Pence (= 25 Pf.). Ich reichte ihm darauf ein Evangelium und sagte: hier ist ein billigeres Buch; das kostet sogar nur 2 Pence. Aber er wollte nun einmal ein größeres haben. So bot ich ihm die 5 Bücher Mosis für 3 Pence an. Dieses war ihm recht; aber auch jetzt beeilte er sich nicht mit der Bezahlung und es verging eine geraume Zeit, bis er die einzelnen Kupfermünzen aus seiner Börse, dem Burnus und sogar aus dem Turban hervorgesucht hatte. Dann zählte und rechnete er die paar Pfennige immer und immer wieder zusammen, bis er sie mir schließlich einhändigte. Das ganze Geschäft hatte wohl eine halbe Stunde in Anspruch genommen. Ich erwähne diesen Umstand nur, um zu zeigen, wie man sich im Verkehr mit den Arabern mit einer guten Portion Geduld versehen muß; denn ohne einen langen Handel geht es da nicht ab. Da wird ein Buch erst von allen Seiten besichtigt und untersucht, man marktet hin und her und schließlich geht der Araber erst noch hinweg und meint: das Buch ist nicht gut.

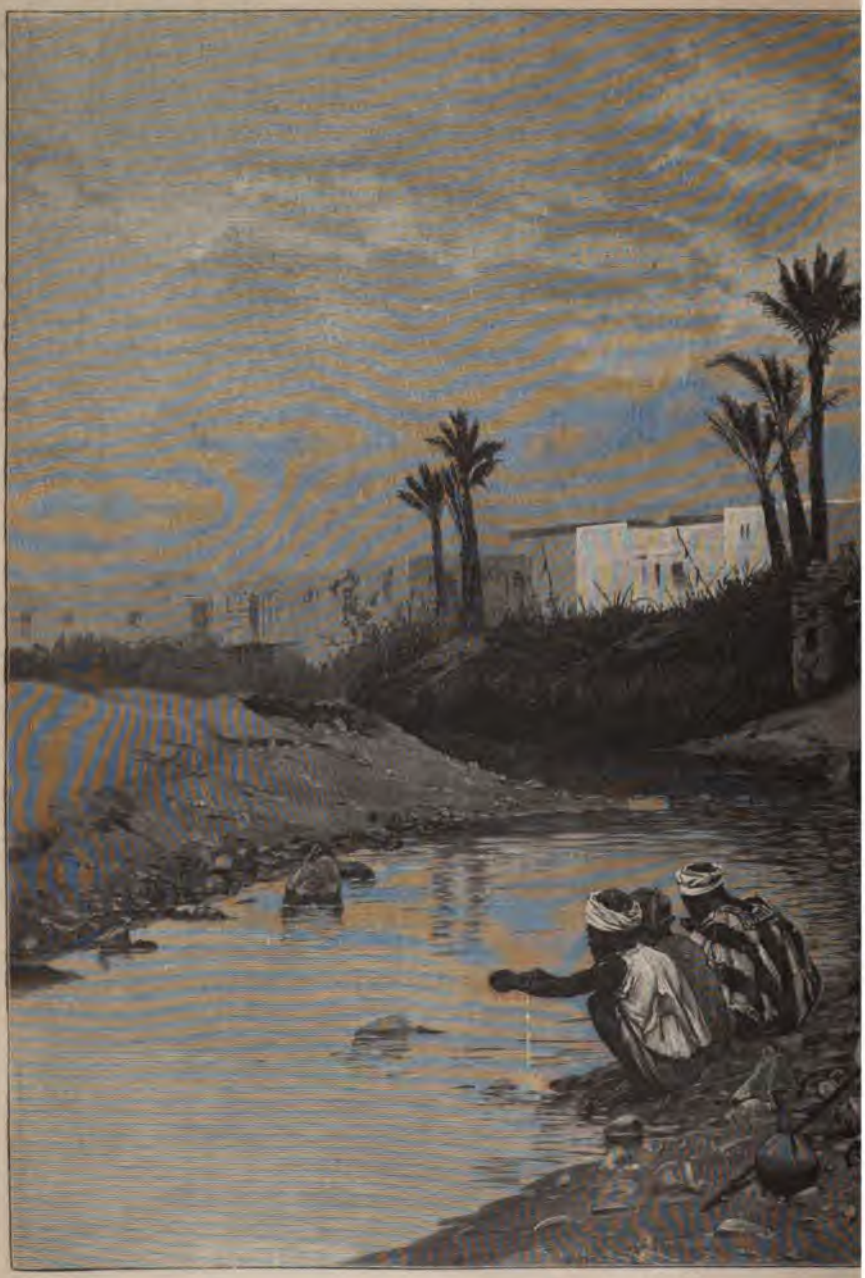
Nachdem ich den ganzen Vormittag auf dem Marktplatz und in dessen Nähe zugebracht hatte, besuchte ich am Nachmittag die verschiedenen Kaffeehäuser und Kaufläden und setzte hier noch

manches Exemplar der heiligen Schriften ab. Hie und da war auch Nachfrage nach dem Koran, dem Religionsbuch der Mohammedaner. Es ist ganz gut, hieß es, das Gesetz Mosis, die Psalmen Davids und das Evangelium Jesu Christi zum Kauf anzubieten; aber Sie sollten doch auch den Koran des Propheten Mohammed bei sich führen. Solchen Leuten konnte ich nur erwidern, daß ich als Christ bloß Bücher meiner Religion verkaufen könnte; auch sei ich ganz sicher, daß kein Mohammedaner von mir einen Koran kaufen würde, da man uns Christen ja im Verdacht habe, wir fälschten ihren Koran.

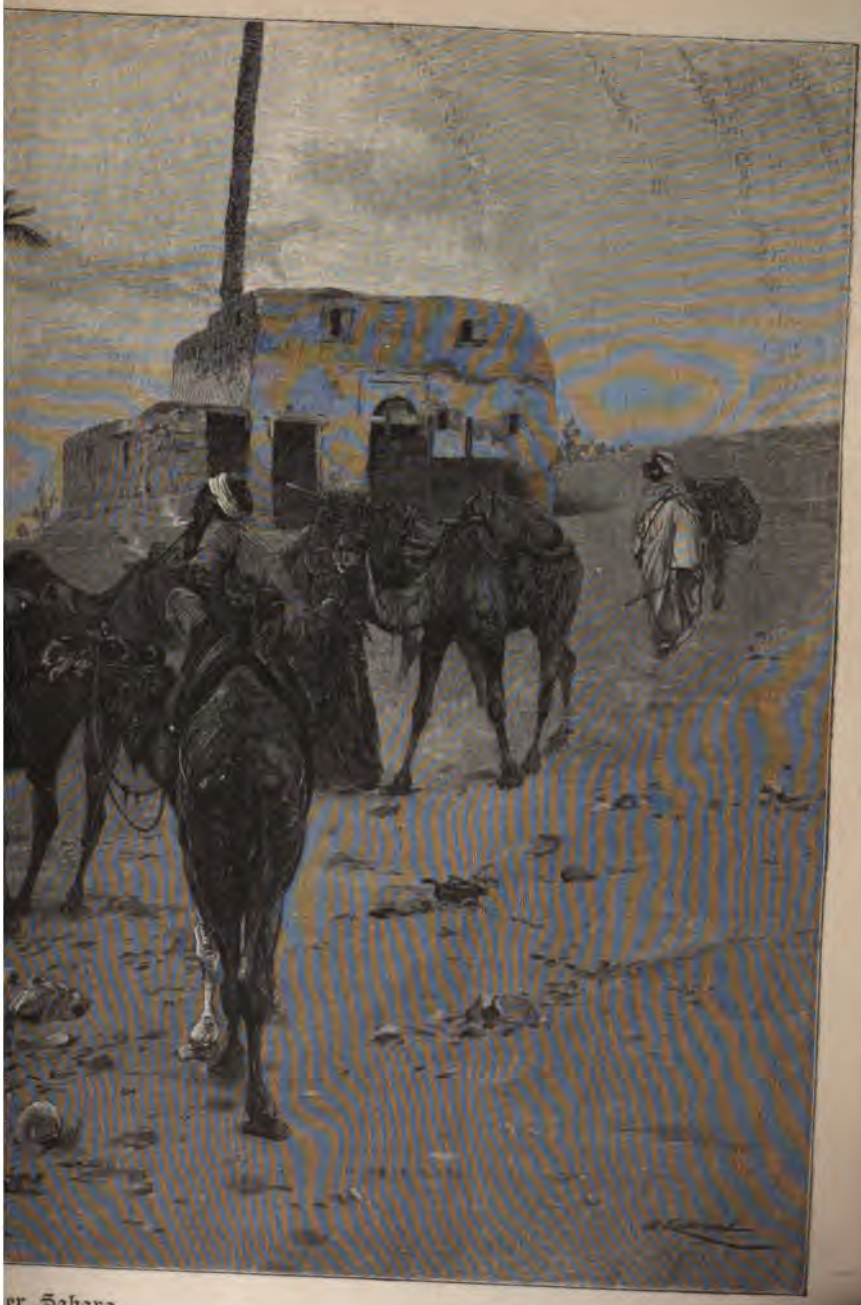
Am folgenden Morgen sollte die Weiterfahrt schon in aller Frühe vor sich gehen. Leider regnete es und so fand ich das Innere des Wagens mit allerlei Gepäckstücken derart vollgepfropft, daß kein einziger Sitz mehr frei war. Da gab es Kisten mit Absinth und Chokolade, Fäßchen voll Fett und Säcke mit Korn. Ich protestierte zwar dagegen, aber umsonst. Der Kutscher meinte, er könne doch die Waren nicht oben auf der Wagendecke dem Regen aussetzen. So zwängte ich mich denn so gut es ging in das Gefährt hinein und nahm meinen Platz auf einem der Kornsäcke, während die übrigen Gepäckstücke rechts und links übereinander geschichtet wurden. Bei dem heftigen Schwanken des Wagens drohten sie indes jeden Augenblick herunterzurutschen, und vollends im Fall des Umwerfens, was bei dem schlechten Weg immerhin möglich war, wäre es kaum ohne Schaden abgelaufen. Da jedoch der Regen nach und nach aufhörte, so wurde ich schon an der nächsten Haltestelle von den unliebsamen Mitreisenden befreit.

In dieser Karawanserai las ich den Arabern die Geschichte vom barmherzigen Samariter vor. Sie hörten aufmerksam zu; aber als ich sie darauf hinwies, daß damit der Herr Jesus gemeint sei, verzog sich einer nach dem andern. Als ich nach dem Grund davon fragte, hieß es: „Wir wollen nichts mehr von diesem Jesus hören; wir haben unseren Propheten und unsere Religion; ihnen wollen wir folgen.“ Doch war mein Zeugnis nicht ganz ohne Wirkung; denn der Kutscher kaufte sich infolge dessen das Evangelium, aus dem ich ihnen vorgelesen hatte.

Wir hatten nun die Region der sogenannten „Dayas“ erreicht, ein Steppenland mit kleinen Einsenkungen, in denen sich das Regenwasser sammelt und stehen bleibt. Da die Regengewässer in ihrem



Raſtende Karawa



er Sahara.

Lauf allerlei fruchtbares Erdreich mit sich führen und mit der Zeit eine Humusschicht ansetzen, so finden sich da und dort Gruppen von stattlichen Bäumen und Gesträuchen. Diese Waldstellen sind ein beliebter Sammelplatz der Gazellen. Ueberhaupt ist es ein überraschender und zugleich wohlthuender Anblick, wenn man tagelang nichts als mageres Alphagras gesehen hat und nun plötzlich da und dort die Kronen von Laubbäumen auftauchen sieht. Ab und zu begegneten wir langen Zügen von Kamelen und ansehnlichen Schafherden, die in der Nähe dieser kleinen Oasen weideten oder zur Tränke gingen; denn nur hier sind die Hirten sicher, genügend Wasser für ihre Herden zu finden.

In der Karawanserai Cilrempt, wo sich eine so große Cisterne befindet, daß sie Wasser für ein ganzes Jahr faßt, traf ich einen französischen Lieutenant der Turkos, dessen Leute hier ein Lager bezogen hatten. Er erschien sehr niedergedrückt, was wohl nicht zu verwundern war, denn man hatte ihn von Weib und Kind hinweg für ein volles Jahr nach einem der neuerrichteten Forts im äußersten Süden Algeriens kommandiert. Ich suchte ihn etwas aufzurichten, wofür er sich beim Abschied sehr dankbar aussprach. Trotz eines heftigen Gewittersturms, der den ganzen Hofraum der Karawanserai in kurzem unter Wasser setzte, wurde die Fahrt noch spät abends fortgesetzt. Der Sturm hielt auch fast die ganze Nacht hindurch an und mehr als einmal schien es, als ob der Wagen über einen Fluß setzte. Gegen Morgen, als sich das Unwetter gelegt und die Sonne wieder schien, befanden wir uns auf einem weiten felsigen Tafelland, das sich nach Süden hin über eine Fläche von mehr als 100 km ausdehnt. Die ganze Gegend ist eine äußerst traurige Einöde, in der das Auge nur einzelne starre Felsen erblickt, die eine so grelle Farbe haben, als ob sie von den Strahlen der tropischen Sonne durchglüht wären. Wir hatten eine ganze Anzahl von reißenden Bächen und Wasserrinnen zu kreuzen, bis wir die Stadt Berrian in Sicht bekamen. Die Oase zählt ungefähr 35 000 Dattelpalmen, die durch drei Deiche bewässert werden. Die dazu führenden Gräben standen voll Wasser, die wir alle passieren mußten, wobei den Pferden manchmal das Wasser bis an die Brust ging.

Sobald wir die Stadt erreichten, folgte uns ein Haufe Mozabiten oder mauriſcher Christen, von denen mich der eine von

Algier her kannte. Er kam sogleich zu mir und nahm mich nach den üblichen Begrüßungen bei der Hand, um mich in ein Kaffeehaus zu geleiten. Hier war ich bald der Anziehungspunkt für alle Anwesenden. Jeder wollte wissen, woher ich käme und wohin ich ginge. Die Auskunft hierüber erteilte mein Freund, der Mozabite, in bereitwilligster Weise, während ich indessen einige Evangelien aus der Reisetasche hervorlangte und sie zum Kauf anbot. Einige schützten vor, nicht lesen zu können; andere gaben sie wieder zurück mit dem Bemerken, daß es ihnen nicht erlaubt sei, ein christliches Buch zu lesen. Doch kauften zwei Gäste je ein Exemplar und auch auf dem Heimweg fand ich in den Läden noch mehrere Käufer, sodaß ich bedauerte, keinen längeren Aufenthalt zu haben. Denn schon eine Stunde später setzte sich der Wagen wieder in Bewegung. Diesmal hatte ich einen Reisebegleiter, der seinem reinen, weißen Burnus nach zu urteilen entweder ein Kadi (Richter) oder ein Marabut (Priester) zu sein schien. Er entfaltete denn auch bald einige Streifen Papier und that, als ob er davon etwas ablese; aber es geschah dies augenscheinlich nur, um mir zu zeigen, daß er nicht der gewöhnlichen Volksklasse angehöre. Ich suchte nun ebenfalls seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, indem ich einen Psalter hervorzog und darin zu lesen begann. Es währte auch nicht lange, so schielte er verstohlen nach meinem Buch. Ich fragte ihn deshalb, ob ichs ihm zum Lesen anbieten dürfte. Er that zwar anfangs, als ob er meine Frage überhört habe, konnte aber schließlich doch nicht umhin, meinem Anerbieten Beachtung zu schenken und erkundigte sich, was es für ein Buch sei. Ich erklärte ihm, daß es die Psalmen des Königs Davids seien, von dem der Koran sage: „Gott gab ihm das Buch und die Weisheit. Wir selbst haben dem David die Psalmen gegeben.“ Darauf meinte aber mein Araber: Ja, das ist wohl wahr; aber das Buch, das Sie mit diesem Namen belegen, ist nicht das wahre; die Juden und Christen haben es gefälscht.“ Ich verneinte das natürlich und suchte ihm die Ungereimtheit dieser Behauptung zu widerlegen. Aber alle meine Beweisgründe waren nutzlos, denn er bestand darauf, ihre Gelehrten hätten erklärt, daß weder die Juden noch die Christen ihre heiligen Bücher in der ursprünglichen Reinheit besäßen. Als ich sah, daß ihn nichts in dieser Meinung wankend machen konnte, erklärte ich ihm: Ich sei froh und dankbar, ein

Christ zu sein; denn Jesus Christus habe mich nicht bloß erlöst von aller Sündenschuld, sondern mir auch die herrliche Freiheit der Kinder Gottes geschenkt. Niemand verbiete mir den Koran zu lesen, wie er ja gesehen habe, daß ich dessen Inhalt kenne; sie aber als Mohammedaner dürften nicht einmal ein solches Buch, wie dieses da, anrühren, obschon es vom ersten Blatt bis zum letzten die Herrlichkeit, Größe und Macht Gottes preise. Worin bestehe nun wohl ihre Freiheit? Er erwiderte hierauf kein Wort, sondern murmelte nur einige unverständliche Sätze vor sich hin. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er einer jener Marabuts, die bei jeder Gelegenheit das Volk davon abhalten, irgend ein christliches Buch zu kaufen. Sie brauchen dabei gar kein Wort zu reden; ein einziger vielsagender Blick genügt, um die Gläubigen davon abzuschrecken.

Nach längerer Fahrt grüßten uns endlich vom Thal herauf die schönen Gärten von Oued Mzab. Der Weg führt hier sehr abschüssig und in unzähligen Windungen die Höhen hinunter, während zur Rechten ein tiefer Abgrund gähnt. Da die Fahrt auf dieser Strecke nicht ohne Gefahr ist, so mußten wir der Sicherheit wegen aussteigen; die Räder wurden durch Ketten stark angezogen und so gings die steile Bergstraße hinab. Unten wurde nur noch eine kleine Sandebene durchfahren und wir waren in Ghardaja, dem Ziel meiner Reise.

Die Stadt liegt am Fuß eines Höhenzuges, der die Südseite des Thales einschließt. Wie alle Städte dieser Gegenden gewährt Ghardaja den Anblick einer großen Pyramide, deren Spitze von einer Moschee gekrönt ist, die sich mit ihrem roten Minaret ganz eigenartig von den weißgetünchten Häusern abhebt. Die letzteren, etwa 2000 an der Zahl, erheben sich terrassenförmig über einander und sind von Stein und Erde erbaut. Sie haben alle die gleiche Bauart, ohne irgendwelche architektonische Verzierung, kahle Mauern und platte Dächer. Das Holzwerk für den Bau und die innere Einrichtung liefern die Palmen. Die Stadt besteht aus drei verschiedenen Stadtteilen, von denen jeder durch eine geschlossene Mauer vom andern getrennt ist. Im Osten liegt der jüdische Stadtteil, dessen Straßen nicht nur sehr eng und krumm, sondern auch äußerst schmutzig sind. Ebenso unsauber und unordentlich siehts im Innern der Wohnungen aus. Ueberhaupt macht die ganze jüdische Bevöl-

kerung, vor allem die Frauen und Kinder, einen abschreckenden Eindruck. Die meisten Juden sind Juweliere, einige wenige auch Schuhmacher und Büchsenschmiede. Sie sollen sehr reich sein; aber ihrer äußeren Erscheinung nach würde man gerade das Gegenteil von ihnen glauben. Fanatismus scheint ihnen ziemlich fremd zu sein, was wohl darin seinen Grund hat, daß sie überaus unwissend sind, selbst in Bezug auf ihre eigenen heiligen Schriften. Ihr Rabbi, dessen Bekanntschaft ich schon in Algier gemacht hatte, war sehr freundlich und ging mir in zuvorkommendster Weise an die Hand. Er führte mich in verschiedenen Häusern ein und zeigte mir auch die Synagoge, wo ich eine prächtige Pentateuchrolle sah. Das Gebäude enthält keine Sitze und die Juden verrichten ihre Andachtsübungen auf dem bloßen Boden, indem sie nicht einmal Matten oder Decken, wie dies die Mohammedaner thun, auf denselben ausbreiten. — Das arabische Stadtviertel liegt im Südwesten, während die Mozabiten das Centrum der Stadt bewohnen. Im unteren Teil derselben liegt der Marktplatz, der auf allen Seiten mit Arkaden oder gedeckten Bogengängen versehen ist, unter denen sich die Kaufläden befinden. Auf der linken Seite erhebt sich eine kleine gemauerte Plattform von etwa drei Fuß Höhe, die den zum Markt kommenden Arabern als Gebetsplatz dient.

Nachdem ich ein Unterkommen in der Stadt gefunden hatte, wollte ich dem französischen Kommandanten des Platzes meine Aufwartung machen. Doch noch ehe ich dazu kam, erschien schon der Wirt und bat um die Karte, um meine Ankunft zu melden. Er entschuldigte sich damit, daß es die französischen Militärbehörden in diesem Punkt sehr genau nehmen. Diese scheinen auch wirklich Fremden gegenüber und vollends solchen, die irgendeine Art von Missionsarbeit unter den Eingebornen treiben wollen, außerordentlich vorsichtig zu sein. Ich wartete, nachdem ich mich persönlich beim Kommandanten gemeldet hatte, mehrere Tage vergeblich auf eine amtliche Ermächtigung zur Kolportage in der Stadt und mußte schließlich einsehen, daß mir eine solche nicht gegeben werden würde. Inzwischen besuchte ich mehrere kleine Städte und Ortschaften in der Nähe von Ghardaja und hatte manche interessante Unterredungen mit Juden und Mohammedanern. Zugleich hatte ich Gelegenheit, einen Vorgang zu beobachten, wie er sich nur in solchen heißen, trockenen Himmelsstrichen abzuspielen pflegt. Ein heftiger Sturm

brach eines Morgens plötzlich los und in Strömen floß der Regen herab. In kurzem waren die unteren Teile der Stadt überflutet und einige Straßen vollständig unter Wasser gesetzt. Dieses Ereignis rief in der ganzen Stadt den größten Jubel hervor. Männer und Frauen tanzten singend auf den Straßen herum, während andere eifrigst bemüht waren, mit Picken und Schaufeln die Hindernisse hinwegzuräumen, um dem Wasser freien Zutritt zu den Gärten zu bahnen. Alles das dauerte etwa eine Stunde. Dann hörte der Regen auf und die Straßen waren wieder trocken wie zuvor. Aber der allgemeine Jubel währte den ganzen Tag fort und mit Recht freuten sich diese Wüstenbewohner der Gabe Gottes, durch die ihre Gärten befruchtet und ihre Cisternen für ein ganzes Jahr mit Wasser versehen worden waren. An demselben und den folgenden Tag über war das Telegraphenbureau beständig von Leuten umlagert, die nach allen Richtungen hin Telegramme mit dieser Freudenbotschaft an ihre Verwandten und Freunde abgehen ließen. Ebenso wurde ich von manchen gebeten, bei meiner Rückkehr nach Algier ihren Freunden es mündlich mitzuteilen und es zu bezeugen, daß ich das Ereignis mit eigenen Augen gesehen hätte.

Da mir die obrigkeitliche Bewilligung versagt war, so blieb mir schließlich nichts anderes übrig, als Ghardaja wieder zu verlassen und die Rückreise anzutreten. Ich nahm meinen Weg wieder über die Oase Laghouat und Djelfa. In letzterem hatte ich zwei Tage Zeit, um unter den Juden und Arabern zu kolportieren. Der Kommandant des Platzes empfing mich sehr freundlich und erkundigte sich eingehend nach dem Werk der Bibelgesellschaft. Dann sagte er, es sei gewiß sehr gut, Bücher christlichen Inhalts unter den Eingebornen zu verbreiten und er wolle mir deshalb auch nichts in den Weg legen; nur dürfe er mich amtlich nicht dazu autorisieren. Auch solle ich jede Ansammlung von Volk zu vermeiden suchen. Erfreut, wenigstens insoweit volle Freiheit zu haben, begab ich mich nach dem Marktplatz. Hier fand ich auch manche Käufer und Leute, die über den Inhalt der Bibel mit sich reden ließen. Am Nachmittag besuchte ich die Kaufläden und fand wenigstens bei den Juden ziemlich viel Eingang. Nur die arabischen Händler verhielten sich hier ablehnend, weil, wie sie sagten, meine Bücher nichts von ihrem Propheten Mohammed enthielten.

Von Djelfa bog ich nach Nordosten ab und reiste nach der Oase Bou-Saâda, wo ich nach einer beschwerlichen und zum Teil gefahrvollen Fahrt anlangte. Bou-Saâda ist eine Stadt von etwa 6000 Einwohnern, mit engen, krummen Gassen, deren armselige Häuser, wie die aller Städte der algerischen Sahara, aus getrockneten Backsteinen erbaut sind. Der untere Teil der Stadt ist von schönen Gärten umgeben, die ca. 8500 Palmbäume enthalten. Da mir hier nicht viel Zeit übrig blieb, so ging ich alsbald an die Arbeit und suchte wie überall die Araber und Juden auf. Unter den letzteren setzte ich bald die noch übrigen hebräischen Bibelteile ab und bedauerte nur, ihrer nicht noch mehr zu haben. Auch die Mohammedaner auf dem Marktplatz kamen mir freundlich entgegen und kauften mit Vorliebe den Psalter. Nur in einem der Kaufläden widerstand mir ein Muselmann aufs heftigste; er schimpfte über die Christen und warf ihnen vor, sie seien alle Ungläubige, Spieler und Trunkenbolde. Ich redete ihm zu, doch ein Neues Testament zu kaufen und sich zu überzeugen, daß die Lehre Jesu Christi solche Laster auch verdamme, und daß Christen, die einen solchen Lebenswandel führten, keine wahre Christen seien und im Widerspruch mit dem Evangelium lebten. Er kaufte schließlich ein Neues Testament und meinte: Gut, ich will sehen, ob Ihre Lehre so rein und lauter ist, wie die unsrige.

Als ich mich nachmittags wieder zur Poststation begab, traf ich hier mehrere Araber, die auf mich warteten und verschiedene Bibelteile zu kaufen wünschten. Der eine verlangte sogar eine ganze Bibel, ein anderer ein Neues Testament. Leider war mein Vorrat an diesen vollständig aufgebraucht und ich konnte ihnen nur noch einzelne Schriftteile anbieten. Aber sie wünschten durchaus die vollständigen Ausgaben für einen Franken, und erst als sie sahen, daß keine anderen zu haben waren, entschlossen sie sich, die kleinen Bibelteile zu kaufen. Auch ein Jude kam daher und bat um eine spanische Bibel. Als ich ihm leider keine geben konnte, reichte er mir ein Geldstück und sagte: „Hier ist das Geld; senden Sie mir eine von Algier aus." Und als der Wagen durch die Straßen der Stadt rollte, da drängte sich eine große Anzahl von Knaben an ihn heran, die alle den einen oder andern Schriftteil kaufen wollten. Da der Kutscher mit Rücksicht darauf etwas langsamer fuhr, so konnte ich den Wünschen der meisten entsprechen.

Von Bou-Saâda gings dann weiter nach Aumale und Bouira, von wo ich schließlich die Eisenbahn benützte und am 1. Dezember glücklich Algier erreichte. Wills Gott ist diese 25tägige Reise bis in den Süden von Algerien nicht ohne Segen für manchen Araber und Juden geblieben. Wenigstens durfte ich viele jener Kinder der Wüste mit dem Wort des Lebens versehen. Er, der Herr selbst aber wolle Sein heiliges Wort unter ihnen zu Geist und Leben werden lassen!

Bücheranzeige.

Christian Scriver. Hausschatz täglicher Andachten. Gehoben aus dem Seelenschatz und in Anlehnung an das Niemannsche Lektionar nach dem Kirchenjahr geordnet von W. Lüpkes, Pastor. 464 S. Verl. v. Karl Meyer (Gustav Prior), Hannover. broch. Mk. 2.50 | geb. Mk. 3.

In dem vorliegenden Hausschatz täglicher Andachten soll der alte, vortreffliche Seelenschatz von Scriver wieder Eingang in der heutigen christlichen Familie finden, doch so, daß das Beste seines Inhalts zu diesem Zweck sorgfältig ausgewählt und in kurzen Betrachtungen für jeden Tag des Jahres zusammengestellt ist. Den Betrachtungen sind jedesmal passende Liederverse vorangestellt und ein kurzes Gebet schließt dieselben. Das Buch ist mit dem schönen Holzschnitt von Ludwig Richter: die „betende Familie", geschmückt und weist im Anhang ein Register der behandelten Texte auf. Der Preis ist sehr mäßig. Wir wünschen dem Andachtsbuch, daß es in recht vielen Familien als Hausschatz Eingang finden und reichen Segen stiften möge.

Conard H. Das Neue Testament forschenden Bibellesern durch Umschreibung und Erläuterung erklärt. Zehnter Band: Die Briefe des Petrus, Judas und Johannes. 176 S. Verlag von August Stein, Potsdam.
broch. Mk. 1.60 | eleg. geb. Mk. 2.30.

Wir haben schon in den Bibelblättern Nr. 1, S. 16 auf die praktische Anordnung dieses Bibelwerkes hingewiesen und fügen hier nur noch hinzu, daß der vortreffliche Kommentar auf dem Grunde positiven, bibelgläubigen Christentums steht und besonders dem Laien beim Lesen und Forschen der hl. Schrift die vielseitigste Handreichung bietet.

Themata für 1896, Texte zum Bibellesen für den täglichen Gebrauch, mit leerem Raum für Geburtstage und andere Notizen. Verlag von E. Röttger, Kassel. Preis des Heftchens 10 Pf., 10 Stück 80 Pf., 100 Stück 7 Mk.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel. — In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Reinhardt & Sohn, Basel.

Stanford University Libraries
3 6105 012 818 071

B
2(
E
1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.